HEYNE BÜCHER

FRANK HERBERT

Die Kinder des Wüstenplaneten

ROMAN

Das Buch

Der Djihad, der Heilige Krieg der Fremen, ist längst vorüber. Das Imperium trägt den Keim des Zerfalls in sich, seit sein Gründer Paul Atreides, genannt Muad'dib, nach Fremenart in die Wüste gezogen ist, um zu sterben. Er hat seine Gaben, die Erinnerung von Vorfahren wieder zu erwecken und seherisch in die Zukunft zu blicken, seinen Zwillingen vererbt. Doch trotz der ungeheuren Kräfte, über die sie verfügen, sind sie verletzliche Kinder, und sie müssen sich nicht nur gegen die Schatten der Vergangenheit zur Wehr setzen, die sie heimsuchen, sondern auch gegen die Feinde von außen, die ihnen nach dem Leben trachten und das Imperium zerschmettern wollen. Da kommt eines Tages ein blinder Prediger aus der Wüste. Er prophezeit den Untergang und erhebt seine Stimme gegen die Erstarrung der Religion. Ist er der wiedererstandene Muad'dib, wie manche behaupten? Oder ist er ein tödliches Werkzeug der Gegner des Imperiums?

Der Autor

Frank Herbert wurde 1920 in Tacoma, Washington geboren. Nach einem Journalismus-Studium arbeitete er unter anderem als Kameramann, Radiomoderator, Dozent und Austerntaucher, bevor 1955 sein Romanerstling ›The Dragon in the Sea‹ (dt. ›Atom-U-Boot S 1881‹) zur Fortsetzung in einem SF-Magazin veröffentlicht wurde. Der Durchbruch als Schriftsteller gelang ihm jedoch erst Mitte der sechziger Jahre mit ›Dune‹ (dt. ›Der Wüstenplanet‹), dem Auftakt zum erfolgreichsten SF-Zyklus der Literaturgeschichte. Frank Herbert starb im Jahre 1986.

Eine Liste der im WILHELM HEYNE VERLAG erschienenen Bücher von Frank Herbert finden Sie am Ende des Bandes.

Frank Herbert

Die Kinder des Wüstenplaneten

Der Wüstenplanet
Dritter Roman

Bearbeitete Neuausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY
Band 06/6402

Titel der amerikanischen Originalausgabe
CHILDREN OF DUNE
Deutsche Übersetzung von Ronald M. Hahn
Das Umschlagbild ist von Frank M. Lewecke

Umwelthinweis:
Dieses Buch wurde auf chlor- und
säurefreiem Papier gedruckt.

4. Auflage

Überarbeitete Neuausgabe
Redaktion: Wolfgang Jeschke
Copyright © 1976 by Frank Herbert
Mit freundlicher Genehmigung der Erben des Autors
und Paul & Peter Fritz, Literarische Agentur, Zürich
Copyright © 2001 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
http://www.heyne.de
Taschenbuchausgabe 5/2001
Printed in Germany 2002
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Technische Betreuung: M. Spinola
Satz: Schaber Satz- und Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 3-453-18685-0

1

Die Lehren Muad'dibs sind zu einem Spielfeld von Pharisäern, Abergläubischen und Korrupten geworden. Er brachte uns bei, ein ausgeglichenes Leben zu führen und vertrat eine Philosophie, die dem Menschen half, erfolgreich den Problemen eines sich stetig ändernden Universums zu begegnen. Seine Ansicht war, daß sich in einem fortschreitenden Universum auch der Mensch mitentwickelt und daß diese Evolution wechselnden Prinzipien unterworfen ist, die allein die Ewigkeit bestimmt. Doch wie soll eine verderbte Urteilskraft einen solchen Geist praktizieren können?

Worte des Mentaten Duncan Idaho

Auf der Oberfläche des schweren Teppichs, der den felsigen Untergrund des Höhlengangs bedeckte, erschien ein Lichtstrahl, dessen Quelle nicht erkenntlich war und nur auf dem Objekt seiner Suche zu existieren schien. Wie ein forschender Kreis mit einem Durchmesser von zwei Zentimetern glitt er hin und her, sich verbreiternd und wieder zusammenziehend. Er traf auf die Seitenwand eines grünen Betts, verharrte und glitt dann zögernd höher.

Unter der grünen Decke lag ein Kind mit rostrotem Haar und einem Gesicht, das die gesunden Rundungen eines Babys aufwies, obwohl es keines mehr war. Es hatte einen edel geschnittenen Mund und - obwohl es an sich nicht den üblichen fleischigen Körper der Fremdweltler aufwies - entbehrte völlig der hageren Ausgezehrtheit der traditionellen Fremen. Als der Lichtschein über die geschlossenen Lider hüpfte, regte sich das Kind. Sofort ging das Licht wieder aus.

Jetzt war lediglich noch ein gleichmäßiges Atmen zu hören, und - kaum hörbar im Hintergrund - das monotone *plitsch-plitsch-plitsch* tröpfelnden Wassers, das von einer Windfalle, weit oberhalb der Höhle, in einem Wasserbecken aufgefangen wurde.

Erneut leuchtete das Licht in der Kammer auf. Der Strahl war nun weitaus länger und heller. Und jetzt konnte man auch die Quelle erkennen, aus der er kam. Jemand bewegte sich hinter ihr: eine vermummte Gestalt stand im Eingang der Höhle, ließ den Strahl durch den Raum schweifen, fragend und suchend. Es war etwas Bedrohliches an diesem Lichtstrahl, eine ruhelose Unzufriedenheit, aber dennoch vermied er es, das schlafende Kind noch einmal zu berühren. Prüfend glitt er über die von Wandbehängen unsichtbar gemachten Felswände und blieb auf einer Ausbeulung haften.

Wieder erlosch das Licht. Die vermummte Gestalt bewegte sich lautlos voran. Jeder, der im Sietch Tabr nicht fremd war, hätte in diesem Moment erkennen können, daß es sich bei ihr um Stilgar handelte, den Naib der örtlichen Gemeinschaft und Leibwächter der elternlosen Zwillinge, die dazu ausersehen waren, eines Tages die Stelle ihres Vaters Paul Muad'dib einzunehmen. Es kam öfters vor, daß Stilgar während der Nacht die Quartiere der Zwillinge inspizierte, wobei er in der Regel zuerst den Raum aufsuchte, in dem Ghanima schlief, und anschließend zu Leto ging, um sich davon zu überzeugen, daß auch ihm nichts geschehen war.

Ich bin ein alter Narr, dachte Stilgar. Seine Finger glitten über die kalte Oberfläche der Taschenlampe, bevor er sie hinter seiner Schärpe verschwinden ließ. Das Ding irritierte ihn jedesmal, wenn er glaubte, sich darauf verlassen zu können. Es handelte sich um ein Produkt des Imperiums, ein Instrument zur Auffindung größerer lebender Körper. Und dennoch konnte es ihm nicht mehr zeigen als die schlafenden Kinder in ihren königlichen Räumen.

Stilgar wußte, daß seine Gedanken und Gefühle sich kaum von der Wirkungsweise der Lampe unterschieden. Auch sein Inneres war nicht in der Lage, die ständige Rastlosigkeit zu vertreiben. Es war, als würde eine mächtigere Kraft diese Regungen kontrollieren und ihn in eine Lage versetzen, in der er überall nur noch Gefahren witterte. Hier lagen die Bezugspunkte jener grandiosen Träume vor ihm, die das ganze bekannte Universum beherrschten; der kostbarste Besitz aller Zeiten, die weltlichen Autoritäten und mächtigsten aller mystischen Glücksbringer: die göttliche Authentizität von Muad'dibs Vermächtnis. In diesen Kindern – in Leto und seiner Schwester Ghanima – hatte sich eine erschreckende Macht konzentriert. Durch sie lebte auch Muad'dib weiter, obwohl er längst tot war.

Leto und Ghanima waren mehr als neun Jahre alte Kinder: sie stellten eine natürliche Kraft dar und waren Objekte von Verehrung und Angst. Sie waren die Kinder Paul Atreides', der zu Muad'dib und später zum *Mahdi* aller Fremen geworden war. Muad'dib war zum Auslöser einer Bewegung geworden, die die Fremen in einem Djihad von diesem Planeten durch das Universum hatten aufbrechen lassen. Sie hatten es sich dabei in einem religiösen Kreuzzug unterworfen und auf jeder Welt, die sie betraten, deutliche Zeichen ihres Sieges hinterlassen.*

Dennoch sind Muad'dibs Kinder Wesen aus Fleisch und Blut, dachte Stilgar, *und zwei kurze Stöße mit meinem Messer würde ihr Leben zum Erlöschen bringen. Ihr Wasser würde dann wieder dem Stamm gehören.*

Der Gedanke versetzte ihn in Schrecken.

Muad'dibs Kinder umzubringen!

Aber die Jahre der Selbstbeobachtung hatten ihn weise gemacht. Stilgar kannte die Quelle solch schrecklicher

---

* Vgl. ›Der Wüstenplanet‹ (Heyne-Buch Nr. 06/6400) und ›Der Herr des Wüstenplaneten‹ (Heyne-Buch Nr. 06/6401). Zur Terminologie des Imperiums siehe den umfangreichen Anhang zu ›Der Wüstenplanet‹)

Gedanken. Die linke Hand der Verdammnis war dafür verantwortlich, keinesfalls die rechte der Gesegneten. Das Ayat und Burhan des Lebens hatte viele Rätsel für ihn bereitgehalten. Einst war er stolz darauf gewesen, von sich selbst als von einem Fremen zu denken, die Wüste für einen Freund zu halten und diesen Planten bei dem Namen zu nennen, den er Leuten seines Volkes verdankte: Dune. Nie wäre er auf die Idee gekommen, ihn Arrakis zu nennen, wie er auf den Sternenkarten des Imperiums verzeichnet war.

Wie einfach das alles noch gewesen ist, solange unser Messias nur ein Traumbild war, dachte er. *Dadurch, daß wir ihn endlich fanden, verloren wir zahllose messianische Träume. Jeder, der für ihn in den Djihad gezogen ist, wartet nun auf einen neuen Führer.*

Stilgar warf einen kurzen Blick in den unbeleuchteten Schlafraum.

Wenn mein Messer all diese Leute befreien würde, würden sie dann auch aus mir einen Messias machen?

Leto bewegte sich ruhelos in seinem Bett.

Stilgar seufzte. Er hatte den Großvater des Jungen – von dem dieser seinen Namen erhalten hatte – leider nur zu kurz gekannt, um zu wissen, was manche Leute sagten: daß die moralische Kraft, die der Enkel aufwies, auf ihn zurückzuführen sei. Welche Auswirkungen würde diese Rechtschaffenheit auf diese Generation haben? Stilgar fühlte sich unfähig, diese Frage zu beantworten.

Er dachte: *Sietch Tabr gehört mir. Ich bin der Herrscher, ein Naib der Fremen. Ohne mich hätte es Muad'dib gar nicht gegeben. Und was die Zwillinge angeht... durch Chani, ihre Mutter, die auch meine Blutsverwandte war, fließt mein Blut auch in ihren Adern. Auch ich bin in ihnen – wie Muad'dib, Chani und all die anderen. Was haben wir unserem Universum nur angetan?*

Es war Stilgar nicht möglich zu sagen, wieso ihn in Nächten wie diesen solche Gedanken heimsuchten und

wieso er sich anschließend schuldig fühlte. Er versuchte, sich in der eigenen Robe zu verstecken. Die Realität des Jetzt hatte mit dem einstigen Traum nicht mehr das geringste zu tun. Die freundliche Wüste, die sich einst von Pol zu Pol erstreckt hatte, war auf die Hälfte ihrer einstigen Größe reduziert worden. Das mythische Paradies der Vergangenheit – der Traum einer sprießenden, grünenden Umgebung – erfüllte ihn mit Unbehagen. Es war anders als der einstige Traum. Und so wie der Planet sich verändert hatte, wußte Stilgar, war auch er nicht derselbe geblieben. Er war viel gerissener als der einstige, einfache Stammeshäuptling. Und er wußte auch mehr, ob es sich nun um die hohe Politik handelte oder die grundsätzlichen Konsequenzen kleinster Entscheidungen. Dennoch schien das neue Wissen und die Gerissenheit nur eine dünne Tünche zu sein, die seinen alten, metallenen Kern überlagerte, aber nicht zum Schweigen bringen konnte. Noch immer war der Kern in ihm, sprach zu ihm und forderte ihn auf, zu den Tagen der sauberen Geschäfte zurückzukehren.

Die Morgengeräusche des Sietch überlagerten nun seine Gedanken. Die Leute in den Höhlen erwachten und standen auf. Stilgar fühlte einen kühlen Luftzug auf den Wangen und vergegenwärtigte sich, daß die ersten jetzt dabei waren, die Türsiegel zu öffnen und in das Morgengrauen hinauszutreten. Die Kühle der Brise verdeutlichte ihm die Sorglosigkeit der Leute. Sie war ein Zeichen der Zeit. Die Höhlenbewohner waren ebenfalls schon dazu übergegangen, der harten Wasserdisziplin jener alten Tage zu entsagen. Warum auch nicht, wenn man Regen auf diesem Planeten hatte, wenn man Wolken sehen konnte, wenn es sogar schon soweit gekommen war, daß acht unvorsichtige Fremen in einem Wadi von einem plötzlichen Sturzbach erwischt worden und ertrunken waren? Bis zu diesem Ereignis hatte das Wort *ertrunken* in der Sprache des Wüstenplaneten nicht einmal existiert. Aber diese Welt war nicht länger ein Wüstenpla-

net; sie war Arrakis... außerdem begann heute der Morgen eines ereignisreichen Tages.

Stilgar dachte: *Jessica, die Mutter Muad'dibs und die Großmutter der königlichen Zwillinge, kehrt heute auf unsere Welt zurück. Warum beendet sie ihr selbstgewähltes Exil ausgerechnet zu dieser Zeit? Warum tauscht sie die Schönheit und Sicherheit des Planeten Caladan gegen die Gefahren von Arrakis ein?*

Und es gab noch andere Sorgen: Würde sie seine Zweifel bemerken? Sie war eine Bene-Gesserit-Hexe und Absolventin der besten Schule dieser Organisation und eine Ehrwürdige Mutter. Frauen wie sie waren scharfsinnig und gefährlich. Würde sie ihn auffordern, sich in das eigene Messer zu stürzen?

Würde ich ihr gehorchen? fragte sich Stilgar.

Es war schwer, diese Frage zu beantworten. Er dachte an Liet-Kynes, den Planetologen, der als erster den Traum entwickelt hatte, aus dem Wüstenplaneten Arrakis eine grüne Landschaft zu machen, in der die Menschen leben konnten und in der sie jetzt lebten. Er war Chanis Vater gewesen. Ohne ihn hätte es weder einen Traum, noch Chani, noch die Zwillinge gegeben. Das Resultat dieser zerbrechlichen Kette erfüllte ihn mit Bestürzung.

Wie kam es, daß wir uns alle hier getroffen haben? fragte sich Stilgar. *Wieso paßten wir zusammen? Was war unser Ziel? Ist es meine Pflicht, all dies zu beenden, dieses großartige Zusammenspiel zu zerstören?*

Stilgar drängte das schreckliche Bedürfnis in sich nun nicht mehr beiseite. Er hatte jetzt die Wahl, darüber zu entscheiden, ob er bereit war, auf alle Liebe seiner Familie zu verzichten, um das zu tun, was ein Naib gelegentlich tun mußte: eine tödliche Entscheidung zugunsten des Stammes zu treffen. Einerseits bedeutete ein solcher Mord höchsten Verrat und eine Abscheulichkeit ersten Ranges. *Immerhin sind es nur Kinder!* Aber andererseits waren sie genau das nicht. Sie hatten Melange geges-

sen, an den allgemeinen Sietch-Orgien teilgenommen, die Wüste nach Sandforellen abgesucht und all die anderen Spiele mitgespielt, mit denen sich die Kinder der Fremen beschäftigten... Und außerdem saßen sie im Königlichen Rat. Obwohl sie dem Alter nach noch Kinder waren, hatte man ihnen dort einen Sitz zugewiesen. Sie mochten dem Körperbau nach Kinder sein – was ihr Bewußtsein anbetraf, waren sie es nicht: sie verfügten über mehr Erfahrung als alle anderen Menschen auf diesem Planeten und waren bereits vor ihrer Geburt mit einem vollen Bewußtsein ausgestattet gewesen. Es war die genetische Erinnerung und die schreckliche Bewußtheit der Kinder, die sie mit ihrer Tante Alia gemein hatten, daß sie sich von allen anderen Menschen unterschieden.

Es war dieser Unterschied gewesen, der Stilgar in vielen Nächten nicht hatte ruhen lassen, der seine Gedanken in Bewegung gehalten und ihn dazu gezwungen hatte, seine ruhelose Runde zu machen. Und jetzt wurden ihm seine Zweifel zum erstenmal bewußt. Die Unfähigkeit, eine Entscheidung zu treffen, war auch eine Entscheidung, das war ihm klar. Noch bevor die Zwillinge und ihre Tante das Licht der Welt erblickt hatten, war ihnen das gesamte Wissen ihrer Vorfahren zuteil geworden. Schuld daran war die Drogenabhängigkeit ihrer Mütter Chani und Jessica gewesen. Lady Jessica hatte, bevor das Gewürz Einfluß auf ihren Metabolismus nahm, nur einem Sohn das Leben geschenkt: Paul Muad'dib. Später war dann Alia gekommen, was erst im Nachhinein verständlich wurde. Die zahllosen Generationen, die die Bene Gesserit ihrem Zuchtplan unterworfen hatten, brachten schließlich Muad'dib hervor: den Kwisatz Haderach. Allerdings war ihnen unbekannt gewesen, welche Auswirkungen die Melange auf sein Leben haben würde. Oh, natürlich waren sie nicht so blind gewesen, um diese Möglichkeit nicht zu sehen, aber sie hatten sie verdrängt und mit dem Wort *abscheulich* belegt. Und diese Tatsache war die Erschreckendste. Wenn

etwas als *abscheulich* bezeichnet wurde, mußte es dafür auch einen Grund geben. Und wenn Alia den Beinamen *die Abscheuliche* trug, mußte das auch für die Zwillinge gelten, denn auch Chani hatte ihr Leben dem Gewürz unterworfen. Sie hatte es von klein auf zu sich genommen - deswegen hatten ihre Gene die von Muad'dib ergänzt.

Stilgars Gedanken kamen allmählich zu einem Schluß. Es gab für ihn keinen Zweifel, daß die Kräfte der Zwillinge die ihres Vaters noch übertrafen. Die Frage war nur: gegen wen würden sie sie richten? Der Junge sprach von der Fähigkeit, sein eigener Vater zu *sein* und hatte versucht, es zu werden. Auch wenn er nur ein Kind war: Leto besaß Erinnerungen an Dinge, die normalerweise nur sein Vater hatte haben können. Und wenn dazu noch das Wissen all jener längst vergangenen Vorfahren kam - wer konnte wissen, ob darunter nicht Ansichten und Vorstellungen existierten, die unvorstellbare Gefahren für die Menschheit heraufbeschwören konnten?

Abscheulichkeiten, hatten die heiligen Hexen der Bene Gesserit gesagt. Und dennoch waren sie begierig darauf, alles über das Leben der Zwillinge zu erfahren. Die Hexen verlangten nach Sperma und Ovum, ohne das störende Fleisch, das es erzeugte. War das der Grund dafür, daß Lady Jessica zu diesem Zeitpunkt zurückkehrte? Obwohl sie seinerzeit, um ihren herzoglichen Gefährten zu beschützen, mit der Schwesternschaft gebrochen hatte, mehrten sich nun die Gerüchte, daß sie inzwischen wieder in den Schoß dieser Organisation zurückgekehrt war.

Ich könnte alle diese Träume schlagartig beenden, dachte Stilgar. *Und es würde nicht einmal schwierig sein.*

Und erneut fragte er sich, wie weit es gekommen war, daß er einen solchen Gedanken ohne Reue haben konnte. Waren Muad'dibs Kinder etwa verantwortlich für die Träume, die die Gehirne anderer beherrschten? Nein. Sie

waren nichts anderes als die Linse, durch die das Licht in das Universum fiel und dunkle Schatten projizierte.

Plötzlicher Schmerz verführte Stilgar dazu, all das von sich abzuschütteln und wieder in den alten Kategorien der Fremen zu denken: *Gott wird uns ein Zeichen geben. Es gibt keinen Grund, voreilig zu handeln. Es ist allein seine Aufgabe, uns einen Ausweg zu zeigen, auch wenn manche darauf nicht warten wollen.*

Es war die Religion Muad'dibs, die Stilgar am meisten zu schaffen machte. Warum hatte man ihn zu einem Gott hochstilisiert? Weshalb hatte man einen Menschen vergöttert, von dem man wußte, daß er aus Fleisch und Blut bestand? Muad'dibs *Goldenes Lebenselixier* hatte ein bürokratisches Monster erzeugt, welches das Leben der Menschen beeinflußte wie keines zuvor. Regierung und Religion waren eins. Brach jemand ein Gesetz, beging er gleichzeitig eine Sünde. Die offen ausgesprochene Kritik an einem Gesetz kam einer Gotteslästerung gleich. Setzte sich jemand zur Wehr, war ihm das Fegefeuer sicher und rief sofort die selbstgerechten Glaubensfanatiker auf den Plan.

Und das, obwohl es Menschen waren, die Gesetze erließen.

Traurig schüttelte Stilgar den Kopf. Er bemerkte nicht einmal die Bediensteten, die den Schlafraum betreten hatten, um mit ihrer allmorgendlichen Arbeit zu beginnen.

Er legte eine Hand auf das Crysmesser, das an seiner Hüfte befestigt war und dachte an die Vergangenheit, die diese Waffe symbolisierte, und die Rebellen, mit denen er sympathisierte, obwohl sie mehr als einmal auf seine eigenen Anweisungen hin niedergemacht worden waren Er fühlte sich zutiefst verwirrt und wünschte sich in diesem Augenblick nichts sehnlicher als eine Rückkehr zu jenen alten Tagen, welche die Messerklinge in ihm heraufbeschwor. Aber es gab keine Möglichkeit, die Entwicklung, die im Universum in der Zwi-

schenzeit stattgefunden hatte, wieder zurückzudrehen. Er dachte an ein großes maschinelles Projekt, das in einem leeren Raum stattfand. Selbst wenn sein Messer jetzt niederfuhr, konnte er damit nicht gegen die mächtige Maschinerie angehen. Er würde eine kleine Störung hervorrufen, und die Folge davon würde ein kleines Chaos sein, dem nur eine andere Form von Befehl und Gehorsam folgen würde.

Stilgar seufzte. Erst jetzt bemerkte er die Bewegungen der ihn umgebenden Leute. Ja, auch diese Diener repräsentierten die Art der Ordnung, in deren Mittelpunkt sich die Kinder Muad'dibs befanden. Sie bewegten sich von einem Augenblick in den nächsten hinein, waren stets zur Stelle, wenn die Notwendigkeit es erforderte. *Versuche ihnen nachzueifern,* sagte sich Stilgar. *Warte auf die Dinge, die da kommen werden.*

Und er dachte: *Ich bin nichts als ein Diener. Und mein Herr ist der gnädige Gott.* Und er rief sich in Erinnerung zurück: *›Sicherlich. Wir haben ihnen breite Bänder um den Hals gelegt, auf daß ihr Blick gen Himmel gerichtet sei. Wir haben vor ihnen und hinter ihnen eine Barriere errichtet. Wir haben sie zugedeckt, auf daß ihnen die Sicht verwehrt ist.‹*

So stand es geschrieben in der alten Fremenreligion.

Stilgar nickte.

Um zu *sehen,* um den nächsten Schritt, der getan werden mußte, vorauszuahnen, wie Muad'dib es in seinen Visionen vermocht hatte, diese Gabe erforderte eine entgegengesetzte Kraft. Daraus erwuchsen neue Möglichkeiten der Entscheidung. Ungefesselt zu sein, konnte eine Laune Gottes bedeuten. Es war nur eine weitere Unfaßbarkeit jenseits menschlichen Vorstellungsvermögens.

Stilgar nahm die Hand vom Messergriff und stellte fest, daß seine Finger zitterten. Die Klinge, die einst im riesenhaften Maul eines Sandwurms als Zahn geleuchtet hatte, verblieb in ihrer Scheide. Stilgar wußte jetzt, daß er die Kinder nicht töten würde. Er war zu einer Entscheidung

gelangt. Es war besser, sich an jene alte Tugend zu halten, der er sich sein ganzes Leben lang unterworfen hatte: der Loyalität. Es war besser, sich an jene Dinge zu halten, an die man glauben konnte, als an jene, die man verstehen mußte. Besser das Jetzt als einen ungewissen Zukunftstraum. Der bittere Geschmack, der sich plötzlich in seinem Mund breitmachte, sagte ihm, wie leer und wie aufrührerisch manche dieser Träume sein konnten. *Nein*, dachte er. *Keine Träume mehr. Nie wieder!*

2

FRAGE: »Hast du den Prediger gesehen?«
ANTWORT: »Ich sah einen Sandwurm.«
FRAGE: »Was ist mit diesem Sandwurm?«
ANTWORT: »Er gibt uns die Luft,
die wir atmen.«
FRAGE: »Und warum zerstören
wir dann sein Land?«
ANTWORT: »Weil Shai-Hulud
(der göttliche Sandwurm) es uns befiehlt.«

›Das Rätsel von Arrakis‹,
von Harq al-Ada

Wie es bei den Fremen üblich war, erwachten die Zwillinge eine Stunde vor Sonnenaufgang. Sie gähnten und reckten sich wie in geheimer Übereinkunft in ihren angrenzenden Zimmern und fühlten die Aktivität der anderen Höhlenbewohner um sich. Sie hörten die Diener in den Vorräumen leise das Frühstück bereiten, ein einfaches Mahl aus Datteln und Nüssen, die mit einer Flüssigkeit getränkt waren, die hauptsächlich aus Gewürz bestand. Die Leuchtgloben warfen einen sanften, gelben Schein aus den Vorräumen in ihre Zimmer. Die Zwillinge kleideten sich rasch an. Jeder spürte die Nähe des anderen, ohne ihn zu sehen. Als hätten sie sich abgesprochen, schlüpften sie in ihre Destillanzüge, die sie vor dem scharfen Wüstenwind schützten.

Gleichzeitig erschienen sie in ihrem Frühstückszimmer. Die Bediensteten schwiegen wie auf Kommando. Leto trug über der grauen Glätte des Destillanzuges eine schwarze Kapuze, seine Schwester eine grüne. Die Ver-

schlüsse zeigten das Wappen der Atreides' – einen goldenen Falken mit Augen aus roten Juwelen.

Als sie die Schmuckstücke sah, sagte Harah, eine von Stilgars Frauen: »Ich sehe, ihr habt euch zu Ehren der Ankunft eurer Großmutter heute besonders herausgeputzt.« Bevor Leto ihr antwortete, zog er seinen Teller zu sich heran. Er musterte Harahs dunkles, von Wind und Wetter gegerbtes Gesicht und erwiderte schließlich kopfschüttelnd: »Woher willst du wissen, daß wir das für sie getan haben? Genausogut könnten wir uns doch auch selbst eine Ehre erweisen.«

Harah sah ihn an und entgegnete ohne mit einer Wimper zu zucken: »Meine Augen haben die gleiche Farbe wie deine.«

Ghanima lachte laut auf. Harah war gar nicht so leicht beizukommen, fand sie. In dem einen Satz hatte sie schlagfertig eine ganze Antwort untergebracht, die lautete: »Versuche nicht, mich auf den Arm zu nehmen, mein Junge. Du magst zwar von königlichem Geblüt sein, aber dennoch tragen wir beide das Zeichen der Melangeabhängigkeit. Unsere Augen sind blau und enthalten kein Weiß. Welcher Fremen benötigt mehr Ehre als diese?«

Leto lächelte und wiegte nachdenklich den Kopf. »Meine liebe Harah«, sagte er dann, »wenn du etwas jünger wärst und nicht bereits Stilgar gehörtest – ich würde sicherlich um dich werben.«

Harah nahm den kleinen Sieg mit einem gleichmütigen Lächeln hin. Dann gab sie den bereitstehenden Dienern das Zeichen, die Räumlichkeiten für die bevorstehenden Aktivitäten des heutigen Tages vorzubereiten. »Eßt euer Frühstück«, wies sie die Zwillinge an. »Ihr werdet heute eine Menge Kraft brauchen.«

»Dann bist du also damit einverstanden, daß wir nicht zu sehr herausgeputzt für unsere Großmutter sind?« fragte Ghanima mit vollem Mund.

»Du brauchst sie nicht zu fürchten, Ghani«, sagte Harah.

Leto schluckte einen Bissen hinunter und warf Harah

einen prüfenden Blick zu. Die Frau machte auf ihn einen kindlich schlauen Eindruck. Daß sie ihr Spielchen so schnell durchschaut hatte, machte ihn nachdenklich. »Ob sie annimmt, daß wir sie fürchten?« fragte er.

»Das muß nicht so sein«, erwiderte Harah. »Aber ihr solltet nicht vergessen, daß sie einst unsere Ehrwürdige Mutter war. Ich kenne ihre Fähigkeiten.«

»Was hat Alia angezogen?« fragte Ghanima.

»Ich bin ihr noch nicht begegnet«, sagte Harah knapp und wandte sich ab. Leto und Ghanima wechselten einen nur ihnen verständlichen Blick und beugten sich über das Frühstück. Dann gingen sie hinaus und bogen in den großen Hauptgang ein.

In einer der vorzeitlichen Sprachen, die sie aufgrund ihrer genetischen Erinnerung kannten, sagte Ghanima: »Dann haben wir also ab heute eine Großmutter.«

»Es gefällt Alia überhaupt nicht«, erwiderte Leto.

»Wem macht es schon Spaß, eine solche Position, wie sie sie innehat, aufzugeben?« fragte Ghanima.

Leto lachte weich. Es war ein seltsamer Klang aus der Kehle eines Kindes. »Es geht um mehr als das.«

»Ob die Augen ihrer Mutter in der Lage sind, das zu sehen, was wir gesehen haben?«

»Warum nicht?« fragte Leto.

»Ja... Das könnte es sein, was Alia fürchtet.«

»Wer durchschaut das Abscheuliche besser als jemand, der selbst abscheulich ist?« fragte Leto.

»Wir können uns auch irren«, meinte Ghanima.

»Aber das tun wir nicht.« Und Leto zitierte aus dem Azhar-Buch der Bene Gesserit: »Es gibt einen Grund, der auf schrecklicher Erfahrung beruht, daß wir die Vorgeborenen abscheulich nennen. Denn wer weiß, welche vergessene und verdammte Person aus der finsteren Vergangenheit ihr Denken beeinflussen kann?«

»Ich kenne die Geschichte«, sagte Ghanima. »Aber wenn sie stimmt, warum werden wir dann nicht von diesen vergangenen Kräften beeinflußt?«

»Vielleicht deswegen, weil unsere Eltern uns davor bewahren«, meinte Leto.

»Und wieso ist niemand da, der Alia ebenso beschützt?«

»Ich weiß nicht. Möglicherweise deswegen, weil einer ihrer Elternteile noch lebt. Es könnte auch deshalb so sein, weil wir ganz einfach noch jung und stark sind. Vielleicht werden wir mit zunehmendem Alter auch zynischer...«

»Wir müssen sehr vorsichtig gegenüber dieser Großmutter sein«, erwiderte Ghanima.

»Sollen wir nicht über diesen Prediger erzählen, der über unseren Planeten wandert und von Häresie spricht?«

»Du glaubst doch nicht etwa auch, daß er unser Vater ist?«

»Ich habe bisher noch kein Urteil über ihn abgegeben. Aber Alia fürchtet ihn.«

Ghanima schüttelte erregt den Kopf. »Ich glaube nicht an diesen greulichen Unfug!«

»Du besitzt ebensoviele Erinnerungen wie ich«, fuhr Leto fort. »Und du kannst glauben, was du glauben willst.«

»Du glaubst, es ist deswegen, weil wir es noch nicht gewagt haben, uns der Gewürztrance, der Alia sich unterwirft, hinzugeben.«

»Genauso ist es.«

Dann schwiegen sie und reihten sich in den Menschenstrom ein, der in den Hauptgang hineinfloß. Es war kühl im Sietch Tabr, aber da die Destillanzüge einigermaßen wärmten, konnten sie es sich erlauben, die Kapuzen zurückgeschlagen zu tragen und ihr rotes Haar zu präsentieren. Die Gesichter der Zwillinge straften das Vorhandensein unterschiedlicher Gene Lügen: beide wiesen die gleichen Züge auf, hatten den gleichen Mund. Ihre Augen leuchteten in jenem charakteristischen Blau, das allen Gewürzessern zu eigen war.

Leto sah seine Tante Alia zuerst.

»Da kommt sie«, sagte er und wechselte gleichzeitig in die Kampfsprache der Atreides' über, um seine Schwester zu warnen.

Ghanima nickte ihrer Tante, als diese vor ihnen stehenblieb, zu und sagte: »Eine *Kriegsbeute* grüßt ihre illustre Verwandtschaft.« Die Sprache der Chakobsa, die sie damit benutzte, übersetzte ihren Namen am treffendsten: Ghanima, die Kriegsbeute.

»Wie du siehst, geliebte Tante«, sagte Leto, »haben wir alles getan, um uns auf die Ankunft deiner Mutter vorzubereiten.«

Alia, die einzige Person des gegenwärtigen königlichen Haushalts, die sich vom Verhalten der Kinder nicht verwirren ließ, sah erst Ghanima, dann Leto an und sagte: »Achtet auf das, was ihr redet!«

Alias bronzefarbenes Haar wurde von zwei goldenen Wasserringen zurückgehalten. Ihr Gesicht war von ovaler Form, und ihre Lippen in diesem Moment aufeinandergepreßt. Sie runzelte die Stirn und fuhr fort: »Ich habe euch beide davor gewarnt, euch an diesem Tag schlecht zu benehmen. Und die Gründe dafür sind euch ebenso bekannt wie mir.«

»Wir kennen deine Gründe«, sagte Ghanima, »aber vielleicht kennst du nicht die unsrigen.«

»Ghani!« fauchte Alia.

Leto warf seiner Tante einen kurzen Blick zu und sagte: »Am heutigen Tag, dem Tag aller Tage, werden wir uns nicht als simple Kleinkinder präsentieren!«

»Niemand verlangt von euch, daß ihr die Einfältigen spielen sollt«, sagte Alia. »Aber wir sind der Ansicht, daß es dumm wäre, gefährliche Ideen in meiner Mutter zu provozieren. Irulan ist auch meiner Ansicht. Wer weiß denn, welche Rolle Lady Jessica jetzt zu spielen beliebt? Immerhin ist sie eine Bene Gesserit.«

Leto schüttelte den Kopf und fragte sich: *Warum sieht Alia nicht, was wir vermuten? Ist sie uns denn so weit voraus?* Und er bemerkte wieder die feinen Genmarkie-

rungen in ihrem Gesicht, die die Anwesenheit ihres Großvaters mütterlicherseits andeuteten. Der Baron Wladimir Harkonnen war nicht gerade eine ehrenwerte Person gewesen. Die Entdeckung führte dazu, daß Leto sich plötzlich unwohl fühlte und dachte: *Er war schließlich auch einer meiner Vorfahren.*

»Man hat Lady Jessica dazu ausgebildet, zu herrschen«, sagte er.

Ghanima nickte: »Warum hat sie ausgerechnet diesen Zeitpunkt für ihre Rückkehr gewählt?«

Alia machte ein finsteres Gesicht. »Vielleicht kommt sie nur, weil sie ihre Enkelkinder sehen will?«

Ghanima dachte: *Das ist es, was du hoffst, liebe Tante. Aber das ist sehr unwahrscheinlich.*

»Sie kann hier nicht herrschen«, sagte Alia. »Sie hat Caladan. Und das sollte ihr reichen.«

Besänftigend sagte Ghanima: »Als unser Vater in die Wüste hinausging, um zu sterben, ließ er dich hier als Regentin zurück. Er...«

»Hast du irgendwelche Beschwerden?« verlangte Alia zu wissen.

»Es war eine vernünftige Entscheidung«, fuhr Leto anstelle seiner Schwester fort. »Denn du warst die einzige Person, die verstehen konnte, wie es ist, wenn man auf die Art geboren wird wie wir.«

»Es gehen Gerüchte um, die besagen, daß meine Mutter in den Schoß der Schwesternschaft zurückgekehrt ist«, sagte Alia. »Und ihr wißt beide sehr genau, was die Bene Gesserit davon halten...«

»...von Abscheulichkeiten«, sagte Leto.

»Ja!« Alia preßte die Zähne aufeinander.

»Einmal eine Hexe, immer eine Hexe - so sagt man«, meinte Ghanima.

Schwester, du läßt dich auf ein gefährliches Spiel ein, dachte Leto. Dessenungeachtet sagte er, sich ganz ihrer Führung anvertrauend: »Unsere Großmutter war eine Frau von größerer Einfachheit als alle anderen ihrer Art.

Du teilst ihre Erinnerungen, Alia; also mußt du auch wissen, was auf uns zukommt.«

»Einfachheit!« rief Alia aus. Kopfschüttelnd sah sie sich um, warf einen Blick auf die Menschenmengen im Hauptgang und wandte ihre Aufmerksamkeit wieder den Kindern zu. »Wenn sie das wirklich gewesen wäre, würden wir jetzt nicht hier sein. Weder ihr noch ich. Ich wäre dann ihre Erstgeborene und keine dieser...« Sie schüttelte sich und bewegte dabei die Schultern. »Ich warne euch; achtet genau darauf, was ihr sagt.« Sie schaute auf. »Da kommt meine Leibwache.«

»Und du glaubst wirklich, es sei sicherer für uns, nicht mit hinaus zum Raumhafen zu gehen?« fragte Leto.

»Wartet hier«, entgegnete Alia. »Ich bringe sie her.«

Leto tauschte einen Blick mit seiner Schwester und sagte: »Du hast uns oft genug erzählt, daß die Erinnerungen derjenigen, die vor uns lebten, und die nun in unseren Köpfen sind, einer gewissen Nützlichkeit entbehren, was daran liegt, daß wir noch nicht genügend Erfahrungen mit unseren Körpern gesammelt haben, um sie anzuwenden. Meine Schwester und ich glauben das. Wir vermuten beide in der Ankunft unserer Großmutter einige schwerwiegende und gefährliche Veränderungen.«

»Hört nicht auf, daran zu glauben«, sagte Alia. Sie wandte sich ab, wurde von ihren Wächtern umschlossen und bewegte sich mit raschen Schritten durch den Gang, dem Empfangstor entgegen, wo sie von einem Ornithoptergeschwader erwartet wurde.

Ghanima wischte eine Träne aus ihrem rechten Auge.

»Wasser für die Toten?« flüsterte Leto, nach dem Arm seiner Schwester greifend.

Ghanima holte tief Luft. Sie seufzte und erinnerte sich daran, wie sie ihre Tante all die Jahre über einer tiefgreifenden Untersuchung und Beobachtung unterzogen hatte. Mit dem Wissen und den Erfahrungen ihrer Vorfahren war das kein Problem für sie gewesen.

»Du glaubst, die Gewürztrance sei schuld daran?« frag-

te sie und wußte bereits im voraus, was Leto darauf antworten würde.

»Hast du eine bessere Erklärung?«

»Um des Arguments willen, bleiben wir einmal dabei. Warum war unser Vater – und selbst unsere Großmutter – kein Unterlegener?«

Leto musterte sie einen Moment lang, dann sagte er: »Du kennst die Antwort ebensogut wie ich. Als sie nach Arrakis kamen, haben sie sich sicher gefühlt. Die Gewürztrance... nun...« Er zuckte die Achseln. »Keiner von beiden wurde auf dieser Welt geboren. Ihre Vorfahren kamen von anderswo. Doch Alia...«

»Warum hat sie den Warnungen der Bene Gesserit keinen Glauben geschenkt?« Ghanima biß sich auf die Unterlippe. »Alia besaß die gleichen Informationen wie wir, also hätte sie ihre eigenen Schlüsse ziehen können.«

»Man hat sie von Anfang an als *die Abscheuliche* bezeichnet«, sagte Leto. »Findest du es nicht verführerisch, festzustellen, daß du viel stärker bist als all diese...«

»Nein, das finde ich nicht!« Ghanima wandte den Blick zur Seite. Sie fühlte die prüfenden Augen ihres Bruders auf sich gerichtet und schauderte. Alles, was sie tun mußte, war, die genetischen Informationen aus ihrem Gedächtnis abzurufen, und die Warnungen der Schwesternschaft nahmen konkrete Formen an. Die Vorgeborenen tendierten anscheinend dazu, Erwachsene mit zweifelhaften Verhaltensweisen zu werden. Und die mögliche Ursache... Erneut schauderte sie.

»Es ist schade, daß wir nicht einige Vorgeborene unter unseren Vorfahren hatten«, sagte Leto.

»Vielleicht hatten wir das.«

»Aber wir hätten dann... Ah, ja, das bringt uns wieder zu der alten, unbeantworteten Frage: Haben wir wirklich die Möglichkeit, uns restlosen Zugang zu allen Erinnerungen unserer Vorfahren zu verschaffen?«

Aus einem Gefühl heraus wurde Leto sich bewußt, wie unangenehm diese Unterhaltung für seine Schwester

sein mußte. Sie hatten diese Frage schon des öfteren diskutiert, ohne jedoch zu einem Schluß zu kommen. Er sagte: »Wir müssen es ablehnen, ablehnen und nochmals ablehnen, wenn sie uns dazu drängt, unsere Erfahrungen mit der Gewürztrance zu machen. Wir müssen ungeheuer vorsichtig sein, daß wir keine Überdosis erhalten; das ist unsere beste Möglichkeit.«

»Eine Überdosis müßte schon ziemlich groß sein, um uns zu treffen«, meinte Ghanima.

»Wir können möglicherweise ziemlich viel vertragen«, stimmte Leto ihr zu. »Das sieht man schon daran, wieviel Alia benötigt.«

»Sie tut mir leid«, sagte Ghanima. »Das Gefühl in ihr, das sie dazu zwingt, muß sehr subtil sein und sie ständig bedrängen.«

»Ja«, sagte Leto. »Sie ist ein Opfer. *Abscheulichkeit.*«

»Wir könnten uns auch irren.«

»Sicher.«

»Ich frage mich oft«, sagte Ghanima, »ob das nächste Bewußtsein eines Vorfahren, das ich erforsche, dasjenige ist, das...«

»Die Vergangenheit ist von uns nicht weiter entfernt als unser Kopfkissen«, sagte Leto.

»Wir sollten einen rechten Zeitpunkt abwarten, um mit unserer Großmutter darüber zu sprechen.«

»Ihre Erinnerungen in mir sagen dasselbe«, erwiderte Leto.

Ghanima warf einen Blick auf seinen Schleier.

»Wenn man zuviel weiß, wird es immer schwieriger, einfache Entscheidungen zu treffen.«

3

Der Sietch am Rande der Wüste
Gehörte Liet und Kynes,
Gehörte Stilgar und Muad'dib.
Dann herrschte wieder Stilgar in ihm.
Die Naibs kommen und gehen,
Der Sietch jedoch bleibt.

Aus einem Lied der Fremen

Als sie die Zwillinge verließ, fühlte Alia, wie ihr Herz klopfte. Ein paar Sekunden lang hatte sie das Gefühl, bei ihnen bleiben und um ihre Hilfe flehen zu müssen. Welch närrische Schwäche! Der Gedanke daran erfüllte sie mit warnender Vorsicht. Würden die Zwillinge es wagen, einen Blick in die Zukunft zu tun? Der Pfad, der ihrem Vater zum Verhängnis geworden war, mußte sie an sich abschrecken: jener nebelhafte Wind aus der Zukunft, der alle Visionen verschlüsselte und es dem Betrachter überließ, aus ihm klug zu werden.

Warum kann ich die Zukunft nicht sehen? fragte sich Alia. *Warum werde ich mir ihrer nicht klar, so oft ich es versuche?*

Sie mußte die Zwillinge dazu bringen, es zu tun. Sie mußte sie irgendwie ködern. Noch hatten sie die Neugier von Kindern. Es kam nur darauf an, diese Neugier mit dem Bewußtsein der Jahrtausende, das in ihnen war, zu verbinden.

So wie ich es getan habe, dachte Alia.

Ihre Leibwächter entfernten das Flüssigkeitssiegel vom Empfangseingang und stellten sich in einer Reihe auf, als sie hinausging und aus ihrem Gesichtsfeld verschwand. Die Ornithopter erwarteten sie auf dem Landefeld. Ein

Wind wehte über der Wüste und blies Staubwolken vor sich her. Dennoch war es ein heller Tag. Im gleichen Moment, als sie die Helligkeit der Leuchtgloben im Innern des Sietchs verließ, konzentrierten sich Alias Gedanken auf das, was sie hier draußen erwartete.

Warum kehrte Lady Jessica ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt zurück? Hatte man sie auf Caladan darüber informiert, auf welchen Prämissen ihre Regentschaft beruhte?

»Wir sollten uns beeilen, Mylady«, sagte einer der Gardisten. Er mußte ziemlich laut sprechen, um das Geräusch, das der Wind hervorrief, zu übertönen.

Alia erlaubte den Männern, ihr beim Einsteigen in die Maschine zu helfen, schloß die Sicherheitsgurte und lehnte sich zurück in den Sitz. Der Gedanke ließ sie nicht los.

Warum ausgerechnet jetzt?

Die Schwingen des Ornithopters griffen in die Luft. Die Maschine hob vom Boden ab und tauchte in die unteren Luftschichten ein. Alia, die in den Bewegungen irgendwie den Pomp und die Macht ihrer Position symbolisiert sah, spürte plötzlich, wie zerbrechlich ihre Stellung in Wirklichkeit war.

Warum kam sie gerade jetzt, wo ihre Pläne noch nicht völlig feststanden?

Der Ornithopter ließ die Nebelbank und die Ausläufer der Sandwolken unter sich. Alia konnte nun das Sonnenlicht auf den Schwingen der Maschine glänzen sehen. Unter ihr lag die veränderte Landschaft des Planeten: breite, grüne Zonen voller Vegetation und Fruchtbarkeit, wo einst die Ödnis dominiert hatte.

Ohne eine Vision der Zukunft, dachte sie, *könnte ich durchaus dazu verdammt sein, zu versagen. Oh, was könnte ich alles tun, hätte ich die gleichen Kräfte wie Paul. Ohne die Bitterkeit, die derartige Zukunftsvisionen mit sich bringen.*

Ein marternder Hunger ließ sie erzittern, und im glei-

chen Moment wünschte sie, die Macht abstreifen zu können. Oh, wenn sie doch nur so sein könnte wie die anderen – blind im wahrsten Sinne des Wortes, und nur dem gleichmäßigen Leben unterworfen, dem alle Menschen unterworfen waren, die auf gewöhnliche Art und Weise ins Leben getreten waren. Aber nein! Sie war als eine Atreides geboren worden, als Opfer einer äonenlangen, geplanten Linie, der ihre Mutter durch die Gewürzeinnahme beigetreten war.

Warum kehrt meine Mutter ausgerechnet heute zurück?

Gurney Halleck würde bei ihr sein – der allzeit dienstbare Söldner, der häßliche gemietete Killer, der ihr treu ergeben war und nur den Weg nach vorne ging, ein Musiker, der ebensogut einen Menschen aus dem Weg räumen konnte, wie er andere mit den Klängen seines Balisets unterhielt. Manche Leute behaupteten, er sei in der Zwischenzeit zum Geliebten ihrer Mutter avanciert. Das war eine Behauptung, die noch zu überprüfen war; möglicherweise ergaben sich aus dem Ergebnis der Untersuchung völlig neue Aspekte.

Der Wunsch, so zu sein wie die anderen, verschwand.

Ich muß Leto dazu bringen, sich der Gewürztrance hinzugeben.

Sie erinnerte sich daran, den Jungen einst gefragt zu haben, wie er sich Gurney Halleck gegenüber benehmen würde. Und Leto, der die wahre Absicht ihrer Frage durchschaut hatte, hatte geantwortet, Halleck sei loyal bis zur Selbstaufgabe und: »Er betete meinen Vater an.«

Sie hatte trotzdem sein Zögern bei dieser Antwort registriert. Leto hatte sonst immer »ich« statt »mein Vater« gesagt. Sicher, es war manchmal schwer, die genetische Erinnerung von den Erfahrungen des eigenen Bewußtseins zu trennen. Und Gurney Halleck würde diese Trennung für Leto sicher nicht leichter machen.

Ein hartes Lächeln legte sich auf Alias Züge.

Nach Pauls Tod hatte Gurney sich dafür entschieden,

zusammen mit Lady Jessica nach Caladan zurückzukehren. Seine jetzige Rückkehr nach Arrakis würde einige Verwicklungen auslösen, denn zu den bisherigen Problemen kam dann noch die Komplexität seiner Person. Er hatte schon Pauls Vater gedient. Die Reihenfolge war also folgende: von Leto I. über Paul zu Leto II. Die Bezugslinie des Zuchtprogramms der Bene Gesserit lautete: von Jessica über Alia zu Ghanima. So verlief der Stammbaum. In der allgemeinen Verwirrung der Identitäten würde Gurney also einen zusätzlichen Faktor abgeben.

Was täte er, wenn er herausfände, daß wir das Blut der Harkonnens in uns haben? Das Blut jener Familie, die er mehr haßt als alles andere im Universum?

Das Lächeln auf Alias Lippen gefror. Trotz allem waren die Zwillinge noch Kinder; Kinder mit zahllosen Eltern, deren Erinnerungen ihnen zwar allein gehörten, deren Existenz jedoch einer Reihe von Leuten ungute Gefühle vermittelte. Wenn das Schiff, das ihre Großmutter nach Arrakis brachte, zur Landung ansetzte, würden sie im Eingang des Sietch stehen und warten. Und Jessica? Würde das Flammenzeichen am Himmel ihr die Ankunft bei ihren Enkeln realistischer erscheinen lassen?

Sie wird mich fragen, welche Ausbildung sie genossen haben, dachte Alia. *Werde ich die* Prana-Bindu-*Disziplin mit leichter Hand einsetzen können? Ich werde ihr sagen, daß sie sich selbst ausbilden - genau wie ich. Und ich werde ihr ein Zitat ihres Enkels nahebringen: »Zu den Verpflichtungen des Herrschens gehört gelegentlich auch die Anweisung zu hartem Vorgehen... aber nur, wenn das Opfer danach verlangt.«*

Alia wurde plötzlich bewußt, daß es ihre Aufgabe sein würde, die Aufmerksamkeit Jessicas auf die Zwillinge zu lenken, wollte sie erreichen, daß andere Dinge ihr entgingen.

Das würde nicht schwierig sein. Leto war Paul sehr ähnlich. Warum nicht? Er konnte Paul sein, wann immer

er wollte, und sogar Ghanima besaß diese erstaunliche Fähigkeit.

Genauso wie ich meine Mutter sein kann oder jeder andere, der sein Leben mit uns teilte.

Sie wischte den Gedanken beiseite und starrte auf die unter ihr dahingleitende Landschaft hinab. Der Schildwall kam jetzt in Sicht. Dann dachte sie: *Was hat sie dazu bewogen, die bequeme Sicherheit der wasserreichen Welt Caladan gegen den Wüstenplaneten Arrakis einzutauschen - auf dem ihr Herzog getötet wurde und ihr Sohn als Märtyrer starb?*

Warum kam Lady Jessica ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt zurück?

Alia wußte keine Antwort, zumindest keine sichere. Sie war in der Lage, die Erinnerungen ihrer Mutter aus sich hervorzuholen, aber mittlerweile waren ihre Erfahrungen unterschiedliche Wege gegangen. Also war es unmöglich, ihre Motive zu berechnen. Die Dinge, die jemanden zu privaten Aktionen antrieben, blieben ihr verschlossen. Für die vorgeborenen, *vielgeborenen* Atreides bedeutete dies eine Neugeburt: in dem Moment, wo sie den Mutterleib verließen, blieb dieser eine Einheit in sich selbst, aus dem keine Erfahrungen mehr abgerufen werden konnten.

Die Tatsache, daß sie ihre Mutter gleichzeitig liebte und haßte, war für Alia nichts Außergewöhnliches. Im Gegenteil: sie empfand es als Notwendigkeit, um sich von Gefühlen wie Schuld und Tadel freizuhalten. Wo konnte Liebe oder Haß enden? Mußte man die Bene Gesserit dafür tadeln, daß sie Lady Jessica auf einen bestimmten Weg geführt hatten? Wenn man das Bewußtsein von Menschen mehrerer Jahrtausende in sich hatte, schrumpften Begriffe wie Schuld zu einem Nichts zusammen. Die Schwesternschaft hatte lediglich nach dem Kwisatz Haderach gesucht: dem männlichen Gegenstück einer zu allem fähigen Ehrwürdigen Mutter... und noch mehr. Ihr Ziel war jener Übermensch ge-

wesen, der an vielen Orten gleichzeitig sein konnte. Und Lady Jessica, die nichts anderes als ein Bauer in ihrem kosmischen Spiel gewesen war, hatte die Stirn besessen, sich in den Partner, den man ihr zugewiesen hatte, zu verlieben. Und anstatt die Wünsche der Bene Gesserit zu erfüllen, die von ihr verlangt hatten, einer Tochter das Leben zu schenken, hatte sie einen Jungen zur Welt gebracht.

Und mich brachte sie erst zur Welt, nachdem sie bereits von dem Gewürz abhängig geworden war! Die Bene Gesserit wollen mich nun nicht mehr. Sie fürchten mich! Und das mit guten Gründen...

Paul, ihr Bruder, der langersehnte Kwisatz Haderach, war damit eine Generation zu früh auf dem Spielfeld erschienen. Er hatte dadurch ihre jahrtausendealten Pläne durcheinandergebracht. Und jetzt mußten sie sich auch noch mit einem anderen Problem herumschlagen: der *Abscheulichen,* die jene Gene besaß, nach denen sie so lange gesucht hatten.

Als ein Schatten über sie fiel, schaute Alia auf. Die ihren Ornithopter begleitende Eskorte bereitete sich auf die Landung vor. Verwundert darüber, daß ihre Gedanken von einem Problem zum anderen wanderten, schüttelte sie den Kopf. Welchen Sinn konnte es haben, all diese alten Geschichten hervorzukramen und die längst gemachten Fehler gegeneinander aufzurechnen? Dies hier war ein neues Leben.

Auch Duncan Idaho hatte sein mentatmäßig ausgebildetes Bewußtsein mit der Frage der plötzlichen Rückkehr Lady Jessicas beschäftigt. Sein Schluß war gewesen, daß sie nur einen Grund haben konnte: sie wollte die Zwillinge der Obhut der Schwesternschaft übergeben, denn auch sie waren Träger der vielbegehrten Gene. Und es war nicht unmöglich, daß Duncan recht hatte. Zumindest war es ein Grund, um Lady Jessica dazu zu veranlassen, ihr selbstgewähltes Exil auf Caladan zu verlassen. Wenn die Schwesternschaft befahl... Welchen anderen

Beweggrund sollte sie sonst haben, um auf die Welt zurückzukehren, die in der Vergangenheit nur Schmerz für sie bereitgehalten hatte?

»Wir werden sehen«, murmelte Alia.

Sie fühlte, wie der Ornithopter auf dem Kuppeldach aufsetzte und genau die vorgezeichnete Stelle traf. Sie war plötzlich voller grimmiger Erwartung.

4

Melange (me'-lange auch ma-lanj*) n-s, ursprüngl. Herk. unbek. (möglicherweise aus dem altterranischen Franzk): a) eine Mischung von Gewürzen, b) ein Gewürz von Arrakis (dem Wüstenplaneten) mit geriatrischen Eigenschaften, die zuerst von Yansuph Ashkoko, einem königlichen Chemiker, während der Periode Shakkad des Weisen entdeckt wurde; arrakisische Melange wurde ausschließlich in den tiefen Wüsten des Planeten gefunden und hatte großen Einfluß auf die prophetischen Visionen von Paul Muad'dib (Atreides), dem ersten* Mahdi *der Fremen; das Gewürz wurde ebenfalls von den Navigatoren der Raumgilde und den Bene Gesserit benutzt.*

Königliches Wörterbuch,
fünfte Auflage

Im Morgenlicht kamen die beiden großen Katzen über die felsige Anhöhe und schritten gemächlich aus. Sie schienen nicht auf der Jagd zu sein, sondern machten den Eindruck, als seien sie auf einem gewöhnlichen Spaziergang durch ihr Revier. Es handelte sich um Laza-Tiger, eine spezielle Züchtung, die man bereits vor achttausend Jahren auf dem Planeten Salusa Secundus angesiedelt hatte. Genetische Manipulationen der einst auf Terra lebenden Tiere hatten einige ihrer ehemaligen Attribute verschwinden und dafür neue entstehen lassen. Ihre Fänge waren riesig, ihre Köpfe breit. Die Augen blickten intelligent und ihnen entging nichts. Damit sie auf unregelmäßigen Geländeformationen mehr Halt bekamen, hatte man dafür gesorgt, daß ihre Krallen länger

wurden. Im ausgefahrenen Zustand maßen sie nun zehn Zentimeter und waren scharf wie Dolchklingen. Das Fell der Tiere war dünn und senffarben. Im Sand waren sie so gut wie unsichtbar.

Aber es gab noch einen weiteren Faktor, der sie von ihren Vorfahren unterschied: direkt nach ihrer Geburt hatte man Servosimulatoren in ihre Gehirne eingepflanzt. Damit waren sie völlig abhängig von jenem geworden, der das dazugehörige Steuergerät bediente.

Es war kalt. Als die Katzen anhielten, um einen Blick über das sie umgebende Terrain zu werfen, bildeten sich kleine Kondenswölkchen vor ihren Mäulern. Vor ihnen lag ein Teil von Salusa Secundus, eine Landschaft, in der man einige wenige geschmuggelte Sandforellen hielt, von denen man sich erhoffte, daß sie sich entwickelten, um eines Tages das arrakisische Gewürzmonopol zu brechen. In der unmittelbaren Umgebung der Katzen befanden sich einige lehmfarbene Felsen und vereinzelte dürre Büsche von silbergrauer Farbe. Sie warfen im Licht der Morgensonne lange Schatten.

Obwohl sie nicht die geringste Bewegung zeigten, schienen die Katzen plötzlich aufgeschreckt. Ihre Augen wandten sich langsam nach links, dann drehten sie den Kopf. Weit in der Ferne tauchten plötzlich zwei Kinder auf, die sich an der Hand hielten und gelegentlich in den Sand griffen, um sich gegenseitig damit zu bewerfen. Sie schienen gleichaltrig zu sein, etwa neun oder zehn Standardjahre, waren rothaarig und waren mit Destillanzügen bekleidet, über denen sie kostbare weiße Bourkas trugen, auf deren Säume und Kapuzen das Habichtemblem des Hauses Atreides zu sehen war. Offenbar amüsierten sie sich königlich, während sie dahinliefen. Ihre Stimmen drangen bis zum Standort der Katzen herüber. Die Laza-Tiger kannten dieses Spiel, weil es nicht das erstemal war, daß sie es spielten, auch wenn sie sich bisher immer ruhig verhalten hatten, da das Signal der Servosimulatoren nicht gekommen war.

Auf dem Hügelrücken hinter ihnen erschien jetzt ein Mann. Er blieb stehen und ließ seinen Blick über die Szene schweifen: Katzen und Kinder. Er trug eine Sardaukar-Uniform von schwarzgrauer Farbe und trug die Insignien eines Levenbrech, des Adjutanten eines Bashar. Um seinen Hals lag ein Geschirr, an dem er den Servosimulator trug, der unter seinem Unterarm baumelte, wo er ihn leicht mit beiden Händen bedienen konnte.

Die Katzen schienen ihn nicht zu bemerken, doch sie kannten den Mann an den von ihm erzeugten Geräuschen und an seinem Geruch. Er kam den Hügel herunter, blieb zwei Schritte von den Katzen entfernt stehen und wischte sich über die Stirn. Obwohl es kalt war, bedeutete dies für ihn harte Arbeit. Erneut huschte sein Blick über die Szenerie: Katzen und Kinder. Der Offizier schob sich die blonden Haare aus dem Gesicht und berührte das in seinem Kehlkopf implantierte Mikrofon.

»Die Katzen haben sie jetzt im Blickfeld.«

Die hinter seinen Ohren eingepflanzten Empfänger übermittelten eine Antwort. »Wir sehen sie.«

»Jetzt?« fragte der Levenbrech.

»Werden sie es ohne Jagdbefehl tun?« erwiderte die Stimme.

»Sie sind bereit«, sagte der Levenbrech.

»Ausgezeichnet. Dann wollen wir mal sehen, ob die vier Übungen ausgereicht haben.«

»Sagen Sie mir, wenn Sie fertig sind.«

»Jederzeit.«

»Na denn«, sagte der Levenbrech.

Er berührte eine rote Taste auf der rechten Seite des Servosimulators und ging bis an den Druckpunkt. Die Katzen standen jetzt, auch ohne daß er den Knopf ganz durchgedrückt hatte, sprungbereit. Der Levenbrech hielt mit einem anderen Finger einen schwarzen Knopf in Bereitschaft, für den Fall, daß sich die Tiere gegen ihn zu wenden gedachten. Aber sie nahmen keine Notiz von ihm, sondern duckten sich und begannen zielbewußt

ihren Weg nach unten zu suchen. Sie bewegten sich auf die Kinder zu, fuhren die Krallen aus und pirschten lautlos durch den Sand.

Der Levenbrech kniete sich hin und beobachtete sie. Er wußte, daß irgendwo hinter ihm ein unsichtbares Auge schwebte, das jede Bewegung in dieser Landschaft auf einen geheimen Monitor projizierte, der in einer Kuppel stand, in der sein Prinz lebte.

Die Katzen begannen jetzt zu laufen. Ihr Tempo wurde immer schneller. Die Kinder, die sich jetzt damit beschäftigten, einen felsigen Untergrund zu überqueren, hatten die ihnen drohende Gefahr noch nicht entdeckt. Eines von ihnen lachte mit heller Stimme, die in der klaren Luft weithin hörbar war. Das andere schien zu stolpern, fing sich jedoch wieder, drehte sich um und erblickte die Katzen. Plötzlich streckte es einen Arm aus und rief: »Schau!«

Beide Kinder blieben nun stehen und starrten auf das, was sich mit ungeheurer Geschwindigkeit in ihr Leben drängte. Selbst als die beiden Laza-Tiger sich auf sie stürzten, bewegten sie sich nicht vom Fleck. Sie starben schnell und ohne zu verstehen, was ihnen geschah. Die Katzen begannen sofort zu fressen.

»Soll ich sie zurückrufen?« fragte der Levenbrech.

»Lassen Sie sie erst fressen. Sie haben ihre Sache sehr gut gemacht. Genauso, wie ich es vermutete. Dieses Pärchen ist wirklich sehr verständig.«

»Sie sind das beste, das ich kenne«, stimmte der Levenbrech zu.

»Also gut. Wir holen Sie gleich ab. Die Maschine steht bereit.«

Der Levenbrech blieb stehen und reckte sich. Er vermied es, auf jene Stelle zu seiner Linken zu blicken, wo ihm ein sanftes Glitzern den Standort des Fernauges verraten hatte. Es hatte alle seine Bewegungen zum Standort seines Bashars in die grüne Zone der Hauptstadt übertragen. Der Levenbrech lächelte. Er zweifelte nicht

daran, daß der heutige Tag zu einer Beförderung führte. Schon jetzt glaubte er die Insignien eines Bators auf seinen Schultern zu spüren. Und irgendwann würde er dann Burseg sein. Darauf folgte der Bashar. Die Leute, die sich im Korps von Farad'n, dem Enkel des verstorbenen Shaddam IV., gut führten, konnten immer mit Beförderungen rechnen. Und eines Tages, wenn der Prinz endlich auf dem rechtmäßig ihm gehörenden Thron saß, würde er noch mehr für seine treuen Gefolgsleute tun. Vielleicht war der Rang eines Bashar nicht einmal die letzte Stufe für ihn. Es würde Baronate und Grafschaften regnen in Farad'ns Machtbereich... wenn erst die Atreides-Zwillinge beseitigt waren.

5

Der Fremen soll zu seinem ursprünglichen Glauben zurückkehren und seine Gabe, menschliche Gemeinschaften zu formen, wieder nutzen. Er soll zurückkehren in die Vergangenheit, in der ihn der Kampf um das Überleben auf Arrakis formte. Und das, womit er sich vor allem beschäftigen sollte, muß der Versuch sein, die Seele den inneren Lehren zu öffnen. Die Welten des Imperiums, der Landsraad und die MAFEA-Konföderation haben ihm nichts zu sagen. Sie existieren nur, um ihn seiner Seele zu berauben.

Der Prediger in Arrakeen

Nachdem das Raumschiff, aus dem All kommend, auf der flachen Landebahn niedergegangen war und leise knisterte, wurde Lady Jessica von einem Menschenmeer umringt. Sie vermutete, daß es mehr als eine halbe Million Leute waren, und ein Drittel davon schienen Pilger zu sein. Sie standen in gespanntem Schweigen, hatten ihre Aufmerksamkeit auf die Plattform gerichtet, unter derem schattenspendenden Dach Jessica und ihr Gefolge standen.

Obwohl noch zwei volle Stunden an der Mittagszeit fehlten, kündigte die flimmernde Luft bereits einen heißen Tag an. Jessica brachte ihr kupferfarbenes, von silbernen Streifen durchzogenes Haar in Ordnung. Sie hatte ein ovales Gesicht und trug die Aba-Kapuze, die den Ehrwürdigen Müttern vorbehalten war. Sie war sich darüber im klaren, daß sie nach dieser langen Reise keine allzugute Figur machte. Zudem war die Aba nicht die beste in dieser Farbe. Aber sie trug sie, weil sie von diesem Pla-

neten stammte, weil sie sie früher hier getragen hatte und die Fremen von ihr so einen bestimmten Eindruck erhielten. Sie seufzte. Sie war kein Freund von Raumreisen mehr, seit jene Fahrt von Caladan nach Arrakis in ihr ständig unerwünschte Erinnerungen hervorrief. Jede Reise erinnerte sie daran, daß ihr Herzog wider alle Vernunft damals den Kampf um sein Leben geführt und verloren hatte.

Vorsichtig, ihre bei den Bene Gesserit erlernte Fähigkeit, die Stimmung der sie umgebenden Menschen auszuloten, musterte sie die Massen. Sie sah Kapuzen von Destillanzügen im dumpfem Grau und die Roben jener Fremen, die aus dem tiefen Süden stammten; weißgekleidete Pilger, deren Büßerabzeichen ihre Schultern bedeckten, und eine Handvoll reicher Kaufleute in leichter Kleidung und ohne Kopfbedeckung, die damit protzten, daß es keine Wasserknappheit mehr für sie auf Arrakis gab. Und eine Abordnung der Gesellschaft der Gläubigen war erschienen, in grünen Roben und schweren Kapuzen. Sie standen abseits, als wollten sie mit den Kaufleuten nicht in Berührung kommen.

Wenn sie den Blick starr geradeaus gerichtet hielt, erschien ihr die Szene beinahe identisch mit jener zu sein, die sie gesehen hatte, als sie mit ihrem geliebten Herzog zum erstenmal hier gelandet war. Wie lange war das schon her? *Über zwanzig Jahre.* Es gefiel ihr nicht, an ihr damaliges starkes Herzklopfen zurückzudenken. Die Zeit war in ihr aufgegangen wie eine tote Last, und es schien, als hätte das, was dazwischen lag, dazu beigetragen, in ihr das Gefühl aufkommen zu lassen, sie sei nie hiergewesen.

Erneut in die Höhle des Löwen, dachte sie.

Hier, auf diesem Gelände, hatte ihr Sohn dem verstorbenen Shaddam IV. das Imperium abgerungen. Der Ort war zu einem geschichtlichen Relikt geworden. Es gab keinen Menschen mehr im Reich, der nichts von seiner Bedeutung wußte.

Als sie das ungeduldige Füßescharren des Gefolges hörte, stieß sie einen weiteren Seufzer aus. Sie mußten auf Alia warten, die sich verspätet hatte. Aber jetzt erschien sie, gefolgt von einer Reihe von Menschen, die sich aus den Massen lösten und in einer langen Schlange durch die Reihen der Wachen drängten, die bereitwillig eine Gasse für sie freimachten.

Jessica warf einen weiteren Blick über das Land. Verschiedene Veränderungen zogen ihre Aufmerksamkeit an. Am Kontrollturm des Landefeldes hatte man eine Kanzel angebracht, wie sie die Prediger benutzten, um zu den Menschen zu sprechen. Weiter entfernt zu ihrer Linken, aber immer noch sichtbar, stand jenes erschreckende Säulengebilde aus Plastahl, das Paul mit der Erklärung, sie symbolisiere seine Festung, ›ein Sietch über dem Sand‹, hatte erbauen lassen. Es handelte sich um das größte Einzelgebäude, das je von Menschenhand erbaut worden war. In ihm hätten ganze Städte untergebracht werden können, aber nun beherbergte es die mächtigste Organisation des Universums, die von Alia geleitete ›Gesellschaft der Gläubigen‹, die auf dem Mythos ihres Bruders fußte.

Das muß verschwinden, dachte Jessica.

Alias Abordnung hatte jetzt den Fuß der Ausgangsrampe erreicht und machte erwartungsvoll halt. Jessica erkannte Stilgars knochigen Körper. Und auch Prinzessin Irulan war da, die ihre Wildheit in einem sanft aussehenden Körper und der Tarnkappe ihres goldblonden Haars verbarg. Sie schien nicht um einen Tag gealtert zu sein; es war unglaublich. Und dort, am Rande der Gesellschaft, stand Alia, immer noch wie ein junges Mädchen wirkend. Ihr Blick war nach oben gerichtet, in die Schatten, die das Sonnendach warf. Jessica preßte die Lippen aufeinander und musterte ihre Tochter. Ein plötzlicher Schock erfaßte sie, als das Rauschen ihrer eigenen Lebenswellen in ihren Ohren erklang. Die Gerüchte stimmten also. Schrecklich. Schrecklich! Alia war also

wirklich auf einem verbotenen Weg gegangen. Sie konnte es an ihrem Gesicht ablesen. *Abscheulichkeit!*

In dem kurzen Augenblick, den Jessica brauchte, um sich von diesem Schlag zu erholen, wurde ihr klar, wie innig sie gehofft hatte, die Gerüchte unbestätigt zu finden.

Was ist mit den Zwillingen? dachte sie. *Gehören auch sie zu den Verlorenen?*

Langsam, wie es sich für die Mutter eines Gottes geziemte, trat Jessica aus dem Schatten und betrat den Rand der Rampe. Ihr Gefolge blieb zurück, so wie es abgesprochen war. Die nächsten Sekunden würden die schlimmsten werden. Jessica stand nun völlig allein im Blickfeld der Massen. Hinter ihr hüstelte Gurney Halleck nervös. Er hatte entsetzt gesagt: *»Du willst nicht einmal einen Schild tragen? Ihr Götter! Du bist verrückt!«* Aber dennoch war eine von Gurneys Tugenden seine Loyalität geblieben. Auch wenn er außer sich geriet; im Endeffekt würde er trotzdem gehorchen. Und das tat er auch diesmal.

Als Jessica erschien, stieß die Menschenmenge ein Zischen aus, das sie an das Geräusch eines Sandwurms erinnerte. Sie hob die Arme in der gleichen Weise, wie es die Priesterschaft das Imperium gelehrt hatte. Mit unterschiedlichen Formen der Ehrerbietung, aber dennoch wie ein einziger Organismus, sank die Menge auf die Knie. Selbst das Gefolge Alias unterwarf sich dieser Zeremonie.

Jessica hatte die Plätze, an der die Langsamkeit vorherrschte, sofort im Blick, aber sie wußte ebenfalls, daß diejenigen, die hinter ihr standen, zusammen mit den Agenten, die sie in der Masse selbst verborgen hatte, sich diesen Anblick unauslöschlich einprägten. Es würde kein Problem sein, diejenigen, die etwas langsamer waren als die Masse, später herauszufinden.

Während Jessica mit erhobenen Armen stehenblieb, tauchten Gurney und seine Leute auf. Rasch schritten sie

hinter ihr zur Rampe hinab und ignorierten dabei die überraschten Blicke derjenigen, die gekommen waren, um sie abzuholen. Sofort mischten sie sich unter die Agenten, die sich mit einem bestimmten Handsignal zu erkennen gaben. Blitzschnell drangen sie in die Reihen der knienden Menschen ein, bahnten sich einen Weg. Mehrere derjenigen, die zu ahnen schienen, was die Männer wollten, standen auf und versuchten zu fliehen. Sie wurden zu den leichtesten Opfern: Messer wurden gezogen, Seile zischten durch die Luft und warfen die Flüchtlinge zu Boden. Andere mußten aus der Menge getrieben werden und wurden an Händen und Füßen gebunden.

Die ganze Zeit über stand Jessica mit ausgebreiteten Armen da, als wolle sie die Menge segnen und beabsichtigte doch nur, sie in kniender Stellung zu halten. Das einsetzende Gemurmel entging ihr ebensowenig wie der Sinn, der dahintersteckte. Die dominierende Einsicht, die sich schnell durchsetzte, war ihr schon allein deswegen bekannt, weil man sie bereits vor ihrer Ankunft unter den Leuten verbreitet hatte. *»Die Ehrwürdige Mutter ist zurückgekommen, um die Heuchler zu vernichten! Lobet die Mutter unseres Herrn!«*

Als die Aktion vorbei war – einige Tote blieben auf dem Sand zurück, während man die Gefangenen an Pfähle hinter dem Kontrollturm gebunden hatte –, ließ Jessica die Arme sinken. Alles hatte nur etwa drei Minuten gedauert. Ihr war klar, daß Gurney und die seinen kaum jemanden erwischt hatten, der ihnen wirkliche Informationen beschaffen konnte. Diejenigen, die größere Rollen in Verschwörungen spielten, waren meist sensitiv und vorsichtig. Dessenungeachtet war die Möglichkeit, daß ihnen mit den gewöhnlichen Tröpfen und Narren irgendein Fisch ins Netz gegangen war, nicht auszuschließen.

Jessica legte die Arme an den Körper. Jubelnd erhob sich das Volk wieder auf die Beine.

Als wenn nichts Ungewöhnliches geschehen wäre, ging Jessica allein zur Rampe hinunter, übersah ihre Tochter und widmete ihre besondere Aufmerksamkeit zunächst Stilgar. Der schwarze Bart, der unter der Kapuze des Mannes gesträubt hervorlugte, war in der Zwischenzeit an einigen Stellen grau geworden, aber seine Augen hatten noch immer jenes tiefe Blau, das sie schon gehabt hatten, als sie einander zum erstenmal in der Wüste begegnet waren. Stilgar hatte verstanden, was soeben geschehen war, und er billigte es. Er war ein echter Naib der Fremen, ein Menschenführer, und mehr als einmal verantwortlich für blutige Entscheidungen gewesen. Und die ersten Worte, die er Jessica darbrachte, zeugten davon.

»Willkommen zu Haus, Mylady. Es ist eine Ehre für mich, Sie so konkret und direkt vorgehen zu sehen.«

Jessica gestattete sich ein kleines Lächeln. »Sorge dafür, daß die Tore geschlossen werden, Stil. Niemand wird gehen, ehe wir die Gefangenen nicht verhört haben.«

»Das ist bereits geschehen, Mylady«, erwiderte Stilgar. »Ich habe diese Aktion zusammen mit Gurneys Stellvertreter geplant.«

»Dann waren es also deine Leute, die uns geholfen haben.«

»Einige davon, ja, Mylady.«

Als sie seine leichte Reserviertheit erkannte, nickte sie. »Du scheinst mich in jenen alten Tagen ziemlich genau studiert zu haben, Stil.«

»Wie Sie mir einst, als ich verwundet war, zu erzählen beliebten, Mylady, lohnt es sich, von den Überlebenden zu lernen.«

Alia machte einen Schritt nach vorn, und Stilgar überließ ihr seinen Platz. Mutter und Tochter standen einander nun gegenüber.

Da Jessica genau wußte, daß es sinnlos war, das zu verbergen, was sie erkannt hatte, versuchte sie erst gar

nicht, sich zu verstellen. Alia war in der Lage, jede Einzelheit aus der Betrachtung ihres Gesichts herauszulesen, wenn sie nur wollte. In dieser Beziehung war sie keiner Angehörigen der Schwesternschaft unterlegen. Sicher war sie bereits darüber informiert, was ihre Mutter wußte und welche Schlüsse sie daraus gezogen hatte. Im Angesicht der Sterblichen waren sie nun Gegnerinnen.

Und für Alia schien in diesem Moment der Zorn die nur allzu natürlichste Form der Reaktion zu sein.

»Wie kannst du es wagen, hier eine solche Aktion durchzuführen, ohne mich vorher zu konsultieren?« fauchte sie und reckte den Kopf ziemlich nahe an Jessica heran.

Jessica erwiderte sanft: »Wie du eben gehört hast, hat Gurney nicht einmal mich in den gesamten Plan eingeweiht. Eigentlich hatten wir vor...«

»Und auch du, Stilgar!« stieß Alia hervor und wandte sich nach ihm um. »Wem bist du eigentlich zur Loyalität verpflichtet?«

»Mein Eid gilt Muad'dibs Kindern«, erwiderte Stilgar in formellem Tonfall. »Wir haben nichts anderes getan, als sie vor einem Verrat zu beschützen.«

»Gibt es einen Grund dafür, daß dich das nicht mit Freude erfüllt... Tochter?« fragte Jessica.

Alia blinzelte, warf ihrer Mutter einen Blick zu und unterdrückte ihre Wut. Sie schaffte es sogar, ein ebenmäßiges Lächeln hervorzubringen. »Es *erfüllte* mich mit Freude... Mutter«, gab sie zurück – und zu ihrer großen Überraschung stellte sie fest, daß sie wirklich glücklich war, auch wenn ihr bewußt wurde, daß immer noch alles zwischen ihrer Mutter und ihr offen war. Der Moment, vor dem sie sich gefürchtet hatte, war vorbei. Noch immer hatte sich am Gleichgewicht der Kräfte nichts geändert. Sich gleichzeitig ihrer Mutter und Stilgar zuwendend, sagte sie: »Wir werden das detaillierter und zu passenderer Zeit diskutieren.«

»Aber natürlich«, entgegnete Jessica und wandte sich

mit einer Alia aus der Audienz entlassenden Bewegung Prinzessin Irulan zu.

Einige kurze Herzschläge lang standen sie einander gegenüber und maßen sich schweigend - zwei Bene Gesserit, die mit ihrer Organisation aus den gleichen Gründen gebrochen hatten: aus Liebe. Sie hatten beide Männer geliebt, die nun tot waren. Die Prinzessin hatte Paul geliebt, ohne daß er ihr seinerseits irgendwelche Gefühle entgegengebracht hätte. Sie war zwar seine Gemahlin, nicht jedoch seine Frau geworden. Und jetzt lebte sie nur noch für die Kinder, die ihm seine Konkubine Chani geboren hatte.

Jessica ergriff das Wort zuerst. »Wo sind meine Enkel?«

»Im Sietch Tabr.«

»Es wäre gefährlich für sie hier draußen, nehme ich an.«

Irulan nickte unmerklich. Auch ihr war das seltsame Verhältnis zwischen Alia und Jessica nicht entgangen. Allerdings stand sie unter dem Einfluß einer eigenen Interpretation, an deren Existenz Alia entscheidend mitgewirkt hatte: *»Jessica ist in die Obhut der Schwesternschaft zurückgekehrt - und wir wissen beide, welches Interesse diese Organisation an Pauls Kindern hat.«*

Irulan hatte nie zu den besonders gut ausgebildeten Adepten der Bene Gesserit gehört, sondern verdankte ihren Status hauptsächlich der wichtigen Tatsache, daß sie eine Tochter des ehemaligen Imperators war. Ihre minimalen Fähigkeiten versuchte sie mit einer hervorstechenden Portion an Arroganz zu kaschieren. So auch jetzt. Die Art, in der sie antwortete, zeigte deutlich, daß ihr psychologisches Einfühlungsvermögen nicht das beste war.

»Wirklich, Jessica«, sagte sie, »du hättest den Königlichen Rat konsultieren sollen. Es war falsch, lediglich mit...«

»Soll ich das so verstehen, daß niemand von euch Stilgar über den Weg traut?« fragte Jessica.

Irulan war allerdings clever genug, um zu wissen,

daß es besser war, auf eine Frage dieser Art keine Antwort zu geben. Sie war froh darüber, daß ihr priesterliches Gefolge, das seinen Unwillen kaum mehr zurückhalten konnte, sich nach vorne drängte. Einen schnellen Blick mit Alia wechselnd, dachte sie: *Jessica ist so selbstbewußt und übermütig wie immer!* Und sogleich rief sie sich ein Axiom der Bene Gesserit ins Gedächtnis: *›Es sind die Übermütigen, die um sich herum steinerne Wälle aufbauen, um dahinter ihre Zweifel und Ängste zu verstecken.‹*

Konnte dies auch auf Jessica zutreffen? Sicherlich nicht. Dann mußte ihr Verhalten lediglich eine Pose sein. Aber zu welchem Zweck? Die Frage verwirrte sie.

Lärmend ergriffen die Priester von der Mutter Muad'dibs Besitz. Einigen von ihnen gelang es, Jessicas Arme zu berühren, die anderen verbeugten sich und grüßten sie. Zumindest die Führer der Delegation hielten sich höflich vor der Heiligen Ehrwürdigen Mutter zurück. Sie verhielten sich gemäß des Spruches ›Die Letzten werden die Ersten sein‹, lächelten höflich und erzählten ihr, daß die offizielle Opferzeremonie in der Kuppel von Pauls alter Festung für sie vorbereitet wurde.

Jessica musterte die beiden und fühlte sich abgestoßen. Einer von ihnen, ein jüngerer Mann namens Jarvid, zeigte ein mürrisches Gesicht. Seine Wangen waren voll, und seine tief in den Höhlen liegenden Augen vermochten das Mißtrauen kaum zu verbergen. Der andere war Zebataleph, der zweite Sohn eines fremenitischen Naibs, den sie in den alten Tagen kennengelernt hatte. Allerdings war ihre Bekanntschaft damals zu kurz gewesen, als das sich dieser Mann noch an sie erinnern konnte. Auch ihn konnte man leicht einordnen: Lüsternheit paarte sich in ihm mit Gnadenlosigkeit. Er hatte ein schmales Gesicht, das von einem schütteren Bart umrahmt wurde. Der Mann strahlte eine Aura von geheimer Zügellosigkeit und nicht ungefährlichem Wissen aus.

Dennoch hielt sie Jarvid für den Gefährlicheren. Er

schien private Pläne zu verfolgen und war gleichzeitig anziehend und abweisend. Außerdem bediente er sich einer Sprache, die ihr seltsam vorkam: sie war voller alter Fremensprüche und vermittelte den Eindruck, daß er aus einem Gebiet stammte, in das der allgemeine Fortschritt bisher noch nicht Einzug gehalten hatte.

»Erzählen Sie mir, woher Sie kommen, Jarvid«, verlangte Jessica zu wissen.

»Ich bin nur ein einfacher Fremen aus der Wüste«, erwiderte der Mann.

Jede einzelne Silbe, die er aussprach, strafte diese Aussage Lügen.

Zebataleph mischte sich ungeniert in das kurze Gespräch ein und sagte höhnisch: »Wir werden viel über die alten Tage zu reden haben, Mylady. Ich war einer der ersten, müssen Sie wissen, der die Heilige Mission Ihres Sohnes verstand.«

»Aber Sie waren kein Angehöriger seiner Fedaykin«, erwiderte Jessica.

»Nein, Mylady. Ich war eher einer gewissen philosophischen Richtung verpflichtet. Ich studierte bei der Priesterschaft.«

Und rettetest damit deine Haut, dachte Jessica.

Jarvid sagte: »Man erwartet uns in der Kuppel, Mylady.«

Erneut hatte sie den Eindruck, daß die seltsame Sprechweise des Mannes eine einzige nach einer Antwort harrende Frage sei.

»Wer erwartet uns?« fragte sie.

»Die ›Gesellschaft der Gläubigen‹; all jene, die sich bemühen, den Namen und die Taten, die Ihr Sohn vollbrachte, in gebührender Anerkennung zu halten«, sagte Jarvid.

Jessica sah sich rasch um, stellte fest, daß Alia Jarvid zulächelte und fragte: »Ist dieser Mann einer deiner Günstlinge, Tochter?«

Alia nickte. »Er ist dazu bestimmt, Großes zu vollbringen.«

Da Jarvid offenbar keinen Wert darauf legte, derart im Mittelpunkt zu stehen, gab Jessica Gurney das Zeichen, daß er sich näher mit ihm befassen sollte. Er kam kurz darauf mit fünf Männern seines Vertrauens näher und gab bekannt, daß die gefangenen Zauderer gerade einer Befragung unterzogen wurden. Er bewegte sich mit der tänzelnden Eleganz einer Katze, ließ die Muskeln spielen, und die Blicke, die er nach rechts und links warf, zeigten an, daß er ein Muster an Aufmerksamkeit war und nichts seinen Augen entging. Gurney war ein Mann, der aus trainierten Reflexen bestand, ein Killer, und für manche Menschen eine Gefahr, die man nicht übersehen konnte. Dennoch liebte Jessica ihn, denn für sie war er mehr wert als alle anderen lebenden Männer der Gegenwart. Die glänzende Narbe auf dem Kinn gab Gurney ein verwegenes Aussehen und ließ seine Häßlichkeit vergessen. Als er Stilgar entdeckte, legte sich ein Lächeln auf seine Züge.

»Gut gemacht, Stil«, sagte er und drückte nach alter Fremensitte den Arm des alten Kampfgefährten.

»Das Opfer«, sagte Jarvid und berührte Jessicas Hand.

Sie tat einen Schritt zurück und konzentrierte sich ganz auf die Macht ihrer Stimme, mit der sie speziell auf Jarvid und Zebataleph einen bestimmten Eindruck zu machen beabsichtigte. »Ich bin auf diesen Planeten gekommen, um meine Enkelkinder zu sehen. Läßt es sich wirklich nicht vermeiden, diesem religiösen Unfug beizuwohnen?«

Zebataleph reagierte mit einem Schock. Seine Kinnlade fiel nach unten. Er riß die Augen auf und starrte die Umstehenden an, denen diese Worte nicht entgangen sein konnten. Sein Blick tastete jeden einzelnen Menschen ab. *Religiöser Unfug!* Welchen Effekt konnten solche Worte hervorrufen, wenn sie aus dem Mund der Mutter ihres Messias kamen?

Jarvid allerdings bestätigte Jessicas Vorurteil. Seine Züge verhärteten sich zwar zunächst, aber dann begann

er zu lächeln. Seine Augen lächelten allerdings nicht. Sie suchten auch nicht den Blick der übrigen Anwesenden. Und das mochte daran liegen, daß er jeden einzelnen Angehörigen von Alias Gefolgschaft genau kannte. Und somit wußte er, wem er von nun an mit besonderem Mißtrauen zu begegnen hatte. Es dauerte nur Sekunden, dann erstarb das Lächeln auf Jarvids Zügen abrupt, und Jessica wußte, er war sich plötzlich darüber klar geworden, daß man ihn hereingelegt hatte. Daß er der außergewöhnlichen Beobachtungsgabe der Lady Jessica nicht entgangen war, sagten ihm alle Sinne. Mit einem kurzen, unmerklichen Nicken gab er ihr zu verstehen, daß er ihre Kräfte anerkannte.

Im Bruchteil einer Sekunde wägte Jessica die Notwendigkeiten ab. Ein knappes Handzeichen zu Gurney würde dafür sorgen, daß Jarvid auf der Stelle das Leben verlor. Sie konnte es sofort tun, um einen abschreckenden Effekt zu erzielen, aber natürlich auch später – und es wie einen Unfall aussehen lassen.

Sie dachte: *Wenn wir versuchen, unsere innersten Triebe zu verheimlichen, lehnt sich das Individuum mit aller Kraft dagegen auf.* Und so war es auch diesmal. Die Bene-Gesserit-Ausbildung, die sie genossen hatte und sie befähigte, aus anderen Menschen herauszulesen, was von Wichtigkeit war, begehrte auf. Jarvids offensichtliche Intelligenz wog schwer dagegen. Die Argumente sprachen gleichzeitig für und gegen ihn. Wenn man diesen Mann gewinnen konnte, würde er ein wichtiges Verbindungsglied zur arrakisischen Priesterschaft sein. Und außerdem besaß er Alias Vertrauen.

Jessica sagte: »Meine offizielle Gefolgschaft sollte klein gehalten werden. Aber Platz für einen Mann haben wir noch. Jarvid, Sie werden mit uns gehen. Zebataleph – es tut mir leid für Sie. Und Jarvid, ich werde an dieser Zeremonie teilnehmen, wenn Sie darauf bestehen.«

Jarvid atmete auf und sagte mit leiser Stimme: »Wie die Mutter des Muad'dib befiehlt.« Er schaute Alia an,

dann Zebataleph und fuhr, Jessica zugewandt, fort: »Es schmerzt mich, das Zusammentreffen mit Ihren Enkelkindern zu verzögern, aber da sind nun mal die... äh... Verpflichtungen, die der Staat einem auferlegt...«

Jessica dachte: *Gut. In erster Linie ist er also doch ein Geschäftsmann. Wenn wir einigermaßen Fuß gefaßt haben, werden wir diesen Mann kaufen.* Und irgendwie belustigte es sie, daß er auf der vorbereiteten Zeremonie bestand. Dieser kleine Sieg würde seine Position unter seinesgleichen stärken, das wußten sie beide. Daß sie das Opfer annahm, verpflichtete ihn schon jetzt zu einer späteren Gegenleistung.

»Ich nehme an, daß Sie die Transportfrage längst geklärt haben«, meinte Jessica.

6

Ich gebe euch das Wüstenchamäleon, dessen Fähigkeit, sich dem Hintergrund anzupassen, euch alles über die Wurzeln der Ökologie und das Fundament persönlicher Identitätsfindung sagt, was ihr wissen müßt.

Aus den Hayt-Chroniken

Leto spielte auf dem kleinen Baliset, das ihm Gurney Halleck, einer der wenigen wirklichen meisterhaften Beherrscher dieses Instruments, zu seinem fünften Geburtstag hatte schicken lassen. In den vier Jahren, die Leto es besaß, hatte er einigermaßen flüssiges Spielen gelernt, wenngleich ihm die beiden Baßseiten immer noch einige Schwierigkeiten bereiteten. Dennoch war er der Ansicht, daß das Instrument sich hervorragend dazu eignete, Gefühle abzureagieren, die ihn in Rage brachten. Auch Ghanima schien das nicht entgangen zu sein. Er saß im Zwielicht einer Felsenhöhle des am südlichsten liegenden Ausläufers, der zum Sietch Tabr gehörte, und schlug sanft die Saiten an.

Ghanima stand hinter ihm, und ihre ganze kleine Gestalt schien lautlosen Protest auszustrahlen. Sie hatte es zunächst abgelehnt, hierher in die Nähe des offenes Landes zu gehen, nachdem sie von Stilgar erfahren hatte, daß ihre Mutter in Arrakeen aufgehalten worden war. Sie rechnete nun damit, daß sie gegen Abend ankommen würde, und um ihren Bruder ein wenig zur Eile anzutreiben, sagte sie: »Also, was ist jetzt?«

Statt einer Antwort griff Leto in die Saiten.

Zum erstenmal seit er dieses Instrument besaß, begriff Leto, daß es von einem wahren Instrumentenmeister auf Caladan hergestellt worden sein mußte. Die geerbten Er-

innerungen, die er besaß, vermittelten ihm ein tiefes, nostalgisches Gefühl des herrlichen Planeten, den die Atreides' einst beherrscht hatten, und dazu brauchte er nichts anderes zu tun, als die inneren Barrieren zu überwinden, und dazu war die Musik am besten geeignet. Er erinnerte sich an Zeiten, in denen Gurney Halleck das Baliset benutzt hatte, um seinen Freund und Schützling Paul Atreides aufzuheitern. Mehr und mehr spurte Leto, wie die Existenz dieses Instruments die psychische Gegenwart seines Vaters anzeigte. Er spielte weiter, fühlte sich dem Baliset mit jedem Griff näher verbunden und bekam die Gewißheit, daß er hundertprozentig *wußte*, auf welche Art man ihm die schönsten Töne entlocken konnte. Es lag lediglich an der Untrainiertheit seines neun Jahre alten Körpers, daß er dazu physisch nicht in der Lage war.

Ungeduldig stampfte Ghanima mit dem Fuß auf. Ihr wurde überhaupt nicht bewußt, daß sie genau den Takt mitklopfte, den ihr Bruder auf dem Instrument spielte.

Leto verzog tief konzentriert den Mund und wechselte zu einem Lied über, das so alt war, daß nicht einmal Gurney Halleck es kennen konnte: es war bereits uralt gewesen, als die Fremen auf ihrer langen Wanderung zwischen den Sternen auf ihrer fünften Station eine Rast eingelegt hatten. Der Text handelte von den Zensunni-Wanderern und war Leto ganz plötzlich während des Spiels in den Sinn gekommen.

»Die lieblichste Form der Natur
Enthält eine herrliche Essenz,
Die manche Zerfall nennen.
Doch die Gegenwart des Zerfalls
Erzeugt neues Leben.
Lautlos fließen Tränen,
Zeugen vom Wasser der Seele:
Auch sie bringen neues Leben
In den Schmerz des Daseins -

Trennen wir uns von ihnen,
sind Tod und Leben nah.«

Als Leto den letzten Ton verklingen ließ, sagte Ghanima hinter ihm: »Das ist ein gemeines Lied. Warum hast du ausgerechnet das gespielt?«

»Weil es paßt.«

»Wirst du es für Gurney spielen?«

»Vielleicht.«

»Es wird ihm nicht viel sagen.«

»Ich weiß.«

Leto warf über die Schulter einen Blick auf Ghanima. Es wunderte ihn nicht, daß auch sie das Lied und seinen Text kannte, aber er fühlte sich einem plötzlichen Anfall von Furcht ausgesetzt, als er über die absolute Gleichförmigkeit ihrer beider Leben nachdachte. Selbst wenn einer von ihnen starb: er würde im Bewußtsein des anderen weiterexistieren. Jede geteilte Erinnerung würde auf den anderen hinweisen, so nahe standen sie sich. Die zeitlose Enge dieser Verbindung war es, die ihm Angst einjagte. Er wandte den Blick von ihr ab. Ihm war bereits seit geraumer Zeit klar, daß das bisher so einheitliche, sie umgebende Gewebe Löcher aufzuweisen begann – und hauptsächlich darauf war seine jetzige Furcht zurückzuführen. Irgendwie begannen sich ihre Lebenswege zu trennen, und Leto fragte sich: *Wie kann ich ihr beibringen, daß es Dinge gibt, die nur mir allein zugänglich sind?*

Er warf einen Blick auf die Wüste. Die Barachans, jene hohen, gezackt geformten Wanderdünen, die wellenförmig ganz Arrakis durchwanderten, warfen tiefe Schatten. Hier war die *Kedem*, die innere Wüste, und an den Dünen konnte man nur noch selten die Anzeichen von der Anwesenheit eines Sandwurms erkennen. Der Sonnenaufgang überwarf die Sandberge mit blutfarbenen Strahlen und erzeugte die Illusion brennender Feuer im Schatten der mächtigen Wanderer. Ein Falke, der durch die

scharlachrot leuchtende Luft segelte, erweckte seine Aufmerksamkeit.

Direkt unter ihm wuchsen grüne Pflanzen, die von einem Qanat, der teilweise offen, teilweise aber auch von Tunnelwänden aus Felsgestein geschützt, das Gebiet bewässerte. Das Wasser kam aus gigantischen Windfallen, in denen es gesammelt wurde. Man hatte sie auf den höchsten Höhen der Felsenlandschaft aufgestellt. Und über allem flatterte das grüne Banner der Familie Atreides.

Wasser und Vegetation.

Das waren die neuen Symbole des Planeten Arrakis: Wasser und Vegetation.

Von seinem Standort aus konnte Leto eine sich strahlenförmig ausbreitende Oase erkennen. In den Klippen unter ihm erklang die Glocke eines Nachtvogels. Mit ihr kam das Gefühl, als erlebe er in diesem Augenblick einen Moment wilder Vergangenheit.

Nous avons changé tout cela, dachte er und verfiel automatisch in eine jener alten Sprachen, die nur er und Ghanima beherrschten. *»Wir waren es, die all das verändert haben.«* Er seufzte. *Oublier je ne puis. »Ich kann es nicht vergessen.«*

Jenseits der Oase erstreckte sich das Land, das die Fremen ›die Leere‹ nannten, ein Gebiet, in dem nichts wuchs, das niemals fruchtbar werden würde. Aber das Wasser und die große ökologische Umwälzung würden auch dieses Problem in Angriff nehmen. Es existierten schon Gegenden auf dem Planeten, auf dem es größeren Bewuchs gab. Wälder auf Arrakis! Und es gab eine ganze Reihe von Angehörigen der jungen Generation, die es sich bereits nicht mehr vorstellen konnten, daß in diesen Zonen einst mächtige Dünen gewandert waren. Für die meisten dieser jungen Leute war nichts Schockierendes daran, die großen Ansammlungen von Regenbäumen zu betrachten. Selbst Leto stellte plötzlich fest, daß er in den Kategorien jener alten Fremen dachte, die allen Verände-

rungen gegenüber mißtrauisch geblieben waren und sich vor der Gegenwart und der Zukunft fürchteten.

Er sagte: »Die Kinder reden davon, daß man in der Umgebung nur noch in den seltensten Fällen Sandforellen finden kann.«

»Und was bedeutet das?« fragte Ghanima. Die Ungeduld war aus ihren Worten deutlich herauszuhören.

»Daß die Dinge sich immer schneller verändern«, erwiderte Leto.

Erneut erklang das Geräusch des Vogels aus den Klippen. Im gleichen Moment senkte sich die Nacht wie ein schwarzer Schatten über die Wüste herab. Es kam oft vor, daß mit dem Einbrechen der Nacht auch die Erinnerungen zahlreicher auf Leto einstürmten - als hätten sie alle nur auf diesen Augenblick gewartet. Ghanima schenkte diesem Phänomen nicht die gleiche Aufmerksamkeit wie er - dennoch spürte sie die Gründe seines Schweigens sofort. Mitfühlend legte sie eine Hand auf seine Schulter.

Er entlockte dem Baliset einen wütenden Ton.

Wie konnte er ihr nur beibringen, was mit ihm geschah?

In seinem Kopf spielten sich Schlachten ab. Unzählige Leben gruben verschüttete Erinnerungen aus: gewalttätige Auseinandersetzungen, Liebeskummer, die Farben vieler Orte, unzählige Gesichter... begrabene und vergessene Sorgen und alle möglichen Formen menschlicher Freude. Er hörte Elegien, die Planeten gewidmet waren, die nicht einmal mehr existierten, Trauermärsche und Feuerwerke, Wehklagen und freudige Ausrufe des Wiedersehens, war Zuhörer ungezählter Konversationen.

Und am schlimmsten waren diese Anfälle, wenn man sie im Freien überstehen mußte.

»Sollen wir nicht besser wieder hineingehen?« fragte Ghanima.

Leto schüttelte den Kopf. Und die Art, wie er das tat, zeigte ihr, daß seine Schwierigkeiten viel größer waren, als sie bisher vermutet hatte.

Warum drängt es mich so oft dazu, der Nacht hier draußen meinen Tribut zu zollen? fragte er sich. Er spürte nicht einmal, wie Ghanima die Hand zurückzog.

»Du weißt genau, weshalb du dich auf diese Weise quälst«, sagte sie.

Er hörte einen leisen Vorwurf in ihren Worten. Ja, er wußte es. Die Antwort lag offensichtlich vor ihm: *Weil ich ein Spielball des in mir verborgenen Bekannten/Unbekannten bin.* Die Vergangenheit zerrte an ihm, wie das Wasser an den Füßen eines Wellenreiters. Die Fähigkeit seines Vaters, die Zukunft vorherzusehen, hatte er nahezu auf jeden und alles angewandt, was seinen Weg gekreuzt hatte. Dennoch wünschte er sich, mehr über die Vergangenheiten zu erfahren, auch dann, wenn sie Gefahren für ihn erwachsen lassen konnten. Er war sich im klaren darüber, daß er Ghanima davon erzählen mußte.

Unter dem gleißenden Licht des Ersten Mondes begann die Wüste zu leuchten. Er starrte auf die Bewegung vortäuschenden Sandausläufer hinaus, die sich in die Unendlichkeit erstreckten. Zu seiner Linken, in nicht allzu weiter Entfernung, lag der Begleiter, eine Felsenerhebung, welche die Sand tragenden Winde zu einem Gebilde geformt hatten, das täuschende Ähnlichkeit mit einem einsamen, sich im Sande aufrichtenden Wurm aufwies. Eines fernen Tages würde die Felsenformation, auf der er sich nun befand, nicht anders aussehen. Der Sietch Tabr würde aufhören zu existieren und höchstens noch in den Erinnerungen von Menschen wie ihm fortleben.

»Warum starrst du den Begleiter so an?« fragte Ghanima.

Leto zuckte die Achseln. Obwohl ihre Leibwächter es verboten hatten, gingen sie oft zum Standort des Begleiters hinaus. Sie hatten das geheime Versteck eines Tages entdeckt, und jetzt wußte Leto auch, weshalb es sie immer wieder hierher zurückzog.

Unter ihnen zog sich, von der Dunkelheit teilweise verdeckt, der im Mondlicht glänzende Streifen eines Qa-

nats dahin; die Raubfische, die die Fremen darin ausgesetzt hatten, um das Eindringen von Sandforellen zu verhindern, verursachten auf der Oberfläche kräuselnde Bewegungen.

»Ich stehe zwischen Fisch und Wurm«, murmelte Leto.

»Was?«

Er wiederholte es.

Ghanima legte erschrocken die Hand an den Mund. Allmählich begriff sie, was in ihm vorging. Genauso hatte sich ihr Vater verhalten; ein kurzer Blick nach innen hatte ihr das klargemacht.

Leto fröstelte. Erinnerungen brachten ihn an Orte, die seinem Bewußtsein unbekannt waren, erfüllten ihn mit Antworten, zu denen er nicht einmal die Fragen gestellt hatte. Wie auf einem gewaltigen inneren Bildschirm spielten sich vor ihm die Zusammenhänge unbekannter Geschehnisse ab. Der auf Arrakis beheimatete Sandwurm war unfähig, eine Wasserlinie zu überqueren, weil sie ihn vergiftete. Aber in prähistorischen Zeiten hatte es auf dieser Welt Wasser gegeben. Salzfunde bewiesen es: sie deuteten darauf hin, daß es in ihrer unmittelbaren Nähe einst Seen oder gar Meere gegeben hatte. Brunnen waren in tiefsten Tiefen gefunden worden, die nicht flossen, weil Sandforellen sie verstopften. Mit einer plötzlichen Klarheit, als sei er selbst Zeuge dieser Entdeckung gewesen, erkannte Leto, was mit dieser Welt geschehen war. Und dieses Wissen erfüllte ihn mit der Vorahnung dessen, was der menschliche Erfindergeist Arrakis noch antun würde.

Seine Stimme war nur noch ein Flüstern, als er sagte: »Ich weiß, was geschehen ist, Ghanima.«

Sie beugte sich zu ihm nieder. »Ja?«

»Die Sandforelle...«

Er brach ab, und sie fragte sich, warum er ausgerechnet jetzt über das Embryonalstadium des Sandwurms sprechen wollte. Dennoch unterließ sie es, ihn zu unterbrechen.

»Die Sandforelle«, fuhr Leto fort, »ist von einer ande-

ren Welt nach Arrakis importiert worden. Damals war dieser Planet noch nicht wasserlos. Sie mußten sich irgendwie an das ungewohnte Ökosystem anpassen. Sie kapselten das vorhandene Wasser ein und machten auf diese Weise aus Arrakis einen Wüstenplaneten... und sie taten das, um zu überleben. Denn nur auf einer Welt, die über kein offenes Wasser verfügt, können sie sich bis zum Stadium eines Sandwurms entwickeln.«

»Die Sandforelle?« Sie schüttelte den Kopf, aber nicht, weil sie seine Worte bezweifelte, sondern weil ihr kaum glaublich schien, daß er derart tiefgründige Quellen der Information besaß. Sie dachte: *Die Sandforelle?* Nicht nur in diesem Körper, sondern auch aus dem Bewußtsein derjenigen, die in ihr waren, hatte sie Erfahrung in jenem Kindheitsspiel, das daraus bestand, die kleinen Organismen auszugraben und sie wegen ihres Wassers zur Destille zu bringen. Es fiel schwer, in diesen bewußtseinslosen winzigen Kreaturen die Former solch gewaltiger Geschehnisse zu sehen.

Leto nickte stumm. Die Fremen hatten es immer verstanden, ihre Wasservorräte dadurch zu schützen, indem sie kleine Raubfische darin aussetzten. Im Embryonalstadium, wo die Sandforelle sich in der Nähe der planetaren Oberfläche aufhielt, fanden sich immer Spuren von Feuchtigkeit. Und auch jetzt schwammen die Raubfische in dem Qanat, der unter ihm dahinfloß. Mit kleineren Mengen wurden ihre Gegner fertig, indem sie sie aufsogen. Konfrontierte man sie jedoch mit größeren Ansammlungen, drehten ihre chemischen Prozesse durch und entluden sich in einer tödlichen Reaktion, die jenes gefährliche Melange-Konzentrat produzierte, das eine wertvolle Droge erzeugte, ohne deren Anwendung die Sietch-Orgien undenkbar waren. Die Einnahme dieses Getränks in reiner Form hatte für Paul Muad'dib die Tore der Zeit aufgebrochen und ihm eine seherische Kraft verliehen, über die kein anderes Wesen männlichen Geschlechts vor ihm verfügt hatte.

Ghanima spürte, daß ihr Bruder, der vor ihr saß, zitterte, und fragte: »Was hast du getan?«

Aber er schien noch nicht bereit zu sein, ihr dies zu offenbaren.

»Weniger Sandforellen... das bedeutet die ökologische Umwälzung des Planeten...«

»Sie werden ihr natürlich widerstehen«, sagte Ghanima gedankenlos, und plötzlich spürte sie den Grund der Angst in seiner Stimme. Ohne es zu wollen, wußte sie mit einemmal, auf was er abzielte.

»Wenn die Sandforellen aussterben«, sagte Leto, »verlieren wir auch die Würmer. Die Stämme müssen sofort gewarnt werden.«

»Es wird kein Gewürz mehr geben«, sagte Ghanima.

Zweifellos hatten sie damit nur die Spitze des Eisberges lokalisiert, der sich gnadenlos auf den Planeten zubewegte.

»Und genau das weiß Alia«, fuhr Leto fort. »Sie weidet sich daran.«

»Wieso kannst du dir nur so sicher sein?«

»Ich bin es eben.«

Jetzt, wo sie wußte, was ihn beschäftigte, machte das Problem auch ihr angst.

»Die Stämme werden uns nicht glauben, wenn sie alles abstreitet«, gab Leto zu bedenken.

Seine Feststellung wies auf das grundlegende Problem ihrer Existenz hin: Welcher Fremen war bereit, Ratschläge aus dem Mund von neun Jahre alten Kindern anzunehmen? Und genau damit würde Alia, die sich von Tag zu Tag weiter von sich selbst entfernte, rechnen.

»Wir müssen Stilgar davon überzeugen«, sagte Ghanima.

Wie auf eine geheime Übereinkunft hin wandten beide den Kopf und starrten auf die mondbeschienene Wüste hinaus. Sie erschien ihnen jetzt anders, als hätten einige wenige Momente der Bewußtheit in ihr eine Veränderung hervorgerufen. Der menschliche Einfluß auf

die Umgebung war ihnen niemals offensichtlicher erschienen. Ihnen war, als seien sie Bestandteile dieses integrierten Systems, verantwortlich dafür, sein Gleichgewicht zu erhalten. Gleichzeitig führte die neue Betrachtungsweise der Umwelt dazu, daß ihr Gewissen sie in eine Wächterposition drängte. Schon Liet-Kynes hatte gesagt, daß das Universum nichts anderes sei als ein Ort, an dem sich eine permanente Konversation zwischen tierischen Lebensformen abspielte. Ihnen war, als hätten die Embryonalformen der Sandwürmer zu ihnen als menschliche Tiere gesprochen.

»Die Stämme werden eine Bedrohung ihres Wassers nicht hinnehmen«, sagte Leto.

»Aber es ist mehr bedroht als nur das Wasser«, meinte Ghanima. »Das alles bedroht...« Sie brach ab, weil ihr plötzlich klar wurde, was ihre Worte im Endeffekt bedeuteten. Wasser stellte auf Arrakis ein absolutes Machtsymbol dar. Und im Grunde genommen waren die Fremen immer noch jene an die Wüste angepaßten Kreaturen geblieben, die unter den schwierigsten Bedingungen in ihr überleben konnten. Auch wenn das Wasser mittlerweile reichlicher floß, hatten sie die alten Sitten und Gebräuche noch nicht vergessen.

»Du meinst eine Bedrohung ihrer Machtposition«, sagte Ghanima.

»Natürlich.«

»Aber werden sie uns glauben?«

»Wenn sie sehen, daß es geschieht... Wenn sich das Gleichgewicht zu ihren Ungunsten verändert...«

»Gleichgewicht«, sagte Ghanima und wiederholte einen Satz, den ihr Vater vor langer Zeit einmal ausgesprochen hatte: »Das Gleichgewicht unterscheidet ein Volk von einem Mob.«

Ihre Worte riefen auch in Leto eine Erinnerung an den Vater wach. Er sagte: »Die Ökonomie gegen die Schönheit – das ist eine Geschichte, die älter als Sheba ist.« Er stieß einen Seufzer aus und warf ihr über die Schulter

einen Blick zu. »Ich habe in letzter Zeit Zukunftsträume, Ghani.«

Ghanima schnappte nach Luft.

»Als Stilgar uns mitteilte, daß unsere Großmutter aufgehalten wurde, wußte ich das bereits«, sagte Leto. »Und ich fange an, über meine anderen Träume nachzudenken.«

»Leto...« Mit feuchten Augen schüttelte sie den Kopf. »Bei unserem Vater kam das alles später. Glaubst du nicht, daß es sein könnte...?«

»Ich habe mich selbst im Traum bewaffnet durch die Dünen stapfen sehen«, erwiderte er. »Und ich war in Jacurutu.«

»Jacu...« Sie räusperte sich. »Dieser alte Mythos!«

»Es existiert wirklich. Ghani! Ich muß diesen Mann, den sie den Prediger nennen, finden. Ich muß ihn finden und ihm einige Fragen stellen.«

»Glaubst du, daß er... unser Vater ist?«

»Diese Frage solltest du dir selber stellen.«

»Er könnte es sein«, stimmte sie ihm zu. »Aber...«

»Mir gefallen die Dinge nicht, von denen ich schon vorher weiß, daß ich sie tun werde«, sagte Leto. »Und zum erstenmal in meinem Leben kann ich meinen Vater verstehen.«

Da Ghanima sich irgendwie von seinen Gedanken ausgeschlossen fühlte, gab sie zu bedenken: »Vielleicht ist dieser Prediger nur ein alter Mystiker.«

»Ich bete darum«, flüsterte Leto. »Oh, wie ich darum bete!« Er rutschte nach vorn und stand auf. Das Baliset summte in seiner Hand, als er sich bewegte. »Ich wünschte nichts sehnlicher, als daß er sich als Gabriel ohne Horn entpuppt.« Wortlos starrte er auf die vom Mondlicht gebadete Wüste hinaus.

Ghanima drehte sich um und folgte seinem Blick. Irgendwo am Rande der Sietch-Anpflanzungen, auf denen verrottete Büsche lagen, brannten Feuer. Die Dünen leuchteten bis zu ihnen herauf. Dort draußen befand

sich ein Land, in dem es sich zu leben lohnte, und selbst wenn die Wüste schlief, schien irgend etwas in ihr ständig wach zu sein.

Sie konnte diese Wachheit förmlich spüren, auch wenn sie sich lediglich darin manifestierte, daß kleine Wüstentiere sich an den Qanat schlichen, um aus ihm zu trinken. Letos Offenbarung hatte die Nacht verändert: sie lebte. Sie hatte das Gefühl, in diesem Fluß ständiger Veränderung ewig gültig bleibende Werte aus der äonenalten terranischen Vergangenheit wiederentdeckt zu haben. Ihr Bewußtsein war voll davon.

»Warum Jacurutu?« fragte sie. Ihr eigener Tonfall führte dazu, daß ihre Stimmung sich sofort veränderte.

»Warum... Ich weiß es nicht. Als Stilgar uns damals erzählte, wie man die Leute dort umbrachte und den Ort für tabu erklärte, dachte ich... das gleiche wie du. Aber jetzt droht uns von dort Gefahr... und der Prediger.«

Sie antwortete nicht. Ebensowenig verlangte sie, daß er ihr mehr von diesen hellseherischen Träumen erzählen sollte. Gleichzeitig verstand sie, mit welchem Schrekken Leto diese Zurückhaltung erfüllen mußte. Das, was er jetzt durchzustehen hatte, führte genau auf den Weg der Abscheulichkeit. Beide wußten sie das. Und als sie sich umdrehten und auf den Rückweg machten, hing das Wort über ihnen wie ein drohendes Schwert. *Abscheulichkeit.*

7

Das Universum ist Gottes Eigentum. Es ist eine Einheit, ein Ganzes, dessen Teile identifizierbar sind. Vergängliches Leben, selbst das intelligente und begründbare Leben, das wir als empfindend bezeichnen, ist lediglich ein jederzeit abrufbarer Sachverhalt.

Kommentare der K.Ö.I.*

Während er über andere Dinge sprach, benutzte Halleck Handzeichen zum Übermitteln wirklich wichtiger Nachrichten. Ihm gefiel der kleine Vorraum nicht, den die Priester ihm für seinen Bericht zur Verfügung gestellt hatten, weil er wußte, daß es hier von geheimen Abhöreinrichtungen nur so wimmelte. Aber seine Handzeichen zu entschlüsseln, sollten sie nur versuchen. Die Atreides hatten diese Art der Kommunikation bereits seit Jahrhunderten eingesetzt, ohne daß Nichteingeweihte daraus je schlau geworden waren.

Draußen war es mittlerweile Nacht geworden, aber da der Raum fensterlos war und an der Decke mehrere Leuchtgloben hingen, war davon nichts zu bemerken.

»Viele von denen, die wir gefangennahmen, gehörten zu Alias Leuten«, signalisierte Halleck, während er Jessicas Gesicht beobachtete und ihr mit Worten zu verstehen gab, daß die Verhöre noch weiter andauerten.

»Also war es genauso, wie du vermutet hast«, gab Jessica zurück, ohne die Lippen zu bewegen. Sie nickte und sagte dann offen: »Ich erwarte einen vollständigen Bericht, sobald Sie fertig sind, Gurney.«

»Natürlich, Mylady«, erwiderte Halleck, während seine

* K.Ö.I. = Kommission Ökumenischer Interpretatoren

Finger sagten: »Es gibt da noch etwas, das mich stört. Unter dem Einsatz von Drogen sprachen einige der Gefangenen von Jacurutu. Kaum hatten sie das Wort über die Lippen gebracht, starben sie.«

»Konditionierter Herztod?« fragten Jessicas Finger, während sie sagte: »Haben Sie bereits Gefangene freigelassen?«

»Ein paar, Mylady«, sagte Halleck, »und zwar diejenigen, die sich offensichtlich lediglich tolpatschig verhielten.« Zu gleicher Zeit signalisierte er: »Wir vermuten etwas Ähnliches, sind uns aber noch nicht sicher. Die Ergebnisse der Autopsie sind noch nicht vollständig. Da ich der Meinung war, du solltest über diese Jacuturu-Geschichte sofort informiert sein, bin ich augenblicklich herübergekommen.«

»Mein Herzog und ich haben von Jacuturu seinerzeit angenommen, es handele sich dabei um eine Legende, die irgendwie auf einen realen Ursprung hinweist«, erwiderten Jessicas Finger rasch, wobei sie die übliche traurige Stimmung, die sie jedesmal erfaßte, wenn sie von dem lange toten Geliebten sprach, unterdrückte.

»Haben Sie noch irgendwelche Anweisungen?« fragte Halleck laut.

Jessica gab ihm freundlich zu verstehen, daß er zum Landefeld zurückkehren und sie informieren möge, sobald weitere positive Nachrichten vorlägen. Gleichzeitig übermittelten ihre Finger ihm jedoch eine andere Botschaft: »Versuche, den Kontakt mit deinen Freunden bei den Schmugglern wieder aufzunehmen. Wenn Jacuturu wirklich existiert, wird es sich durch Gewürzverkäufe an die Schmuggler am Leben halten. Einen anderen Markt gibt es für sie nicht.«

Halleck neigte den Kopf, und seine Finger sagten: »Ich habe bereits Anstrengungen in dieser Richtung unternommen, Mylady.« Und da es ihm unmöglich war, die Erfahrung eines ganzen Menschenlebens völlig zu ignorieren, fügte er hinzu: »Du solltest an einem Ort wie die-

sem besonders auf der Hut sein. Alia ist deine Gegnerin, und die meisten der Priester gehorchen ihr willig.«

»Nicht Jarvid«, erwiderten Jessicas Finger. »Er haßt die Atreides. Ich bezweifle, daß das außer einem Adepten jemand herausfinden könnte, aber ich bin sicher. Er konspiriert, ohne daß Alia davon etwas bemerkt.«

»Ich werde noch einige Männer zu Ihrer persönlichen Bewachung abstellen«, sagte Halleck laut und vermied es, dem Aufleuchten in Jessicas Augen zu begegnen. »Es lauern Gefahren für Sie, das ist sicher. Werden Sie die Nacht hier verbringen?«

»Wir werden später zum Sietch Tabr gehen«, erwiderte Jessica. Sie wollte ihm eigentlich sagen, daß sie keinerlei zusätzliche Wachen benötigte, unterließ es aber dann doch. Man konnte Gurneys Instinkten vertrauen. Das hatte mehr als ein Atreides zu seinem Vergnügen und zu seinem Kummer hinnehmen müssen. »Ich werde noch ein zusätzliches Zusammentreffen haben«, sagte Jessica, »und zwar mit dem Novizenmeister. Er wird der letzte sein, mit dem ich spreche, dann können wir endlich diesen Ort verlassen.«

8

Und ich schaute das Ungeheuer, das aus der Wüste kam: es trug Hörner wie ein Lamm, aber sein Maul zeigte Reißzähne und spuckte Feuer wie das eines Drachen. Die leuchtende Gestalt strahlte eine große Hitze aus, während sie zischte wie eine Schlange.

Aus der Orange-Katholischen-Bibel,
bearbeitete Fassung

Obwohl er sich selbst *den Prediger* nannte, hatte sich unter vielen Menschen auf Arrakis die Furcht verbreitet, er könnte mit Muad'dib identisch sein, der aus der Wüste zurückgekehrt und gar nicht tot sei. Die Möglichkeit, daß er es wirklich war, bestand. Immerhin hatte niemand je Muad'dibs Leiche gesehen. Andererseits: Wer hatte überhaupt je die Leiche eines Menschen gesehen, der der Wüste zum Opfer gefallen war? War er also doch Muad'dib? Obwohl man glaubte, einige Ähnlichkeiten ausmachen zu können, trat niemand, der Muad'dib in alten Tagen gekannt hatte, vor und sagte: »Ja, ich bin sicher, daß er es ist. Ich erkenne ihn.«

Wie Muad'dib war auch der Prediger blind. Seine Augenhöhlen waren leer und schwarz, und die Blendung war von der charakteristischen Art, wie sie ein Steinbrenner hervorrief. Seine Stimme drang in das Bewußtsein der Menschen ein, und die Kraft, die in ihr war, verlangte nach einer Antwort. Auch dies war eine Ähnlichkeit, die viele bemerkten. Der Prediger war hager, sein lederhäutiges Gesicht vernarbt, sein Haar ergraut. Aber auch das konnte die tiefe Wüste einem Menschen antun; viele aus den Reihen derjenigen, die sich Gedanken über

den Prediger machten, sahen nicht anders aus. Und es gab noch eine andere Tatsache, die man nicht unberücksichtigt lassen durfte: der Prediger wurde von einem jungen Fremen geführt, der keinem bekannten Sietch angehörte und auf Befragen erklärte, daß er für seine Arbeit bezahlt würde. Und da man wußte, daß Muad'dib, der die Zukunft erblickte, keinen solchen Führer benötigte, stritt man sich darüber. Einige meinten, daß Muad'dib lediglich so lange keinen Führer benötigt hatte, wie die Zukunft klar vor seinen Augen lag. Als der Kummer ihn überkam, sei es auch mit seiner Hellsichtigkeit zu Ende gewesen. Und seitdem brauche er einen Führer.

Der Prediger war an einem Wintermorgen in den Straßen von Arrakeen aufgetaucht. Seine dunkelhäutige, von starken Adern durchzogene Hand hatte auf der Schulter seines Führers gelegen. Der Junge, der seinen Namen mit Assan Tarig angab, führte seinen Herrn durch die staubige Stadt. Er erweckte den zielbewußten Eindruck eines arrakisischen Höhlengeborenen und verlor niemals den körperlichen Kontakt mit ihm.

Man sah, daß der blinde Mann eine traditionelle Bourka trug und darunter einen jener Destillanzüge, die das Zeichen derjenigen aufwies, die ausschließlich in den Sietch-Gemeinschaften der tiefen Wüste hergestellt wurden. Der Anzug unterschied sich sehr stark von denen, deren minderwertige Qualität heutzutage vorherrschte. Der Nasenschlauch, der dazu diente, seine Atemfeuchtigkeit aufzufangen und einer Wiederverwendung zuzuführen, wurde von einem Überzug aus Fasern der schwarzen Rebe geschützt - und das war mittlerweile zu einer Seltenheit geworden. Die zu diesem Anzug gehörige, das halbe Gesicht bedeckende Maske war von grünen Flicken bedeckt und deutete an, daß ihr Träger es gewohnt war, sich gegen die in der Wüste herrschenden Sandstürme zu schützen. Wenn man alle diese Details berücksichtigte, kam man unweigerlich zu dem Schluß, daß man hier eine Gestalt aus der Vergangenheit des Planeten vor sich hatte.

Vielen der Menschen, die an diesem frühen Wintermorgen bereits unterwegs waren, blieb die Ankunft des Predigers nicht unbekannt. Immerhin war ein blinder Fremen eine Seltenheit: in der Regel überließen die Stämme das Leben solcher Menschen dem Shai-Hulud. Nicht einmal dieses aus der Vergangenheit stammende Gesetz war von den modernen, wasserreichen Zeiten verschont geblieben. Die Blinden waren immer ein Geschenk für den Shai-Hulud gewesen, die man in der Wüste aussetzte, um die gigantischen Würmer mit einem Opfer zu besänftigen. Und jedesmal, wenn so etwas geschah - und das blieb auch den Menschen in den Städten nicht unbekannt -, führte man die Blinden in jenes Gebiet hinaus, das man *Bled* nannte: die Wüstenzone, in denen sich die größten der Würmer, die Alten Männer der Wüste, aufhielten. Und das war auch der Grund, weshalb ein blinder Fremen eine Kuriosität darstellte, die Aufmerksamkeit der Leute hervorrief und sie dazu verleitete, stehenzubleiben und dem seltsamen Paar zuzuschauen.

Der Junge, der den Blinden führte, schien um die vierzehn Standardjahre alt zu sein.

Er trug einen der neuen modifizierten Destillanzüge, die das Gesicht freiließen, um es der feuchtigkeitsraubenden Luft zu überlassen. Er war von schlaksiger Gestalt, hatte die üblichen völlig blauen Augen eines Menschen, der vom Gewürz abhängig war, eine kleine Nase und trug den harmlosen Blick der Unschuld zur Schau, hinter dem sich deutlich die zynische Bewußtheit eines Angehörigen der jungen Generation verbarg. Wie um einen Kontrast hervorzurufen, wirkte der blinde Mann wie ein Bewahrer längst vergessener Zeiten: die weitausholenden, geschmeidigen Bewegungen seiner drahtigen Gestalt zeugten davon, daß er viele Jahre in der Wüste gelebt hatte und es gewohnt war, lange Strecken zu Fuß oder auf dem Rücken eines Sandwurms zurückzulegen. Er hielt den Kopf steifnackig in der typischen Art Blinder

und bewegte ihn lediglich dann, wenn ein ihn interessierendes Geräusch auf seine Ohren traf.

Das seltsame Paar durchquerte die Menschenmassen auf den Straßen und erreichte schließlich die Stufen, die zu einem terrassenähnlichen Platz hinaufführten, an den sich Alias Tempel anschloß. Sie gingen die Stufen hinauf, bis sie den dritten Absatz erreichten, auf dem eine Reihe von Hadj-Pilgern darauf warteten, daß die Tempeltore geöffnet wurden. Die Tore waren riesig; man hätte durch jedes einzelne eine komplette Kathedrale einer frühzeitlichen Religion transportieren können. Angeblich reduzierten sie, sobald man sie passierte, die Seele eines jeden Gläubigen zu Staubkorngröße, auf daß er fortan fähig sei, durch ein Nadelöhr zu schlüpfen und die ewige Seligkeit zu erringen.

Am Rande des dritten Absatzes wandte der Prediger sich um. Es schien, als *sähen* seine leeren Augenhöhlen alles, was sich um ihn herum versammelte: die geckenhaften Städter, von denen einige Fremen waren, die zwar Destillanzüge trugen, aber nicht verbergen konnten, daß sie lediglich dekorativen Zwecken dienten und die eifrig frömmelnden Pilger, die gerade erst einem Gildenschiff entstiegen waren und ungeduldig auf die Tempelöffnung warteten, weil sie hofften, bereits der erste Schritt über die heilige Schwelle werde ihnen einen sicheren Platz im Paradies sichern.

Der Absatz, auf dem der Prediger nun stand, war von lautem Gemurmel erfüllt. Angehörige des *Mahdi*-Kultes standen in ihren grünen Roben herum und trugen lebende Falken bei sich, die man dazu abgerichtet hatte, ›den Himmel anzurufen‹. Lautstark ihre Waren anpreisende ambulante Händler versorgten die Menschenmenge mit Nahrung. Aber das war noch nicht alles. Was hier zum Verkauf angeboten wurde, war zahlreich in seiner Vielfalt, und die Stimmen der Krämer überschlugen sich. Während hier das Arrakis-Tarot im Zusammenhang mit einigen Broschüren religiöser Kommentare verhökert

wurde, fand dort eine Anzahl exotischer Kleider, ›die Muad'dib garantiert mit eigener Hand berührt‹ hatte, seine Abnehmer. Ein dritter Händler bot den Gläubigen Wasserfläschchen an, deren Inhalt angeblich aus dem Sietch kam, in dem Muad'dib gelebt hatte, und so Wasser von Seinem Wasser darstellte. Unterlegt wurde das ganze Verkaufsgeschrei durch das Gesumme von mehr als einhundert verschiedenen Dialekten des Galach sowie einer großen Anzahl gutturaler Laute, wie sie Kehlen von Wesen hervorbrachten, die in den Herrschaftsbereich des Heiligen Imperiums einbezogen waren. Grimassenschneider und Zwerge der Tleilaxu hüpften und sprangen in farbenfroher Kleidung durch die Menge. Die Gesichter der Gläubigen waren hager oder zeugten von Wasserreichtum. Unruhig hin und her tappende Füße erzeugten auf dem Plastahlbezug des Treppenabsatzes ein elektrisierendes Geräusch. Gelegentlich erhob sich aus dem Gewimmel eine Stimme, die ekstatisch rief: »Mua-a-a-ad'dib! Mua-a-a-ad'dib! Erhöre meine Seele! Du, der von Gott Gesalbte, erhöre mein Gebet! Mua-a-a-ad'dib!«

In der Nähe der Pilger traten für einige Münzen zwei Vermummte auf, die Auszüge aus dem zur Zeit populären ›Wortstreit zwischen Armistead und Leandgrah‹ rezitierten.

Der Prediger hob den Kopf und lauschte.

Die Vermummten waren Städter mittleren Alters mit beeindruckenden Stimmen. Ein Wort des Predigers genügte, und der junge Führer beschrieb sie ihm. Beide Männer waren mit wallenden Roben bekleidet und erweckten nicht den Eindruck, darunter Destillanzüge zu tragen. Ihre Körper hatten nichts von der üblichen, auf Wassermangel zurückzuführenden Hagerkeit der Fremen. Assan Tarig konnte seine Amüsiertheit nicht verbergen. Erst als der Prediger ihn ermahnte, verstummte er.

Der Mann, der die Rolle Leandgrahs übernommen hatte, war gerade dabei, seine feierliche Rede abzuschließen: »Pah!« rief er aus. »Es ist die Hand der Empfindung

allein, die das Universum zu packen vermag. Es ist die Hand, die dein edles Gehirn antreibt, und sie bewegt alles, was das Gehirn plant. Erst wenn du siehst, was du geschaffen hast, wirst du *bewußt*. Aber zuerst muß die Hand ihre Arbeit vollendet haben!«

Vereinzelter Applaus klang auf.

Der Prediger zog die Luft ein und registrierte die ihn in großer Zahl umgebenden Gerüche: Ausdünstungen schlechteingestellter Destillanzüge, Moschus unterschiedlicher Herkunft, der in der Luft hängende Staub, ausgestoßener Atem, der ungezählte Arten exotischer Ernährung dokumentierte, und das Aroma, das in Alias Tempel dominierte und sich einen Weg über die Stufen hinaus suchte. Man konnte am Gesicht des Predigers erkennen, daß er dachte: *Also soweit ist es mit uns Fremen gekommen!*

Die Wartenden auf der Plattform wurden plötzlich abgelenkt. Eine Gruppe von Sandtänzern tauchte am Fuße der Freitreppe auf. Es schienen mindestens fünfzig zu sein, und sie waren am Ende ihrer Kraft. Obwohl die Elacca-Droge sie miteinander verband und ihnen Kraft gab, schienen sie tagelang im Tanz gerast zu haben und befanden sich nun in einem ekstastischen Zustand. Schaum stand auf ihren Lippen, während sie die Körper unter den Klängen ihrer geheimnisvollen Musik wiegten. Um sich nicht zu verlieren, hatten sie sich mit Seilen aneinandergefesselt. Ein gutes Drittel der Angehörigen der Gruppe schienen dem Zusammenbruch nahe zu sein. Lediglich die Seile hielten sie noch aufrecht. Diejenigen, die noch Kraft besaßen, zogen die Schwächeren mit sich, bewegten sie, indem sie sie an den Leinen zogen wie Marionetten. Eine dieser Marionetten jedoch schien plötzlich zu erwachen. Der Menge wurde der Grund dafür gleich bewußt.

»Ich habe *geseeeehen!*« kreischte der Tänzer. »Ich habe *geseeeeehen!*« Er widerstand seinen an den Seilen ziehenden Genossen und warf einen wilden Blick um sich.

»Wo die Stadt ist, wird nur noch Sand sein! Ich habe *geseeeehen!*«

Die Umstehenden brachen in lautes Gelächter aus. Auch die Pilger hielten sich nicht zurück.

Für den Prediger war dies zuviel. Er hob beide Arme und brüllte mit einer Lautstärke, die man nur von einem Menschen erwarten konnte, der in der Lage war, ein Kommando von Wurmreitern zu kommandieren: *»Ruhe!«* Es war wie ein Schlachtruf. Augenblicklich verstummte die Menge.

Der Prediger deutete mit einer kurzen Handbewegung auf die Tänzer, und die Vorstellung, daß er sie wirklich sah, war beängstigend. »Habt ihr nicht gehört, was dieser Mann sagte? Blasphemiker und Götzendiener seid ihr alle! Die Religion Muad'dibs ist nicht Muad'dib selbst! Er weist sie von sich, wie er euch von sich weist! Die Wüste wird diesen Ort mit Sand bedecken, wie sie euch bedecken wird.«

Er ließ die Arme wieder sinken, legte eine Hand auf die Schulter seines jungen Begleiters und befahl: »Bringe mich fort von hier.«

Vielleicht war die Wahl seiner Worte daran schuld: *Er weist sie von sich, wie er euch von sich weist!* Vielleicht war es auch der Tonfall, in dem er diese Worte sagte, der darauf hindeutete, daß etwas Übermenschliches an ihm war, das man nur mit der trainierten Stimmkraft der Bene Gesserit vergleichen konnte. Vielleicht aber war es auch schlicht der Mystizismus, der den Ort umgab, an dem Muad'dib gelebt und geherrscht hatte. Auf jeden Fall erhob sich plötzlich aus der auf dem Treppenabsatz wartenden Menge eine Stimme, die in einem zitternden Tonfall und religiöser Ehrfurcht ausrief: »Ist Muad'dib zu uns zurückgekehrt?«

Der Prediger hielt inne und langte in die Schärpe seiner Bourka. Er brachte einen Gegenstand zum Vorschein, den nur diejenigen erkannten, die in seiner unmittelbaren Nähe waren: eine von der Wüste mumifizierte menschli-

che Hand, einen makabren Scherz, den der Planet Arrakis gelegentlich den Sterblichen spielte; eine Hand, wie sie der Sand gelegentlich an die Oberfläche spülte und die man als Kommunikationsversuche des Shai-Hulud interpretierte. Sie war zusammengeschrumpft zu einer kleinen braunen, halb geschlossenen Faust, von der das Fleisch unter ständigem Einfluß des Windes an den Fingerspitzen abgeschliffen war und das Weiß der Knochen hervorsah.

»Ich bringe euch die Hand Gottes – und das ist alles, was ich bringe!« rief der Prediger. »Ich spreche für die Hand Gottes. Ich bin der Prediger.«

Manche vermuteten, daß es sich bei der Hand um die Hand Muad'dibs handelte – andere waren allein schon von der befehlenden Gegenwart seiner schreckenerregenden Stimme gefesselt. Und so kam es, daß auf Arrakis sein Name bekannt wurde. Und dies war nicht das letztemal, daß man seine Stimme vernahm.

9

Es ist allgemein bekannt, mein lieber Georad, daß die Melange bei denen, die sie einnehmen, achtenswerte Tugenden hervorruft. Vielleicht ist das nicht immer wahr. Ich werde jedenfalls den Zweifel nicht los, daß sie keinesfalls alles und jeden zur Tugendhaftigkeit leitet. Mir scheint, es ist einer Reihe von Personen gelungen, die Melange lediglich zur Herausforderung Gottes einzusetzen. Laut den Aussagen der Ökumene haben sie damit die Seele entstellt. Sie glauben, allein die Einnahme von Melange genüge, um ihre Seele automatisch zu retten und Gnade zu erfahren. Sie verspotten ihre Kameraden, tun der Göttlichkeit Böses an und verdrehen in teuflischer Absicht die wahre Bedeutung dieses unersetzlichen Geschenks. Damit rufen sie jedoch Verstümmelungen hervor, die so tiefgreifend sind, daß sie von Menschen kaum noch geheilt werden können. Um wirklich tugendhaft zu sein, in jeder Beziehung rechtschaffen und voll göttlichen Glaubens, muß der Mensch aber darauf achten, daß seine Worte mit seinen Taten im Einklang stehen. Wenn deine Taten also auf ein System der Boshaftigkeit bezogen sein sollen, so sollst du auch anhand dieser Boshaftigkeiten gerichtet werden - und nicht anhand deiner Auslegungen. Genauso sollten wir auch über Muad'dib urteilen.

Die Irrlehren der Gegenseite

Der kleine Raum, in dem es nach Ozon duftete, wurde durch das schattenhafte Licht der an der Decke befestig-

ten Leuchtgloben in ein mattes Halbdunkel getaucht. Irgendwo glomm das metallisch-blaue Licht eines Bildschirms, der einen Meter breit und anderthalb hoch war. Im Moment zeigte er eine Detailansicht eines öden, felsigen Tales, in dem sich zwei Laza-Tiger über die blutigen Reste eben gerissener Opfer hermachten. Auf dem Hügel, der sich hinter den Tigern erhob, stand ein Mann von schlanker Gestalt in der Arbeitsuniform eines Sardaukar. Auf seinem Kragen leuchteten die Rangabzeichen eines Levenbrech. Über der Schulter des Mannes hing ein Riemen, an dem eine Schaltkonsole befestigt war.

Vor dem Bildschirm stand ein Suspensorsessel, in dem eine hellhaarige Frau unbestimmbaren Alters saß. Sie hatte ein herzförmiges Gesicht und schlanke Hände, mit denen sie die Armlehnen des Sessels umkrallte, während sie gebannt dem Schauspiel auf dem Schirm zuschaute. Eine weiße Robe, mit Gold abgesetzt, betonte ihre Figur. Einen Schritt neben ihr – zu ihrer Rechten – stand ein vierschrötiger Mann in der bronze- und goldfarbenen Uniform der alten imperialen Sardaukar-Truppen. Sein angegrautes Haar war kurz, und seine Miene zeigte keinerlei Emotionen.

Die Frau hüstelte und sagte: »Genau wie Sie vorausgesagt haben, Tyekanik.«

»Es war zu erwarten, Prinzessin«, sagte der Bashar mit heiserer Stimme.

Sie lächelte über die Spannung, die in seiner Stimme offenbar wurde und fragte: »Was glauben Sie, Tyekanik – wird meinem Sohn die Anrede ›Imperator Farad'n I.‹ gefallen?«

»Der Titel wird ihn kleiden, Prinzessin.«

»Danach habe ich nicht gefragt.«

»Einige der Dinge, die wir tun müssen, um ihm diesen... äh... Titel zu sichern, würde er gewiß nicht loben.«

»Also noch einmal...« Sie wandte sich um und musterte den Mann durch das Halbdunkel. »Sie haben meinem Vater treu gedient. Es war nicht Ihr Fehler, daß er

den Thron an die Atreides verlor. Aber dennoch sollte Sie der Verlust ebenso treffen, wie jeden, der...«

»Hat die Prinzessin Wensicia noch einen speziellen Auftrag für mich?« fragte Tyekanik. Noch immer war seine Stimme heiser, aber sie kam nun in einem etwas schärferen Tonfall.

»Es ist eine Ihrer schlechten Angewohnheiten, mich ständig zu unterbrechen«, tadelte sie ihn.

Tyekanik lächelte plötzlich. Seine großen Zähne leuchteten im Licht des Bildschirms. »Manchmal erinnern Sie mich an Ihren Vater«, meinte er. »Auch er redete ständig wie die Katze um den heißen Brei herum, bevor er mir einen äh... delikaten... Auftrag gab.«

Um ihre ärgerliche Stimmung zu unterdrücken, wandte sie den Blick von ihm ab und fragte: »Glauben Sie wirklich, daß diese beiden Lazas meinen Sohn auf den Thron zurückbringen werden?«

»Es ist nicht unmöglich, Prinzessin. Sie sollten berücksichtigen, daß die beiden Bastarde von Paul Atreides nicht mehr als ein kleiner Happen für diese beiden da draußen darstellen... Und wenn die Zwillinge erst einmal von der Bildfläche verschwunden sind...« Er zuckte die Achseln.

»Dann wird der Enkel von Shaddam IV. logischerweise die Thronfolge antreten«, sagte die Prinzessin. »Das heißt, wenn es uns gelingt, die Zweifel der Fremen, des Landsraads und der MAFEA zu zerstreuen, daß wir etwas damit zu tun haben. Gar nicht zu reden von einem eventuell überlebenden Mitglied der Familie Atreides, das vielleicht...«

»Jarvid hat mir zugesichert, daß es für seine Leute eine Kleinigkeit darstellt, Alia rasch festzusetzen. Und Lady Jessica kann man als Atreides nicht zählen. Wer sollte also übrigbleiben?«

»Der Landsraad und die MAFEA sind allemal auf der Seite derjenigen, die die Profite machen«, warf die Prinzessin ein. »Aber was wird mit den Fremen?«

»Wir werden sie in der Religion ihres Muad'dib ersäufen!«

»Das ist leichter gesagt als getan, mein lieber Tyekanik.«

»Ich sehe«, sagte der Sardaukar, »daß wir schon wieder bei diesem alten Streitpunkt angelangt sind.«

»Das Haus Corrino hat schon schlimmere Dinge getan, um an der Macht zu bleiben«, sagte sie.

»Aber sich dieser... dieser Religion anzunehmen!«

»Mein Sohn respektiert Sie«, sagte die Prinzessin.

»Ich warte auf den Tag, an dem das Haus Corrino wieder auf seinen rechtmäßigen Thron zurückkehrt und die Macht ausübt. Und darauf wartet jeder übriggebliebene Sardaukar hier auf Salusa. Aber wenn Sie jetzt...«

»Tyekanik! Dies hier ist der Planet Salusa *Secundus*. Verfallen Sie nicht auch in diesen Schlendrian, der sich mittlerweile in unserem Imperium breitgemacht hat. Wenn Sie also schon von dieser Welt reden, nennen Sie sie mit ihrem kompletten Namen und achten Sie auf jedes Detail. Es werden gerade diese Attribute sein, die den Lebenssaft der Atreides im Sand von Arrakis versickern lassen. Denken Sie an jedes Detail, Tyekanik!«

Er wußte, was sie mit diesem Angriff beabsichtigte. Er war nichts anderes als eine Demonstration ihrer Cleverness, die sie von ihrer Schwester Irulan gelernt hatte. Dennoch wurde er das Gefühl nicht los, an Boden verloren zu haben.

»Haben Sie gehört, Tyekanik?«

»Ich höre noch, Prinzessin.«

»Ich verlange von Ihnen, daß Sie sich mit der Religion des Muad'dib abfinden«, forderte sie.

»Prinzessin, ich würde für Sie durchs Feuer gehen, aber dies...«

»Das ist ein Befehl!«

Tyekanik schluckte und starrte auf den Bildschirm. Die Laza-Tiger hatten inzwischen ihr grausiges Mahl beendet, sich in den Sand gelegt und reinigten sich. Ihre langen Zungen leckten über die Pfoten.

»Ein *Befehl*, Tyekanik - haben Sie das verstanden?«

»Ich nehme ihn zur Kenntnis und gehorche, Prinzessin.« Er sagte das, ohne die Tonlage zu verändern.

Die Prinzessin seufzte. »Oh, lebte doch mein Vater noch...«

»Ja, Prinzessin.«

»Verhöhnen Sie mich nicht, Tyekanik. Ich weiß, wie unschicklich das für Sie ist. Aber wenn Sie ein Beispiel geben...«

»Er würde ihm nicht folgen, Prinzessin.«

»Er *würde* ihm folgen.« Sie deutete auf den Schirm. »Aber mir scheint, daß der Levenbrech dort draußen sich für uns als Problem erweisen könnte.«

»Zu einem Problem? Wieso?«

»Wieviele Leute sind über die Tiger informiert?«

»Der Levenbrech, der sie trainiert hat... ein Transportpilot... Sie - und natürlich...« Er deutete auf seine Brust.

»Und die Einkäufer?«

»Die wissen nichts. Vor was fürchten Sie sich, Prinzessin?«

»Mein Sohn ist, nun, sehr empfindlich.«

»Sardaukar verraten keine Geheimnisse«, sagte Tyekanik.

»Tote auch nicht.« Die Prinzessin streckte einen Arm aus und bediente unterhalb des Bildschirms eine rote Taste.

Wie auf Kommando hoben die Laza-Tiger die Köpfe, sprangen auf und musterten mit erhobenen Köpfen den Levenbrech auf dem Hügel. Dann begannen sie beide gleichzeitig, den Abhang zu erklimmen.

Ohne sich auch nur im geringsten beeindruckt zu zeigen, bediente der Levenbrech die Tastatur seiner Schaltkonsole. Seine Bewegungen waren lässig, aber je näher ihm die Tiere kamen, desto stärker nahmen seine Zweifel zu. Er drückte den Knopf fester und fester. Dann schien er zu begreifen. Seine Hand zuckte zu dem an der Hüfte baumelnden Arbeitsmesser. Aber es war zu spät. Eine

mörderische Klaue traf seine Brust und warf ihn um. Als er zu Boden fiel, schnappte der andere Tiger nach seiner Kehle, bohrte die riesigen Fänge in sein Fleisch und schüttelte ihn hin und her. Seine Wirbelsäule brach.

»Achten Sie auf die Feinheiten«, sagte die Prinzessin. Sie wandte sich um und erstarrte, als sie sah, daß Tyekanik sein Messer zog. Aber er reichte es ihr lediglich, mit dem Griff zuerst.

»Vielleicht wäre es angebracht, mein eigenes Messer dazu zu verwenden, um ein anderes Detail zu erledigen«, sagte er.

»Stecken Sie das Messer weg, und benehmen Sie sich nicht wie ein Idiot!« fauchte die Prinzessin. »Manchmal, Tyekanik, bringen Sie mich wirklich...«

»Der Mann dort war einer meiner besten Leute, Prinzessin.«

»Er war einer *meiner* Besten«, korrigierte sie ihn.

Tyekanik sog bebend die Luft ein und steckte das Messer wieder in die Scheide zurück.

»Und was wird aus meinem Transportpiloten?«

»Wir werden die Sache als einen Unfall hinstellen«, erklärte sie. »Sagen Sie dem Mann, er soll besonders vorsichtig sein, wenn er die Tiere zurückbringt. Und wenn er unsere Kätzchen Jarvids Leuten übergeben hat...« Sie warf einen Blick auf sein Messer.

»Ist das ein Befehl, Prinzessin?«

»Es ist ein Befehl.«

»Werde ich dann irgendwann in mein eigenes Messer *fallen*, oder werden Sie sich noch ein anderes... ah... Detail aussuchen?«

Die Kühle in ihrer Stimme war nicht echt, als sie erwiderte: »Tyekanik – wenn ich nicht sicher wäre, daß Sie auf meinen Befehl hin freiwillig in ihr Messer fielen, stünden Sie jetzt nicht bewaffnet neben mir.«

Er schluckte und schaute erneut auf den Bildschirm. Die Tiger waren wieder mit einem blutigen Mahl beschäftigt.

Die Prinzessin vermied es, seinem Blick zu folgen. Sie starrte ihn an und sagte: »Außerdem werden Sie unseren Einkäufern zu verstehen geben, daß wir ab jetzt keine Kinder mehr benötigen. Wir haben es nun oft genug ausprobiert und können sicher sein. Die Kätzchen funktionieren.«

»Wie Sie befehlen, Prinzessin.«

»Und gewöhnen Sie sich einen anderen Ton an, wenn Sie mit mir sprechen, Tyekanik.«

»Ja, Prinzessin.«

Ihre Lippen wurden zu einem schmalen Strich. Dann sagte sie: »Wieviele dieser aufeinander abgestimmten Kostüme haben wir noch?«

»Sechs Exemplare dieser Roben, einschließlich der dazugehörigen Destillanzüge und Sandstiefel. Alle tragen die Insignien der Atreides.«

»Und die Qualität ist genau die gleiche, wie die, die das letzte Paar trug?« fragte die Prinzessin und deutete auf den Schirm.

»Jawohl, Prinzessin.«

»Achten Sie auf die Details«, wiederholte sie. »Die Gewänder werden als Geschenke für unsere königlichen Verwandten nach Arrakis gesandt. Sie werden als Geschenke von mir und meinem Sohn deklariert, verstehen Sie, Tyekanik?«

»Ich verstehe vollkommen, Prinzessin.«

»Sorgen Sie dafür, daß er ein paar Zeilen dazu schreibt. Sie sollten ungefähr so lauten, daß er diese Dinge als Ausdruck seiner Verehrung für das Haus Atreides sendet. Irgend etwas in dieser Art.«

»Zu welchem Ereignis?«

»Zu irgendeinem Geburts- oder Feiertag. Ich überlasse das Ihnen, Tyekanik, denn ich vertraue Ihnen, mein Freund.«

Schweigend starrte er sie an.

Ihr Gesicht verhärtete sich. »Wußten Sie das etwa nicht? Wem anders sollte ich denn nach dem Tode meines Mannes noch trauen können?«

Tyekanik zuckte die Achseln und dachte daran, wie sehr sie plötzlich einer eifrigen Spinne glich. Es würde wahrscheinlich ein Fehler sein, sich mit ihr auf ein allzu privates Verhältnis einzulassen. Möglicherweise – und die Idee kam ihm ganz plötzlich – hatte das der nun tote Levenbrech getan.

»Und Tyekanik«, fügte sie hinzu, »es ist noch etwas zu beachten.«

»Ja, Prinzessin?«

»Mein Sohn ist zum Herrschen ausgebildet worden. Irgendwann wird die Zeit kommen, in der er selbst zum Schwert greifen muß. Sie werden wissen, wann es soweit ist. Und ich wünsche, daß Sie mich dann sofort informieren.«

»Wie Sie befehlen, Prinzessin.«

Sie lehnte sich zurück und schaute ihn wissend an. »Ich weiß, daß Sie mit meinen Plänen nicht einverstanden sind. Aber solange Sie sich daran erinnern, was mit dem Levenbrech geschah, wird das für mich nicht zum Problem werden.«

»Er konnte sehr gut mit Tieren umgehen und stand auch sonst zu allem willig zur Verfügung. Ja, Prinzessin.«

»Das meinte ich nicht!«

»Nicht? Dann... verstehe ich wohl doch nicht.«

»Eine Armee«, sagte sie, »setzt sich aus willigen, jedoch absolut ersetzbaren Elementen zusammen. Das war es, was Sie aus dem Schicksal des Levenbrech lernen sollten.«

»Ersetzbare Elemente«, wiederholte Tyekanik. »Gilt das auch für Angehörige des Oberkommandos?«

»Ohne Oberkommando besteht selten die Notwendigkeit für eine Armee, Tyekanik. Das ist auch der Grund, weswegen Sie sofort die Religion dieses *Mahdi* annehmen und auf meinen Sohn einwirken werden, es Ihnen gleichzutun.«

»Sofort, Prinzessin. Ich nehme an, daß Sie nicht gleich-

zeitig die Absicht haben, daß ich seine Ausbildung in den Kriegskünsten im gleichen Maße zugunsten dieser... äh... Religion vernachlässige?«

Die Prinzessin sprang auf, ging um ihn herum und blieb an der Tür stehen. Ohne sich umzudrehen, sagte sie: »Eines Tages werden Sie meine Geduld überstrapazieren, Tyekanik.« Ohne ein weiteres Wort ging sie hinaus.

10

Entweder verwerfen wir die Relativitätstheorie, oder wir lassen davon ab, zu glauben, daß es eine Möglichkeit der genauen Vorhersage der Zukunft gibt. Das Wissen um die Zukunft wirft in der Tat eine Reihe von Fragen auf, die man mit konventionellen Annahmen nicht beantworten kann, außer man nimmt erstens die Existenz eines sich außerhalb der Zeit aufhaltenden Beobachters an und zweitens, das Fehlen jeglicher Bewegung. Wenn man die Relativitätstheorie akzeptiert, kann man darlegen, daß die Zeit und der Beobachter in einem festen Verhältnis zueinander stehen müssen, da sonst Ungenauigkeiten bei der Voraussage aufträten. Wie also erklären wir die fortwährende Suche respektierter Wissenschaftler nach diesem visionären Ziel? Und – wie erklären wir Muad'dib?

›Vorlesungen über die Vorhersehung‹,
von Harq al-Ada

»Ich muß dir etwas erzählen«, sagte Jessica. »Selbst wenn mir klar ist, daß es dich an viele Erfahrungen unseres gemeinsamen Vergangenheitsbewußtseins erinnern wird – und es für dich ein Wagnis darstellt.«

Sie machte eine Pause und fragte sich, wie Ghanima diese Worte aufnahm.

Sie waren allein und saßen auf niedrigen Polstern in einem Raum des Sietch Tabr. Es war nicht einfach gewesen, dieses Treffen zu arrangieren, und Jessica zweifelte sogar daran, daß sie wirklich unbeobachtet waren. Ghanima jedenfalls schien erwartungsvoll zu sein und

bekundete zunehmendes Interesse an allem, was sie sagte.

Vor zwei Stunden war die Sonne aufgegangen, und die Begrüßungszeremonien gehörten der Vergangenheit an. Jessica zwang ihren Puls in einen annehmbaren Schritt und richtete ihre Aufmerksamkeit auf den von Felswänden umgebenen Raum, der mit dunklen Vorhängen verkleidet war. Gelbe Kissen lagen auf dem Boden verstreut. Um die in sich angesammelte Spannung ertragen zu können, fiel ihr nichts anderes ein, als sich zum erstenmal seit Jahren wieder die Bene-Gesserit-Litanei gegen die Furcht ins Gedächtnis zu rufen.

»Ich darf mich nicht fürchten. Die Furcht tötet das Bewußtsein. Sie ist der Kleine Tod, der die Vernichtung bringt. Ich werde der Furcht ins Angesicht sehen. Sie wird mich durchdringen und von mir gehen. Und wenn sie gegangen ist, werde ich ihren Weg mit dem inneren Auge verfolgen. Dort, wo die Furcht gegangen ist, wird nichts zurückbleiben. Außer mir.«

Wortlos sagte sie den Spruch auf und atmete tief ein.

»Manchmal hilft sie«, sagte Ghanima. »Die Litanei, meine ich.«

Es blieb Jessica nichts anderes übrig, als die Augen zu schließen, um den Schock, der sie bei diesen Worten traf, zu verbergen. Die Feststellung, daß sie aus dem Munde eines Wesens kamen, das hinter der Maske eines neunjährigen Kindes agierte, machte es ihr nicht leichter.

Aber die Tatsache, daß sie ihrer Furcht ins Angesicht gesehen hatte, zwang Jessica, die Augen wieder zu öffnen. Schlagartig wurde ihr die Quelle des Schmerzes klar: *Ich fürchte um meine Enkelkinder.* Obwohl beide nicht die Stigmen des *Abscheulichen* aufwiesen, zeigte Leto starke Anzeichen eines schreckenerregenden Geheimnisses. Das war der Hauptgrund, weshalb sie ihn bei diesem Treffen nicht dabeihaben wollte.

Impulsiv schob Jessica ihre emotionale Maske beiseite. Es war ihr klar, daß es keinen Sinn hatte, sie hier

zu tragen, da sie für eine entsprechende Kommunikation nur eine Barriere darstellte. Seit dem Tod ihres Herzogs hatte sie diese Mauern nicht mehr ins Abseits stellen können, und das, was sie jetzt tat, erfüllte sie gleichzeitig mit Erleichterung und Schmerz. Die Tatsachen, die in ihr zurückblieben, waren so gravierend, daß kein Zirkel, kein Prediger und keine Litanei sie aus ihrem Bewußtsein tilgen konnte. Selbst eine Flucht aus der Wirklichkeit würde sie davon nicht erlösen. Sie waren nicht ignorierbar. In ihnen spielten Teile von Pauls Visionen ebenso eine Rolle, wie jene Zeiten, in denen die Kinder aufgewachsen waren. Sie waren der Anziehungspunkt im Nichts, der das Böse ebenso anzog wie die Menschen, die auf einen Machtmißbrauch abzielten.

Ghanima, die dem Spiel der Gefühle auf dem Gesicht ihrer Großmutter zusah, war über die Erkenntnis, daß sie zu offenen Emotionen fähig war, nicht wenig erstaunt. Mit beinahe synchronen Bewegungen wandten sie beide den Kopf. Ihre Blicke trafen sich, und sie sahen einander tief und durchdringend an. Ohne daß sie miteinander sprachen, verstanden beide, was der andere dachte.

Jessica: *Ich wünsche, daß du meine Furcht erkennst.*

Ghanima: *Jetzt weiß ich, daß du mich liebst.*

Es war ein kurzer Augenblick völligen Vertrauens.

Jessica sagte: »Als dein Vater noch ein kleiner Junge war, brachte ich eine Ehrwürdige Mutter nach Caladan, um ihn einer Prüfung zu unterziehen.«

Ghanima nickte. Die Erinnerung daran war in ihr noch lebendig.

»Wir Bene Gesserit haben stets darauf geachtet, daß die Kinder, die wir aufzogen, menschlicher und nicht tierischer Abstammung waren. Man kann sich nicht immer auf die Angaben der Leute verlassen, wenn sie von außerhalb kommen.«

»Man hat dich so erzogen«, sagte Ghanima. Gleichzeitig überflutete eine Erinnerung ihr Bewußtsein: sie sah

die alte Bene Gesserit vor sich. Gaius Helen Mohiam. Zusammen mit ihrem vergifteten Gom Jabbar und der Schachtel aus brennendem Schmerz war sie nach Caladan gekommen. Pauls Hand (und in der geteilten Erinnerung war es ihre eigene) hatte die schreckliche Agonie gespürt, während die alte Frau ihn mit kühler Stimme darüber informiert hatte, daß er auf der Stelle sterben würde, zöge er seine Hand aus ihr zurück. Und er hatte auch nicht daran gezweifelt, daß die Nadelspitze, die sie gegen seinen Hals gepreßt hielt, eine weitere Waffe war, um ihn vom Leben zum Tode zu befördern. Während der ganzen Prozedur hatte ihre Stimme in seinen Ohren gedröhnt.

»Hast du schon von Tieren gehört, die sich ein Bein abbeißen, um einer Falle zu entrinnen? Das tun nur Tiere. Ein Mensch würde ausharren, seinen Schmerz verbeißen und sich totstellen, um den Jäger umzubringen, der ihn in diese Lage gebracht hat.«

Als könne sie den Schmerz der Erinnerung damit vertreiben, schüttelte Ghanima den Kopf. Es brannte! Wie es brannte! Paul hatte sich während der Prozedur vorgestellt, wie seine Haut langsam verschmorte, wie das Fleisch sich schwarz färbte und verbrannte, wie es abfiel, bis nur noch die nackten Knochen übrigblieben. Aber es war nur ein Trick gewesen, seine Hand war unverletzt. Dennoch konnte Ghanima nicht verhindern, daß sich ihre Stirn mit Schweißperlen bedeckte.

»Natürlich erinnerst du dich in einer Art an diese Geschichte, zu der ich nicht fähig bin«, sagte Jessica.

Einen Moment lang, angetrieben durch die Erinnerung, sah Ghanima ihre Großmutter in einem anderen Licht: Zu welchen Dingen mochte diese Frau aufgrund ihrer frühen Bene-Gesserit-Ausbildung fähig sein, wenn die Notwendigkeiten es erforderten? Und damit war sie wieder bei der dominierenden Frage: Was wollte sie auf Arrakis?

»Es wäre dumm, eine solche Prüfung an dir oder dei-

nem Bruder zu wiederholen«, fuhr Jessica fort, »wo du bereits weißt, wie sie verläuft. Ich kann nicht anders vorgehen, als vorauszusetzen, daß du menschlich empfindest, daß du deine Kräfte nicht dazu verwenden willst, sie zu mißbrauchen.«

»Aber dein Glaube an diese Voraussetzung ist nicht unbegrenzt«, erwiderte Ghanima.

Jessica blinzelte, fühlte, daß die Barriere sich erneut über sie herabzusenken drohte, und schob sie erneut beiseite. Sie fragte: »Glaubst du mir, daß ich dich liebe?«

»Ja.« Als Jessica Anstalten machte, etwas zu sagen, hob Ghanima die Hand. »Aber deine Liebe für uns könnte dich nicht davon abhalten, uns zu vernichten. Oh, ich kann mir den Grund dafür gut vorstellen: ›Es ist besser, wenn die menschliche Animalität stirbt, als wenn sie die Chance erhält, sich weiter fortzupflanzen.‹ Und das trifft besonders dann zu, wenn die menschliche Animalität den Namen Atreides trägt.«

»Zumindest du bist menschlich«, platzte Jessica heraus. »In dieser Beziehung kann ich meinem Instinkt voll vertrauen.«

Ghanima, die erkannte, daß sie die Wahrheit sagte, erwiderte: »Aber was Leto anbetrifft – bist du dir nicht so sicher.«

»Das stimmt.«

»Abscheulichkeit?«

Jessica konnte nur nicken.

Ghanima sagte: »Das trifft jetzt noch nicht für ihn zu. Auch wenn wir beide die darin verborgenen Gefahren kennen. Alia gibt ein gutes Beispiel dafür ab.«

Jessica bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und dachte: *Selbst Liebe kann uns vor unerwünschten Tatsachen nicht beschützen.* Ihr wurde klar, daß sie ihre Tochter immer noch liebte, und als wolle sie damit gegen das Schicksal ankämpfen, weinte sie lautlos: *Alia! Oh, Alia! Verzeihe mir wenigstens für den Teil, den ich zu deiner Deformation beigetragen habe!*

Ghanima räusperte sich laut.

Jessica ließ die Hände wieder sinken. *Auch wenn ich jetzt meine arme Tochter beweinen sollte - es gibt im Moment wichtigere Dinge zu tun.* Sie sagte: »Also habt ihr bereits erkannt, was mit ihr geschehen ist.«

»Leto und ich hatten keine andere Wahl, als zuzusehen, wie es passierte. Wir waren machtlos. Und wir fanden auch keinen Weg, ihr zu helfen, nachdem wir unzählige Möglichkeiten durchdiskutiert hatten.«

»Bist du sicher, daß dein Bruder nicht diesem Fluch unterworfen ist?«

»Ich bin sicher.«

Die Bestimmtheit, mit der sie diese Worte sprach, war nicht zu überhören. Jessica blieb nichts anderes übrig, als ihnen Glauben zu schenken. Schließlich fragte sie: »Wie seid ihr ihm entgangen?«

Ghanima erklärte ihr die Theorie, nachdem ihr Beschluß, an der Zeremonie der Gewürztrance nicht teilzunehmen, dafür ausschlaggebend sein mußte. Und sie sprach über die Träume, die Leto heimsuchten, die Pläne, die sie miteinander hatten, und sie erwähnte sogar Jacurutu.

Jessica nickte. »Trotz allem ist und bleibt Alia eine Atreides. Und das wirft enorme Probleme vor uns auf.«

Die plötzliche Erkenntnis, daß sie noch immer nicht über den Tod ihres Herzogs hinweggekommen war - als sei er erst gestern gestorben - und sie keinen Zweifel daran aufkommen ließ, daß sie seinen Namen gegen jegliche Beschmutzungen verteidigen wollte, brachte Ghanima zum Schweigen. Persönliche Erinnerungen des Herzogs durchdrangen plötzlich ihren Geist und erweckten für Jessicas Verhalten Verständnis.

»Und jetzt«, sagte Jessica mit plötzlich veränderter Stimme, »laß uns über diesen Prediger sprechen. Nach Abschluß der Opferungszeremonie gestern kamen mir einige unbefriedigende Gerüchte zu Ohren.«

Ghanima zuckte die Achseln. »Es ist nicht unmöglich, daß er...«

»...Paul ist?«

»Ja. Aber wir haben ihn noch nicht gesehen, um das herauszufinden.«

»Jarvid lacht über diese Gerüchte«, meinte Jessica.

Ghanima zögerte. Dann fragte sie: »Du traust Jarvid?«

Ein grimmiges Lächeln überzog Jessicas Gesicht. »Nicht mehr als du.«

»Leto sagt, daß dieser Jarvid immer über die falschen Dinge lacht«, erklärte Ghanima.

»Vergessen wir jetzt Jarvids Gelächter«, schlug Jessica vor. »Haltet ihr es wirklich für möglich, daß mein Sohn noch lebt und in dieser Verkleidung zurückgekehrt ist?«

»Wir glauben, daß die Möglichkeit besteht. Und Leto...« Ghanima stellte fest, daß ihre Kehle plötzlich wie ausgetrocknet war und erinnerte sich an Ängste, die schmerzhaft ihren Brustkorb zusammenpreßten. Sie zwang sich, diese Ängste zu überwinden und berief sich auf die anderen Offenbarungen, die Letos Träume ergeben hatten.

Jessica senkte wie unter einem imaginären Schmerz den Kopf.

Ghanima sagte: »Leto meint, er müsse diesen Prediger finden, um endlich sichergehen zu können.«

»Ja... natürlich. Ich hätte niemals von hier fortgehen sollen. Ich habe mich wie ein Feigling benommen.«

»Warum quälst du dich damit? Du hast eine Grenze erreicht, das weiß ich. Und Leto ebenfalls. Ich schließe nicht einmal aus, daß Alia darüber Bescheid weiß.«

Jessica berührte ihren Hals und sagte: »Ja, Alia ist wirklich ein Problem.«

»Sie übt eine seltsame Anziehungskraft auf Leto aus«, fuhr Ghanima fort. »Deswegen unterstützte ich dein Vorhaben, dich mit mir allein zu treffen. Auch wenn er genau weiß, daß es keine Möglichkeit mehr gibt, sie zu retten, ist er immer noch daran interessiert, bei ihr zu sein und sie... zu studieren. Und... es ist sehr verwirrend. Immer wenn

ich versuche, mit ihm darüber kritisch zu reden, schläft er ein. Er...«

»Gibt sie ihm Betäubungsmittel?«

»*Nein.*« Ghanima schüttelte den Kopf. »Aber er hat eben eine seltsame Gefühlswahrnehmung ihr gegenüber. Und... im Schlaf murmelt er oft das Wort *Jacurutu.*«

»Schon wieder dieses Wort!« Schlagartig fiel Jessica der Bericht Gurneys über die Leute ein, die er am Raumhafen hatte festnehmen lassen.

»Manchmal fürchte ich, daß Alia ihn dahingehend beeinflußt, Jacurutu zu suchen«, erklärte Ghanima. »Bisher hatte ich angenommen, es handele sich dabei lediglich um eine Legende. Aber sicher weißt du davon.«

Jessica schauderte. »Eine schreckliche Geschichte.«

»Aber was könnten wir tun?« fragte Ghanima. »Ich fürchte mich, in all den Erinnerungen herumzustöbern, die ich besitze, die nun ein Teil von mir und meinem Leben sind...«

»Ghani! Ich kann dich davor nur warnen. Du darfst auf keinen Fall riskieren...«

»Aber es könnte ganz von allein geschehen! Wir wissen doch nicht einmal genau, was mit Alia passierte.«

»Nein! Selbst unter diesem Aspekt darfst du dich dieser... *Besessenheit* nicht aussetzen.« Sie spuckte das Wort förmlich aus. »Wenn dieses - Jacurutu hieß es, nicht wahr? - Jacurutu wirklich existiert... Ich habe Gurney ausgesandt, es zu finden.«

»Aber wie sollte er... Oh, ich verstehe: die Schmuggler.«

Erneut stellte Jessica fest, wie sehr sie das Bewußtsein des Mädchens verblüffte. Es arbeitete lückenlos mit den Erinnerungen all jener zusammen, die in ihrem Geist versammelt waren. *Auch mit den meinen!* Es war ihr immer unbegreiflich geblieben, daß dieses junge Wesen im Besitz all jenes Wissens war, das einst Paul gehört hatte und nun die Intimität seines privaten Kosmos teilte. Und irgend etwas in Jessicas Unterbewußtsein rebellierte dagegen. Die Erziehung der Bene Gesserit hatte sie gegen die

Abscheulichkeit konditioniert. Aber hier saß sie einem unschuldigen Kind gegenüber, das bereit schien, sich für den Bruder aufzuopfern.

Wir repräsentieren eine Art Leben, das weit in eine finstere Zukunft hinausreicht, dachte sie. *Ein Fleisch und Blut.* Und sie bereitete sich darauf vor, jenen Dingen ins Angesicht zu sehen, die sie und Gurney Halleck in Bewegung zu bringen gewillt waren. Leto mußte von seiner Schwester getrennt und einer Ausbildung unterzogen werden, auf der die Schwesternschaft bestand.

11

Ich höre, wie der Wind über die Wüste bläst und sehe, wie die Monde sich in der Winternacht wie große Schiffe über die Leere erheben. Mit ihnen als Zeugen lege ich meinen Eid ab: Ich will mit Entschlossenheit die Staatskünste meistern. Ich werde die mir vererbte Vergangenheit im Gleichgewicht halten und zu einem jederzeit abrufbaren Zentrum des Wissens machen. Jedoch werde ich mehr für meinen Gerechtigkeitssinn als für mein Wissen Bekanntheit erlangen. Mein Gesicht wird die Korridore der Zeit erleuchten, solange es Menschen gibt.

Letos Schwur,
nach Harq al-Ada

Als sie noch sehr jung gewesen war, hatte Alia oft Stunden in der *Prana-Bindu*-Trance verbracht und versucht, ihre private Widerstandskraft gegen die Angriffe *der Anderen* zu stärken. Das Problem war ihr nicht unbekannt: man konnte der Melange nicht entkommen, solange man in einem Sietch lebte, denn sie war in nahezu allem enthalten, egal, ob es sich um Nahrungsmittel, Wasser, die Luft oder gar die Decken handelte, in die sie sich des Nachts einhüllte und weinte. Bereits sehr früh hatte sie mit den Sietch-Orgien Bekanntschaft gemacht, bei denen die Angehörigen des Stammes das Todeswasser eines Wurms tranken. Während dieser Orgien befreiten die Fremen ihre eigenen angesammelten genetischen Erinnerungen und warfen sie ab. Wie von einem inneren Druck befreit, ließen sie dann alle Schranken fallen.

Aber für Alia gab es eine solche Art der Befreiung nicht. Sie hatte das Bewußtsein bereits lange vor ihrer

Geburt erlangt, und mit dieser Bewußtheit war ein kataklysmisches Erwachen gekommen, dem sie nicht entrinnen konnte. Eingeschlossen in den Leib ihrer Mutter, gab es für sie kein Entkommen aus der Umgebung der Personen ihrer gesamten Vorfahren, deren Erinnerungen durch die unvorsichtige Einnahme des Todeswassers durch ihre Mutter auf sie einstürmten. Noch bevor sie das Licht der Welt erblickt hatte, war Alia über alles informiert, was eine Ehrwürdige Mutter der Bene Gesserit wissen mußte. Und zusätzlich besaß sie noch all das, was *die Anderen* im Laufe der Zeit an Erfahrungen gesammelt hatten.

Mit diesem Wissen kam die Erkenntnis einer schrecklichen Tatsache: sie war verflucht. Und dieses Wissen hatte sie zerbrochen. Es gab keinen Weg zur Rettung für die Vorgeborenen, aber dennoch gab sie den Kampf gegen die eher erschreckenden Teile ihrer Vorfahrenreihe nicht auf und gewann sogar gelegentlich einen Pyrrhussieg über sie, der ihre Kindheit erträglich machte. Aber später war die zeitweise Immunität gegen die ständigen Versuche der Einflußnahme derjenigen, die durch sie weiterlebten, gewichen.

Und so werde auch ich mich eines Tages verhalten, dachte sie. Es erfüllte sie mit Schrecken: durch das Bewußtsein eines Kindes zu geistern, das ihr eigen Fleisch und Blut darstellte, in es einzudringen, es zu umklammern und es mit einem Quantum der eigenen Erfahrung zu belästigen.

Die Angst hatte sie die ganze Kindheit über begleitet. Sie war auch während der Pubertät dagewesen, aber sie hatte, ohne jemanden um Hilfe zu bitten, versucht, allein dagegen anzukämpfen. Hätte es überhaupt jemanden gegeben, der die Art der Hilfe, nach der sie verlangte, verstehen konnte? Auf keinen Fall ihre Mutter, die nach den Grundsätzen der Bene Gesserit zu urteilen gewohnt war und die Vorgeborenen für *Abscheulichkeiten* hielt.

Und dann war die Nacht gekommen, in der ihr Bruder

allein in die Wüste hinausgegangen war, um den Tod zu suchen, den er in der Gestalt des Shai-Hulud anzutreffen hoffte. Er war gegangen, wie es sich unter den Fremen für einen Mann geziemte, der sein Augenlicht verloren hat. Noch im gleichen Monat hatte Alia sich mit Duncan Idaho verheiratet, einem Mentaten, den die Künste der Tleilaxu wieder zum Leben erweckt hatten. Er war Pauls Schwertmeister gewesen. Ihre Mutter hatte sich nach Caladan zurückbegeben. Aus Pauls Zwillingen waren Alias legale Mündel geworden.

Und außerdem war sie die Regentin.

Der Druck der Verpflichtungen hatte die alten Ängste für eine Weile weggeweht, und sie war ihren inneren Leben für die kurze Zeit entgegengetreten, verlangte nach ihrem Rat und versetzte sich in Gewürztrance, um nach Visionen zu suchen, die ihren künftigen Weg leiten sollten.

Die Krise war an einem Tag gekommen, der sich in nichts von vielen anderen unterschied. Im Frühling, an einem klaren Morgen im Monat des Laab, war sie in Pauls Kuppel gewesen, während ein kalter Wind vom Pol herabwehte. Noch immer hatte Alia den gelben Umhang der Trauer getragen, der gleichzeitig der Farbe der sterilen Sonne entsprach. Während der vergangenen Wochen hatte sie öfter und öfter versucht, der inneren Stimme ihrer Mutter zu entgehen, die darauf hinwies, daß es Zeit sei, die Vorbereitungen im Tempel für die Heiligen Tage in Angriff zu nehmen.

Alias innere Wachsamkeit verblaßte... wurde immer schwächer und endete in einem lauen Gedanken, der besagte, daß sie sich anschicken sollte, nach den Gesetzen der Atreides zu leben. Neue Leben begannen sich in ihr zu regen und stellten sich an, ihr Bewußtsein zu umklammern. Alia spürte, daß sie eine bodenlose Gruft geöffnet hatte. Aus ihr stiegen Gesichter herauf, die schmarotzerhafte Züge trugen. Und schließlich stieß sie auf jenes, das nur noch mit dem eines Ungeheuers ver-

gleichbar war: es gehörte dem alten Baron Harkonnen. In panischem Schrecken schrie Alia auf. Die Umklammerung ihres Bewußtseins kam zu einem zeitweiligen Stillstand.

An diesem Morgen unternahm sie ihren Spaziergang vor dem Frühstück auf dem Dachgarten der Kuppel und versuchte den inneren Kampf dadurch zu entscheiden, daß sie sich auf eine Weisheit konzentrierte, die einst Choda den Zensunni mit auf den Weg gegeben hatte: *»Wenn man die Leiter verläßt, könnte man aufwärts fallen!«*

Aber das Morgenrot, das sich auf den Klippen des Schildwalls brach, lenkte sie bald wieder ab. Alia schritt über einen weichen Grasteppich, der die Gartenpfade bedeckte und stellte, nachdem sie den Blick vom Schildwall löste, fest, daß sich auf ihm der Tau der Nacht abgesetzt hatte. Er reflektierte ihren Weg in mannigfaltiger Form.

Und diese Mannigfaltigkeit machte sie unvorsichtig. Jeder Reflex trug in sich den Abdruck eines der mannigfaltigen Gesichter ihres Innern.

Sie versuchte sich auf das zu konzentrieren, was das Gras ihr sagte. Die Gegenwart so vielen Taus wies sie darauf hin, auf welch großartige Weise die ökologische Umwälzung das Angesicht Arrakis' verändert hatte. Das Klima dieser nördlichen Region wurde wärmer. Atmosphärische Kohlendioxide waren auf dem Vormarsch. Ihr wurde bewußt, wieviele weitere Hektare Land bald unter einem grünen Pflanzenteppich liegen würden – und wieviel Wasser man benötigte, um dieses Land zu bewässern.

Aber ungeachtet all dieser Gedanken war sie unfähig, die sie wie haifischähnliche Schatten umkreisenden *Anderen* aus ihrem Bewußtsein zu verdrängen.

Sie legte beide Hände auf die Stirn, drückte sie in stummem Schmerz.

Am vorhergehenden Tag hatten die Tempelwächter ihr einen Gefangenen zur Aburteilung überbracht. Es han-

delte sich um einen gewissen Essas Paymon, einen kleinen, dunklen Mann, der im Sold eines Kleinen Hauses stand – die Familie Nebiros –, die mit Heiligen Artefakten handelte und kleinere Dekorationsstücke vertrieb. Man wußte, daß es sich bei Paymon um einen Spitzel der MAFEA handelte, der den Auftrag hatte, die jährliche Gewürzernte abzuschätzen. Alia war beinahe soweit gewesen, ihn in den Kerker werfen zu lassen, als er lauthals über die ›Ungerechtigkeit der Atreides‹ zu lamentieren wagte. Normalerweise hätte dies ausgereicht, ihn an den Galgen zu bringen, aber irgendwie war Alia von seiner Kühnheit beeindruckt gewesen. Und um aus dem Mann noch mehr herauszuholen, als es ihren Inquisitoren bereits gelungen war, hatte sie sich in ihrem Richterthron aufgesetzt und ihn gefragt: »Warum sind unsere Ernteerträge so interessant für die Merkantile Allianz? Wenn du darüber redest, besteht die Möglichkeit, daß wir dein Leben schonen.«

»Ich trage lediglich zusammen, wofür ein Markt existiert«, erwiderte Paymon. »Was weiter mit dem geschieht, was ich in Erfahrung bringe, weiß ich nicht.«

»Und für diesen kleinen Profit riskierst du es, dich mit unseren königlichen Plänen anzulegen?« fragte Alia.

»Der Adel rechnet offenbar nie damit, daß auch wir Pläne haben könnten«, konterte Paymon.

Alia, die eine solche Antwort nie erwartet hätte, sagte kurz entschlossen: »Essas Paymon, wollen Sie für mich arbeiten?«

Ein Lächeln hellte das magere Gesicht des Mannes auf. Dann erwiderte er: »Sie waren bereits soweit, mich ohne viel Aufhebens zu verurteilen. Welchem Gesinnungswandel habe ich es zu verdanken, daß Sie nun plötzlich eine Möglichkeit sehen, mich gewinnbringend einzusetzen?«

»Sie verkörpern einen einfachen und praktischen Wert«, sagte Alia. »Sie sind frech und arbeiten für den, der Ihnen am meisten zahlt. Und ich bin in der Lage,

Ihnen weit mehr zu bieten, als jeder andere im Imperium.«

Paymon nannte eine Summe, für die er bereit wäre, in ihre Dienste zu treten, aber Alia lachte nur und konterte ihrerseits mit einer Zahl, die ihr gerechtfertigter erschien und trotzdem um ein Vielfaches höher lag als jede Summe, die der Mann bisher erhalten hatte. Und sie fügte hinzu: »Dazu kommt natürlich noch, daß ich Ihnen Ihr Leben schenke, das Sie zweifellos, wie ich annehme, höher einstufen als jeden anderen in Zahlen ausdrückbaren Wert.«

»Der Handel ist perfekt!« rief Paymon aus. Auf ein Zeichen von Alia hin wurde er von ihrem priesterlichen Zeremonienmeister Ziarenko Jarvid höchstpersönlich hinausgeleitet.

Weniger als eine Stunde später, als Alia sich bereits darauf vorbereitete, den Gerichtshof zu verlassen, erschien Jarvid erneut. Er war in Eile und berichtete, daß Paymon gehört worden war, wie er die schicksalhaften Worte aus der Orange-Katholischen-Bibel vor sich hin gemurmelt hatte: *»Maleficos non patieris vivere.«*

»Du sollst das Leben einer Hexe nicht erdulden«, übersetzte Alia. Also, das war sein Dank! Auch er gehörte zu jenen, die sich gegen sie verschworen hatten und ihr nach dem Leben trachteten. In einem plötzlichen, nie zuvor erlebten Wutanfall befahl sie, Paymon auf der Stelle hinzurichten und seinen Körper zur Tempeldestille zu bringen. Dort konnte man wenigstens noch seine Körperflüssigkeit einem guten Zweck zuführen.

Aber die ganze Nacht über verfolgte sie das Gesicht des Delinquenten im Schlaf.

Alia bekämpfte die Erscheinung mit allen Tricks, derer sie habhaft werden konnte. Schließlich rezitierte sie das *Bu Ji* aus dem fremenitischen Buch von Kreos: »Nichts wird geschehen! Nichts wird geschehen!« Dessen ungeachtet hatte Paymons Gesicht sie durch die ganze Nacht begleitet, bis in den hellen Tag hinein. Und auch jetzt

noch schienen seine Züge sie aus den Reihen derjenigen, die sie mittels ihrer Schritte im taubenetzten Gras zurückließ, anzustarren.

Von einer niedrigen Mimosenhecke, hinter der sich die Tür befand, welche in die unter dem Dachgarten liegenden Räumlichkeiten führte, wurde Alia von einer Angehörigen des weiblichen Wachpersonals zugerufen, daß es Zeit für das Frühstück sei. Sie seufzte. Es schien ihr, als habe sie im Moment nur die Wahl zwischen zwei Höllen: entweder folgte sie den drängenden Stimmen *der Anderen* in ihrem Innern – oder denen ihres Gefolges. Die Stimmen, die auf sie eindrangen, waren alle in der gleichen Weise körperlos und hartnäckig in ihrem Verlangen. Und sie würden alle nur mit der Klinge eines Messers zum Schweigen zu bringen sein.

Die Wächterin ignorierend, starrte Alia über den sich ihr darbietenden Dachgarten auf den Schildwall. Mitten in der steinernen Wand lag ein *Bahada,* ein gewaltiger Durchbruch, der einen Zugang zu ihrer Domäne bildete. Der leichte Wind wehte Sandwolken durch den Spalt, der sich auf dem Boden absetzte und im Licht der Morgensonne glitzerte. Das Auge eines Uneingeweihten mochte den Durchbruch für das Relikt eines nicht mehr existierenden Flusses halten, der sich einst seinen Weg durch den Schildwall gewaschen hatte, aber in Wahrheit stellte er nicht mehr als einen künstlich erzeugten Gang dar, den ihr Bruder mit Atomwaffen in das Gestein gesprengt hatte, um einen Weg für die Sandwürmer zu schaffen, auf deren Rücken seine Frementruppen einst hier eingedrungen waren, um einen unerwarteten Sieg über die imperialen Eindringlinge zu erzielen, die unter der Führung Shaddams IV. sich Arrakis hatten einverleiben wollen. Jetzt floß vor dieser Stelle ein Qanat, dessen Funktion es war, Sandwürmer vom Durchqueren des Durchbruchs abzuhalten. Sandwürmer waren nicht in der Lage, offenes Wasser zu überwinden; es vergiftete sie.

Ich wünschte, eine solche Barriere befände sich in meinem Bewußtsein, dachte Alia.

Der Gedanke machte ihr plötzlich klar, wie sehr sie von der Realität abgeschlossen war.

Sandwürmer! Sandwürmer!

Die Erinnerung spiegelte die Eindrücke verschiedener Sandwurmtypen wider: das war der mächtige Shai-Hulud, ein Halbgott der Fremen, ein tödliches Ungeheuer, das in den Tiefen der Wüste lebte und dessen Ausscheidung das vielbegehrte Gewürz enthielt. Welch seltsamen Weg der Entwicklung er doch nahm, wurde ihr bewußt. Er entwickelte sich aus einem kleinen, flachen Wesen, das allgemein unter dem Begriff Sandforelle bekannt war. Die Sandforellen wiederum formten lebende Zisternen: sie hielten das Wasser zurück, damit ihre weiterentwickelten Artgenossen leben konnten. Alia fühlte deutlich eine Analogie: auch einige *der Anderen* hielten in sich Kräfte verborgen, die zu ihrer Vernichtung führen konnten.

Erneut machte die Wache sie auf das bereitstehende Frühstück aufmerksam. Diesmal vermeinte Alia gar in ihrer Stimme einen ungeduldigen Ton zu hören. Sie wandte sich um und machte ein unwilliges Handzeichen.

Die Wache gehorchte, schlug die Tür hinter sich zu und verschwand.

Es war das Geräusch der zuschlagenden Tür, die den letzten Impuls auslöste. Ganz plötzlich stellte Alia fest, daß die in ihrem Bewußtsein eingeschlossenen Leben mit aller Macht an die Oberfläche drängten. Es war eine Flut von Gesichtern, die sich herausfordernd in ihr visionäres Denkzentrum drängte und dort breitmachte. Einige von ihnen erinnerten sie in ihrem Aussehen an räudige Hunde mit fleckigem Fell, andere hatten grobporige Züge, waren mit Schwielen bedeckt und verbreiteten furchterregende Schatten. Der Druck, den der Schwarm der Eindringlinge auf sie ausübte, forderte sie geradezu

auf, sich vom eigenen Ich zu lösen, alles zu vergessen und sich in den schmutzigen Pfuhl hineinzustürzen.

»Nein«, flüsterte Alia. »Nein... nein... nein...«

Wäre nicht der kleine Zaun zu ihrer Linken gewesen – nichts hätte sie aufgehalten, auf der Stelle zusammenzubrechen und in die Beete zu stürzen. Sie versuchte sich hinzusetzen, aber es gelang ihr nicht. Also streckte sich ihr Körper auf dem kalten Plastahl aus und wimmerte in ängstlicher Abwehr.

Aber die Flut in ihr war nicht mehr einzudämmen.

Sie begrenzte ihre Aufmerksamkeit auf die Vorstellung, unter keinen Umständen einer der verlangenden, aufmerksamkeitsheischenden Stimmen in ihrem Innern auch nur einen Blick zu gönnen, aber dennoch konnte sie nicht verhindern, daß sie jeden gierigen Ausruf der sich an sie klammernden Münder zumindest aufnahm. *»Ich! Ich!«* heulte es in ihr. *»Nein, ich!«* Ihr wurde klar, daß, sobald sie auf eine der fordernden Stimmen einging, ihr Schicksal besiegelt war. Sie würde verloren sein. Wenn sie auch nur einem dieser Charaktere aus ihrer Vergangenheit eine Sekunde des Interesses schenkte, würde sie von ihm beherrscht werden.

»Die Vorsehung ist dafür verantwortlich«, flüsterte eine Stimme.

Alia bedeckte beide Ohren mit den Händen und dachte: *Ich besitze die Kraft der Vorsehung nicht. Die Trance funktioniert nicht bei mir!*

Aber die Stimme erwiderte: *»Es könnte funktionieren, falls du jemanden hättest, der dir hilft.«*

»Nein, nein«, keuchte Alia.

Andere Stimmen schalteten sich nun ein: »Ich, dein Vorfahr Agamemnon, verlange gehört zu werden!«

»Nein... nein.« Sie drückte die Hände so fest gegen die Ohren, daß ihr Körper zu schmerzen begann.

Eine gackernde Stimme, aus der der nackte Wahnsinn sprach, sagte: »Was ist aus Ovid geworden? Ganz einfach. Er wurde in John Bartlett wiedergeboren!«

Die Namen waren bedeutungslos für sie, und Alia hatte nichts als das Bedürfnis, laut zu schreien, um den Alptraum zu vertreiben. Aber ihre eigene Stimme schien verschüttet zu sein.

Die Wächterin, die von einer ihrer Vorgesetzten erneut auf das Dach geschickt worden war, um nach Alia zu sehen, spähte erneut hinter der Mimosenhecke hervor, sah Alia auf einer Bank liegen und sagte zu ihrer Begleiterin: »Ah, sie ruht sich aus. Du hast sicher auch bemerkt, daß sie in der letzten Nacht nicht sonderlich gut geschlafen hat. Es kann ihr nur guttun, eine morgendliche *Zaha* einzulegen.«

Alia hörte die Wächterin nicht, denn die Stimmen hatten sie nun völlig in ihren Bann gezogen. Irgendwo in ihrem Kopf kreischte jemand: »...bis alles in Scherben fällt!« Es war ein einziges, dröhnendes Gesumm, das ihre Schädeldecke zu sprengen drohte, und der einzige eigenständige Gedanke, zu dem sie fähig war, lautete: *Ich bin dabei, den Verstand zu verlieren. Ich werde verrückt.*

Ihre auf der Bank liegenden Beine machten schwache Fluchtbewegungen, aber das war alles. Sie spürte genau, daß sie, wenn es ihr gelänge, dem Körper Befehle zu erteilen, dem Wahnsinn entkommen konnte. Und sie hatte das unbändige Gefühl, entkommen zu *müssen*, bevor die Stimmen ihre Seele umfingen. Aber der Körper gehorchte ihr nicht. Die mächtigsten Kräfte des Imperiums würden auf die kleinste Anweisung von ihr sofort zur Aktion übergehen – aber ihr Körper nicht.

Eine der Stimmen kicherte plötzlich. Dann sagte sie: »Von einem gewissen Standpunkt aus gesehen, mein Kind, stellt jede Art der Schöpfung eine Katastrophe dar.« Es war eine tiefe Baßstimme voll dröhnender Kraft, und Alia glaubte zu spüren, daß sie sogar ihre Augen zum Vibrieren brachte. Dann kicherte sie wieder. »Ich bin bereit, dir zu helfen, mein Kind – wenn du dich deinerseits bereit erklärst, auch mir zu helfen.«

Mühsam gegen das ständige Hintergrundgemurmel

ankämpfend, sagte Alia mit klappernden Zähnen: »Wer... wer...?«

Vor ihrem geistigen Auge formte sich ein Gesicht. Es lächelte und war so fett, daß man es auf den ersten Blick für das eines Babys hätte halten können – wären nicht die glitzernden, listigen Augen in ihm gewesen. Sie versuchte sich zurückzuziehen, erreichte jedoch lediglich, daß sie jetzt die Gestalt in ihrer Gänze sah. Der zu dem Gesicht gehörende Leib war unglaublich groß und aufgeschwemmt und mit einer Robe bekleidet, unter der verschiedene, herausragende Beulen andeuteten, daß sein Besitzer nur unter Zuhilfenahme von Suspensoren in der Lage war, aufrecht zu gehen.

»Du siehst«, brummte die Stimme, »daß es sich in mir um deinen Großvater mütterlicherseits handelt. Du kennst mich. Ich war einst der Baron Wladimir Harkonnen.«

»Du... du bist tot!« keuchte Alia.

»Aber natürlich, meine Liebe! Die *meisten* derer, die in dir sind, leben nicht mehr. Aber von den anderen ist niemand wirklich bereit, dir beizustehen. Sie verstehen dich nicht.«

»Geh weg«, bettelte Alia. »Oh, bitte – geh weg!«

»Aber du brauchst wirklich Hilfe, meine Enkelin«, sagte die Stimme des Barons.

Wie er nur aussieht, dachte Alia und betrachtete die Gestalt, die auf die Innenseiten ihrer Augenlider projiziert wurde.

»Ich bin bereit, dir zu helfen«, schwatzte der Baron. »Alle anderen hier Versammelten würden höchstens darum kämpfen, dein Bewußtsein zu übernehmen. Und jeder einzelne von ihnen würde danach trachten, dich völlig auszuschalten. Aber ich... ich bin schon mit einer kleinen Ecke, die mir allein gehört, zufrieden.«

Erneut verstärkten die anderen Leben in ihr den Griff der Umklammerung. Die Flut der Eindrücke setzte sich fort, drohte sie zu überspülen. Die Stimme ihrer Mut-

ter schrie auf. Und Alia dachte: *Sie gehört nicht zu den Toten.*

»Seid still!« befahl der Baron.

Nichts wäre Alia in diesem Moment höchster Bedrängnis lieber gewesen. Plötzlich war eine Stille in ihr, die auf sie wirkte wie ein kühles Bad. Das Hämmern ihres Herzens nahm ab und normalisierte sich. Und mit sanfter Stimme sagte der Baron: »Siehst du? Zusammen sind wir unbesiegbar. Du hilfst mir, und ich helfe dir.«

»Was... willst du von mir?« flüsterte Alia.

Ein schwermütiger Blick aus dem fetten Gesicht traf sie. »Ah, mein Liebling«, fuhr der Baron fort, »ich wünsche nicht mehr als ein paar leicht zu erfüllende Genüsse. Erlaube mir gelegentlich einen Kontakt mit deinen Sinnen. Niemand braucht es je zu erfahren. Laß mich ein klein wenig an deinem Leben teilhaben, zum Beispiel dann, wenn du dich in den Armen deines Geliebten windest. Das ist doch nicht zuviel verlangt?«

»N-nein.«

»Gut, gut«, grunzte der Baron. »Als Gegenleistung, meine liebe Enkelin, kann ich dir in vielerlei Dingen nützlich sein. Ich kann dir mit meinem Rat zur Seite stehen. Niemand wird dich schlagen können, egal, ob deine Gegner aus den eigenen Reihen oder von außerhalb kommen. Du kannst die Opposition kaltstellen. Die Geschichte wird deinen Bruder vergessen und statt dessen dich in ihren Annalen verzeichnen. Die Zukunft wird allein dir gehören.«

»Und du... wirst... verhindern... daß die... Anderen... mich übernehmen?«

»Gegen uns beide kommen sie nicht an! Wir beide allein sind besiegbar, aber zusammen bilden wir eine Kraft. Ich werde es dir zeigen. Hör nur zu.«

Der Baron verfiel in Schweigen. Sein Bild verblaßte und ebenso verschwand seine innere Präsenz. Dennoch wagte keines der anderen Gesichter seine Stimme zu erheben oder sie anderweitig zu belästigen.

Alia gestattete sich einen zitternden Seufzer der Erleichterung.

Gleichzeitig erreichte sie ein Gedanke. Obwohl sie sich einzureden versuchte, er stamme von ihr selbst, spürte sie, daß hinter ihm einige andere, leisere Stimmen verborgen waren.

Der alte Baron war die personifizierte Bosheit. Er hat deinen Vater ermordet. Und er hätte auch dich und Paul umgebracht. Er hat es versucht, nur war das Glück nicht auf seiner Seite.

Und die Stimme des Barons sagte, ohne sich ihr durch ein Gesicht zu präsentieren: »Natürlich hätte ich auch dich umgebracht. Standest du mir nicht auch im Weg? Aber dieses Argument zählt jetzt nicht mehr. Du hast den Kampf gewonnen, Kind! Du bist die neue Wahrheit.«

Alia nickte und spürte, wie ihre Wange dabei über die rauhe Oberfläche der Bank kratzte.

Die Worte des Barons waren der Lage angemessen, empfand sie. Eine Maxime der Bene Gesserit verdeutlichte ihr zusätzlich die den Tatsachen entsprechende Tendenz seiner Aussage: *»Jede Diskussion verfolgt den Zweck, den Wahrheitsgehalt einer Tatsache zu entstellen.«*

Wenn man wie die Bene Gesserit davon ausgeht, daß nur sie sich im Besitz der reinen Wahrheit befindet, dachte Alia.

»Genau!« sagte der Baron. »Und ich bin tot, während du lebst. Meine Existenz ist zerbrechlich. Ich stelle nicht mehr als eine nebelhafte Erscheinung aus Erinnerungen dar. Ich stehe zu deinen Diensten. Und wie wenig verlange ich doch im Vergleich zu dem, was ich dir geben kann.«

»Was würdest du mir zu tun raten?« fragte Alia, um ihn auf die Probe zu stellen.

»Du machst dir über das Urteil, das dich die ganze Nacht über gequält hat, Gedanken«, erwiderte der Baron. »Und du fragst dich, ob die Worte, die Paymon angeblich

ausgesprochen hat, der Wahrheit entsprachen. Möglicherweise sah Jarvid in diesem Paymon einen unliebsamen Konkurrenten. Oder sind das nicht die Zweifel, die dich gefangenhalten?«

»J-ja.«

»Und deine Zweifel basieren auf ständigen Beobachtungen, nicht wahr? Jarvid erweckt in dir den Eindruck, als würde er sich dir mit einer beinahe unschicklichen Intimität nähern. Selbst Duncan hat das schon bemerkt, oder?«

»Du weißt, daß es so ist.«

»Nun gut. Mache Jarvid zu deinem Geliebten und...«

»Nein!«

»Du machst dir Gedanken wegen Duncan? Du vergißt, daß er ein Mentat ist, den man mit fleischlichen Dingen nicht verletzen kann. Ist dir noch nicht aufgefallen, wie distanziert er sich dir gegenüber manchmal verhält?«

»A-aber er...«

»Jener Teil Duncans, der sein Mentatsein darstellt, würde Verständnis dafür haben, wenn er je erführe, daß es dein Ziel war, Jarvid zu vernichten.«

»Zu vernich...«

»Aber sicher! Man kann sich zwar gefährlicher Werkzeuge bedienen, aber sobald sie einen zu großen Gefahrenfaktor darstellen, ist es unerläßlich, sich ihrer zu entledigen.«

»Dann... Warum sollte ich... Ich meine...«

»Ah, du edles Dummköpfchen! Weil der Wert genau in der Lektion liegt!«

»Ich verstehe nicht.«

»Werte, meine liebe Enkelin, bilden sich aufgrund der Anerkennung ihres Erfolges. Jarvids Gehorsam muß also weitgehend sein; er muß deine Autorität bedingungslos akzeptieren, und sein...«

»Aber die Moral dieser Lektion entgeht...«

»Sei nicht dumm, Mädchen! Moral sollte stets auf

Praktikabilität basieren. Vergiß Caesar und all den anderen Unsinn! Ein Sieg ist in jedem Falle nutzlos, wenn er nicht deinen niedrigsten Wünschen entgegenkommt. Stimmt es etwa nicht, daß du Jarvids Männlichkeit schon immer bewundert hast?«

Alia schluckte. Sie haßte diesen Gedanken, aber sie sah ein, daß es unmöglich sein würde, seine Existenz vor dem wachsamen Auge ihres inneren Beobachters zu verbergen. »J-ja.«

»Gut!« Wie jovial dieses Wort in ihrem Kopf erklang. »Wir beginnen jetzt einander zu verstehen. Wenn du ihn hilflos gemacht in deinem Bett liegen hast und er glaubt, du seist *seine* Eroberung, fragst du ihn nach Paymon. Am besten in einer lächerlichen Form und einer Situation, in der ihr euch beide über irgend jemanden lustig macht. Wenn er zugibt, Paymons Worte verfälscht wiedergegeben zu haben – stößt du ihm die Klinge eines Crysmessers zwischen die Rippen. Oh, wenn erst das Blut fließt... es kann eine Menge zu deiner Befriedigung beitra...«

»Nein«, flüsterte Alia, vom Grauen geschüttelt. »Nein... nein... nein...«

»Dann werde ich es eben für dich tun«, beteuerte der Baron. »Daß es keinen anderen Ausweg gibt, ist dir bekannt. Wenn du dich weigerst, werde ich *den Anderen* die Möglichkeit geben...«

»Nein!«

»Oh, wie offensichtlich deine Angst ist, Enkelin! Aber auch meine Kraft ist nur von zeitweiser Dauer. Und hier sind andere, die dich mit einer solchen Perfektion steuern könnten, daß... Aber das weißt du selbst. Würde ich es tun – ah, die Leute würden es augenblicklich herausfinden. Und du kennst die Gesetze, die die Fremen über jene aussprechen, die besessen sind. Man würde dich auf der Stelle erschlagen. Ja, sogar dich. Und ebensogut solltest du wissen, daß ich darauf nicht den geringsten Wert lege. Ich werde lediglich Jarvid für dich über-

nehmen, und wenn es getan ist, ziehe ich mich wieder zurück. Du brauchst nur noch...«

»Und welchen Nutzen soll mir dieser Ratschlag bringen?«

»Er befreit dich von einem gefährlichen Werkzeug. Und außerdem, mein Kind, bringt er eine Beziehung zwischen uns zustande, die dir bei deinen zukünftigen Entscheidungen nur dienlich sein kann.«

»...mir dienlich sein kann?«

»Natürlich!«

Alia bedeckte die Augen mit den Händen und versuchte nachzudenken, obwohl ihr bewußt war, daß das Wesen in ihr jeden Gedanken mitbekam und möglicherweise sogar Ideen in ihr Gehirn eingab, von denen sie annehmen mußte, es seien ihre eigenen.

»Du machst dir grundlos Sorgen«, schmeichelte der Baron ihr. »Dieser Paymon war...«

»Was ich tat, war falsch! Ich war erschöpft und handelte übereilt. Ich hätte mir von einem zweiten Mann eine Bestätigung einholen sollen und...«

»Du hast völlig richtig gehandelt! Das Urteil, das du fälltest, konnte nicht unter den obskuren Gleichheitssatz der Atreides fallen. Und das ist es, was dich nicht einschlafen ließ, nicht Paymons Tod! Du hast eine gute Entscheidung getroffen, denn auch er war nichts weiter als ein gefährliches Werkzeug. Du hast versucht, Ordnung in diese Gesellschaft hineinzubringen. Natürlich gibt es gute Gründe, eine solche Ordnung aufzubauen – aber sie bedarf doch nicht dieses juristischen Unfugs! Die Gleichheit vor dem Gesetz existiert nirgendwo. Und es ist nicht gut für eine Gesellschaft, wenn man versucht, ihr eine derartige, falsch verstandene Balance aufzuzwingen!«

Obwohl Alia die Unterstützung ihrer Entscheidung mit einer gewissen Dankbarkeit aufnahm, fühlte sie sich gleichzeitig von der hinter diesen verteidigenden Worten auftauchenden Amoralität abgestoßen. »Die Gleichheit vor dem Gesetz... war stets... eine Sache, für die sich die

Atreides...« Sie zog die Hände zurück, hielt jedoch die Augen geschlossen.

»Ebensogut könnte man jeden einzelnen deiner priesterlichen Ratgeber wegen dieses Fehlers zur Rechenschaft ziehen«, warf der Baron hitzig ein. »Man kann Entscheidungen nur anhand der Effektivität der Nutzbarkeit für das Gesamtsystem treffen. In der Vergangenheit gab es zahllose Zivilisationen, deren Gesellschaftsformen auf dem Gleichheitsprinzip vor dem Gesetz basierten. Narreteien wie diese dienen lediglich dazu, das hierarchische Gefüge zu zerstören. Jedes Individuum ist nur daran zu messen, welchen Wert es für die Gesamtgesellschaft darstellt. Wenn eine Gesellschaft alle gleichmacht, wird niemand seinen Platz in ihr finden - weder der Niedere, noch der Höhere. Komm, komm, Kind! Du mußt deinem Volk eine gestrenge Mutter sein. Allein das ist deine Pflicht, um die Ordnung aufrechtzuerhalten.«

»Alles, was Paul tat, war...«

»Dein Bruder ist tot. Er war ein Versager!«

»Ebenso wie du!«

»Das stimmt... aber was mein Ableben anbetrifft, so war es eher ein Unfall, der jenseits meiner Erwartung lag. Komm, laß uns zuerst diesen Jarvid versorgen; so, wie ich es dir geraten habe.«

Alia spürte, wie ihr Körper bei diesem Gedanken vor Hitze erbebte und erwiderte: »Ich muß darüber nachdenken.« Und sie dachte: *Falls es soweit kommt, dann nur deswegen, um Jarvid in seine Schranken zu verweisen. Es gibt kein Bedürfnis, ihn deswegen zu töten. Und möglicherweise wird der Narr all seine Pläne vergessen - wenn er erst einmal in meinem Bett liegt.*

»Mit wem sprechen Sie, Mylady?« fragte eine Stimme.

Einen verwirrenden Augenblick lang vermutete Alia, daß sich eine weitere Stimme aus ihrem Unterbewußtsein gemeldet habe. Sie öffnete die Augen und stellte fest, daß ihr ein Irrtum unterlaufen war. Ziarenka Valefor, die Führerin von Alias Amazonen, stand neben der

Bank. Ein besorgter Ausdruck lag auf ihren von Wind und Wetter gegerbten Zügen.

»Ich sprach zu meinen inneren Stimmen«, sagte Alia, setzte sich auf und fühlte sich seltsamerweise erfrischt. Ihr schien, als hätte sie eine unbekannte Kraft aus den Tiefen an die Oberfläche eines Sees gespült.

»Ihre inneren Stimmen, Mylady. Natürlich.« Ziarenkas Augen leuchteten, als sie diese Erklärung vernahm, denn jeder wußte, daß die Heilige Alia zuweilen mit Ratgebern sprach, deren Anwesenheit jedem gewöhnlichen Menschen verborgen blieb.

»Man soll Jarvid in mein Quartier bringen«, sagte Alia. »Ich habe eine ernsthafte Angelegenheit mit ihm zu besprechen.«

»In Ihr Quartier, Mylady?«

»Ja. In meine privaten Räume.«

»Wie Mylady befehlen.« Die Wächterin gehorchte augenblicklich und zog sich zurück.

»Einen Moment noch«, sagte Alia. »Ist Meister Idaho bereits zum Sietch Tabr unterwegs?«

»Ja, Mylady. Er verließ uns, bevor der Tag anbrach, genau wie Sie angeordnet haben. Wünschen Sie, daß ich ihm jemanden nachsende, um...«

»Nein. Ich werde selbst dafür sorgen. Und, Zia, niemand darf davon erfahren, daß Jarvid mich besuchen wird. Sie sind mir dafür verantwortlich. Es dreht sich wirklich um sehr ernste Dinge.«

Die Wächterin berührte das an ihrer Hüfte baumelnde Crysmesser. »Mylady, handelt es sich um einen Verrat, den Sie...«

»Ja, es handelt sich um einen Verrat. Und möglicherweise hat Jarvid damit zu tun.«

»Oh! Mylady, vielleicht sollte ich dann doch nicht...«

»Zia! Glaubst du ernsthaft, ich würde mit einem solchen Problem nicht selber fertig werden?«

Ein schüchternes Lächeln legte sich auf das Gesicht der Wächterin. »Verzeihen Sie mir, Mylady. Ich werde

ihn sofort persönlich in Ihre Privaträume führen, aber... mit Ihrer Erlaubnis würde ich gerne einige auf alles vorbereitete Wachen vor der Tür postieren.«

»Du allein wirst genügen«, sagte Alia.

»Jawohl, Mylady. Ich gehe sofort.«

Alia nickte und warf Ziarenka einen kurzen Blick nach. Also war Jarvid auch schon unter ihren Wächterinnen nicht mehr beliebt. Auch das war ein Anzeichen, das gegen ihn sprach. Aber er war dennoch von Wert, von großem Wert. Er stellte den Schlüssel dar, der nach Jacurutu führte, und was diesen Ort anbetraf, nun...

»Vielleicht hattest du doch recht, Baron«, flüsterte sie.

»Siehst du?« Die Stimme in ihrem Inneren kicherte. »Ah, es wird mir ein Vergnügen sein, dir zu dienen, mein Kind. Und das ist erst der Anfang...«

12

Es gibt in der Geschichte einige populäre Illusionen, die eine erfolgreiche Religion nicht außer acht lassen darf: die, daß böse Menschen niemals siegen werden; die, daß nur dem Tapferen die Ehre gebührt; die, daß Bescheidenheit die beste Zier ist; die, daß Taten mehr zählen als Worte; die, daß der Tugendhafte letztlich triumphiert; die, daß eine gute Tat in sich selbst schon eine Belohnung ist; die, daß man jeden schlechten Menschen zu bekehren vermag; die, daß religiöse Talismane einen vor den Dämonen bewahren; die, daß nur Frauen in der Lage sind, die Mysterien der Vergangenheit zu verstehen - und daß die Reichen dazu verflucht sind, auf ewig unglücklich zu sein...

Aus den Einleitungsworten
der Missionaria Protectiva

»Man nennt mich Muriz«, sagte der lederhäutige Fremen.

Er saß in einer Felsenhöhle unter dem flackernden Licht eines Leuchtkörpers. Mehrere Löcher in der Wand zeigten an, daß es mehrere Möglichkeiten gab, den Platz, an dem er sich aufhielt, zu betreten. Aus einem der abzweigenden Gänge erklang das Geräusch tropfenden Wassers. Obwohl Geräusche dieser Art jeden Fremen an das Paradies erinnerten, nahmen die sechs gefesselten Männer, die Muriz ansah, keine Notiz davon. Der Geruch einer Totendestille beherrschte den Raum.

Aus einem Gang tauchte plötzlich ein etwa vierzehnjähriger Junge auf und stellte sich links von Muriz hin. Die offene Klinge eines Crysmessers reflektierte das Licht der kleinen Lampe, als er das Messer hob und

damit auf die gefesselten Männer deutete. Muriz deutete auf den Jungen und sagte: »Dies ist Assan Tarig, mein Sohn, der sich darauf vorbereitet hat, den Test der Männlichkeit abzulegen.«

Er räusperte sich und starrte die sechs Gefangenen an. Sie saßen in einem losen Halbkreis vor ihm auf dem Boden, gebunden mit Schnüren aus Glasfaser, unfähig, sich zu bewegen. Man hatte ihre Beine verkreuzt geschnürt. Ihre Hände lagen auf dem Rücken und drückten, da sie mit dem Hals verbunden waren, die Kehlen der Gefangenen zu. Man hatte zudem ihre Destillanzüge genau an dieser Stelle weggeschnitten.

Ohne mit der Wimper zu zucken, starrten die Männer Muriz an. Zwei von ihnen trugen die losen Gewänder von Fremdweltlern und deuteten damit an, daß sie zu den wohlhabenden Bewohnern einer arrakisischen Stadt zählten. Ihre Haut unterschied sich ebenfalls von der ihrer Begleiter: sie war weicher und dünner. Zweifellos waren die anderen vier in der Wüste geboren worden, denn sie waren von knochiger Gestalt und wirkten zäh. Muriz glich eher den Städtern, aber seine Augen lagen tiefer in den Höhlen als die ihren und waren von einer solchen Schwärze, daß nicht einmal die über ihm hängende Lampe sie zum Erleuchten brachte. Sein Sohn erinnerte an eine noch unfertige Kopie seiner selbst, auch wenn sein flaches Gesicht kaum die Unruhe verbergen konnte, unter der er offensichtlich litt.

»Unter den Verfemten gibt es eine spezielle Prüfung, um die Männlichkeit zu erlangen«, sagte Muriz. »Mein Sohn wird eines Tages der Richter von Shuloch sein. Deswegen müssen wir wissen, ob er in der Lage ist, so zu handeln, wie es erforderlich ist. Unsere Richter können weder Jacurutu, noch den Tag unserer Niederlage vergessen. Kralizec, der Taifunkampf, lebt weiter in unseren Herzen.« Jedes Wort, das er sagte, erinnerte an ein Ritual.

Einer der weichhäutigen Stadtbewohner regte sich

plötzlich und sagte: »Du tust falsch daran, uns zu binden und zu foltern und uns wie Gefangene zu behandeln. Wir kamen in Frieden unter dem Zeichen des *Umma*.«

Muriz nickte. »Ihr wart auf der Suche nach einer persönlichen religiösen Erweckung? Gut. Ihr sollt das Erwachen haben.«

Der weichhäutige Mann erwiderte: »Falls wir...«

Einer der neben ihm sitzenden Wüstenmänner fauchte: »Schweig still, du Narr! Dies hier sind Wasserdiebe. Sie gehören zu denen, von denen wir annahmen, wir hätten sie längst ausradiert.«

»Die alte Geschichte«, sagte der weichhäutige Gefangene.

»Jacurutu ist mehr als nur eine alte Geschichte«, sagte Muriz. Erneut deutete er auf seinen Sohn. »Ich habe euch Assan Tarig vorgestellt. Ich bin hier nur der *Arifa*, euer einziger Richter. Mein Sohn wird ebenfalls dazu ausgebildet werden, Dämonen aufzuspüren. Die alten Sitten sind und bleiben die besten.«

»Aus diesem Grund kamen wir in die Wüste«, protestierte der weichhäutige Mann. »Wir wollten zurück auf den alten Weg, wollten wandern in der...«

»Mit bezahlten Führern«, unterbrach ihn Muriz und deutete auf die dunkelhäutigeren Männer. »Wolltet ihr euch euren Weg in die Seligkeit etwa erkaufen?« Muriz warf seinem Sohn einen kurzen Blick zu. »Assan, bist du bereit?«

»Ich habe lange darüber nachgedacht, daß sie in der Nacht kamen und unsere Leute ermordeten«, erwiderte Assan mit ungeduldiger Stimme. »Sie schulden uns Wasser.«

»Dein Vater überläßt dir sechs von diesen«, sagte Muriz. »Ihr Wasser ist das unsrige. Und auch ihre Schatten werden die unsrigen sein und uns bewachen bis in alle Ewigkeit. Ihre Schatten werden dich vor Dämonen warnen. Und sie werden dir als deine Sklaven folgen, wenn du in das *Alam al-Mithal* eingehst. Was hast du dazu zu sagen, mein Sohn?«

»Ich danke meinem Vater«, erwiderte Assan. Er machte einen kurzen Schritt nach vorn. »Ich werde ein Mann unter den Verfemten sein. Dieses Wasser ist unser Wasser.«

Nachdem er seine Rede beendet hatte, ging der Junge auf die Gefangenen zu. Er begann mit dem, der links außen saß, packte seinen Kopf bei den Haaren, riß ihn zurück und stieß die Klinge seines Messers durch den Hals bis ins Gehirn. Er tat rasche Arbeit und vergeudete dabei nur ein Minimum an Blut. Lediglich der weichhäutige Städter protestierte, als der Junge nach seinem Haar griff, während die anderen nach alter Sitte vor Assan Tarig ausspuckten und sagten: *»Siehe, wie vergeudet wäre mein Wasser, fiele es den Tieren der Wüste zu Opfer!«*

Als der Junge fertig war, klatschte Muriz einmal in die Hände. Männer erschienen und schleppten die Leichen zu den Totendestillen, wo man sie ihres Wassers berauben würde.

Muriz stand auf, schaute seinen schwer atmend dastehenden Sohn an und beobachtete, wie die anderen die Leichen entfernten. »Nun bist du ein Mann«, sagte er. »Und das Wasser unserer Feinde wird die Sklaven ernähren. Und, mein Sohn...«

Assan Tarig warf seinem Vater einen überraschten Blick zu und zeigte ein schüchternes Lächeln.

»Der Prediger darf davon nichts erfahren«, sagte Muriz.

»Ich verstehe, Vater.«

»Du hast deine Sache gut gemacht«, sagte Muriz. »Denn jene, die über Shuloch straucheln, haben das Leben verwirkt.«

»Wie du sagst, Vater.«

»Du bist dazu ausersehen, wichtige Aufgaben zu übernehmen«, sagte Muriz. »Ich bin stolz auf dich.«

13

Ein gebildeter Mensch kann zu einem Primitiven werden. - Was diese Aussage umfaßt, ist die Tatsache, daß sich die Arten menschlichen Zusammenlebens verändern. Alte Wertvorstellungen geraten ins Wanken, werden zu einem Verbindungsglied zur Landschaft mit ihrer Vegetation und ihren Tieren. Diese neue Art der Existenz erfordert ein völlig neues Verhältnis gegenüber den Dingen, die man schlichtweg als Natur bezeichnet, und gleichzeitig einen respektablen Maßstab für die solchen natürlichen Systemen innewohnende Kraft. Wenn ein Mensch sich nach diesen rein erfahrungsgemäß angeeigneten Werten richtet, bezeichnet man ihn als ›primitiv‹. Das Gegenteil ist natürlich ebenso richtig: der Primitive kann sich zu einem Gebildeten entwickeln, allerdings nicht, ohne gleichzeitig einen gewissen Grad an geistiger Verkrümmung hinzunehmen.

Die Leto-Kommentare,
nach Harq al-Ada

»Wie können wir sicher sein?« fragte Ghanima. »Es ist sehr gefährlich.«

»Wir haben es ausprobiert«, sagte Leto.

»Aber es muß diesmal nicht wieder genauso ausgehen. Was, wenn...?«

»Es ist der einzige Weg, der uns zur Verfügung steht«, sagte Leto. »Und du sagst selbst, daß wir nicht den Weg über das Gewürz gehen können.«

Ghanima seufzte. Sie mochte das Hin und Her von Worten nicht, aber gleichzeitig hatte sie Verständnis da-

für, daß die Notwendigkeit ihren Bruder bedrückte. Sie brauchten Alia nur anzusehen, um zu erfahren, wie es in ihrer Innenwelt aussah.

»Nun?« fragte Leto.

Erneut stieß sie einen Seufzer aus.

Sie saßen beide im Schneidersitz an ihrem Lieblingsplatz. In der Nähe befand sich eine Öffnung im Fels, die, wie sie beide wußten, sehr oft dazu gedient hatte, ihren Eltern einen Ausblick auf den Sonnenuntergang über der *Bled* zu ermöglichen. Das Abendessen war seit zwei Stunden vorbei, und normalerweise diente diese Zeit dazu, den Zwillingen die Gelegenheit zu geben, Körper und Geist gleichwohl in Bewegung zu halten. Diesmal hatten sie sich allerdings dazu entschlossen, lediglich letzteres zu tun.

»Wenn du dich weigerst, mir zu helfen, werde ich es allein tun«, sagte Leto.

Ghanima wandte den Blick von ihm ab und musterte den schwarzen Vorhang, der als Feuchtigkeitssiegel diente und die Öffnung im Fels normalerweise verschlossen hielt.

Leto ließ nicht davon ab, auf die Wüste hinauszustarren.

Einige Zeit hatten sie sich in einer Sprache unterhalten, die so alt war, daß man sich kaum noch an ihren Namen erinnern konnte. Sie gab ihnen das Gefühl, die Gedanken derart ausdrücken zu können, daß kein menschliches Wesen in der Lage war, diese Privatsphäre zu durchdringen. Selbst Alia, deren Fähigkeiten denen der Kinder am nächsten kam, würde nicht in der Lage sein, mehr als das eine oder andere Wort zu verstehen.

Leto sog tief die Luft ein und schmeckte das in jedem Höhlensietch der Fremen allgegenwärtige Odeur, das auch in diesem Alkoven vorherrschte. Lediglich das im Haupthöhlensystem den Hintergrund beherrschende Gemurmel fehlte – und die feuchte Wärme, aber er empfand beides als Erlösung.

»Ich bin damit einverstanden, daß wir einer Führung bedürfen«, sagte Ghanima. »Aber wenn wir...«

»Ghani! Wir brauchen mehr als eine Führung! Wir brauchen Schutz.«

»Vielleicht gibt es aber keinen Schutz für uns.« Sie sah ihm in die Augen und versuchte seine Reaktion mit beinahe vampirhafter Gier zu erkennen. Der Blick, der sie traf, strafte seine körperliche Unbeweglichkeit Lügen.

»Wir müssen der Besessenheit entkommen«, sagte Leto und benutzte dabei ein spezielles Infinitiv dieser alten Sprache, deren Form strikt neutral war, keine Wertung vornahm und dennoch grundsätzliche Implikationen enthielt.

Ghanima interpretierte seinen Einwand korrekt.

»Mohw'pwium d'mi hish pash moh'm ka«, intonierte sie. *Der Raub meiner Seele ist der Raub von tausend anderen.*

»Viel mehr als das«, konterte Leto.

»Die Gefahr kennen, heißt ihr zu widerstehen.« Das war eine Feststellung, keine Frage.

»Wabun 'k wabunat!« erwiderte Leto. *Erhebe dich!*

Er spürte, daß seine Wahl eine unentrinnbare Notwendigkeit war. Wenn sie es wirklich tun wollten, war es das Beste, sofort damit zu beginnen. Sie mußten die Vergangenheit in die Gegenwart steuern und dazu zwingen, die vor ihnen liegende Zukunft aufzuzeigen.

»Muriyat«, fügte Ghanima hinzu. *Es soll mit Liebe getan werden.*

»Natürlich.« Leto gab ihr einen Wink mit der Hand, um anzuzeigen, daß er dazu bereit war. »Wir werden um Rat fragen, wie es unsere Eltern taten.«

Ghanima schwieg und versuchte den Klumpen, der sich in ihrer Kehle gebildet hatte, hinunterzuschlucken. Instinktiv warf sie einen Blick auf die Erg und die in den letzten Strahlen dieses Tages sichtbaren Dünen. Auch ihr Vater war in diese Richtung gegangen, als er seinen letzten Weg in die Dünen antrat.

Leto starrte über die Felsenklippen auf die blühende Oase nieder. Obwohl die Abenddämmerung das, was sich unter ihnen ausbreitete, bereits verschluckt hatte, konnte er sich gut vorstellen, was seinen Blicken verborgen blieb: die Blüten, die in allen Farben des Spektrums leuchteten und den dahinfließenden Qanat zu beiden Seiten umschlossen. Jenseits der Felsen, die die Grenze der Oase bildeten, zog sich ein Ring dahin, den man aus Pflanzenabfällen und Wasser geformt hatte, eine Barriere aus Fäulnis, aus der bald neues Leben erwachsen würde.

Plötzlich sagte Ghanima: »Ich bin bereit. Laß uns beginnen.«

»Ja, verdammt!« Kurzentschlossen, um seiner Schwester zu zeigen, daß sein letztes Wort nicht ihr gegolten hatte, streckte Leto einen Arm aus und berührte ihre Hand. Mit weicher Stimme fügte er hinzu: »Bitte, Ghani... sing dieses Lied. Es wird es leichter für mich machen.«

Ghanima rutschte näher an ihn heran und umschlang mit beiden Armen seine Hüften. Sie holte tief Luft, räusperte sich noch einmal und begann mit einer hellen, klaren Stimme jene Worte zu wiederholen, von denen sie wußte, daß ihre Mutter sie sehr oft im Angedenken an ihren toten Mann gesungen hatte.

»Ich kaufe nun das Pfand zurück,
Begieße dich mit süßem Wasser.
An diesem Ort der Windesstille
Wird fortan Leben gedeihen,
Durch dich, Geliebter, und deinen Palast.

Deine Feinde fallen der Leere anheim.
Wir gehen diesen Pfad zusammen,
Den die Liebe für dich geschlagen hat.
Ich laß dich die Wege schauen;
Der Palast ist meine Liebe.«

Dann tauchte ihre Stimme in der Stille der Wüste unter, und Leto spürte, wie er allmählich hinübersank – wie er zu seinem Vater wurde, dessen Erinnerungen nun alles andere zu überlagern begannen. Die Vergangenheit nahm Formen an.

Für eine kurze Zeit werde ich nun Paul sein, sagte er sich. *Und es ist nicht Ghanima, die neben mir sitzt; es ist meine geliebte Chani, deren weiser Rat uns mehr als einmal das Leben gerettet hat.*

Was Ghanima anbetraf, so war sie mit genau der furchtsamen Einstellung in die Persönlichkeit ihrer Mutter geschlüpft, die sie erwartet hatte. Um wieviel leichter war es doch für eine Frau im allgemeinen, so zu handeln – aber auch um wieviel gefährlicher.

Mit einer Stimme, die plötzlich rauh klang, sagte sie: »Schau nur, Geliebter!« Der Erste Mond war aufgegangen und im Schein seines kalten Lichts konnte man den Feuerstrahl eines Schiffes erkennen, das in den Weltraum aufstieg. Die Landefähre, die Lady Jessica gebracht hatte, startete, diesmal mit Gewürz beladen, und ging in den Orbit.

Die Erinnerungen überfluteten Leto und erzeugten in ihm den Klang heller, weithin hörbarer Glocken. Für einen kurzen Moment wurde er zu einem anderen Leto – zu Jessicas Herzog, doch die Notwendigkeit wischte diese Erinnerung beiseite. Es war nötig, sie zu vergessen, ehe der Schmerz zu groß in ihm wurde.

Ich muß zu Paul werden, redete er sich ein.

Die Transformation kam mit einer erschreckenden Zwiespältigkeit über ihn. Er sah sich plötzlich als einen dunklen Bildschirm, auf den das Abbild seines Vaters projiziert wurde. Ihm war bewußt, daß er nicht einen, sondern zwei Menschen repräsentierte, und das schwächte ihn.

»Hilf mir, Vater«, flüsterte er.

Die Bilder überlagerten sich. Dann veränderte sich die Szene abrupt. Während Leto die Stelle seines Vaters ein-

nahm, entdeckte er, daß sein eigenes Abbild seitlich verschoben dastand und die Rolle eines unbeteiligten Beobachters einnahm.

»Meine letzte Vision ist noch nicht eingetroffen«, sagte er mit der Stimme Pauls. Er wandte sich Ghanima zu. »Du weißt, was ich gesehen habe.«

Ghanima berührte seine rechte Wange sanft mit der Hand. »Bist du in die Wüste gegangen, um zu sterben, Geliebter? Hast du das so gewollt?«

»Es mag sein, aber diese Vision... Ist sie nicht Grund genug, das Leben weiterzuleben?«

»Aber... blind?« fragte Ghanima.

»Selbst blind.«

»Wohin könntest du dich wenden?«

Er atmete tief ein und zitterte. »Jacurutu.«

»Geliebter!« Tränen liefen ihre Wangen hinab.

»Muad'dib, der Held – er muß zerstört werden«, sagte Leto. »Sonst wird das Kind uns nicht den Weg aus dem Chaos zeigen können.«

»Der Goldene Pfad«, erwiderte sie. »Es ist keine gute Vision.«

»Es ist die einzig mögliche.«

»Alia hat also versagt...«

»Gänzlich. Es ist nicht mehr zu verbergen.«

»Deine Mutter ist zu spät zurückgekehrt.« Sie nickte, und in diesem Augenblick war es wirklich Chani, die das Gesicht des Mädchens beherrschte. »Und eine andere Vision existiert nicht? Vielleicht, wenn...«

»Nein, Geliebte. Noch nicht. Dieses Kind ist noch nicht fähig, die Zukunft zu schauen, ohne an ihr Schaden zu nehmen.«

Ein erneutes, heftiges Atmen ließ seine Gestalt erbeben. Leto, in seiner Inkarnation als Beobachter, spürte plötzlich, wie sein Vater sich zurückzog, wie er wieder Herr über seine eigenen Sinne und Muskeln wurde. Gleichzeitig hatte er den Eindruck, als klammere sich das Abbild seines Vaters an seinen Leib, als verlange er

heftig danach, wieder in einem lebenden Körper zu agieren, Entscheidungen zu treffen, und... die Fehler der Vergangenheit ungeschehen zu machen!

»Vater!« stieß Leto hervor. Der Schrei brach sich in den Abgründen seiner Schädeldecke.

»Geliebter«, wisperte Chani jetzt neben ihm. »Was ist mit dir?«

»Verlaß uns nicht«, flehte Leto. Er benutzte jetzt wieder seine eigene Stimme, und sie war rauh und verunsichert. Dann sagte er: »Chani, sag uns: Wie entgehen wir dem, was Alia geschah?«

Dann war es wieder Paul, der aus ihm sprach. Es waren seine Worte, die einen nachhaltigen Eindruck auf sein inneres Ohr ausübten, auch wenn er mit langen Pausen sprach: »Es gibt keine Sicherheit. Dir... ist... nicht... verborgen... geblieben... was... mit... mir... geschah.«

»Aber, Alia...«

»Der verfluchte Baron hat sie in seinen Bann geschlagen!«

Letos Kehle war plötzlich wie ausgedörrt. Sie brannte. »Ist er... habe ich...«

»Er ist auch in dir... aber... wir können nicht... Manchmal fühlen wir einander... aber du...«

»Könnt ihr nicht meine Gedanken lesen?« fragte Leto. »Würdet ihr es wissen, wenn...«

»Manchmal kann ich deine Gedanken fühlen... aber ich... wir leben nur durch... die Reflexe eurer Aufmerksamkeit... Es ist euer... Bewußtsein, das uns erschafft. Die Gefahr... besteht in der allzu genauen... Erinnerung. Und... jene von uns... jene von uns, die die Macht liebten... und um jeden Preis... ausüben wollten... sie können noch weiter gehen.«

»Sie sind stärker?« flüsterte Leto.

»Sie sind stärker.«

»Ich kenne deine Vision«, sagte Leto. »Bevor sie mich in die Fänge bekommen, werde ich in dir aufgehen.«

»Nur das nicht!«

Leto nickte vor sich hin und spürte die enorme Willenskraft, die sein Vater aufwandte, um sich zurückzuziehen. Er erkannte nun die Konsequenzen eines zukünftigen Versagens. Jede Art der Besessenheit führte automatisch zur Deformation des Charakters. Die Erkenntnis erneuerte seine Kraft. Er fühlte seinen Körper jetzt mit aller Deutlichkeit und wurde sich der Fehler der Vergangenheit voll bewußt: nicht nur jener, die er selbst begangen hatte, sondern auch derer, die seine Vorfahren begangen hatten. Unsicherheit hatte sie schwach werden lassen. Einen Moment lang überflutete ihn nackte Angst. Unter dem Einfluß von Melange besaß sein Körper die Fähigkeit, in die Zukunft zu sehen. Mit Hilfe des Gewürzes konnte er sie atmen und die Ströme der Zeit lokalisieren. Es war schwer, der Versuchung zu widerstehen, also faltete er die Hände und versetzte sich in den Zustand des *Prana-Bindu*. Er schüttelte die Versuchung ab und gelangte zu der Einsicht, die Pauls Blut ihm vermittelte. Jene, die danach trachteten, die Zukunft zu sehen, erhofften sich daraus, in ihr auf der Seite der Sieger zu stehen, aber statt dessen würden sie sich in einem goldenen Käfig wiederfinden, in dem nicht einmal mehr ihr Herzschlag der eigenen Kontrolle unterlag. Die letzte Vision Pauls hatte ihm einen ungewissen Weg, dieser Falle zu entgehen, gezeigt. Leto wußte jetzt, daß er keine andere Chance hatte, als ihm zu folgen.

»Die Freude am Leben und seine Schönheit resultiert aus der Tatsache, daß es einen immer wieder überrascht«, sagte er.

Eine weiche Stimme flüsterte in sein Ohr: »Ich habe diese Schönheit immer empfunden.«

Leto wandte den Kopf und starrte in Ghanimas Augen. Sie leuchteten im Mondlicht. Aber es war immer noch Chani, die aus ihr sprach. »Mutter«, sagte er, »du mußt dich jetzt zurückziehen.«

»Ah, diese Versuchung«, stöhnte sie und küßte ihn.

Er schob sie von sich weg. »Du würdest so weit gehen

und das Leben deiner Tochter übernehmen?« verlangte er zu wissen.

»Es ist so leicht... so närrisch einfach«, gab sie zurück.

Leto spürte, wie plötzliche Panik in ihm aufwallte und rief sich ins Gedächtnis zurück, wie schwer es seinem Vater gefallen war, sich aller fleischlichen Gelüste zu entsagen. War Ghanima nun in dieser Schattenwelt, in der er sich bis vor kurzem ebenfalls noch befunden hatte, zurückgeblieben?

»Ich würde dich verachten, Mutter«, sagte er.

»Aber andere verachten mich nicht«, erwiderte sie. »Sei mein Geliebter.«

»Wenn ich das täte... ihr wißt, was dann aus euch beiden würde«, sagte Leto. »Mein Vater würde euch ebenfalls verachten.«

»Niemals!«

»Doch, das werde ich!«

Die Stimme, die diese Worte ausstieß, trug alle Charakteristika, die, wie Leto wußte, Paul von seiner Mutter gelernt hatte.

»Sag das nicht«, stöhnte sie.

»Ich werde dich verachten!«

»Bitte... bitte, sag das nicht.«

Leto griff sich an die Kehle und stellte fest, daß die Muskeln allmählich wieder seinem Willen gehorchten. »Er wird dich verachten und sich von dir abwenden. Er wird erneut in die Wüste zurückkehren.«

»Nein... nein...«

Sie schüttelte heftig den Kopf.

»Du mußt jetzt gehen, Mutter«, wiederholte er.

»Nein... nein...« Aber ihre Stimme verlor bereits an Kraft.

Leto beobachtete das Gesicht seiner Schwester. Wie ihre Muskeln zuckten! Die Emotionen, die sie erfüllten, mußten die reinste Folter sein.

»Geh«, flüsterte er. »Geh!«

»Nein-i-i-n...«

Er ergriff ihren Arm und fühlte, wie das Blut durch ihre Adern raste. Die Muskeln pulsierten. Sie keuchte, versuchte sich seinem Griff zu entwinden, aber er hielt sie fest und flüsterte: »Geh... geh...!«

Und die ganze Zeit über, während er dies sagte, verfluchte Leto die Tatsache, daß es ihm auch diesmal wieder gelungen war, seine Schwester zu diesem *Elternspiel* zu überreden. Es entsprach der Wahrheit, daß Frauen anfälliger gegen innere Angriffe dieser Art waren. Und zurückzuführen war es auf die Ängste der Bene Gesserit.

Es dauerte Stunden, in denen Ghanimas Körper wie unter imaginären Peitschenhieben zuckte, aber dann schien sich die innere Schlacht zu ihren Gunsten zu entscheiden. Ihre Stimme kehrte wieder zurück, und Paul hörte, wie sie wie in Trance mit dem Abbild redete, das sie noch vor kurzem beherrscht hatte.

»Mutter... bitte...« Und dann: »Du hast Alia gesehen! Willst du, daß aus dir eine zweite Alia wird?«

Schließlich lehnte sich Ghanima gegen seine Brust und flüsterte: »Sie hat es eingesehen. Sie ist gegangen.«

Leto streichelte ihren Kopf. »Ghani, es tut mir leid. Ich hätte dich nicht wieder darum bitten sollen. Ich war egoistisch. Bitte, verzeihe mir.«

»Es gibt nichts zu vergeben«, erwiderte sie, mühsam nach Luft schnappend, wie nach einer großen Anstrengung. »Wir haben viel von dem, was wir wissen mußten, erfahren.«

»Sie hat über viele Dinge mit dir gesprochen«, sagte er. »Wir wollen uns später darüber unterhalten, wenn...«

»Nein! Wir reden jetzt darüber. Du hattest recht!«

»Mein Goldener Pfad?«

»Dein verdammter Goldener Pfad!«

»Logik ist nutzlos, wenn einem grundsätzliche Informationen fehlen«, sagte Leto. »Aber ich...«

»Großmutter ist deswegen zurückgekehrt, um unsere Erziehung zu leiten und herauszufinden, ob wir gefährdet sind.«

»Das sind Duncans Worte. Und sie sagen mir genau das, was ich schon selbst vermutete.«

»Es war sein erster Eindruck«, stimmte Ghanima zu. Allmählich gewann ihre Stimme wieder die alte Kraft zurück. Sie löste sich von ihrem Bruder und sah auf die nächtliche Wüste hinaus. Bald würde der Morgen wieder heraufdämmern. Dieser Kampf... Sie hatten wegen dieses bißchen Wissens die ganze Nacht geopfert. Die Leibwache, die hinter dem Feuchtigkeitssiegel auf sie wartete, würde sich Gedanken machen. Immerhin hatte Leto dafür gesorgt, daß niemand sie störte.

»Die meisten Leute lernen unbewußt, wenn sie älter werden«, erklärte er. »Und ich frage mich, was noch alles auf uns zukommt, wenn es soweit ist.«

»Das Universum, wie wir es wahrnehmen, ist physikalisch niemals das gleiche«, erwiderte Ghanima. »Wir sollten uns also hüten, in unserer Großmutter lediglich eine Großmutter zu sehen.«

»Sie könnte mehr sein als sie zu scheinen vorgibt«, sagte Leto und nickte. »Aber meine Frage zielte...«

»Es gibt andere Möglichkeiten, als die der puren Hinterlist«, gab Ghanima zu bedenken. »Wir sollten nicht vergessen, besonderen Wert auf Zeichen zu legen, die andeuten können, was für uns unvorhersehbar ist. Mutter hat, wenn sie über Jessica sprach, des öfteren solche Dinge angedeutet. Wenn wir zusammen versuchen, ihre Worte zu entschlüsseln, könnte uns das eine Menge geben.« Ghanima seufzte.

»Wir *wissen,* daß sie unsere Großmutter ist«, sagte Leto. »Du warst stundenlang gestern mit ihr zusammen. Ist es deshalb, daß...«

»Wenn wir nicht aufpassen, wird uns unser Wissen dazu verleiten, uns in einer bestimmten Art ihr gegenüber zu verhalten«, sagte Ghanima. »Und genau davor hat Mutter mich gewarnt. Einmal, als sie Jessica zitierte...« – sie berührte zaghaft Letos Arm –, »...kehrte das

Echo ihrer Worte in meinen Kopf zurück und benutzte dabei Großmutters Stimme.«

»Sie hat dich gewarnt«, murmelte Leto. Irgendwie verunsicherte ihn dieser Gedanke. Konnte man sich denn auf nichts in dieser Welt mehr verlassen?

»Die schlimmsten Fehler erwachsen aus der blinden Übernahme veralteter Strukturen«, fuhr Ghanima fort. »Mutter hat das immer wieder gesagt.«

»Dabei handelt es sich um eine Maxime der Bene Gesserit.«

»Wenn... wenn Jessica sich wirklich wieder voll und ganz in die Obhut der Schwesternschaft zurückbegeben hat...«

»Das bedeutete eine Gefahr für uns«, bestätigte Leto. »In uns ist das Blut des Kwisatz Haderach - des männlichen Bene Gesserit.«

»Sie würden zwar niemals aufgeben, ihre Ziele zu verfolgen«, meinte Ghanima, »aber möglicherweise sind sie durchaus gewillt, uns abzuschreiben. Und unsere Großmutter könnte dafür das nötige Instrument abgeben.«

»Es gibt noch eine andere Möglichkeit«, warf Leto ein.

»Sicher - wenn man uns miteinander verheiratete. Aber sie wissen auch, welche Schwierigkeiten eine solche Paarung mit sich bringen würde.«

»Auf jeden Fall ist das eine Möglichkeit, und ich bin sicher, daß sie sie diskutiert haben.«

»Im Beisein Jessicas. Dieser Gedanke behagt mir gar nicht.«

»Glaubst du, mir?«

»Aber dennoch wäre dies nicht der erste Versuch, eine bestimmte Blutlinie auf diese Weise zu erhalten.«

»Der Gedanke allein wirkt abstoßend auf mich«, sagte Leto schaudernd. Ghanima, die spürte, wie sehr ihn die Angelegenheit mitnahm, schwieg.

»Es geht um die Kraft«, sagte Leto.

Durch die seltsame Verbindung ihrer beiden Geister verstand Ghanima sofort, auf was er hinauswollte. »Wir

müssen ihnen die Kraft des Kwisatz Haderach vorenthalten«, stimmte sie zu.

»Zumindest für die Bene Gesserit muß sie wertlos sein«, meinte Leto.

Die Wüste erreichte in diesem Augenblick einen Zustand, der den momentanen Gefühlen der Kinder widersprach. Sie spürten, wie die Hitze des Tages sich sammelte. Farben sprühten über das Land und veränderten das Angesicht der unter ihnen liegenden Felswände. Graugrüne Schatten, erzeugt von Bäumen und Sträuchern, verdunkelten die Erde. Das sanfte Morgenlicht der silberfarbenen Sonne überschüttete die einsam daliegende Oase mit einem Schwall goldener und purpurner Schatten, die beinahe bis zu den ihnen Obdach bietenden Klippen hinaufreichten.

Leto stand auf und reckte sich.

»Wir gehen den Goldenen Pfad«, sagte Ghanima und sprach damit ebenso sich selbst wie ihren Bruder an, in dem, wie sie wußte, die letzte Vision seines Vaters fest verankert war und sich mit seinen eigenen Träumen verschmolzen hatte.

Irgend jemand machte sich hinter ihnen an dem den Eingang verschließenden Feuchtigkeitssiegel zu schaffen. Stimmengemurmel drang zu ihnen herein.

Leto sagte in jener alten Sprache, die sie benutzten, wenn sie einander private Dinge mitzuteilen hatten: »L'ii ani howr samis sm'kwi owr samit sud.«

Damit stand ihre Entscheidung fest. Wörtlich hatte er gesagt: *Wir werden uns einer tödlichen Gefahr aussetzen, aus der nur einer zurückkehren wird, um darüber zu berichten.*

Ghanima stand ebenfalls auf und gemeinsam kehrten sie durch das mittlerweile entfernte Feuchtigkeitssiegel in den Sietch zurück, wo sie von den Wachen bereits erwartet wurden, die ihnen auf dem Weg in ihre Privatquartiere folgten. Die Menschen, die ihnen an diesem Morgen begegneten, machten zwar auf die gewohnte

Weise Platz für sie, aber die Blicke, die sie mit den Wächtern tauschten, waren anders als sonst. Es war eine alte Sitte fremenitischer Weiser, die Nacht allein im Angesicht der Wüste zu verbringen. Jeder Umma hatte bisher diese Art der Nachtwache praktiziert - auch Paul Muad'dib und Alia. Nun hatten also auch die Kinder Muad'dibs damit begonnen.

Leto, der den Unterschied in den Blicken der Leute bemerkte, wandte sich an Ghanima und machte sie darauf aufmerksam.

»Sie haben keine Ahnung, welche Entscheidung wir über sie getroffen haben«, erwiderte das Mädchen. »Sie wissen es wirklich nicht.«

Erneut in die alte Sprache überwechselnd, sagte Leto: »Es muß alles möglichst zufällig wirken.«

Ghanima zögerte einen Moment lang, um ihre Gedanken zu ordnen, dann erwiderte sie: »Vom Augenblick der Trauer an muß alles aufeinander abgestimmt sein - selbst der Entwurf der Grabstätte. Das Herz muß dem Schlaf folgen, damit kein Erwachen möglich ist.«

In der altertümlichen Sprache war es ziemlich schwierig, komplizierte Sachverhalte auszudrücken, aber Leto verstand auch so, was sie meinte: Wollten sie seinen Plan durchführen, mußten sie mit extremer Vorsicht zu Werke gehen. Gleichgültig, ob er wirklich tödlich oder nur simuliert sein würde - das Resultat konnte sich dennoch als tödlich erweisen. Selbst für denjenigen, der überleben würde, um Bericht zu erstatten, würde die Situation schwierig werden. Jeder nicht genau berechnete Schritt konnte den gesamten Plan zu Fall bringen und aus dem Goldenen Pfad eine Sackgasse machen.

»Es wird sehr schwierig werden«, stimmte Leto zu und teilte die Vorhänge, die ihnen den Weg in das Vorzimmer ihrer Räume versperrten.

Die Bediensteten, die dort beschäftigt waren, unterbrachen ihre Tätigkeit lediglich einen Herzschlag lang, als die Zwillinge den Raum durchquerten, der zu dem Kor-

ridor führte, hinter dem Lady Jessica ihr Lager aufgeschlagen hatte.

»Denk daran, daß du nicht Osiris bist«, erinnerte Ghanima ihren Bruder.

»Ich will auch gar nicht versuchen, es zu sein.«

Ghanima hielt ihn am Arm fest und sagte: »Alia darsatay haunus m'smow.« Dies war eine Warnung.

Leto sah seiner Schwester fest in die Augen. Die Aktivitäten Alias stanken tatsächlich so zum Himmel, daß sie selbst ihrer Großmutter nicht verborgen geblieben sein durften. Er lächelte Ghanima zu, denn diesmal hatte sie die alte Sprache mit einem fremenitischen Wort gemischt, das für eine bestimmte Art des Mißtrauens stand. *M'smow,* das war der faulige Geruch einer Sommernacht, der Vorbote des Todes, der einen durch die Hand eines Dämons ereilte. Und für die Leute, deren Sprache sie jetzt sprach, war Isis die Dämonengöttin gewesen, die den Tod mit sich brachte.

»Es wird Zeit, daß wir Atreides uns einen Ruf in bezug auf Unverschämtheit erkämpfen«, erklärte er lächelnd.

»Also werden wir uns *nehmen,* was wir brauchen«, sagte Ghanima.

»Entweder tun wir das – oder wir würdigen uns vor unserer eigenen Regentin zu Bittstellern herab«, gab Leto zurück. »Und ich glaube, Alia würde das erfreuen.«

»Aber unser Plan...« Sie beendete den Satz nicht.

Unser Plan, dachte Leto. Es war jetzt wirklich ihre gemeinsame Sache. Er sagte: »Unser Plan kommt mir vor wie das Netz des Shaduf.«

Ghanima warf einen Blick auf den Vorraum zurück, durch den sie gekommen waren, roch die würzigen Düfte, die der Morgen mit sich brachte. Es gefiel ihr, wie Leto mit ihrer ihnen eigenen Sprache umging. *Das Netz des Shaduf.* Es war ein Gelübde. Er hatte damit ihr Vorhaben mit der niedrigen Tätigkeit der Landwirtschaft verglichen: Sie mußten Land fruchtbar machen, es bewässern, säen und Unkraut jäten. Gleichzeitig enthielt

dieser Vergleich eine Bedeutung, die nur ein Fremen verstehen konnte: daß diese Art Arbeit gleichzeitig in einer anderen Welt getan wurde, wo sie dazu beitrug, die Seele zu kultivieren.

Immer noch standen sie abwartend in der engen Passage und sahen einander an. Ghanima studierte ihren Bruder und stellte fest, daß er immer noch auf zwei Ebenen dachte: Einmal war er bereit, dem Goldenen Pfad, den die Vision ihres Vaters ihm gezeigt hatte, zu folgen, andererseits schreckte er davor zurück, daß sich aus ihm ein neuer Mythos entwickeln könnte, wenn der Plan erfolgreich war. Der Gedanke machte ihr Angst. Hatte er mehr aus der Vision herausgelesen als sie? Fürchtete er sich möglicherweise davor, in die Position eines Erneuerers hineingedrängt zu werden. Würde ihm das gleiche Schicksal widerfahren wie seinem Vater? Der Kult, der sich um Muad'dib rankte, hatte mittlerweile einen bitteren Beigeschmack hervorgerufen, der nicht zuletzt auf Alias Mißherrschaft und die brutale Gewalt zurückzuführen war, mit der sich ihre militanten Priester ausgestattet hatten.

Er verbirgt etwas vor mir, stellte sie fest.

Sie erinnerte sich an das, was er ihr über seinen Traum erzählt hatte. Er war von einer solch schillernden Realität gewesen, daß er beinahe stundenlang die Umgebung abgetastet hatte, um sich zu versichern, daß er aus ihm zurückgekehrt war.

›Ich bin in der Wüste, um mich herum ist es glänzend hell, obwohl die Sonne nicht scheint. Und ich stelle fest, daß ich die Sonne bin. Mein Licht erhellt einen Goldenen Pfad. Im gleichen Moment, in dem ich dies bemerke, verlasse ich mich selbst. Ich wende mich um und erwarte, mich als Sonne zu sehen. Aber ich bin sie nicht. Ich bin eine Gestalt aus kleinen Zweigen, wie sie Kinder im Sand erschaffen. Zickzacklinien, in den Sand gezeichnet, bilden meine Augen. In meiner linken Hand befindet sich ein Zepter, ein richtiges Zepter, das viel detailgetreuer ist

als die Figur, die es hält. Das Zepter bewegt sich - und das ruft in mir Schrecken hervor. Und während es sich bewegt, fühle ich, wie ich erwache - und weiß dennoch, daß ich nur träume. Und dann stelle ich fest, daß meine Haut von etwas umschlossen wird - von einer Rüstung, die sich ziehen läßt wie meine Haut. Ich kann sie nicht sehen, nur fühlen. Und dann verläßt mich der Schrecken, weil ich weiß, daß diese Rüstung mir die Kraft von zehntausend Männern verleiht.‹

Als Leto ihren Blick bemerkte, versuchte er sie weiter in den Gang hineinzuziehen und den Weg zu Jessicas Räumen weiterzugehen. Ghanima widersetzte sich ihm plötzlich.

»Es könnte sich erweisen, daß dieser Goldene Pfad auch nicht besser ist als jeder andere«, gab sie zu bedenken.

Leto warf einen Blick auf den felsigen Boden, der sie voneinander trennte. Zweifellos hatte er bemerkt, daß sich Ghanima ihrer Sache jetzt nicht mehr so sicher war wie zuvor. »Es bleibt mir nichts anderes übrig«, erwiderte er.

»Alia ist besessen«, sagte Ghanima. »Und auch uns könnte es so ergehen. Vielleicht ist es bereits geschehen, und wir haben nur noch nichts davon gemerkt.«

»Nein.« Leto schüttelte den Kopf. Ihre Blicke trafen sich. »Alia widersetzte sich. Das war es, was den in ihr schlummernden Kräften ihre Macht gab. Ihre eigene Kraft hat sich gegen sie gekehrt. Wir haben es gewagt, uns selbst zu erforschen. Wir kennen die alten Sprachen und besitzen das Wissen der Vergangenheit. Wir sind bereits verschmolzen mit jenen, die in uns sind. Wir bekämpfen sie nicht; wir haben uns mit ihnen arrangiert. Dies habe ich in der vergangenen Nacht von Vater gelernt. Das war es, was ich wissen mußte.«

»Mir gegenüber hat er davon nichts verlauten lassen.«

»Du hast dich auf unsere Mutter konzentriert. Was wir ...«

»Und ich habe dabei den kürzeren gezogen.«

»Beherrscht sie dich immer noch so stark?« Furcht zeigte sich auf Letos Gesicht.

»Ja... aber ich glaube, daß sie mich jetzt mit all ihrer Liebe beschützt. Du warst übrigens ziemlich gut, als du dich mit ihr auseinandersetztest.« Sie dachte an das Abbild ihrer Mutter und sagte: »Mutter existiert für mich nun mit all den anderen im *Alam al-Mithal;* auch wenn sie es wagte, von der verbotenen Frucht zu kosten. Ich kann ihr jetzt zuhören, ohne Furcht zu empfinden. Es ist mit ihr nicht mehr anders, als mit den anderen...«

»Ja«, sagte Leto. »Und obwohl ich Vater zuhörte, wurde ich den Verdacht nicht los, daß in Wirklichkeit Großvater aus ihm sprach, der Mann, nach dem ich meinen Namen erhielt. Vielleicht macht es das deshalb so leicht für mich.«

»Hast du die Absicht, Großmutter von dem Goldenen Pfad zu erzählen?«

Leto wartete, bis ein Bediensteter, der das Frühstück Jessicas auf einem Tablett an ihnen vorbeitrug, sich weiter entfernt hatte. Ein starker Gewürzgeruch breitete sich aus, als der Mann vorbeiging.

»Sie lebt gleichzeitig in uns und ihrem eigenen Körper«, sagte Leto. »Wir hätten die Möglichkeit, uns ihren Rat zweimal einzuholen.«

»Ohne mich«, protestierte Ghanima. »Ich werde so etwas nicht ein zweites Mal riskieren.«

»Dann tue ich es.«

»Ich denke, wir wären übereingekommen, daß sie sich in den Schoß der Schwesternschaft zurückbegeben hat.«

»So ist es. Sie war am Anfang eine Bene Gesserit, in der Mitte ihres Lebens sie selbst und ist nun wieder das, womit sie begonnen hat. Aber vergiß nicht, daß sie auch Harkonnenblut in sich hat, dem sie näher steht als wir. Und was die Begegnung mit dem inneren Bewußtsein angeht, so hat sie auch ihre Erfahrungen gemacht.«

»In sehr beschränkter Form«, gab Ghanima zurück.

»Aber damit hast du meine Frage immer noch nicht beantwortet.«

»Ich glaube, ich werde nichts über den Goldenen Pfad sagen.«

»Aber vielleicht würde ich das tun.«

»Ghani!«

»Wir haben keinerlei Bedarf mehr an Atreides-Göttern! Was wir brauchen, ist Raum für Menschlichkeit!«

»Habe ich das jemals abgestritten?«

»Nein.« Sie holte tief Luft und mied seinen Blick. Vom Vorzimmer her wurden sie von Bediensteten beobachtet, die sicher bemerkt hatten, daß die beiden sich stritten, auch wenn sie unfähig waren, die uralte Sprache, derer sie sich bedienten, zu verstehen.

»Uns bleibt nichts anderes übrig«, sagte Leto. »Und wenn wir dabei versagen, wird es das gleiche Resultat hervorbringen, als hätten wir uns in die eigenen Messer gestürzt.« Er benutzte dabei eine Redensart der Fremen, die bedeutete, ›das eigene Wasser in die Zisterne des Stammes schütten‹.

Erneut sah Ghanima ihn an. Irgend etwas drängte sie dazu, ihm zuzustimmen, aber gleichzeitig wurde sie das Gefühl nicht los, von unüberwindlichen Mauern umgeben zu sein. Sie waren sich beide im klaren darüber, daß vor ihnen ein Weg harter Berechnungen lag, gleichgültig, was sie auch taten. Ghanima wußte dies mit einer Sicherheit, die in dem Wissen begründet lag, das sie mit all jenen, deren Erfahrungen sie besaß, teilte – aber dennoch fürchtete sie mit einemmal die Kraft, die sie den anderen, wenn sie ihre Daten und Bewußtseinsinhalte abrief, ebenfalls zugänglich machte. Ihr war, als lauerte ein Rudel gieriger Harpyien in ihr, eine Bande von Dämonen aus einem Schattenreich, die nur darauf wartete, zuschlagen zu können.

Ausgenommen davon war ihre Mutter: Sie hatte die Möglichkeit, Gewalt über sie auszuüben, in der Hand gehabt und ihr dennoch entsagt. Noch immer fühlte Gha-

nima sich von dem vergangenen inneren Kampf hin- und hergerissen. Es war nur der Wachsamkeit ihres Bruders zu verdanken, daß sie jetzt noch dieselbe war.

Letos Ansicht, der Goldene Pfad werde sie aus ihrer mißlichen Lage herausführen, war, ignorierte sie das Gefühl, daß er ihr etwas vorenthielt, akzeptabel. Auf jeden Fall benötigte er ihre agile Kreativität, wollte er den Plan weiterentwickeln und zur Perfektion führen.

»Man wird uns einem Test unterziehen«, sagte er, wissend, daß ihre Zweifel in diese Richtung zielten.

»Aber nicht unter Gewürzeinfluß.«

»Vielleicht gerade doch. Mir erscheint es als ziemlich sicher, daß man genauso verfahren wird. In der Wüste, während der Besessenheitsprüfung.«

»Von der Besessenheitsprüfung hast du bisher nie etwas gesagt«, rief Ghanima anklagend. »War die etwa auch ein Teil deines Traums?«

Letos Kehle war plötzlich wie ausgedörrt. Dennoch versuchte er zu schlucken, als könne er damit seine Worte ungeschehen machen. »Ja.«

»Dann werden wir also doch... dasselbe Schicksal erleiden wie Alia?«

»Nein.«

Ghanima dachte an die Besessenheitsprüfung und rief sich ins Gedächtnis zurück, daß es sich dabei um eine alte fremenitische Sitte, eine Art Gottesurteil handelte, die meist mit dem Tod des Prüflings endete. Also mußten Letos Pläne komplizierter sein, als sie bis jetzt den Anschein hatten. Es würde eine Gratwanderung werden, während der der kleinste Anstoß genügen würde, um...

Leto, der bemerkte, wohin ihre Gedanken wanderten, warf ein: »Die Macht zieht ständig die Psychotiker an. Und das ist es, was wir in jedem Fall für uns selbst vermeiden müssen.«

»Bist du sicher, daß wir nicht...«

»Nicht wenn wir den Goldenen Pfad schaffen.«

Immer noch zweifelnd meinte Ghanima: »Ich will dir keine Kinder gebären, Leto.«

Er schüttelte den Kopf, unterdrückte seine wahren Gefühle und sagte, während er in die königlich-formale Art der alten Sprache verfiel: »Meine Schwester, obwohl ich dich mehr liebe als mich selbst: Die ist nicht das Ziel meiner Wünsche.«

»Gut«, sagte Ghanima und nickte. »Aber laß uns, bevor wir zu unserer Großmutter hineingehen, noch etwas anderes klären. Ich glaube, daß ein Messer, das Alia trifft, uns der meisten unserer Probleme schon entheben würde.«

»Wenn du das für möglich hältst«, erwiderte Leto, »könntest du ebensogut glauben, daß wir über eine schlammige Straße gehen könnten, ohne Spuren zu hinterlassen. Und nebenbei - wann hätte Alia einem je die Gelegenheit geboten?«

»Man erzählt sich so einiges über diesen Jarvid.«

»Erweckt Duncan den Eindruck, daß ihm Hörner wachsen?«

Ghanima zuckte die Achseln.

»Wir werden es so machen, wie ich es vorgeschlagen habe«, versetzte Leto.

»Der andere Weg könnte sauberer sein.«

Aber ihre Antwort zeigte ihm, daß sie schließlich doch noch ihre Zweifel begraben hatte und mit seinem Plan einverstanden war. Diese Feststellung machte ihn glücklich. Er stellte plötzlich fest, daß er seine Hände anstarrte, und fragte sich, ob der Schmutz, der an ihnen klebte, sie von nun an ständig bedecken würde.

14

Dies war Muad'dibs große Tat: Er sah das unterbewußte Reservoir jedes Einzelindividuums als unbewußten Speicher von Erinnerungen, die bis in die Zeiten der menschlichen Urzelle zurückreichten. Jeder von uns, sagte er, ist in der Lage, die Entfernung, die in diese Zeit zurückführt, zu überbrücken. Nachdem er dies erkannt und darüber gesprochen hatte, traf er eine kühne Entscheidung. Muad'dib setzte sich selbst das Ziel, die genetische Erinnerung in eine weiterführende Berechnung zu integrieren. Und so durchbrach er die Mauern, die die Zeiten voneinander abschirmen, und machte aus der Zukunft und der Vergangenheit eins. Dies war Muad'dibs Schöpfung, die fortlebt in seinem Sohn und seiner Tochter.

›Das Testament von Arrakis‹,
von Harq al-Ada

Farad'n spazierte durch den Garten, der den Palast seines Großvaters umgab, und beobachtete, wie unter den Strahlen der Sonne Salusa Secundus, die sich allmählich der Mittagshöhe näherte, sein Schatten langsam kürzer wurde. Er mußte sich anstrengen, um mit dem breitschultrigen Bashar, der ihn begleitete, Schritt zu halten.

»Ich habe Zweifel, Tyekanik«, sagte er. »Oh, nicht daß es einen Grund gäbe, mich den Annehmlichkeiten, den ein Thron mit sich bringt, zu widersetzen, aber...« – er sog tief die Luft ein – »...ich habe so viele andere Interessen.«

Tyekanik, der gerade aus einem Wortgefecht mit Farad'ns Mutter zurückgekehrt war, sah den Prinzen

aus den Augenwinkeln an und stellte fest, daß der Junge mit jedem Tag, dem er seinem achtzehnten Geburtstag näherkam, standhafter wurde. Von Tag zu Tag entfernte er sich zudem – was sein Aussehen betraf – von seiner Mutter Wensicia und wurde dem alten Shaddam immer ähnlicher. Auch Shaddam hatte seine Ansichten über die Verpflichtungen, die ihm seine Position auferlegt hatte, gehabt. Im Endeffekt hatte ihn das bekanntlicherweise den Thron gekostet. In gewisser Hinsicht war er mit zunehmendem Alter immer weicher geworden.

»Sie werden sich zu entscheiden haben«, sagte Tyekanik. »Natürlich würden Sie auch bei einer positiven Entscheidung noch Zeit finden, gelegentlich Ihren anderen Interessen nachzugehen, aber...«

Farad'n kaute auf seiner Unterlippe. Es war allein die Pflicht, die ihn bei Tyekanik festhielt, und deswegen fühlte er sich frustriert. Viel lieber wäre er zu der Felsenenklave hinübergegangen, wo man mit den Sandforellen experimentierte, und hätte dort zugesehen. Endlich geschah in seiner Umgebung einmal etwas von größter Wichtigkeit: Man versuchte, den Atreides das Gewürzmonopol zu entreißen.

»Sind Sie sicher, daß diese Zwillinge... ausgelöscht werden?«

»Nichts ist *hundertprozentig* sicher, mein Prinz. Aber die Aussichten sind gut.«

Farad'n zuckte die Achseln. Der Meuchelmord gehörte nun einmal zum täglichen Leben des Adels wie die Sprache, in der es Abertausende von Ausdrucksmöglichkeiten gab, wichtige Persönlichkeiten vom Leben zum Tod zu befördern. Ein einziges Wort genügte, um anzuweisen, ob man ein Gift in flüssiger oder fester Nahrung unterzubringen hatte. Farad'n nahm an, daß die Ermordung der Atreides-Zwillinge unter Einsatz eines Giftes vorgenommen werden würde, und fand den Gedanken daran nicht sonderlich berauschend. Auch wenn man

etwas gegen sie haben mochte: sie waren trotz allem ein interessantes Paar.

»Bedeutet das, daß wir nach Arrakis ziehen müßten?« fragte er.

»Es wäre die beste Wahl.«

Tyekanik hatte den Eindruck, daß Farad'n noch weitere Fragen auf den Nägeln brannten und fragte sich, welcher Art sie wohl sein mochten.

»Ich bin beunruhigt, Tyekanik«, sagte der Prinz, als sie eine Hecke umrundeten und plötzlich vor einem Springbrunnen standen, der von riesigen schwarzen Rosen umgeben war. Irgendwo im Hintergrund erklangen die Geräusche von Heckenscheren.

»Ja?« fragte Tyekanik sofort.

»Diese... äh... Religion, zu der Sie sich neuerdings bekennen...«

»Daran ist nichts Seltsames, mein Prinz«, erwiderte Tyekanik und hoffte, daß seine Stimme weiterhin fest blieb. »Diese Religion spricht den Kämpfer in mir an. Ich finde, es gibt keine bessere für einen Sardaukar.« Zumindest dies entsprach der Wahrheit.

»Jaaa... aber sogar meine Mutter scheint sie anzusprechen.«

Verdammt sei Wensicia! dachte Tyekanik. *Sie hat den Jungen mißtrauisch gemacht.*

»Ich weiß nicht, was Ihre Mutter davon hält«, sagte er vorsichtig. »Die Religion eines Mannes ist jedenfalls seine persönliche Sache. Vielleicht sieht sie darin eine Möglichkeit, Sie wieder auf den Thron zu bringen.«

»Das war mein erster Gedanke«, sagte Farad'n.

Ah, der Bursche ist nicht dumm! dachte Tyekanik. Und er sagte: »Sie sollten sich selbst einmal mit dieser Religion beschäftigen, mein Prinz. Ich bin sicher, daß Sie gleich erkennen werden, weshalb ich sie für mich auswählte.«

»Obwohl... Muad'dib ihr Gründer war? Immerhin war er ein Atreides.«

»Ich kann dazu nicht mehr sagen«, sagte Tyekanik, »als daß Gottes Wege unerforschlich sind.«

»Ich verstehe. Sagen Sie, Tyekanik, aus welchem Grund haben Sie mich gebeten, diesen Spaziergang mit Ihnen zu unternehmen? Es ist beinahe Mittagszeit, und gewöhnlich sind Sie doch zu dieser Stunde ständig im Auftrage meiner Mutter unterwegs.«

Tyekanik blieb an einer steinernen Bank, die einen hübschen Ausblick auf den Springbrunnen und die Rosen erlaubte, stehen. Da das plätschernde Gewässer einen beruhigenden Einfluß auf ihn ausübte, hielt er, während er sprach, ständig den Blick darauf gerichtet. »Mein Prinz«, sagte er, »ich habe etwas getan, was Ihrer Mutter möglicherweise wenig gefallen wird.« Und er dachte: *Wenn er mir das abnimmt, wird er auch alles andere hinnehmen.* Insgeheim hoffte er immer noch, daß Wensicias Plan sich als untauglich herausstellen würde. *Diesen verdammten Prediger hierher zu holen. Sie ist verrückt. Und was das alles gekostet hatte!*

Da er abwartend schwieg, fragte der Prinz: »Heraus damit, Tyekanik, was haben Sie angestellt?«

»Ich brachte einen praktizierenden Traumdeuter hierher.«

Farad'n warf seinem Begleiter einen scharfen Blick zu. Einige der älteren Sardaukar spielten gelegentlich mit der Traumdeutung, weil sie daraus zu erfahren hofften, woran ihre schmähliche Niederlage auf Arrakis gelegen haben mochte. Muad'dib galt unter ihnen als eine Art ›oberster Träumer‹, da er in der Lage gewesen war, aufgrund seiner Traumvisionen in die Zukunft zu sehen und für sich das Beste daraus zu machen. Und irgendwo verborgen unter ihren eigenen Träumen, so glaubten sie, läge vielleicht auch ein Weg, der sie zu Macht und Ruhm jener alten Zeiten zurückführen könne. Tyekanik allerdings hatte sich bislang an derartigen Spielen nicht beteiligt.

»Das klingt allerdings gar nicht nach Ihnen, Tyek«, sagte Farad'n.

»Ich kann es nur vom Standpunkt meiner neuen Religion aus erklären«, sagte der Bashar, ohne den Springbrunnen aus den Augen zu lassen. Natürlich diente dieses Gespräch über Religion nur dazu, das Erscheinen dieses Predigers vorzubereiten.

»Dann erklären Sie es mir von diesem Standpunkt aus«, sagte Farad'n.

»Wie mein Prinz befiehlt.« Tyekanik wandte sich um und blickte ihn an. Es hing nun von Farad'ns Reaktion ab, ob er sich jener Träume als würdig erwies, denen das Haus Corrino zu folgen bereit war. »Kirche und Staat«, sagte er, »sogar das wissenschaftliche Denken und der Glaube, sind ebenso wie Fortschritt und Tradition in den Lehren Muad'dibs verquickt. Seine Lehre besagt, daß es keine undurchdringlichen Hindernisse gibt, daß sie lediglich in den Köpfen - und manchmal auch in den Träumen - der Menschen existieren. Daß man die Zukunft in der Vergangenheit wiederfinde und beide Teil eines Ganzen sind.«

Selbst angesichts der Zweifel, die Farad'n nicht zu artikulieren in der Lage war, konnte er nicht verhehlen, von Tyekaniks Worten beeindruckt zu sein. Aber er stellte auch fest, daß die Sicherheit des Mannes von einem leichten Zögern begleitet wurde, als spräche er gegen seine innere Überzeugung.

»Und deswegen haben Sie diesen... Traumdeuter mitgebracht?«

»Ja, mein Prinz. Vielleicht durchdringen auch Ihre Träume die Zeit. Sobald Sie das Universum als eine Ganzheit erfahren, gewinnen Sie Ihre innere Selbstsicherheit zurück, und Ihre Träume... nun...«

»Aber meine Träume sind ganz gewöhnliche Träume«, protestierte Farad'n. »Sie sind höchstens komisch, keinesfalls mehr. Ich hätte niemals vermutet, daß Sie...«

»Mein Prinz, nichts von dem, was Sie tun, kann unwichtig sein.«

»Das ist wirklich sehr schmeichelhaft, Tyek. Glauben

Sie wirklich, daß dieser Bursche dazu fähig ist, mitten ins Herz unerklärlicher Rätsel zu schauen?«

»Das glaube ich, mein Prinz.«

»Dann mag meine Mutter meinetwegen ungehalten sein.«

»Sie wollen ihn also empfangen?«

»Natürlich – wenn Sie ihn schon mitgebracht haben, um meine Mutter damit zu ärgern.«

Verspottet er mich? dachte Tyekanik. Laut sagte er: »Ich muß Sie darauf vorbereiten, daß dieser alte Mann eine Maske trägt. Es handelt sich dabei um eine ixianische Fabrikation, die es Blinden erlaubt, durch die Haut zu sehen.«

»Er ist blind?«

»Ja, mein Prinz.«

»Weiß er, wer ich bin?«

»Ich habe es ihm gesagt, mein Prinz.«

»Sehr gut. Laß uns zu ihm gehen.«

»Wenn mein Prinz einen Moment hier warten will, werde ich den Mann zu ihm bringen.«

Farad'n warf einen Blick auf den Springbrunnen und lächelte. Dieser Platz, so schien ihm, war so gut wie jeder andere, um an einem närrischen Spiel teilzunehmen. »Haben Sie ihm von meinen Träumen erzählt?«

»Nur andeutungsweise, mein Prinz. Ich nehme an, der Traumdeuter wird Ihnen tiefergehende Fragen stellen.«

»Oh, sehr gut. Ich werde hier warten. Bringen Sie mir den Burschen her.«

Farad'n wandte sich ab und erkannte am Klang der Schritte, daß Tyekanik hastig davoneilte. Dann kam ein Gärtner in sein Blickfeld, der sich soeben hinter einer der Hecken erhob. Er trug eine sandfarbene Kappe. Die Heckenschere, die er in den Händen hielt, klapperte laut und zog Farad'ns Aufmerksamkeit auf sich. Einen Moment lang wirkte sie wie ein hypnotischer Anziehungspunkt auf ihn.

Diese Traumdeuterei, dachte Farad'n, *ist purer Unsinn. Tyekanik hätte das ohne meine vorherige Zustimmung nicht tun sollen. Überhaupt kommt es mir komisch vor, daß er in seinem Alter plötzlich die Religion entdeckt. Und nun auch noch die Traumdeuterei.*

Hinter ihm erklangen plötzlich Schritte. Er erkannte Tyekaniks rhythmische Bewegungen, die von einem gemächlichen Schreiten begleitet wurden, sofort. Farad'n wandte sich um und starrte den auf ihn zukommenden Traumdeuter an. Die ixianische Maske, die der Fremde trug, verdeckte sein Gesicht von der Stirn bis zum Kinn. Seltsamerweise trug die Maske keinerlei Augenschlitze. Wenn man den Gerüchten Glauben schenken konnte, die über diese ixianische Erfindung im Umlauf waren, so stellte sie ein einziges, gigantisches Auge dar.

Zwei Schritte vor dem Prinzen blieb Tyekanik stehen. Der maskierte alte Mann machte knapp vor ihm halt.

»Dies ist der Traumdeuter«, stellte Tyekanik den Ankömmling vor.

Farad'n nickte.

Der maskierte Mann hustete in einer seltsamen Art; so, als bemühe er sich, einen Kloß auszuspucken, der sich in seiner Kehle gebildet hatte.

Der saure Gewürzduft, der von dem Maskierten ausging, machte Farad'n sofort mißtrauisch. Die gesamte graue Robe, die seinen Körper bedeckte, schien diesen unverkennbaren Duft auszuströmen.

»Ist diese Maske wirklich ein Teil Ihres Körpers?« fragte er, sich im gleichen Moment bewußt werdend, daß er lediglich darauf aus war, Zeit zu gewinnen.

»Nur solange ich sie trage«, erwiderte der Maskierte. Seine Stimme klang bitter, und Farad'n glaubte aus ihr einen leichten Fremenakzent herauszuhören. »Ihr Traum«, sagte er dann, »erzählen Sie ihn mir.«

Farad'n zuckte die Achseln. *Warum nicht?* Schließlich hatte Tyekanik den alten Mann deswegen hergebracht. Oder etwa nicht? Farad'n spürte plötzlich Zweifel in sich

aufsteigen und fragte: »Und Sie sind wirklich ein praktizierender Traumdeuter?«

»Ich bin hier, um Ihre Träume zu deuten, verehrter Herr.«

Farad'n hob die Schultern. Die maskierte Gestalt machte ihn nervös. Er warf Tyekanik einen hilflosen Blick zu und stellte fest, daß der Sardaukar noch an der gleichen Stelle stand, die er nach seiner Rückkehr eingenommen hatte: Mit über der Brust gekreuzten Armen starrte er auf die Wasserspiele.

»Ihre Träume, bitte«, sagte der alte Mann hartnäckig.

Farad'n holte tief Luft und begann zu erzählen. Je mehr er von dem ständig wiederkehrenden Traum berichtete, desto leichter wurde es für ihn. Er sprach über den Brunnen, den die eigenen Wasser überspülten, über die Welten, die wie Atome durch seinen Kopf tanzten und über die Schlange, die sich selbst in einen Sandwurm verwandelte und in einer Staubwolke explodierte. Als er über die Schlange sprach, stellte er fest, daß das Vokabular, das ihm zur Verfügung stand, zu begrenzt war, um sie eingehend zu schildern. Diese Tatsache ärgerte ihn, und das wurde auch dem Maskierten, je weiter Farad'n ausholte, deutlich.

Der alte Mann schien unbeteiligt zu bleiben und sagte auch dann noch kein Wort, als Farad'n endete. Lediglich die schwarze Maske schien unter seinem Atem leicht zu vibrieren. Farad'n blieb abwartend stehen. Immer noch schwieg der Maskierte.

Dann sagte Farad'n: »Sehen Sie keinen Sinn darin, meinen Traum zu deuten?«

»Ich habe ihn gedeutet«, sagte der Maskierte. Farad'n hatte den Eindruck, als käme seine Stimme aus weiter Ferne.

»Und?« hörte Farad'n seine eigene Stimme krächzen. Er fühlte deutlich den Druck, der plötzlich auf ihm lastete.

Aber noch immer zog der Alte das Schweigen vor.

»Deuten Sie ihn!« sagte Farad'n. Der Ärger in seiner Stimme war kaum noch zu überhören.

»Ich sagte Ihnen, daß ich Ihren Traum deuten werde«, erwiderte der Maskierte. »Das bedeutet nicht, daß ich Ihnen meine Interpretation auch mitteilen werde.«

Diese Antwort schien sogar Tyekanik zu verblüffen. Er legte die Hände an die Seiten und ballte sie zu Fäusten. »Wie bitte?« stieß er hervor.

»Ich habe Ihnen nie zugesichert, daß ich bereit sei, Ihnen meine Interpretation mitzuteilen«, wiederholte der alte Mann.

»Ist es eine Frage der Bezahlung?« fragte Farad'n.

»Ich habe um keinerlei Bezahlung gebeten, als man mich hierherbrachte«, erwiderte der Maskierte. Der Stolz und die Selbstsicherheit, die in seiner Stimme lagen, kühlten Farad'ns Ärger merklich ab. Gleichgültig, von welchem Gesichtspunkt aus man es betrachtete: Dieser alte Mann hatte Mut. Er widersprach ihm, obwohl er wissen mußte, daß er damit möglicherweise sein eigenes Todesurteil unterschrieb.

»Gestatten Sie, mein Prinz?« fragte Tyekanik und drängte sich, als Farad'n zu einer Entgegnung ansetzen wollte, vor. Zu dem Maskierten gewandt, sagte er: »Wirst du uns erzählen, warum du dich weigerst, uns an deinen Erkenntnissen teilhaben zu lassen?«

»Ja, meine Herren. Alles, was ich aus diesem Traum herauslese, sagt mir, daß es keinen Sinn haben würde, ihn Ihnen darzulegen.«

Jetzt konnte Farad'n sich wirklich nicht mehr zurückhalten. »Bedeutet das, daß ich in meinem Innersten selbst schon weiß, was er zu bedeuten hat?«

»Vielleicht ist das so, Mylord. Aber das ist nicht das, worauf ich hinaus will.«

Tyekanik machte einen Schritt nach vorn und stellte sich neben Farad'n auf. Beide starrten sie nun den alten Mann an. »Erkläre uns das näher«, verlangte der Sardaukar.

»Das würde ich auch vorschlagen«, meinte Farad'n.

»Wenn ich über diesen Traum sprechen würde und das Wasser, den Sand, die Schlange und den Wurm deuten; wenn ich die in Mylords Kopf tanzenden Atome analysieren würde – ah, meine Worte würden Sie lediglich in Verwirrung stürzen und auf falsche Spuren locken.«

»Fürchtest du, deine Erklärung könnte meinen Zorn hervorrufen?« fragte Farad'n ungehalten.

»Mylord«, sagte der Maskierte, »Sie sind bereits zornig.«

»Bedeutet das, daß du uns nicht traust?« fragte Tyekanik.

»Das kommt der Wahrheit schon näher, Mylord. Ich traue keinem von Ihnen beiden, und das liegt daran, daß Sie sich offenbar selbst nicht trauen.«

»Du begibst dich auf einen gefährlichen Pfad«, warf Tyekanik ein. »Es sind bereits Männer gestorben, die sich weniger herausnahmen als du.«

Farad'n nickte und sagte: »Du solltest es vermeiden, uns noch mehr zu reizen.«

»Die fatalen Konsequenzen des Zorns der Corrinos sind allgemein bekannt, Herr von Salusa Secundus«, sagte der alte Mann.

Tyekanik legte seine Hand auf Farad'ns Arm und fragte: »Legst du es darauf an, daß wir dich umbringen lassen?«

Farad'n, der an diese Möglichkeit noch keinen Gedanken verschwendet hatte, sah den Mann plötzlich in einem ganz anderen Licht. War dieser alte Mann, der sich selbst den Prediger nannte... mehr, als er auf den ersten Blick erschien? Welcher Art würden die Konsequenzen seines Todes sein? Märtyrer hatten zu allen Zeiten gefährliche Schöpfungen dargestellt.

»Ich glaube nicht, daß Sie mich umbringen lassen werden, gleichgültig was ich auch sage, Bashar«, erwiderte der Prediger. »Denn ich weiß, daß Sie wissen, welchen großen Wert ich darstelle. Auch Ihr Prinz beginnt das langsam zu vermuten.«

»Du weigerst dich also, seinen Traum zu deuten?« fragte Tyekanik erneut.

»Ich *habe* ihn gedeutet.«

»Aber du bist nicht bereit, deine Deutung zu berichten?«

»Tadeln Sie mich dafür, Mylord?«

»Wieso solltest du für mich wertvoll sein?« fragte Farad'n.

Der Prediger zeigte seine rechte Hand. »Weil ich nur damit zu winken brauche, um Duncan Idaho herbeizurufen und ihn dazu zu bringen, mir zu gehorchen.«

»Und was soll diese sinnlose Prahlerei?« fragte Farad'n.

Tyekanik, der sich an den letzten Streit mit Wensicia erinnerte, schüttelte plötzlich den Kopf und meinte: »Mein Prinz, das wäre nicht unmöglich. Dieser Prediger besitzt auf dem Wüstenplaneten eine ziemlich große Anhängerschaft.«

»Wieso erfahre ich erst jetzt, daß er von Arrakis stammt?« fragte Farad'n.

Bevor Tyekanik antworten konnte, sagte der Prediger, Farad'n zugewandt: »Mylord, Sie sollten wegen Arrakis keine Schuldgefühle entwickeln. Sie sind nichts weiter als ein Produkt Ihrer Umwelt. Dies ist eine Feststellung, die jeder treffen könnte, den plötzliche Gefühle dieser Art überfallen.«

»Schuldgefühle?« schrie Farad'n aufgebracht.

Der Prediger zuckte lediglich die Achseln.

Seltsamerweise verwandelte diese Bewegung Farad'ns plötzliche Wut in Amüsiertheit. Er warf den Kopf zurück und brach in lautes Gelächter aus. Tyekanik warf ihm einen befremdeten Blick zu. Dann sagte Farad'n: »Du gefällst mir, Prediger.«

»Das ehrt mich, Prinz«, erwiderte der alte Mann.

Ein Kichern unterdrückend, sagte Farad'n: »Wir werden dafür sorgen, daß du im Palast untergebracht wirst. Du wirst mein offizieller Traumdeuter sein - auch wenn du dich weigerst, meine Träume zu interpretie-

ren. Außerdem kannst du mir von Arrakis berichten. Ich bin ziemlich gespannt auf Informationen über diesen Planeten.«

»Das wird unmöglich sein, Prinz.«

Farad'n fühlte, wie der Ärger zurückkehrte und starrte die schwarze Maske an. »Wie bitte«, fragte er, »darf ich denn das verstehen?«

»Mein Prinz«, warf Tyekanik ein und tastete nach Farad'ns Arm.

»Was hat das zu bedeuten, Tyekanik?«

»Dieser Mann ist Gegenstand eines Vertrages, den wir mit der Gilde abschlossen. Wir müssen ihn auf jeden Fall auf den Wüstenplaneten zurückbringen lassen.«

»Meine Anwesenheit auf Arrakis ist erforderlich«, sagte der Prediger.

»Und was erfordert sie?« verlangte Farad'n zu wissen.

»Eine Macht, die größer ist als die Ihre, Prinz.«

Farad'n warf Tyekanik einen fragenden Blick zu. »Ist er ein Spion der Atreides?«

»Ganz bestimmt nicht, mein Prinz. Alia hat sogar einen Preis auf seinen Kopf ausgesetzt.«

»Wenn es nicht die Atreides sind – wer verlangt dann nach deiner Rückkehr?« fragte Farad'n, der den Prediger nicht mehr aus den Augen ließ.

»Eine Macht, die selbst größer ist als die der Atreides.«

Ein Kichern entfuhr Farad'n. Er zweifelte nicht daran, daß das Gerede nur mystischer Unfug war. Wie konnte Tyekanik nur auf einen solch närrischen Zauber hereingefallen sein? Daß die Anwesenheit dieses Predigers irgendwo erforderlich war, beruhte möglicherweise auch nur auf einem Traum. Aber wie wichtig waren schon Träume?

»Ich glaube«, sagte Farad'n, »daß ich hier sinnlos meine Zeit vergeude, Tyekanik. Hatten Sie einen besonderen Grund, mich an dieser – Farce teilnehmen zu lassen?«

»Es waren hauptsächlich zwei Dinge, die mich dazu

veranlaßten, Ihnen den Prediger vorzustellen, mein Prinz«, erklärte Tyekanik. »Der Traumdeuter versprach mir, dafür zu sorgen, daß Duncan Idaho als Agent des Hauses Corrino fungieren wird. Und alles, was er sich als Gegenleistung erbat, war ein Zusammentreffen mit Ihnen, weil er die Gelegenheit suchte, Ihre Träume zu analysieren.« Und er dachte: *Zumindest hat er Wensicia irgend etwas Ähnliches erzählt.* Erneut verdichteten sich in ihm Zweifel an ihrem Plan.

»Und weshalb haben meine Träume eine solch große Bedeutung für dich, alter Mann?« fragte Farad'n.

»Sie sagen mir, daß sich große Ereignisse auf einen logischen Schluß zubewegen«, erwiderte der Prediger. »Aber es wird jetzt Zeit, daß ich mich auf den Rückweg mache.«

Farad'n sagte spöttisch: »Und du gehst, ohne mir für dein rätselhaftes Verhalten eine Erklärung zu geben? Ohne einen Rat?«

»Ratschläge, Prinz, sind gefährliche Unsitten. Aber ich will Ihnen gerne ein paar Worte auf den Weg mitgeben, die Sie als Ratschlag auffassen, aber auch in jeder anderen Ihnen beliebigen Weise deuten können.«

»Ich bitte darum«, sagte Farad'n.

Das maskierte Gesicht des Predigers befand sich ganz plötzlich in Farad'ns unmittelbarer Nähe. »Die Stärke einer Herrschaft, Prinz, muß nicht unbedingt von der Stärke der Herrschenden abhängig sein. Meist wird sie von Dingen beeinflußt, die so klein und unwichtig scheinen, daß man sie ignoriert... Der Streit zweier Frauen zum Beispiel. Oder der Wind, der an bestimmten Tagen aus bestimmten Richtungen weht. Ob die Herrschenden ihre Herrschaft aufrechterhalten können, kann davon abhängig sein, ob sich Husten und Schnupfen ausbreiten oder zufällig vorbeitreibende Sandkörner die Sicht behindern. Es ist in Wirklichkeit selten der Fall, daß die Herrschenden den Verlauf der Geschichte diktieren. In Wahrheit hängt sie mehr vom Schnitt eines Gewandes ab

als von den Predigern, die vorgeben, der verlängerte Arm Gottes zu sein.«

Farad'n stellte fest, daß ihn diese Worte beeindruckten, auch wenn er in diesem Moment nicht fähig war, sich über seine Gefühle klar zu werden.

Ein Vergleich hatte allerdings Tyekaniks Mißtrauen hervorgerufen. Aus welchem Grund hatte dieser Prediger vom Zuschnitt eines Gewandes gesprochen? Er dachte an die Gewänder, die man den Atreides-Zwillingen unterzuschieben gedachte; an jene, die anzugreifen man die Tiger gelehrt hatte. Warnte der alte Mann sie auf unterschwellige Weise vor ihrem Vorhaben? Wieviel wußte er?

»Was bedeutet dieser Rat?« fragte Farad'n.

»Wenn Ihre Pläne erfolgreich sein sollen«, erklärte der Prediger »sollten Sie Ihre Strategie auf sie selbst reduzieren. Wie jedoch geht man strategisch vor? Indem man von einem bestimmten Punkt aus gegen bestimmte Leute operiert. Aber selbst wenn man mit dem perfektesten taktischen Plan arbeitet, werden einem kleine, unwichtig erscheinende Details entgehen. Können Ihre Pläne, Prinz, auf die Ambitionen der Frau eines regionalen Herrschers Rücksicht nehmen?«

Mit kalter Stimme warf Tyekanik ein: »Was redest du hier über strategisches Vorgehen, Prediger? Auf was, glaubst du, zielen die Pläne meines Prinzen ab?«

»Man versucht ihm einzureden, daß er einen Thron benötigt« erwiderte der Prediger. »Ich wünsche ihm Glück, wenn er dies erreichen will. Aber um dies zu erreichen, wird er mehr benötigen als nur das.«

»Du redest gefährliche Worte«, gab Farad'n dem Prediger zu bedenken. »Woher nimmst du diesen Mut?«

»Ambitionen tendieren dahin, sich nicht an der Realität zu orientieren«, sagte der Prediger. »Ich wage es, diese Worte auszusprechen, weil ich sehe, daß Sie sich an einem Kreuzweg befinden. Aus Ihnen könnte ein verehrungswürdiger Mann werden, aber im Moment sind Sie umgeben von Kräften, die keine moralischen Grundsätze

kennen, sondern lediglich strategisch denken. Sie sind jung, stark und zäh, aber Ihnen fehlt eine bestimmte Ausbildung, die Ihren Charakter festigt. Und das ist schade, weil Sie über Schwächen verfügen, deren Dimensionen ich Ihnen beschrieben habe.«

»Was soll das bedeuten?« fragte Tyekanik.

»Achte auf deine Worte«, sagte Farad'n und fragte: »Welche Schwächen meinst du?«

»Sie haben noch keinen Gedanken daran verschwendet, welcher Art von Gesellschaft Sie den Vorzug geben«, führte der Prediger aus. »Sie haben das Ziel Ihrer Wünsche noch nicht erkannt. Selbst das Aussehen des Imperiums, das Sie sich vorstellen, hat in Ihnen noch keine reale Gestalt angenommen.« Der Maskierte wandte sich zu Tyekanik um. »Sie sehen nur die Macht, nicht jedoch das, was aus ihr erwachsen kann oder ihre Gefahren. Ihre Zukunft ist angefüllt mit offensichtlichen Unbekannten: Mit sich zankenden Frauen, Husten und windigen Tagen. Wie wollen Sie eine neue Ära einleiten, wenn Sie nicht in der Lage sind, Details zu erkennen? Ihr momentanes Selbstbewußtsein wird Ihnen nicht dienlich dabei sein. Und darin liegt Ihre Schwäche.«

Farad'n sah den alten Mann lange Zeit an und fragte sich, welche geistige Tiefe solchen Gedanken zugrunde liegen mochte. Moral! Gesellschaftliches Bewußtsein! Für ihn stellten das Mythen dar, die man auf dem langen Weg einer sich weiterentwickelnden Evolution getrost beiseite schieben konnte.

Tyekanik sagte: »Wir haben jetzt genug gehört. Was ist mit deiner Zusage, Prediger?«

»Duncan Idaho gehört euch«, erwiderte der Prediger. »Aber behandeln Sie ihn mit Sorgfalt. Er ist unersetzlich.«

»Oh, wir werden schon auf ihn achtgeben«, sagte Tyekanik und warf Farad'n einen kurzen Blick zu. »Ihre Anweisungen, mein Prinz?«

»Er soll gehen, bevor ich meine Meinung ändere«, er-

widerte Farad'n. Und zu Tyekanik gewandt: »Ich mag die Art nicht, in der Sie mich überrumpelten, Tyek.«

»Verzeihen Sie ihm, Prinz«, sagte der Prediger. »Ihr gläubiger Bashar erfüllt Gottes Willen, ohne daß er es auch nur ahnt.« Er verbeugte sich und Tyekanik beeilte sich, ihn fortzubringen.

Farad'n schaute den beiden Männern nach und dachte: *Ich muß über diese Religion, der Tyekanik sich angeschlossen hat, mehr in Erfahrung bringen.* Er lächelte nachdenklich. *Welch ein Traumdeuter! Aber was soll's? Mein Traum war sowieso nicht von Wichtigkeit.*

15

Er hatte die Vision einer Rüstung, aber sie stellte nicht seine Haut dar, sondern war härter als Plastahl. Nichts durchdrang diese Rüstung, weder ein Messer, noch Gift oder Sand, und auch nicht die Hitze oder der Wüstenstaub. In der rechten Hand trug er die Kraft, um den Coriolissturm zu erzeugen, die Erde zum Beben zu bringen und zu Staub zu zermahlen. Seine Augen schauten den Goldenen Pfad, während er in der Linken das Zepter der absoluten Herrschaft trug. Und hinter dem Goldenen Pfad sah er die Ewigkeit, die, wie er wußte, seiner Seele Nahrung bringen würde.

›Heighia, meines Bruders Traum‹,
aus dem Buch Ghanimas.

»Es würde besser für mich sein, wenn ich niemals Imperator werden würde«, sagte Leto. »Oh, damit meine ich nicht, daß ich den Fehler meines Vaters, mit einem Glas des Gewürzes in die Zukunft zu sehen, wiederholen würde. Ich meine das rein egoistisch. Meine Schwester und ich benötigen einfach eine gewisse Zeit der Freiheit, um mehr über uns selbst herauszufinden.«

Er schwieg und starrte Jessica fragend an. Sie hatten sich abgesprochen, was er sagen würde, und die Frage war jetzt, wie würde Jessica darauf reagieren?

Im matten Licht der Leuchtgloben, die ihr Quartier im Sietch Tabr beschienen, musterte Jessica aufmerksam ihren Enkel. Es war früh am Morgen ihres zweiten Tages und man hatte sie bereits darüber unterrichtet, daß die Zwillinge eine bedeutungsschwere Nacht außerhalb

ihrer Privaträume verbracht hatten. Was hatten sie getan? Sie hatte die Nacht über kaum ein Auge zugemacht und sich mit selbstquälerischen Gedanken zermürbt. Die Hochstimmung, in der sie sich seit ihrer Ankunft auf dem Raumhafen befunden hatte, war schnell abgeflaut. Dies hier war für sie der Sietch der Alpträume gewesen und geblieben – aber was sie draußen gesehen hatte, war nicht mehr die Wüste, an die sie sich erinnerte. *Woher haben sie nur all diese Blumen?* Sogar die Luft, in der sie sich bewegte, war feuchter als sonst. Offenbar nahmen die jungen Fremen die Feuchtigkeitsdisziplin der Vergangenheit heutzutage nicht mehr sonderlich ernst.

»Wer bist du, Kind, daß du Zeit benötigst, um dich selbst zu erkennen?« fragte Jessica.

Leto schüttelte bedächtig den Kopf und erinnerte sich, daß diese Geste zu bizarr war, um zu seinem kindhaften Körper zu passen. Er mußte diese Frau aus dem Gleichgewicht bringen. »Erstens«, entgegnete er, »bin ich kein Kind. Oh...« Er legte eine Hand auf die Brust. »Natürlich ist dies der Körper eines Kindes; daran zweifelt niemand. Aber ich bin kein Kind.«

Jessica biß sich auf die Oberlippe und erkannte im gleichen Moment, was sie damit tat.

Ihr Herzog, der sein Leben bereits vor vielen Jahren auf diesem verfluchten Planeten verloren hatte, war stets in Gelächter ausgebrochen, wenn sie so ihre Gefühle verriet. *»Du kannst mir nicht verbergen«*, hatte er stets dann gesagt, *»daß du verwirrt bist. Und mir bleibt nichts anderes übrig, als deine Lippen mit einem Kuß am Zittern zu hindern.«*

Und jetzt schockierte sie dieser Enkel, der den Namen ihres Herzogs trug, indem er die lediglich von ihrem Herzschlag unterbrochene Stille durchbrach und sagte: »Du bist verwirrt. Ich sehe, wie deine Lippen zittern.«

Jessica wandte alle Kenntnisse ihrer Ausbildung auf, um äußerlich ruhig zu erscheinen. Schließlich brachte sie heraus: »Du willst mich verhöhnen?«

»Dich *verhöhnen?* Aber nein. Doch ich muß dir klar machen, wie sehr wir uns voneinander unterscheiden. Erlaube mir, dich an die Sietch-Orgie zu erinnern, während der die alte Ehrwürdige Mutter dir ihr Leben und ihre Erinnerungen schenkte Sie stimmte ihren Geist auf den deinen ab und stattete dich mit der... der langen Kette ihres Wissens aus. Jedes Glied dieser Kette symbolisierte eine einstmals lebende Person. Jetzt sind sie in dir. Und deshalb weißt du auch, was Ghanima und ich erfahren müssen.«

»Und Alia?« fragte Jessica, um Leto auf die Probe zu stellen.

»Hast du nicht schon mit Ghani darüber gesprochen?«

»Ich wünsche, auch mit dir darüber zu sprechen.«

»Na gut. Alia kämpfte gegen das, was auf sie zukam, an. Und das führte dazu, daß sie zu dem wurde, was sie am meisten fürchtete. Man kann die Vergangenheit nicht auf einen Unvorbereiteten loslassen. Wenn dies schon eine große Gefahr für jeden gewöhnlichen Menschen bedeutet, so ist es für uns Vorgeborene schlimmer als der Tod. Und das ist alles, was ich über Alia sagen will.«

»Du bist also wirklich kein Kind mehr«, stellte Jessica fest.

»Ich bin eine Million Jahre alt, und das erfordert eine Anpassung, zu der kein Mensch zu keiner Zeit je gezwungen war.«

Jessica nickte. Sie fühlte sich jetzt etwas abgeklärter, aber immer noch ging sie vorsichtiger zu Werke als bei ihrem Gespräch mit Ghanima. Wo steckte sie überhaupt? Warum war Leto allein zu ihr gekommen?

»Nun, Großmutter«, sagte Leto, »sind wir die Verfluchten oder stellen wir die Hoffnung der Atreides dar?«

Jessica ignorierte die Frage. »Wo ist deine Schwester?«

»Sie lenkt Alia ab, damit wir hier ungestört reden können. Und das ist absolut notwendig. Aber auch sie könnte dir nicht mehr erzählen als ich. Hast du das nicht gestern schon gemerkt?«

»Was ich gestern gemerkt habe, ist meine Sache. Aber was soll das Geschwätz über die Verfluchten?«

»Geschwätz?« fragte Leto. »Verschone mich mit dieser Bene-Gesserit-Heuchelei, Großmutter. Wenn du es darauf anlegst, kann ich in der gleichen Art kontern, ohne daß es mir die geringsten Schwierigkeiten macht. Und das ist kein Problem, weil deine Erinnerungen auch die meinen sind. Ich möchte schon mehr von dir sehen, als lediglich das verunsicherte Zittern deiner Lippen.«

Jessica schüttelte den Kopf, als sie der Gefühlskälte dieser... *Person* teilhaftig wurde, die ihr eigenes Fleisch und Blut war. Die Findigkeit, mit der er gegen sie vorging, war entmutigend. Um sich nichts anmerken zu lassen, sagte sie scharf: »Welche Ziele, glaubst du, verfolge ich mit meinen Fragen?«

Leto zog die Nase hoch. »Du brauchst dich nicht mehr zu fragen, ob ich bereits den Fehler meines Vaters wiederholt habe. Ich habe bisher keinen Blick in die Zeit geworfen - zumindest habe ich nicht danach gestrebt, es zu tun. Was ich über die Zukunft erfahren will, überlasse ich den Momenten des *déjà vu*, die jeder Mensch irgendwann erlebt. Ich *weiß*, welche Gefahr die Vorhersehung in sich trägt, das hat das Leben meines Vaters mir klargemacht. Nein, Großmutter - die Zukunft in ihrer Gänze kennenlernen zu wollen, heißt, von ihr eingefangen zu werden. Die Zeit würde aus den Fugen geraten, die Gegenwart würde zur Zukunft. Und das ist nicht die Freiheit, die ich für mich beanspruche.«

Jessica spürte plötzlich, daß sie die Lippen bewegte, ohne einen Ton zu sagen. Wie sollte sie in der Lage sein, ihm zu antworten, wenn er die Antwort bereits kannte? Es war unglaublich! *Er ist es! Er ist mein geliebter Leto!* Der Gedanke schockierte sie und führte gleichzeitig zu der Vorstellung, daß sich die Gesichtszüge des Jungen veränderten und jene annahmen, die... *Nein!*

Leto senkte den Kopf und hob den Blick, um sie anzusehen. *Ja, es würde kein Problem sein, sie zu steuern.*

Er sagte: »Wenn du so über das zweite Gesicht denkst, wie die meisten Menschen, unterscheidest du dich möglicherweise nicht von ihnen. Die meisten Leute stellen es sich schön vor, zu wissen, wie die Zukunft aussieht, zumindest was die Preise von Walpelzen angeht oder ob ein Harkonnen jemals wieder Giedi Primus beherrschen wird. Aber *wir* kennen die Harkonnens, auch ohne einen Blick in die Zukunft zu tun, nicht wahr, Großmutter?«

Jessica weigerte sich, auf diesen Einwurf einzugehen. Ohne Frage war Leto über das verfluchte Harkonnenblut seiner Vorfahren informiert.

»Wer ist ein Harkonnen?« fragte er herausfordernd. »Wer ist das Ungeheuer Rabban? Einer von uns, nicht wahr? Aber ich schweife ab. Reden wir vom populären Mythos des Hellsehens: es bedeutet, die Zukunft absolut zu *erfahren!* Alles, was in ihr auf uns zukommt. Was könnte man nicht alles aus einem solchen Wissen machen, wie? Der Pöbel glaubt das jedenfalls. Er glaubt, wenn ein wenig von Etwas gut ist, müßte eine große Menge davon noch besser sein. Wie genial! Und wenn man einem von ihnen das komplette Szenario seines Lebens liefern würde, angefangen bei irgendeinem platten Gespräch bis zur Minute seines unausweichlichen Todes – was würde das für ein herrliches Geschenk für ihn sein! Welch unglaubliche Befriedigung! Er könnte sich in jedem Moment, den er erlebt, in Erinnerung rufen, was auf ihn zukäme. Er wüßte es, absolut und fest. Er wüßte die Antwort auf jede Frage, die man ihm stellt. Und er könnte jede Antwort, jede Äußerung, die man ihm gegenüber macht, bereits im voraus wissen. Und er könnte sie sich im voraus selbst geben – wieder und wieder und wieder und wieder und wieder...«

Leto schüttelte den Kopf. »Die Ignoranz hat ihre Vorteile. Ich jedenfalls bete für ein Universum, das mir noch Überraschungen bereiten kann.«

Er hatte lange gesprochen, und während sie zugehört

hatte, war Jessica bewußt geworden, wie stark er doch in allem – seinen Bewegungen, Intonationen und Gebärden – seinem Vater ähnelte. Ihrem verlorenen Sohn. Selbst seine Ideen: Sie zweifelte nicht daran, daß Paul auch diese gehabt haben könnte.

»Du erinnerst mich an deinen Vater«, sagte sie.

»Erweckt das schmerzliche Gefühle in dir?«

»In gewisser Beziehung ja. Aber es ist tröstlich zu wissen, daß er in dir weiterlebt.«

»Wie wenig du doch verstehst, welcher Art sein Fortleben in mir ist.«

Sein Tonfall war flach und bitter. Jessica hob den Kopf und sah Leto direkt an.

»Auch dein Herzog lebt in mir«, sagte Leto. »Großmutter, Ghanima ist *du!* Sie ist soviel von dir, daß dein Leben nicht mehr das geringste Geheimnis für sie ist, angefangen von dem Moment, wo du unserem Vater das Leben schenktest. Und mir! Welche Ansammlung fleischlicher Aufzeichnungen bin ich doch. Manchmal kann ich es kaum noch ertragen. Du bist gekommen, um über uns ein Urteil abzugeben? Und über Alia? Es ist vielleicht besser, als wenn wir dich beurteilen müßten!«

Obwohl Jessica spürte, daß sie ihm eine Antwort geben mußte, fiel ihr keine ein. Was hatte er vor? Warum legte er so großen Wert auf diesen Unterschied? Lehnte er sie ab? Hatte er bereits die Phase Alias erreicht? War auch er verflucht?

»Es verwirrt dich«, sagte Leto.

»Es verwirrt mich.« Jessica erlaubte sich ein schüchternes Achselzucken. »Ja, es verwirrt mich wirklich – und die Gründe dafür dürftest du gut genug kennen. Ich bin sicher, daß du alles über meine Bene-Gesserit-Ausbildung weißt. Ghanima jedenfalls hat es zugegeben. Und ich weiß auch, daß Alia es weiß. Du kennst die Konsequenzen deiner *Andersartigkeit.*«

Er sah sie mit einer beunruhigenden Intensität an. »Beinahe wäre es nicht soweit gekommen, daß wir un-

sere Politik dir gegenüber änderten«, sagte er in einem Tonfall, der Jessica an sich selbst erinnerte. »Wir wissen, was es bedeutet, wenn deine Lippen zittern, ebenso wie um die Gefühle, die dich beschlichen, wenn dein Geliebter dir des Nachts Worte ins Ohr flüsterte. Es ist abrufbereit für uns. Zweifellos hast du das intellektuell akzeptiert, aber ich möchte dir sagen, daß das allein nicht genügt. Wenn einer von uns beiden dem Fluch anheimfallen sollte - dann ist es nicht unmöglich, daß du diejenige warst, die ihn in uns hervorrief! Oder mein Vater... meine Mutter. Sogar dein Herzog! Jeder von euch wäre in der Lage, uns zu beherrschen - das Resultat wäre in jedem Fall das gleiche.«

Jessica fühlte, wie ein heftiger Schmerz ihre Brust zusammenpreßte. Ihre Augen brannten. »Leto...« stammelte sie und sprach damit den Jungen zum erstenmal beim Vornamen an. Der Schmerz, der sie überwältigte, war größer als sie angenommen hatte. Trotzdem kämpfte sie ihn nieder und fragte: »Was willst du von mir?«

»Ich möchte dich etwas lehren.«

»Etwas *lehren?*«

»In der vergangenen Nacht spielten Ghanima und ich die Rollen unserer Eltern. Das Experiment hätte beinahe mit unserer beider Selbstzerstörung geendet, aber wir haben dennoch etwas aus ihm gelernt. Es gibt Dinge, die man erfahren kann, wenn man sich einfach die vorherrschende Lage vergegenwärtigt. Dann kann man auch Aktionen vorhersagen. Was Alia betrifft - nun, es ist offensichtlich, daß sie sich bemüht, eine Verschwörung gegen dich anzuzetteln.«

Jessica klapperte überrascht mit den Lidern. Die Eröffnung hatte ihr einen sanften Schock versetzt. Daß er darauf hinauswollte, hatte sie nicht vermutet. Sie zog scharf die Luft ein. »Ich weiß, was Alia getan hat... und was sie *ist*, aber...«

»Großmutter, du solltest sie bedauern. Du solltest dein Herz ebenso benutzen wie deine Intelligenz, so, wie du

es vorher schon getan hast. Vor dir breitet sich Verrat aus, und Alia möchte das Imperium für sich selbst – das heißt, dies ist zumindest das Ziel jener Kreatur, die sie mittlerweile geworden ist.«

»Woher soll ich wissen, daß aus dir mittlerweile nicht auch ein Verfluchter spricht?«

Leto zuckte die Achseln. »Das ist die Frage, an der du dein Herz einsetzen solltest. Ghanima und ich wissen, was zu Alias Fall geführt hat. Es ist nicht einfach, der Umklammerung derjenigen, die einen von innen heraus angreifen, zu entgehen. Wenn man ihre Egos unterdrückt, werden sie, sobald man ihre Erinnerungen in Anspruch nimmt, jede Gelegenheit wahrnehmen, aus einem hervorzubrechen. Und eines Tages...« – er räusperte sich – »wird vielleicht einem von ihnen die Möglichkeit, einen neuen Körper zu übernehmen, günstig erscheinen.«

»Und es gibt nichts, was man dagegen tun kann?« Obwohl sie die Antwort fürchtete, kam Jessica nicht umhin, diese Frage zu stellen.

»Wir glauben, daß es eine Möglichkeit gibt. Deswegen dürfen wir uns nicht dem Gewürz unterwerfen. Andererseits dürfen wir aber auch nicht die Vergangenheit in uns völlig unterdrücken. Wir müssen sie benutzen, ihr das Wichtigste entnehmen und mit unseren Persönlichkeiten verschmelzen. Natürlich werden wir im Endeffekt nicht mehr völlig mit uns identisch sein – *aber niemand wird uns steuern können.*«

»Du sprachst von einer Verschwörung gegen mich.«

»Sie ist offensichtlich. Wensicia schmiedet Pläne für ihren Sohn. Alia für sich selbst, und...«

»Alia und Farad'n?«

»Das muß nicht bedeuten, daß sie zusammenarbeiten«, erklärte Leto. »Aber Alia und Wensicia verfolgen zum gleichen Zeitpunkt die gleichen Ziele. Eine von Wensicias Schwestern befindet sich in Alias Haus. Was wäre einfacher, als eine Botschaft zu...«

»Du weißt von solch einer Botschaft?«

»Als hätte ich sie gesehen und jedes Wort, das sie enthält, gelesen.«

»Aber du hast eine solche Botschaft nicht persönlich zu Gesicht bekommen?«

»Das brauche ich auch nicht. Alles, was ich wissen muß, ist die Tatsache, daß sich alle Atreides momentan auf Arrakis aufhalten. Sie bilden das gesamte Wasser einer Zisterne.« Er breitete die Arme aus, als wolle er den ganzen Planeten umfassen.

»Das Haus Corrino würde es nicht wagen, uns hier anzugreifen!«

»Alia würde, wenn sie es täten, auf jeden Fall davon profitieren.« Der schnarrende Tonfall seiner Stimme forderte Jessica geradezu heraus.

»Ich liebe es nicht, von meinem eigenen Enkel geschulmeistert zu werden«, entfuhr es ihr.

»Dann, Weib, höre, verdammt noch mal, auf, mich ständig als deinen Enkel anzusehen! Sieh in mir deinen *Herzog* Leto!« Diesmal war es nicht nur sein Tonfall, sondern auch die Gestik, die Jessica beinahe zur Verzweiflung trieb.

Mit trockener, beinahe gelassener Stimme fuhr Leto fort: »Ich habe versucht, dich auf alles vorzubereiten. Zumindest das solltest du mir zugestehen.«

»Warum sollte Alia mich entführen lassen?«

»Natürlich um es dem Haus Corrino in die Schuhe zu schieben.«

»Ich kann das nicht glauben. Selbst für einen Charakter wie den ihren würde eine solche Tat... unvorstellbar sein. Und viel zu gefährlich! Wie kann sie zu einem solchen Schritt fähig sein, ohne zu wissen... Ich kann es mir einfach nicht vorstellen!«

»Du wirst es spätestens dann können, wenn du es erlebst. Oh, Großmutter, Ghani und ich brauchen lediglich für eine kleine Sekunde in uns zu gehen, und wir *wissen* es. Diese Erkenntnis basiert auf ganz simpler Selbstvor-

bereitung. Wenn wir dazu nicht in der Lage wären – wie sollten wir dann fähig sein, all die großen Fehler zu erkennen, die in unserer Umgebung gemacht werden?«

»Ich kann mir nicht eine Minute lang vorstellen, daß eine Entführung der Teil eines Planes ist, den Alia...«

»Oh, Götter der Finsternis! Wie kannst du, eine Bene Gesserit, nur so borniert sein? Das ganze Imperium fragt sich danach, aus welchem Grund du nach Arrakis gekommen bist. Und überall befinden sich Wensicias Propagandatruppen, um Gerüchte über dich auszusäen. Alia kann nicht solange warten, bis man dich völlig diskreditiert hat. Wenn man an dem Denkmal rüttelt, auf dem du stehst, könnte auch das Haus Atreides in seinen Grundfesten erschüttert werden.«

»Und was vermutet das Imperium, weshalb ich hier bin?«

Sie sagte diesen Satz so sanft wie möglich, weil ihr längst klargeworden war, daß die Kraft ihrer Stimme nicht ausreichte, um sich dieses *Unkind* gefügig zu machen.

»Es vermutet, daß Lady Jessica nach Arrakis zurückgekehrt ist, um die Zwillinge miteinander zu paaren«, keuchte Leto. »Weil damit genau das erfüllt würde, was die Schwesternschaft will: Inzest!«

Jessica starrte ihn an. »Das sind nichts als Gerüchte«, gab sie gelassen zurück. Sie schluckte. »Die Bene Gesserit werden nicht zulassen, daß solche Gerüchte sich im Imperium ausbreiten. Wir besitzen immer noch einigen Einfluß, das solltest du nicht vergessen.«

»Gerüchte? Welche Gerüchte denn? Natürlich habt ihr genau diesen Plan in Erwägung gezogen.« Leto schüttelte heftig den Kopf, als er sah, daß sie zu einer Entgegnung ansetzte. »Streite es nicht ab. Laßt uns die Pubertät durchlaufen und unter einem gemeinsamen Dach leben, das auch *du* teilst, dann wirst du bald sehen, daß der *Einfluß*, den ihr zu besitzen glaubt, nicht mehr ist als eine kleine Staubfontäne, die das Gesicht eines Sandwurms kitzelt.«

»Hältst du uns für solche Narren?« fragte Jessica.

»Ja, das tue ich. Deine Schwesternschaft ist in meinen Augen nichts anderes als eine Meute alter, vertrockneter Vetteln, die nicht in der Lage sind, auch nur den kleinsten Blick über ihr Zuchtprogramm hinaus zu werfen! Ghani und ich sind über den Einfluß, den sie ausüben, bestens unterrichtet. Haltet *ihr* etwa *uns* für Narren?«

»Welchen Einfluß meinst du?«

»Sie sind darüber im Bilde, daß du eine Harkonnen bist, weil sich die Angaben in den Unterlagen ihres Zuchtprogramms befinden. Jessica, geboren von Tanidia Nerus und gezeugt von Baron Wladimir Harkonnen. Wenn man diese Unterlagen *rein zufällig* der Öffentlichkeit zugänglich machte, würde das dafür sorgen, daß man dir die Zähne ein...«

»Und du glaubst, die Schwesternschaft würde einer Erpressung zustimmen?«

»Ich *weiß* es! Oh, sie würden das alles natürlich in süße Worte verpacken. Sie haben dich dazu animiert, den Gerüchten, die man sich über deine Tochter erzählt, auf den Grund zu gehen. Gleichzeitig jedoch schürten sie deine Ängste und redeten dir geschickt Schuldgefühle ein, die darauf basierten, daß du dir vorwarfst, sie im Stich gelassen zu haben, indem du nach Caladan zurückkehrtest. Und um diesen Fehler wieder gutzumachen, gab es für dich nur einen Ausweg: Du mußtest nach Arrakis gehen und versuchen, wenigstens deine Enkel vor einem schrecklichen Schicksal zu bewahren. Aber auch das gehörte zum Plan der Bene Gesserit.«

Jessica starrte Leto schweigend an. Er redete, als sei er bei jenen emotional aufgeladenen Zusammentreffen mit der Schwesternschaft persönlich zugegen gewesen. Seine Worte waren von einer solch bezwingenden Logik, daß Jessica keine andere Möglichkeit sah, als auch die angeblich geplante Entführung durch Alia als gegeben hinzunehmen.

»Du siehst also, Großmutter«, fuhr Leto fort, »daß ich

eine schwierige Entscheidung zu treffen habe. Soll ich dem Mysterium der Atreides folgen? Soll ich für meine Untertanen leben... und für sie sterben? Oder soll ich einen ganz anderen Kurs einschlagen – einen, der mich Tausende von Jahren wird leben lassen?«

Jessica zuckte zurück. Diese Worte, die er so leicht vor sich hinsprach, brachten in ihr eine Saite zum Klingen, die die meisten Bene Gesserit am liebsten überhörten. Viele Ehrwürdige Mütter waren in der Lage, jenem Kurs zu folgen, von dem Leto sprach. Die Manipulation des eigenen Körpers, ihn am Altern zu hindern, war bereits den Gründerinnen der Schwesternschaft kein Geheimnis mehr gewesen. Dennoch hatten sie darauf verzichtet, das Attribut der ewigen Jugend für sich auszunutzen, weil sie sich bewußt waren, daß ihnen früher oder später auch die restlichen Schwestern folgen würden. Und da eine solch massive Ansammlung von nicht alternden Frauen nicht nur zu öffentlichem Aufsehen, sondern auch mit Sicherheit zur Selbstzerstörung führen würde, hatte man darauf wohlweislich verzichtet. Es war abzusehen, daß der kurzlebige Rest der Menschheit sich gegen die Bene Gesserit wenden würde. Nein, ein solches Experiment mußte reine Spekulation bleiben.

»Ich kann mich mit dem Weg, den deine Gedanken nehmen, nicht anfreunden«, sagte sie.

»Weil du ihn nicht verstehst«, erwiderte Leto. »Ghani und ich...« Er schüttelte den Kopf. »Alia war auf dem besten Wege – aber im Endeffekt hat sie doch den Rückzug angetreten.«

»Bist du sicher? Ich habe der Schwesternschaft bereits mitgeteilt, daß sie das Undenkbare praktizierte. Schau sie dir doch nur an! Seit dem Tag, an dem ich Arrakis verließ, ist sie nicht um einen Tag gealtert.«

»Oh, das meinst du!« Die Art, wie er sich mit einer einfachen Handbewegung körperliches Gleichgewicht verschaffte, ließ die Ausbildung der Bene Gesserit vermissen. »Ich sprach von etwas anderem – von einer per-

sönlichen Perfektion, die weitaus fortgeschrittener ist als jede, die die Menschheit bisher erreichte.«

Jessica blieb ruhig. Sie war bestürzt darüber, mit welcher Leichtigkeit es ihm gelungen war, ihr ein Geheimnis zu entlocken. Er war jetzt natürlich auch darüber informiert, daß das, was sie gesagt hatte, Alias Todesurteil bedeuten konnte. Und – gleichgültig, welche Worte er wählte – sie konnten nur den gleichen Gegenstand betreffen. War er sich über die Verantwortung seiner Worte überhaupt im klaren?

»Das solltest du mir erklären«, sagte sie schließlich.

»Wie denn?« fragte Leto. »Bevor du nicht verstehst, daß die Zeit nicht das ist, was sie zu sein scheint, kann ich nicht einmal den Versuch unternehmen, dir etwas zu erklären. Mein Vater war auf dem richtigen Weg. Er stand am Rande der Erkenntnis, aber dann zog er sich zurück. Jetzt liegt die Sache an Ghani und mir.«

»Ich bestehe darauf, daß du es mir erklärst«, sagte Jessica und tastete nach der vergifteten Nadel, die sie zwischen den Falten ihrer Robe verborgen hielt. Es war das Gom Jabbar, ein Instrument von solch tödlicher Kraft, daß es in der Lage war, mit dem kleinsten Kratzer in wenigen Sekunden zu töten. Und sie dachte: *Sie haben mich darauf hingewiesen, daß ich in Situationen kommen könnte, in denen ich es gebrauchen müßte.* Der Gedanke führte dazu, daß ihre Armmuskeln zu zittern begannen. Glücklicherweise verdeckte die weite Robe ihren Zustand.

»Nun gut«, seufzte Leto. »Wenden wir uns also zuerst der Zeit zu: Es existiert kein Unterschied zwischen einem Jahr und zehntausend Jahren und keiner zwischen hunderttausend Jahren und der Zeitspanne eines Herzschlages. Kein Unterschied. Das ist die erste Tatsache, die die Zeit betrifft. Und die zweite: Das gesamte Universum, einschließlich aller in ihm existierenden Zeit, befindet sich in mir.«

»Was soll dieser Unfug?« fragte Jessica.

»Siehst du? Du verstehst es nicht. Ich werde versuchen, es dir auf andere Weise zu erklären.« Um zu zeigen, was er meinte, hob er die rechte Hand und bewegte sie, während er sprach, nach vorn und wieder zurück. »Wir bewegen uns vorwärts und kehren zurück.«

»Das sagt mir gar nichts.«

»Stimmt«, gab Leto zu. »Es gibt Dinge, die man mit Worten nicht zu erklären vermag. Man muß sie ohne Worte erfahren. Aber du bist ebensowenig auf eine solche Spekulation vorbereitet, wie darauf, mich anzuschauen und mich dennoch nicht wahrzunehmen.«

»Aber ich sehe dich an. Und natürlich nehme ich dich auch wahr!« Jessica warf ihm einen Blick zu. Letos Worte bewiesen, daß er über den Zensunni-Codex ebenso Bescheid wußte wie sie, seit dem sie in der Bene-Gesserit-Schule darin unterrichtet hatte: Wortspielereien, die dazu dienten, das Philosophieverständnis zu verwirren.

»Manche Dinge, die geschehen, entziehen sich auch deiner Kontrolle«, sagte Leto.

»Aber wie erklärt das diese... diese *Perfektion*, die alle bisherigen menschlichen Erfahrungen überragt?«

Er nickte. »Verzögert man das Altern oder den Tod dadurch, daß man Melange zu sich nimmt oder die Macht des körperlichen Gleichgewichts einsetzt, die die Bene Gesserit so sehr fürchten, ruft diese Verzögerung lediglich eine Illusion der Kontrolle hervor. Ob jemand schnell oder langsam durch einen Sietch geht, ist unerheblich. Er durchquert ihn auf jeden Fall. Und diese Durchquerung der Zeit stellt eine innere Erfahrung dar.«

»Was soll die Art, wie du mit den Worten umgehst? Ich habe mir die Weisheitszähne an derartigem Unsinn schon ausgebrochen, als dein Vater noch gar nicht geboren war.«

»Ich hoffe, sie sind nicht nachgewachsen.«

»Worte! Worte!«

»Ah, du kommst der Sache näher!«

»Hah!«

»Großmutter?«

»Ja?«

Leto schwieg eine Weile und sagte dann: »Siehst du es jetzt ein? Du kannst lediglich auf eine Art antworten, nämlich auf deine Art.« Er lächelte ihr zu. »Und du bist nicht in der Lage, hinter die Schatten zu sehen. Ich bin hier.« Erneut lächelte er. »Die Fähigkeiten meines Vaters waren den meinen sehr nahe. Als er lebte, lebte er, aber als er den Tod suchte, versagte er.«

»Was willst du damit sagen?«

»Daß du mir seine Leiche zeigen sollst!«

»Du glaubst, daß dieser Prediger...«

»Möglicherweise. Aber selbst wenn er es wäre, das wäre nicht sein Körper.«

»Du hast überhaupt nichts erklärt«, beschwerte sie sich.

»Ich warnte dich.«

»Und warum...?«

»Weil du Fragen stelltest. Es mußte dir gezeigt werden. Aber laß uns jetzt über Alia reden und den Plan, den sie...«

»Hast du vor, das Undenkbare zu tun?« fragte Jessica und hielt das Gom Jabbar unter den Falten ihres Gewandes stoßbereit.

»Und du?« fragte Leto. »Hast du vor, dich zu ihrem Scharfrichter zu machen?« Seine Stimme war jetzt mild und sanft, und mit der ausgestreckten Hand deutete er auf ihre Robe. »Glaubst du wirklich, sie würde gestatten, daß du das da benutzt? Oder daß ich es zulassen würde?«

Jessica stellte fest, daß sie nicht einmal schlucken konnte.

»Aber um deine Frage zu beantworten«, fuhr Leto fort, »kann ich dir sagen, daß ich das Undenkbare nicht vorhabe. So naiv bin ich nicht. Ich bin allerdings bestürzt darüber, daß du es wagst, dich zu Alias Richterin aufzuschwingen. Natürlich hat sie eines der Grundgesetze der

Bene Gesserit gebrochen! Was hattest du anderes erwartet? Du bist damals von hier verschwunden und ließest sie als Königin zurück, die alles hatte, bloß keinen Namen. Sie besaß plötzlich alle Macht! Aber du kehrtest nach Caladan zurück, um in der Geborgenheit von Gurneys Armen deine Wunden zu lecken. Na gut. Aber wer bist du denn, daß du dir anmaßest, über Alia ein Urteil zu fällen?«

»Ich sage dir, daß ich nicht...«

»Ach, sei doch still!« Er wandte wütend den Blick von ihr ab. Aber die Worte, die er ausgestoßen hatte, machten Jessica klar, daß er die Kraft jener *Stimme*, die von der Ausbildung der Bene Gesserit zeugte, sehr wohl anzuwenden verstand. Erschreckenderweise mußte sie erkennen, daß es ihr unmöglich war, zu einer Entgegnung anzusetzen: Er hatte sie im wahrsten Sinne des Wortes zum Schweigen gebracht. *Wer hätte je angenommen, daß jemand existiert, der die Kraft der Stimme gegen mich anwenden kann?* dachte sie. Die Tatsache, daß es jemanden gab, verletzte sie zutiefst. Sie selbst hatte die Stimme oft anwenden müssen, aber niemals, seit den Tagen ihrer Ausbildung, war es ihr passiert, daß jemand anderes ihr auf diese Weise über den Mund fuhr.

Leto wandte sich zu ihr um und sagte: »Es tut mir leid. Erst jetzt ist mir zu Bewußtsein gekommen, zu welch blinder Reaktion man dich verleiten kann, wenn man...«

»Blind? Ich?« Jessica schnappte nach Luft. Mehr noch als die Tatsache, daß seine Stimme sie ausgeschaltet hatte, verschreckten sie diese Worte.

»Ja, du«, sagte Leto. »Wenn du überhaupt noch dazu in der Lage bist, dich mit ehrlichen Augen anzusehen, solltest du bemerkt haben, wie es um deine Reaktionen steht. Wenn ich deinen Namen ausspreche und du ›Ja?‹ sagst, bringe ich deine Zunge zum Verstummen. Ich rufe all eure Bene-Gesserit-Mythen an. Erinnere dich daran, wie man dich erzogen hat. Das zumindest sollte etwas sein, das zu deiner...«

»Was erlaubst du dir! Was weißt du schon von...« Ihre Stimme versagte. Natürlich wußte er alles!

»Wirf einen Blick in deine Innenwelt!« sagte Leto mit einer Stimme, die keinen Widerspruch zuließ.

Erneut versagten Jessicas Stimmbänder Sie spürte, wie langsam ihre Sinne schwanden und die Atemzüge schneller wurden. Jenseits des eigenen Bewußtseins erklangen die pochenden Schläge ihres Herzens und das Keuchen ihrer Lungen. Dann stellte sie fest, daß weder ihr Atem noch das Herz ihrer eigenen Kontrolle unterworfen waren. Ihre Augen weiteten sich in entsetzter Selbsterkenntnis. Nicht einmal ihr Körper gehorchte mehr den Anweisungen, die sie ihm gab. Langsam versuchte sie, ihr Gewicht zu verlagern. Nichts. Die Feststellung blieb. Dieses *Unkind* hatte während der ganzen Zeit mit ihr gespielt wie mit einer Marionette.

»Jetzt weißt du endlich, wie genial die Konditionierungskraft der Bene Gesserit funktioniert«, sagte er.

Sie konnte nur noch nicken. Ihr Glaube an die Kraft der Worte lag zerschmettert darnieder. Leto hatte sie dazu gezwungen, ihrem physischen Universum direkt ins Angesicht zu schauen. Sie war mit einem neuen Verständnis aus diesem Erlebnis hervorgegangen. Er hatte ihr ihren eigenen Körper in einem völlig neuen Licht gezeigt. Seit den frühesten Schultagen auf Wallach und jenem Tag, an dem die Einkäufer des Herzogs gekommen waren, um sie abzuholen, hatte sie keine Situation mehr erlebt, die die Unsicherheit des nächsten Tages so sehr symbolisierte wie dieser.

»Du wirst dich der geplanten Entführung nicht widersetzen«, sagte Leto.

»Aber...«

»Ich beabsichtige nicht, über diesen Punkt eine Diskussion zu entfachen«, unterbrach er ihren Einwand. »Du wirst mitspielen. Wenn du willst, kannst du dies als einen Befehl deines Herzogs ansehen. Sobald du die Sache hinter dich gebracht hast, wirst du auch meine Ab-

sichten erkennen. Man wird dich einem sehr interessanten Menschen vorstellen.« Er stand auf und nickte. Dann meinte er: »Manche Geschehnisse verfügen zwar über ein Ende, aber keinen Beginn. Andere wiederum beginnen zwar, enden aber nie. Alles ist eine Frage des Standpunkts, an dem der Beobachter sich aufhält.« Er wandte sich um und verließ den Raum.

Im zweiten Vorzimmer traf er auf Ghanima, die eben dabei war, in ihren Privatquartieren unterzutauchen. Als sie Leto sah, verlangsamte sie ihren Schritt, blieb stehen und sagte: »Alia ist momentan mit der Versammlung der Gläubigen beschäftigt.« Als sie einen fragenden Blick in den Gang, der zu Jessicas Räumen führte, warf, sagte Leto: »Es hat geklappt.«

16

Eine Greueltat wird nicht nur von Opfer und Täter gleichermaßen als solche empfunden, sondern auch von allen anderen, die sie nicht unmittelbar erfahren. Es gibt zudem keine Entschuldigungen für sie; man kann über sie nicht geteilter Meinung sein. Sie dienen weder dazu, die Vergangenheit zu beschönigen, noch sie nachträglich zu verfälschen: Ihr Sinn besteht einzig und allein darin, die Menschen darauf vorzubereiten, daß die Zukunft ähnliche Dinge für sie bereithält. Sie stellt eine auf sich selbst basierende Verewigung dar, einen barbarischen Inzest. Wer sie begeht, begeht auch jene, die die Zukunft gebiert.

Muad'dibs Apokryphen

Kurz nach der Mittagsstunde, nachdem sich der größte Teil der Pilger zurückgezogen hatte, um sich zu erfrischen oder in kühlen Schatten unterzutauchen, betrat der Prediger den großen, viereckigen Platz, der Alias Tempel zu Füßen lag. Er ging auf die Schulter seines sehenden Helfers gestützt und trug die schwarze Gazemaske in einer unter seinem Gewand verborgenen Tasche. Er hatte sie auf Salusa Secundus benötigt, hier jedoch nicht. Der Gedanke, daß sowohl Maske als auch der junge Assan Tarig lediglich den Zweck der Verkleidung erfüllten, amüsierte ihn plötzlich. Gerade die vorgebliche Tatsache, daß er auf die sehenden Augen seines jugendlichen Helfers angewiesen sei, hielt die Zweifel mancher Leute in bezug auf die Person des Predigers wach.

Der Mythos soll sich weiterentwickeln, dachte er, *aber auch die Zweifel müssen bestehen bleiben.*

Um jeden Preis galt es zu vermeiden, daß man die Maske als ein nicht-ixianisches Erzeugnis erkannte. Auch durfte die Hand des Predigers während des Gehens nicht von Assan Tarigs Schulter gleiten. Sobald er den Eindruck erweckte, trotz seiner leeren Augenhöhlen sehen zu können, würden die Zweifel der Menschen schwinden und die kleine Hoffnung, die er in ihre Herzen gesät hatte, einen schnellen Tod sterben. Er rechnete jeden Tag damit, mit einem Ereignis konfrontiert zu werden, über das er stolpern konnte, aber selbst Salusa Secundus hatte sich als nichts anderes erwiesen als ein weiterer Kieselstein, den er mit Leichtigkeit hatte überspringen können. Es hatte sich nichts geändert; und es würde sich auch nichts ändern... jedenfalls jetzt noch nicht.

Die Leute, die den Weg des Predigers entlang der Häuserreihen und Geschäfte verfolgten, bemerkten natürlich, wie er gelegentlich den Kopf nach links oder rechts wandte, manchmal den leeren Blick in eine Seitengasse schweifen ließ oder auf jemanden richtete, der seinen Weg kreuzte. Es blieb ihnen nicht verborgen, daß die Bewegungen, die er machte, nicht in allem jenen entsprachen, die man von einem Blinden erwartete. Und auch das würde dazu beitragen, daß der Mythos weiter wuchs.

Durch einen verborgenen Sehschlitz im Festungsgemäuer ihres Tempels beobachtete auch Alia den Prediger. Sie musterte sein narbenbedecktes Gesicht und suchte in ihm nach einem Zeichen, das ihr mit Sicherheit Aufschluß über die Identität dieses Mannes geben konnte. Bislang hatte man ihr jedes Gerücht über ihn zu Ohren gebracht, und darunter war kein einziges gewesen, das ihr nicht einen furchtsamen Schauder verschafft hatte.

Sie hatte zunächst angenommen, daß ihr Plan, den Prediger festzunehmen, geheim bleiben würde: Aber auch er war bereits nach kurzer Zeit als Gerücht zu ihr zurückgekehrt. Es schien selbst unter ihren Leibwäch-

tern Leute zu geben, die nicht in der Lage waren, den Mund zu halten. Jetzt richtete sie ihre ganze Hoffnung darauf, daß die Männer wenigstens ihrer letzten Anweisung den entsprechenden Tribut zollten. Auf keinen Fall durften sie den Mann auf einem dichtbevölkerten Platz überwältigen. Wenn irgend jemand dieser Aktion gewahr wurde, würde sich die Meldung wie ein Lauffeuer verbreiten.

Auf dem Tempelvorplatz war es heiß und staubig. Der junge Führer des Predigers hatte den zu seinem Gewand gehörenden Schal bis über die Nase hochgezogen, so daß lediglich noch seine dunklen Augen und ein Teil seiner Stirn zu erkennen waren. Der Schal zeigte die charakteristische Ausbuchtung eines jener Schläuche, der zur Wasserfangtasche eines Destillanzuges hinunterführte. Für Alia war das ein sicheres Anzeichen für die Vermutung, daß sie beide aus der Wüste kamen. Aber wo konnten sie sich da versteckt haben?

Der Prediger hatte auf einen Schal verzichtet. Offenbar machten ihm die sengenden Sonnenstrahlen nichts aus. Er hatte sogar die Kapuze ein Stück zurückgeschlagen, so daß man sehen konnte, daß er keine der zu einem Destillanzug gehörenden Kopfumhüllungen trug. Er wandte sein Gesicht offen der Sonne zu, während die Luft, durch die er sich zu Füßen des Tempels bewegte, vor Hitze flimmerte. An den Stufen, die zum Tempel hinaufführten, stand eine neunköpfige Pilgergruppe, die gerade dabei war, das Abschiedsgebet zu sprechen, da sie offenbar vorhatte, bald wieder abzureisen. In einer schattigen Ecke des Platzes hielten sich etwa weitere fünfzig Personen auf. Es schienen in der Hauptsache ebenfalls Pilger zu sein, die sich unterschiedlichen Arten der Buße hingaben, die ihnen von den Tempelpriestern auferlegt worden waren. Aber auch Schaulustige befanden sich unter ihnen, sowie einige Händler, die offenbar noch nicht genug Geschäfte gemacht hatten, um sich aus der Mittagshitze zurückziehen zu können.

Während sie die Szene von ihrem verborgenen Sehschlitz aus beobachtete, fühlte Alia die drückende Hitze, die draußen herrschte, beinahe selbst physisch. Ihre Gefühle schwankten zwischen Gelöstheit und Spannung, und der Gedanke, ihr Inneres zu konsultieren, erzeugte einen heftigen Kopfschmerz. Sie fühlte, daß der Baron wieder da war - ständig dienstbereit, aber ebenso jederzeit in der Lage, ihr physischen und psychischen Schmerz zuzufügen, wenn ihre rationale Einsicht in die Dinge versagte.

Was, wenn dieser Mann da unten wirklich Paul ist? fragte sie sich.

»Unsinn!« sagte die innere Stimme.

Aber sie konnte die Berichte, die man ihr über das, was der Prediger sagte, nicht in Zweifel ziehen. *Häresie!* Es erfüllte sie mit Schrecken, wenn sie daran dachte, daß es ausgerechnet Paul war, der sich anschickte, jene Strukturen, die man in seinem Namen aufgerichtet hatte, zu Fall zu bringen.

Warum nicht?

Sie dachte an das, was sie an diesem Morgen bei der Versammlung gesagt hatte, während sie Irulan einen Blick zuwarf, die darauf drängte, die Geschenke - es handelte sich um Gewänder - des Hauses Corrino anzunehmen.

»Auch diese Geschenke werden - wie immer, wenn sie für die Zwillinge bestimmt sind - eingehend untersucht werden«, hatte Irulan lamentiert.

»Und wenn sich herausstellt, daß sie harmlos sind?« hatte Alia ausgerufen.

Irgendwie schien ihr dies der am meisten beunruhigende Gedanke zu sein: daß sich herausstellte, daß die Geschenke keinesfalls mit irgendeinem Verrat in Verbindung zu bringen waren.

Im Endeffekt hatten sie sie dann doch angenommen, und sie waren zu einem anderen Thema übergegangen: Zu der Frage, ob es richtig sei, Jessica einen Sitz in der

Ratsversammlung zu geben. Und es war Alia, die durchgesetzt hatte, daß die Stimmabgabe zunächst einmal vertagt worden war.

Und darüber dachte sie, während sie auf den Prediger hinabsah, nach.

Er hatte inzwischen die Treppenstufen erklommen und machte auf dem ersten Terrassenabsatz Halt, um sich dem jetzt beinahe ausgestorben daliegenden Vorplatz zuzuwenden. Alia berührte einen neben ihrem Sehschlitz angebrachten Knopf und setzte damit eine Maschinerie in Aktion, die es ihr erlaubte, jedes von nun an unter ihr gesprochene Wort mitzuhören. Eine Welle von Selbstmitleid überspülte sie, als sie zu dem Schluß kam, wie einsam und verlassen sie jetzt hier oben stand. Wem konnte sie noch vertrauen? Sogar Stilgar, der Mann, von dem sie erwartet hatte, daß er sein Letztes für sie geben würde, schien bereits von der Aura dieses Blinden gefangen zu sein.

»Weißt du, auf welche Art er zählt?« hatte er sie gefragt. »Als er seinen kleinen Führer bezahlte, habe ich es zufällig gehört. Als er ihm die Münzen reichte, benutzte er dabei die Worte ›shuc, ishcai, qimsa, chuascu, picha, sucta‹. Seit jenen alten Tagen in der Wüste habe ich keinen Menschen mehr auf diese Weise zählen gehört.«

Das hatte Alia klargemacht, daß Stilgar nicht der richtige Mann war, das zu erledigen, was erledigt werden mußte. Und daß sie sogar sehr sorgfältig mit den Angehörigen ihrer Leibwache würde reden müssen, die ansonsten gewohnt waren, das kleinste Augenzwinkern der Regentin als unaufschiebbaren Befehl zu interpretieren.

Was hatte der Prediger dort unten vor?

Der von Balkonen und Arkaden umsäumte Marktplatz zeigte immer noch sein farbiges Gesicht. Alia sah die auf den Tischen ausgebreiteten Waren, hinter denen junge Männer standen, die darauf achteten, daß nichts gestohlen wurde. Auch einige Kaufleute waren zurückgeblieben, die offensichtlich noch auf Kundschaft aus dem

Hinterland warteten, die daran gewöhnt waren, ihre Einkäufe mit begehrtem Gewürzgeld zu bezahlen.

Alia musterte den Rücken des Predigers. Er schien sich auf eine Rede vorzubereiten, sagte jedoch noch kein Wort.

Warum stehe ich hier und beobachte dieses Relikt längst vergangener Zeiten? fragte sie sich. *Es ist unmöglich, daß dieses sterbliche Wrack dort unten das glorreiche Schiff repräsentiert, das einst mein Bruder war.*

Eine Frustration, die so stark war, daß sie beinahe in helle Wut umschlug, überfiel sie. Wie konnte sie etwas über diesen Mann in Erfahrung bringen, wie konnte sie sich eventueller Erfahrungen sicher sein, wenn sie nicht den geringsten Anhaltspunkt über sein bisheriges Leben besaß? Sie konnte sich nicht einmal eingestehen, in ihm mehr als eine vorübergehende Kuriosität zu sehen.

Selbst Irulan schien ihre Unsicherheit gefühlt zu haben. Die einstudierte Bene-Gesserit-Haltung, derer sie sich sonst stets bediente, war plötzlich von ihr abgefallen, als sie während der Ratsversammlung geschrien hatte: »Wir haben die Macht deshalb verloren, weil wir uns zu stark mit der Errichtung unserer eigenen Denkmäler beschäftigt haben!«

Das hatte sogar Stilgar schockiert.

Dennoch hatte Jarvid es geschafft, sie mit den Worten ›Wir haben nicht genügend Zeit, um uns mit derartigem Unfug auseinanderzusetzen!‹ wieder auf den Boden der Tatsachen zurückzuholen.

Und Jarvid hatte recht gehabt. Wen interessierte es schon, wie sie über sich selbst dachten? Alles, was sie aneinanderkettete, war die Macht über das Imperium, die sich in ihren Händen konzentrierte.

Aber Irulan, die recht schnell wieder zu Sinnen gekommen war, hatte noch ein stärkeres Geschütz aufgefahren. »Und ich sage euch, daß wir etwas Wesentliches verloren haben: Die Fähigkeit, gute Entscheidungen zu treffen. Wenn wir heutzutage Entscheidungen treffen,

tun wir das in einem Sinn, als schlügen wir auf einen Gegner ein. Oder wir zögern sie hinaus, was auch nichts anderes ist als eine Form des Aufgebens. Oder wir überlassen sie anderen und reagieren erst dann, wenn sie ihre Entscheidungen getroffen haben. Haben wir denn völlig vergessen, daß wir es waren, die einst den Kurs festlegten, auf dem wir heute segeln?«

Und über allem hatte die Frage gestanden, ob man die Geschenke des Hauses Corrino akzeptieren sollte oder nicht.

Irulan wird das entscheiden müssen, dachte Alia.

Worauf wartete der alte Mann dort unter ihr noch? Nannte er sich nicht einen Prediger? Warum predigte er dann nicht?

Was Irulan über das Treffen von Entscheidungen gesagt hatte, war falsch, sagte sich Alia. *Ich bin immer noch in der Lage, die richtigen Anordnungen zu geben!* Wer Entscheidungen zu treffen hatte, die Leben und Tod bedeuteten, hatte entweder zu handeln oder diskreditierte sich als Halm im Wind. Schon Paul hatte stets die Ansicht vertreten, daß die Stasis von allen unnatürlichen Dingen die gefährlichste sei. Permanenz lag allein in ständiger Bewegung. Die Veränderung allein war ihre Ursache.

Ich werde ihnen einen Umschwung bringen! dachte Alia.

Der Prediger hob endlich die Arme und erteilte seinen Segen.

Einige der Leute, die auf dem Vorplatz zurückgeblieben waren, bewegten sich näher auf ihn zu. Alia fiel auf, daß sie sich langsamen Schrittes bewegten. Natürlich waren auch ihnen schon die Gerüchte zu Ohren gekommen, daß der Prediger Alias Mißfallen auf sich gezogen hatte und es mithin Mut erforderte, in seiner Nähe zu weilen. Sie beugte sich näher an den ixianischen Lautsprecher heran, der sich in unmittelbarer Nähe des Sehschlitzes befand. Das Murmeln der auf dem Vorplatz versammelten Menschen drang auf sie ein. Sie konnte

das Wehen des Windes und das Scharren von Füßen vernehmen.

»Ich bringe euch vier Botschaften!« begann der Prediger.

Seine Stimme kam so laut über den Lautsprecher, daß Alia sich gezwungen sah, ihn etwas zurückzudrehen.

»Jede Botschaft betrifft eine bestimmte Person«, fuhr der Prediger fort. »Die erste ist für Alia bestimmt, der obersten Lehnsherrin dieses Platzes.« Er deutete hinter sich, genau in die Richtung, in der sich der Sehschlitz befand. »Ich überbringe ihr eine Warnung: Du, die du das Geheimnis der Dauerhaftigkeit in deinen Lenden trägst, hast deine Zukunft für einen leeren Beutel verkauft!«

Wie kann er es wagen? dachte Alia. Seine Worte brachten sie zum Frösteln.

»Die zweite Botschaft«, sagte der Prediger, »ist an Stilgar, den Naib der Fremen, gerichtet, der glaubt, er könne die Kraft seiner Stämme auf das Imperium übertragen. Meine Warnung an dich, Stilgar, lautet: Die gefährlichste aller Schöpfungen ist eine starre Lebensauffassung. Im Endeffekt wird sie sich gegen dich wenden und dich in die Verbannung treiben!«

Jetzt ist er zu weit gegangen! dachte Alia. *Ich muß die Wache auf ihn hetzen, egal, welche Konsequenzen das nach sich zieht.* Dennoch blieben ihre Hände unbeweglich.

Der Prediger wandte sein Gesicht dem Tempel zu, nahm eine weitere Stufe und wirbelte sofort wieder herum, um die unter ihm stehenden Zuhörer im Blickfeld zu behalten. Keine Sekunde lang unterbrach er dabei den körperlichen Kontakt mit seinem Führer. Dann rief er laut: »Meine dritte Botschaft ist gerichtet an Prinzessin Irulan. Prinzessin! Erniedrigung ist eine Schmach, die kein Mensch je verwinden kann. Ich rate dir: Fliehe!«

Was sagt er da? fragte sich Alia. *Auch wenn wir Irulan erniedrigten... Warum rät er ihr zu fliehen? Meine Entscheidung war längst getroffen.*

»Meine vierte Botschaft«, sagte der Prediger, »richtet sich an Duncan Idaho. Duncan! Man hat dir beigebracht, zu glauben, daß man Loyalität am sichersten mit Loyalität erreicht. Oh, Duncan – du solltest nicht an die Historie glauben, weil sie nichts als die Triebkraft dessen ist, was man mit Geld erkaufen kann. Duncan! Nimm deine Hörner auf und tu das, was du am besten zu tun weißt.«

Alia biß entsetzt in die Innenkante ihrer rechten Hand. *Hörner!* Sie war drauf und dran, die Hand auszustrecken und den Knopf zu aktivieren, der die Wachen auf den Plan rufen würde – aber noch immer hielt sie etwas von diesem Schritt zurück.

»Und jetzt zu euch«, fuhr der Prediger fort. »Ich bringe euch eine Predigt der Wüste, die ich hauptsächlich den Ohren der Priesterschaft Muad'dibs anempfehle – jenen Leuten, die den Glauben mit dem Schwert in der Hand verbreiten. Oh, ihr Gläubigen der offensichtlichen Göttlichkeit! Wißt ihr nicht, daß auch sie über eine dämonische Kehrseite verfügt? Ihr ruft aus, stolz darauf zu sein, in jenem strahlenden Zeitalter zu leben, das Muad'dib hervorgebracht hat. Ich aber sage euch: Ihr habt ihn längst verraten. Aus der Liebe, die seine Religion war, habt ihr die Heiligkeit gemacht. Und damit ruft ihr die Strafe der Wüste auf euch herab!« Er senkte den Kopf, als sei er plötzlich in ein stilles Gebet versunken.

Alia zitterte in plötzlicher Erregung. Götter der Finsternis – diese Stimme! Die langen Jahre des Daseins unter den sengenden Strahlen der Sonne mochten sie gebrochen haben – aber es war immer noch etwas in ihr, das unmißverständlich auf Paul hinwies.

Der Prediger hob den Kopf, und dann hallten seine Worte mit einer solchen Kraft über den Tempelvorplatz, daß aus allen Richtungen immer mehr Leute zusammenströmten, die einen Blick auf dieses Relikt der Vergangenheit des Wüstenplaneten werfen wollten.

»Es steht geschrieben«, donnerte er, »daß jene, die am

Rande der Wüste um Tau bitten, die Sintflut hervorrufen werden! Sie werden ihrem vorbestimmten Schicksal nicht entgehen – dafür wird die Kraft der Vernunft sorgen.« Er senkte die Stimme und fuhr fort: »Man sagt über Muad'dib, daß er an der Kraft seiner Sehergabe zugrunde ging, daß sie ihn in den Tod trieb, daß ihn das Wissen um die Zukunft tötete und er aus dem realen Universum in das *Alam al-Mithal* hinüberwechselte. Ich aber sage euch: dies ist eine Illusion! Gedanken dieser Art sind nicht von wertfreien Faktoren geprägt. Sie sind nicht fähig, aus einem Menschen herauszukommen und reale Dinge zu bewirken. Muad'dib sagte, daß er selbst nicht die Kraft der Rihani-Magie besitze, mit der er das Universum verschlüsseln könne. Ihr solltet nicht an seinen Worten zweifeln.«

Erneut hob der Prediger die Arme und rief mit Stentorstimme aus: »Ich warne die Priesterschaft Muad'dibs! Die Klippenfeuer werden euch verbrennen! Jene, die die Lektion des Selbstbetruges zu gut gelernt haben, werden darin umkommen. Es ist unmöglich, das Blut eines Bruders nur abzuwischen!«

Er ließ die Arme wieder sinken, ergriff die Schulter seines jungen Führers und schickte sich, ehe Alia auch nur ein Glied zu rühren in der Lage war, an, den Vorplatz zu verlassen. Welch furchtlose Häresie er betrieben hatte! Es mußte Paul sein. Sie mußte sofort ihre Leute informieren, damit sie ihn keinesfalls in der Öffentlichkeit traktierten. Und das, was sie unter sich auf dem Platz sah, sagte ihr, daß sie mit ihrer Vorsicht absolut recht hatte.

Ungeachtet der Tatsache, daß er sich gegen die Priesterschaft gewendet hatte, wagte es niemand, gegen den sich entfernenden Prediger anzugehen. Nicht eine Tempelwache erschien, um ihm den Weg zu verstellen. Kein einziger Pilger versuchte ihn aufzuhalten. Dieser charismatische, blinde Mann! Jeder, der ihn ansah, fühlte die Macht, die er repräsentierte, und sah den Widerschein seines göttlichen Talents.

Trotz der herrschenden Tageshitze fror Alia plötzlich. Sie spürte die tastende Hand, die nach dem Rand des Imperiums griff, wie körperliche Realität. Ihre Hände berührten den geheimen Sehschlitz, als könne sie damit ihre Macht erhalten und wußte doch um deren Zerbrechlichkeit. Das Gleichgewicht der Kräfte – basierend auf dem Landsraad, der MAFEA und den Frementruppen – konzentrierte sich auf den Kern ihrer Hegemonie, während die Raumgilde und die Bene Gesserit lautlos im Dunkel operierten. Die illegale Einführung verbotener Technik begann vom Rand des Imperiums her auf das Zentrum einzuwirken, und nicht einmal die Produkte der Ixianer und Tleilaxu waren in der Lage, diesem Druck standzuhalten. Die Macht war im Begriff, ihr zu entgleiten. Und ganz am Rande, als stets zum Eingreifen bereiter Zuschauer, stand Farad'n von Corrino, der neue Träger aller Titel und Besitztümer Shaddams IV.

Ohne die Unterstützung der Fremen und dem Monopol auf das geriatrische Gewürz Melange, das dem Hause Atreides gehörte, würde sich ihr Griff längst gelöst haben. Die Macht würde sich verflüchtigen wie Rauch. Und sie spürte, daß sie ihr jetzt schon entglitt. Die Menschen achteten auf diesen Prediger; es würde gefährlich sein, den Versuch zu unternehmen, ihn zum Schweigen zu bringen – ebenso wie es gefährlich war, ihn weiterhin solche Worte aussprechen zu lassen wie die, die er auf diesem Platz von sich gegeben hatte. Die Anzeichen einer ersten Niederlage waren unverkennbar. Das Problem, vor dem sie stand, war klar. Die Bene Gesserit hatten es auf einen Nenner gebracht:

›Eine zahlenmäßig große Bevölkerung, die von einer kleinen, aber mächtigen Kraft in Schach gehalten wird, ist in unserem Universum nichts Ungewöhnliches. Ebenso sind uns die Hauptbedingungen geläufig, die dazu führen können, daß sich eben diese Bevölkerung gegen ihre Beherrscher wendet.

Erstens: Wenn sie einen Führer finden. Die Hauptaufgabe der Herrschenden sollte es also sein, potentielle Führergestalten unter Kontrolle zu halten.

Zweitens: Wenn der Bevölkerung die Ketten, die sie halten, bewußt werden. Deswegen muß sie unter allen Umständen blind und unwissend gehalten werden.

Drittens: Wenn die Bevölkerung anfängt zu glauben, daß eine Befreiung möglich ist. Von Anfang an muß sie in dem Glauben gehalten werden, daß allein schon der Versuch nutzlos ist!‹

Alia schüttelte den Kopf und stellte fest, daß ihre Wangenmuskeln zuckten. Alle diese Anzeichen waren in der Bevölkerung zu erkennen, und jeder Bericht, den ihre zahlreichen Spitzel von anderen Welten einbrachten, bestätigte ihre bisherigen Annahmen. Der unermüdliche Siegeszug des fremenitischen Djihad hatte überall seine Spuren hinterlassen. Wo immer auch der ›Ökumenismus des Schwertes‹ zugeschlagen hatte, blieb die Bevölkerung bei passivem Widerstand. Sie führten lediglich Anweisungen aus und blieben in der Regel unbeeindruckt, igelten sich ein, beteten den ihnen eingetrichterten religiösen Sermon gedankenlos herunter und taten weiter nichts. Jegliche Manifestation von Autorität – und dies meinte hauptsächlich *religiöse* Autorität – rief höchstens Groll hervor. Oh, natürlich kamen die Pilger zu Millionen nach Arrakis, und einige unter ihnen mochten sogar wirklich fromm sein – aber die meisten kamen, weil sie sich davon eine gute Auswirkung auf ihre Zukunft versprachen. Sie verfolgten andere Motive als die der Götterverehrung. Die Gläubigkeit, die sie repräsentierten, ließ sich nämlich sehr gut auch in ein Leben in Bequemlichkeit und Wohlstand ummünzen. Die Hadji, die von Arrakis zurückkehrten, erlangten meistens auf ihren Heimatplaneten nicht nur eine gewisse Autorität, sondern auch einen besonderen sozialen Status.

Wer an einer Pilgerreise teilgenommen hatte, konnte

sie anschließend in klingende Münze umwandeln, ohne daß die Zurückgebliebenen dies als Provokation empfanden.

Alia kannte ein weitverbreitetes Rätsel, das sich dieser Thematik annahm: »Was findet man noch in einer leeren Börse, die ein Pilger von Arrakis zurückbringt?« Und die Antwort lautete: »Die Augen Muad'dibs.« Und damit waren Feuerdiamanten gemeint.

Die traditionellen Argumente, die man einer Bevölkerung, die in Unzufriedenheit lebt, vorhalten konnte, paradierten vor Alias innerem Auge vorbei: Man mußte dem Volk erklären, daß jegliche Art von Opposition etwas Unanständiges sei, die Unterstützung der Herrschenden jedoch stets belohnt werde. Die imperialen Kräfte mußten aufs Geratewohl gegeneinander ausgespielt werden. Die Unterstützung durch größere Hilfstruppen hatte man zu verheimlichen. Jede Bewegung, mit der die Regentschaft einem potentiellen Angriff zuvorkam, hatte zeitlich genauestens abgestimmt zu sein, um die Opposition aus dem Gleichgewicht zu bringen.

Oder habe ich meinen Zeitsinn schon verloren? fragte sie sich.

»Was sollen diese selbstgefälligen Spekulationen?« fragte die innere Stimme. Alia spürte, daß sie abgeklärter wurde. Ja, der Plan des Barons war gut. Wir ersticken die Verschwörung Jessicas im Keim und diskreditieren gleichzeitig das Haus Corrino. Genauso werden wir vorgehen.

Mit dem Prediger konnte sie auch später noch fertig werden. Seine Stellung wurde ihr bewußt. Der Symbolismus war klar: Er repräsentierte den frühzeitlichen Geist ungezügelter Spekulation, hielt den Geist der Häresie aufrecht und funktionsbereit in der Wüste des Orthodoxismus. Das war seine Stärke. Es spielte wirklich keine Rolle, ob er wirklich Paul war... zumindest nicht, solange man dies in Zweifel ziehen konnte. Aber das Wissen der Bene Gesserit sagte Alia, daß seine Stärke mögli-

cherweise auch den Schlüssel seiner Schwäche in sich barg.

Auch er hat eine Achillesferse, die wir noch entdecken werden. Ich werde dafür sorgen, daß man ihn beschattet, daß er keine Sekunde lang mehr unbeobachtet ist. Und sobald ich weiß, was ich wissen muß, wird er mir ausgeliefert sein.

17

Ich will nicht den fremenitischen Anspruch, durch eine göttliche Inspiration dazu ausersehen zu sein, eine religiöse Offenbarung zu verbreiten, in Abrede stellen. Es ist die gleichzeitige ideologische Offenbarung, die mit der religiösen Hand in Hand geht, die mich dazu führt, sie mit Spott und Hohn zu überschütten. Natürlich erheben die Fremen diesen doppelten Anspruch in der Hoffnung, daß er ihre Position stärken und gleichzeitig den Widerstand jener Leute aufweichen wird, die ihre göttliche Mission als nichts anderes als das Instrument einer fortschreitenden Unterdrückung betrachten. Im Namen aller unterdrückten Völker kann ich die Fremen nur warnen: Kurzfristig realisierte Erfolge haben sich für die Ewigkeit noch nie als sonderlich von Bestand erwiesen.

Der Prediger in Arrakeen

In der Nacht war Leto zusammen mit Stilgar zu jenem kleinen Felsvorsprung zurückgekehrt, in dessen Nähe sich der spitze Hügel befand, der im Sietch Tabr allgemein mit der Bezeichnung ›der Begleiter‹ belegt wurde. Der schwache Lichtschein des Zweiten Mondes erlaubte ihnen einen Ausblick auf das Panorama: Im Norden erhob sich der mächtige Schildwall mit dem nach Duncan Idaho benannten Berg; südlich von ihnen erstreckte sich die Große Ebene. Im Osten konnte man die Wanderdünen erkennen, die sich auf die Habbanya zubewegten. Über dem südlichen Horizont schwebten die staubigen Überreste eines abgeebbten Sturms. Das Mondlicht tauchte den Rand des Schildwalls in einen kalten Schein.

Stilgar, der eigentlich gar nicht an diesem Ausflug hatte teilnehmen wollen, hatte dem Jungen schließlich nur deswegen zugestimmt, weil dieser seine Neugier erweckt hatte. Welchen Sinn sollte es haben, das Risiko einer Sandüberquerung während der Nacht einzugehen? Leto hatte ihn merken lassen, daß er – wenn Stilgar sich weigerte, mit ihm zu gehen – bereit war, den Marsch allein zu wagen. Und die Art, in der Leto ihm seine Entschlossenheit mitgeteilt hatte, gefiel Stilgar ebensowenig. Sie würden – allein in der Nacht – ein wunderbares Ziel abgeben.

Leto kniete sich am Rande des Vorsprungs nieder und richtete den Blick auf die südliche Ebene. Es herrschte Totenstille. Als sei er über irgend etwas innerlich unzufrieden, schlug er einen gelegentlich rhythmischen Takt gegen seine Knie.

Stilgar wartete ab. Es machte ihm nichts aus, in der Stille schweigend dazustehen, die Arme vor der Brust zu kreuzen und abzuwarten, während der laue Wind sanft an seinem Gewand zerrte.

Für Leto hatte das nächtliche Überqueren des Sandes eine andere Bedeutung: Es war eine Erwiderung an die nagende, innere Zerrissenheit; ein Bedürfnis, aus dem schwelenden, inneren Konflikt, mit dem er Ghanima nicht belasten durfte, einen Ausweg zu suchen. Und er hatte deswegen darauf bestanden, daß Stilgar an diesem Ausflug teilnahm, weil es Dinge gab, die er einfach erfahren mußte, wollte er auf die folgenden Tage ausreichend vorbereitet sein.

Leto klopfte ungeduldig auf sein Knie. Wenn er doch nur imstande wäre, einen Anfang zu finden! Manchmal kam er sich vor wie eine Verlängerung all jener zahllosen anderen Leben, von denen jedes einzelne ihm so real und gegenwärtig erschien wie sein eigenes. Der Fluß jener Leben kannte kein Ende und strebte keiner Erfüllung entgegen – es gab nur ein sich ewig wiederholendes Beginnen. Gleichzeitig bestand für ihn die Gefahr, daß er

auf einen ungezügelten Mob stieß, der sich an ihn klammerte, als sei er nichts als ein Fenster, durch das jedes einzelne dieser Leben sich einen Blick zu werfen bemühte. Und darin lag die Gefahr, die Alias Untergang eingeleitet hatte.

Leto starrte auf die Staubwolke hinaus, die im Schein des Mondes silbern leuchtete. Der Sturm hatte aus den zahllosen Dünen ein Gewirr von Bodenfalten und Windungen gemacht und Kieselsteine an die Oberfläche getragen, die erzhaltig waren und verhalten glitzerten. Er wurde das Gefühl nicht los, hier einer Situation ausgesetzt zu sein, die identisch war mit jenen, die er stets an den Morgen kurz vor Sonnenaufgang empfand. Die Zeit drückte auf ihn nieder. Jetzt hatte der Monat Akkad begonnen, und hinter ihm lag der letzte einer Reihe scheinbar nie endenwollender, von Hitze und trockenem Wind erfüllter Tage. Ebenso die Nächte: sie waren zermürbend und bestanden aus leerlaufenden, quälenden Stunden.

Er blickte über die Schulter auf den Schildwall. Er wirkte im Licht der Sterne wie eine gezackte, zerbrochene Mauer. Und hinter ihm, im Gebiet der nördlichen Senke, lag die Ursache seines Problems.

Erneut schaute er in die Wüste und die heiße Finsternis. Der Tag begann plötzlich heraufzudämmern. Die Sonne tauchte auf, bahnte sich einen Weg durch die Reste der Staubwolken, und Leto mußte die Augen schließen. Er versuchte sich vorzustellen, wie der Sonnenaufgang in diesem Moment über Arrakeen aussah. Die Stadt erschien vor seinem inneren Auge, eine Ansammlung von kleinen Schachteln in einer Mischung von Licht und Schatten. Wüste... Schachteln... Wüste... Schachteln.

Als er die Augen wieder öffnete, war die Wüste noch immer da - eine unendliche Fläche aus Sand, nichts als ein Spielball des Windes. Die Schatten zwischen den Dünen standen als Überbleibsel der Nacht und überschnitten sich gelegentlich mit dem einer anderen. Leto dachte an die vergangenen Stunden, in denen er hier ge-

kniet hatte, während Stilgar ruhelos neben ihm gestanden hatte: Es war unverkennbar gewesen, daß der ältere Mann sich wegen seines Schweigens und der ungeklärten Gründe ihres Hierseins den Kopf zerbrach. Stilgar mußte allerdings auch eine ganze Reihe von Erinnerungen daran haben, wie er zusammen mit Muad'dib an diesem Ort geweilt hatte, denn sogar jetzt verlor er kein Quentchen seiner Wachsamkeit, suchte die Umgebung mit Blicken ab und schien jederzeit auf eine eventuelle Gefahr vorbereitet zu sein. Stilgar mochte das offene Tageslicht in der Wüste nicht. Was dies anbetraf, war er wirklich noch ein reinrassiger, alter Wüstenbewohner.

Unfähig, die Gedanken an die Nacht zu verdrängen, wurde Leto bewußt, wie sehr er mit der Einstellung Stilgars sympathisierte. Auch für ihn hielt der Tag mehr Schrecken bereit als die Stunden der absoluten Finsternis, die ihm eine Gewohnheit waren. Das Licht konnte viele Dinge repräsentieren, während die Geräusche der Nacht klar waren und entschlüsselbar. Auch wenn sich die Dimensionen in der Dunkelheit teilten – die Tage konnten schrecklich sein.

Stilgar räusperte sich plötzlich.

Ohne sich umzuwenden, sagte Leto: »Ich habe ein ernsthaftes Problem, Stil.«

»Das hatte ich bereits vermutet.« Die Stimme des neben Leto stehenden Mannes wurde leise und sanft. Das Kind hatte auf den Vater verunsichernd gewirkt Wie durch Anwendung verbotener Magie klang in Stilgar eine Saite an. Die Fremen kannten die Schrecken der Besessenheit, deswegen gingen sie gegen diejenigen, die ihr unterlagen, vor, indem sie sie töteten und ihr Wasser in den Sand schütteten, damit es die Zisternen des Stammes nicht vergiften konnte. Die Toten hatten tot zu bleiben. Andererseits war es in Ordnung, die Unsterblichkeit eines menschlichen Geistes in seinen Kindern wiederzufinden, auch wenn diese nicht das Recht hatten, ein allzu deutliches Abbild ihrer Vergangenheit zu sein.

»Mein Problem ist«, sagte Leto, »daß mein Vater zu viele Dinge hinterlassen hat, die ungetan geblieben sind. Darunter fällt auch der Sinn unseres Lebens. Es geht nicht, daß das Imperium weiterhin diesen Weg geht, ohne dem Leben der Menschen den Stellenwert einzuräumen, der ihm gebührt. Ich spreche über das Leben, verstehst du? Das Leben, nicht den Tod.«

»Einst, als dein Vater von einer Vision gequält wurde, sagte er ähnliche Worte zu mir«, erwiderte Stilgar.

Leto war versucht, die nagende Furcht dadurch zu überspielen, indem er darauf hinwies, daß sie noch nicht gefrühstückt hatten. Er war wirklich sehr hungrig, denn die letzte Mahlzeit war zu Mittag des vergangenen Tages gewesen; anschließend hatte er bewußt die ganze Nacht hindurch gefastet. Aber es war eine andere Art von Hunger, die jetzt an ihm nagte.

Die Qual meines Lebens basiert auf der Qual, die dieser Ort ausströmt, dachte er. *Keine einleitende Schöpfung. Ich kann zwar zurück und zurück und zurück gehen, bis die Entfernungen sich verwischen, sehe aber dennoch keinen Horizont, nicht einmal die Erhebung der Habbanya. Der Platz, an dem die Prüfung stattfindet, entzieht sich meiner Kenntnis.*

»Es gibt wirklich keinen Ersatz für das Voraussehen«, sagte er. »Vielleicht sollte ich es doch riskieren, das Gewürz...«

»Und deinen eigenen Untergang einleiten, wie dein Vater?«

»Es ist ein Dilemma«, gab Leto zu.

»Dein Vater vertraute mir einst an, daß das Erkennen der Zukunft dazu führt, daß man sich ihr unterwirft, ohne daß man später die Möglichkeit hat, einen Wechsel hervorzurufen.«

»Genau dieses Paradoxon ist unser Problem«, sagte Leto. »Die Zukunft vorherzuwissen, ist gefährlich und beeinflussend. Wenn man sie kennt, wird sie zum Jetzt. Und damit bringt sie die gleichen Gefahren mit sich, die

jeder ertragen muß, der im Lande der Blinden als einziger sehen kann. Fängt man an, das, was man sieht, für die Blinden zu interpretieren, vergißt man nur allzu leicht, daß auch die Blinden über Fähigkeiten verfügen, die den Sehenden abhanden gekommen sind. Sie sind wie monströse Maschinen, die sich mit ihrer ihnen eigenen Sicherheit einen Weg bahnen. Sie haben eigene Vorgehensweisen. Ich fürchte die Blinden, Stil, ich habe Angst vor ihnen. Es ist nicht schwierig für sie, alles niederzuwalzen, was sich zufällig in ihren Weg stellt.«

Stilgar starrte auf die Wüste hinaus. Aus dem kalkfarbenen Morgengrauen war ein stählern leuchtender Tag geworden. Dann sagte er: »Warum sind wir zu diesem Platz hinausgegangen?«

»Weil ich wollte, daß du den Ort siehst, an dem ich vielleicht sterben werde.«

Stilgars Muskeln spannten sich. Dann sagte er: »Also hast du *doch* eine Vision gehabt!«

»Vielleicht war es auch nur ein Traum.«

»Was suchen wir an einem derart gefährlichen Platz?« Stilgar blitzte ihn an. »Wir werden sofort zurückkehren.«

»Ich werde heute noch nicht sterben, Stil.«

»Nicht? Welchen Inhalt hatte deine Vision?«

»Ich sah drei Pfade«, sagte Leto, und seine Stimme fiel in einen beinahe schläfrigen Rhythmus. »Einer von ihnen führte in eine Zukunft, die es erforderlich machte, meine Großmutter zu töten.«

Stilgar warf einen raschen Blick auf den Sietch zurück, als fürchte er, Jessica könne Letos Worte sogar noch über diese Distanz hinweg vernommen haben. »Warum?«

»Um zu verhindern, daß wir das Gewürzmonopol verlieren.«

»Ich verstehe nicht.«

»Mir ergeht es nicht anders. Aber wenn ich in diesem Traum nach meinem Messer greife, ist es dieser Gedanke, der mich beherrscht.«

»Oh.« Wie man ein Messer benutzte, war Stilgar nicht

unbekannt. Er zog tief die Luft ein. »Was bedeutet der zweite Pfad?«

»Daß Ghani und ich heiraten, um die Blutlinie der Atreides zu erhalten.«

»Ghaaaa!« Stilgar stieß so heftig die Luft aus, daß nichts sein Entsetzen verbergen konnte.

»In alten Zeiten war das unter Königen und Königinnen durchaus nichts Ungewöhnliches«, erklärte Leto. »Aber Ghani und ich sind übereingekommen, uns dafür nicht herzugeben. Wir wollen uns nicht fortpflanzen.«

»Ich kann dich vor dieser letzten Entscheidung nur warnen!« sagte Stilgar heftig. Nach den Gesetzen der Fremen wurde Inzest in jedem Fall durch Erdrosseln bestraft. Er räusperte sich erneut und sagte: »Und der dritte Pfad?«

»Es ist mir aufgetragen worden, meinen Vater wieder zu einem Menschen zu machen.«

»Muad'dib war mein Freund«, knurrte Stilgar.

»Er war dein Gott! Und ich muß dafür sorgen, daß er von seinem Podest heruntergeholt wird.«

Stilgar wandte der Wüste den Rücken zu und starrte auf die zu seinem geliebten Sietch Tabr gehörende Oase. Reden dieser Art verunsicherten ihn stets und gefielen ihm nicht.

Leto spürte den Unwillen in Stilgars Bewegungen und war versucht, das Gespräch abzubrechen. Aber es gab Dinge, die hier und jetzt ausgesprochen werden mußten, weil sie keinen Aufschub duldeten. Selbst wenn sie den ganzen Tag hier verbrachten und redeten: Es war nicht zu umgehen, daß Stilgar erfuhr, was sich um sie herum abspielte und was die Notwendigkeiten erforderten. Das Haus Corrino war zweifellos in eine Verschwörung verwickelt, die Ghani und ihm nach dem Leben trachtete. Dennoch mußte alles, was er von jetzt an tat, auf das genaueste abgewägt werden. Stilgar hatte einst sogar dafür plädiert, Farad'n umbringen zu lassen. Es wäre ein leichtes Unterfangen geworden, da allgemein bekannt war,

welche Vorlieben der Prinz für süße Liköre hegte. Ein Anschlag mit Chaumurky - einem Gift, das lediglich in Flüssigkeiten wirkte - hätte seinem Leben schnell ein Ende gesetzt.

»Falls ich hier sterben sollte, Stil«, fuhr Leto fort, »solltest du dich vor Alia vorsehen. Du kannst sie nicht länger zu deinen Freunden zählen.«

»Welchen Zweck erfüllt dieses Gerede über deinen Tod und deine Tante?« Stilgar schien jetzt offensichtlich zu explodieren. *Lady Jessica umbringen! Vor Alia in acht nehmen! An diesem Ort zu sterben!*

»Es gibt eine Reihe kleiner Leute, die auf ihren Befehl hin auf der Stelle das Gesicht wechseln«, erklärte Leto. »Ein Herrscher muß kein Prophet sein, Stil. Auch nicht gottähnlich. Alles, was er sein sollte, ist - empfindsam. Ich bin mit dir hierhergekommen, um klarzustellen, wessen das Imperium am dringendsten bedarf. In erster Linie benötigt es eine gute Regierung. Und das hat weniger mit irgendwelchen erlassenen Gesetzen zu tun, sondern hauptsächlich mit der jeweiligen persönlichen Qualifikation der Herrschenden.«

»Die Regentin erfüllt die ihr auferlegten Pflichten in ausgezeichneter Weise«, erwiderte Stilgar. »Wenn du erst das nötige Alter erreicht hast...«

»Das *nötige* Alter? Ich bin die älteste Person von euch allen, und selbst du stellst neben mir nichts als ein kleines Kind dar, das seine ersten Gehversuche macht. Ich kann mich an Zeiten erinnern, die fünfzig Jahrhunderte in der Vergangenheit liegen. Hah! Ich weiß sogar noch, wie wir Fremen auf Thurgrod waren.«

»Was soll diese Angeberei?« fragte Stilgar ungehalten.

Leto nickte vor sich hin. Ja, was sollte sie? Warum prahlte er mit den Erinnerungen zahlloser Jahrhunderte? Es waren die Fremen von heute, die einen Großteil seiner Probleme darstellten. Die meisten von ihnen waren immer noch halbzivilisierte Wilde, die geneigt waren, über das Unglück der Naiven derbe Witze zu reißen.

»Nach dem Tod seines Besitzers löst ein Crysmesser sich auf«, sagte Leto. »Muad'dib ist verschwunden. Wie kommt es, daß die Fremen noch existieren?«

Auch das war wieder einer jener Gedankensprünge, die Stilgar verwirrten. Er war nicht in der Lage, darauf etwas zu erwidern. Auch wenn solche Worte auf ihn Eindruck machten – ihre Absichten entgingen ihm.

»Ich bin dazu ausersehen, einst Imperator zu werden und gleichzeitig ein Bediensteter zu sein«, sagte Leto und warf Stilgar über die Schulter einen Blick zu. »Mein Großvater, von dem ich den Namen erhielt, fügte seinem Wappen einen Spruch bei, der lautete: ›Hier bin ich, und hier bleibe ich‹.«

»Er hatte keine andere Wahl«, sagte Stilgar.

»Gut gesagt, Stil. Und genauso ergeht es mir. Durch meine Geburt hätte ich Imperator werden sollen, ebenso wie durch die Fähigkeit meiner Verstandeskraft. Ich weiß sogar, was das Imperium am allernötigsten hat: eine gute Regierung.«

»Das Wort ›Naib‹ hat ebenfalls eine alte Bedeutung«, sagte Stilgar. »Es heißt ›Der Diener der Gemeinschaft‹.«

»Ich erinnere mich an deine Ausbildung, Stil«, sagte Leto. »Um einen guten Führer abzugeben, muß der Stamm über Möglichkeiten verfügen, die Qualitäten eines Mannes, der ihn repräsentieren soll, zu prüfen.«

Aus der Tiefe seiner fremenitischen Seele erwiderte Stilgar: »Du wirst den Mantel des Imperators annehmen, wenn die Zeit dazu reif ist. Aber zuerst mußt du beweisen, daß du geeignet bist, die Rolle eines Herrschers auszufüllen!«

Unerwartet lachte Leto auf. Dann: »Zweifelst du meine Aufrichtigkeit an, Stil?«

»Natürlich nicht.«

»Dann mein Geburtsrecht?«

»Du bist, wer du bist.«

»Und wenn ich das, was man von mir erwartet, tue, ist das das Kriterium meiner Aufrichtigkeit?«

»Man erwartet das von einem Fremen.«

»Ich darf mir also keine inneren Gefühle erlauben, die mein Betragen leiten könnten?«

»Ich verstehe nicht, was das...«

»Wenn ich mich also stets brav verhalte, gleichgültig, was es für mich bedeutet, die eigenen Sehnsüchte zu unterdrücken, bin ich ein aufrichtiger Charakter.«

»Das ist nun einmal die Essenz der Selbstkontrolle, Bürschlein.«

»Bürschlein!« Leto schüttelte den Kopf. »Ah, Stil, du gibst dir wirklich alle Mühe, mich mit dem nötigen Rüstzeug für die rationale Ethik des Regierungsgeschäfts auszustatten. Ich habe also gefälligst konstant zu bleiben und alle meine Aktionen sollten auf den Wurzeln der Vergangenheit fußen.«

»So ist es.«

»Aber meine Vergangenheit reicht viel tiefer als deine!«

»Welcher Unterschied...«

»Für mich existiert keine erste Person Einzahl, Stil. Ich stelle eine multiple Persönlichkeit dar, mit Erinnerungen an Traditionen, die älter sind, als du dir vorzustellen vermagst. Das ist die Bürde, die ich tragen muß, Stil. Ich bin auf die Vergangenheit ausgerichtet, vollgestopft mit Erkenntnissen und Erfahrungen, die gegen alles Neue und jeden Wechsel rebellieren. Aber Muad'dib hat all dies...« – er deutete mit dem ausgestreckten Arm über die Wüste und den Schildwall – »...verändert.«

Stilgar drehte sich um, um den Schildwall anzusehen. Am Fuße der Wand war seit dem Tode Muad'dibs eine kleine Siedlung entstanden; Gebäude, die eine Station beherbergten, die sich damit beschäftigte, neue Anpflanzmethoden zu entwickeln, die man in der Wüste anwenden wollte. Er starrte auf die von Menschenhand geänderte Landschaft und dachte nach. Eine Veränderung? Sicher. Die kleine Ortschaft stellte einen Fremdkörper dar, der ihn bedrückte. Irgendwie erschien sie ihm wie ein Angriff auf die einstige Größe dieser Welt.

Stilgar stand da und wünschte sich plötzlich, daß ein Wind aufkäme und die Häuser mit einem Schlag hinwegfegte. Zitternd wandte er sich ab.

Leto sagte: »Hast du schon gemerkt, daß diese neuen Destillanzüge immer schlampiger in der Qualität sind, Stil? Sie verlieren viel zuviel Wasser.«

Beinahe hätte Stilgar darauf geantwortet: *Habe ich es nicht gesagt?* Aber er hielt sich zurück und sagte statt dessen: »Unsere Leute verlassen sich immer mehr auf die Pillen.«

Leto nickte. Die Pillen, die die Körpertemperatur veränderten, reduzierten gleichzeitig den Verlust von Wasser. Sie waren billiger und leichter herzustellen als Destillanzüge – aber gleichzeitig verursachten sie unter ihren Benutzern andere Probleme. Und die verlangsamte körperliche Reaktion war nur eines davon. Auch die Visionen wurden unklarer.

»Sind wir deswegen hier herausgekommen«, fragte Stilgar, »um uns über die Herstellung von Destillanzügen zu unterhalten?«

»Warum nicht?« gab Leto zurück. »Wenn du schon nicht den Dingen ins Gesicht sehen willst, über die ich gerne mit dir reden würde.«

»Warum soll ich mich vor deiner Tante in acht nehmen?« fragte Stilgar in verärgertem Tonfall.

»Weil sie nur vordergründig so tut, als hänge sie dem alten Frementraum, nicht zuviel Veränderung über uns zu bringen, an. In Wirklichkeit bereitet sie einen Wechsel vor, der größer ist, als du dir vorstellen kannst.«

»Du machst aus einer Mücke einen Elefanten! Alia ist eine echte Fremen.«

»Ah, dann sollte ein echter Fremen auch nicht die Vergangenheit vergessen, die sich in mir befindet. Stil, hätte ich zu entscheiden, würde ich auf einer geschlossenen Gesellschaft bestehen, die sich hundertprozentig an die geheiligten Erfahrungen der Vergangenheit orientiert. Ich würde die Einwanderung kontrollieren und mich dar-

auf berufen, daß sie lediglich dazu dient, neue Ideen mit sich zu bringen, die zu nichts anderem nützlich sind, als die Struktur unseres Lebens zu vergiften. Jeder noch so winzige Planet könnte seinen eigenen Weg gehen und könnte so leben, wie es ihm gefällt. Und im Endeffekt würde das Imperium unter all diesen unterschiedlichen Auffassungen zerbrechen.«

Stilgar versuchte zu schlucken. Seine Kehle war wie ausgedörrt. Muad'dib hätte diese Worte nicht besser sagen können. Irgendwie hätten sie auch zu ihm gepaßt, obwohl sie paradox und furchterregend erschienen. Aber wenn man auch nur die geringste Veränderung der Lebensumstände gestattete... Er schüttelte den Kopf.

»Wenn du in ihr lebst, Stil, zeigt dir die Vergangenheit möglicherweise, wie du dich zu verhalten hast, auch wenn sich die äußeren Umstände verändern.«

Es blieb Stilgar nichts anderes übrig, als sich selbst gegenüber zuzugeben, daß sich die Umstände tatsächlich geändert hatten. Aber was konnte man dagegen tun? Er schaute an Leto vorbei auf die Wüste und nahm sie doch nicht wahr. Die Fläche lag in das goldene Licht der steigenden Sonne getaucht, während sich an ihren Rändern violette Schatten breitmachten. Die aus Staub bestehende Nebelbank, die in der Regel über der Habbanya-Erhebung hing, war in weiter Ferne zu erkennen, während die Wüste, die sich vor seinen Augen ausbreitete, allmählich in ein Gewirr von weichen, ineinander übergehenden Linien verwandelte. Durch das Hitzegeflimmer konnte er grüne Flecken erkennen; Pflanzen, die im Schatten heranwuchsen. Muad'dib hatte dafür gesorgt, daß in dieser Umgebung das Leben wuchs und die Farben leuchteten: Kupferhell, golden, rote Blumen und gelbe, rostfarbene Büsche mit graugrünen Zweigen, die sich steigernde Hitze des Tages ließ die Schatten vor seinen Augen verschwimmen. Die Luft flimmerte, soweit der Blick reichte.

Plötzlich sagte Stilgar: »Ich bin nur ein Fremenführer, aber du der Sohn eines Herzogs.«

»Du hast es ausgesprochen, ohne es zu wissen«, sagte Leto. Stilgar runzelte die Stirn. Irgendwann, vor langer Zeit, hatte Muad'dib ihm etwas Ähnliches gesagt.

»Du erinnerst dich doch noch, nicht wahr, Stil?« fragte Leto. »Wir befanden uns damals in den Habbanya-Höhlen, und dieser Sardaukar-Offizier – er hieß Aramsham, weißt du noch? – tötete seinen Freund, um sich selbst zu retten. Du hast damals mehrere Male davor gewarnt, die Leben gefangener Sardaukar, die unsere Nahkampftechniken kennen, zu schonen. Und du sagtest, sie würden das, was sie einmal gesehen haben, wiederfinden, daß sie schon allein deswegen getötet werden müßten. Und mein Vater sagte daraufhin: ›Du hast es ausgesprochen, ohne es zu wissen.‹ Das hat dich damals verletzt. Du erzähltest ihm, du seiest lediglich ein *einfacher* Fremenführer und daß Herzöge natürlich viel wichtigere Dinge wissen müßten.«

Stilgar starrte auf Leto nieder. *Wir befanden uns in den Habbanya-Höhlen! Wir!* Dieses... dieses *Kind*, an das damals noch niemand zu denken gewagt hätte, kannte jedes Detail – und das in einer Weise, als sei es persönlich zugegen gewesen. Dies war für ihn ein weiterer Beweis dafür, daß man die Zwillinge nicht anhand gewöhnlicher Kriterien messen durfte.

»Und jetzt hör mir zu«, fuhr Leto fort. »Falls ich sterbe oder in der Wüste verschwinde, mußt du aus dem Sietch Tabr fliehen. Ich befehle es dir. Du wirst Ghani mitnehmen und...«

»Noch bist du nicht mein Herzog! Du bist ein... ein Kind!«

»Ich bin ein Erwachsener im Körper eines Kindes«, erwiderte Leto und deutete auf eine unter ihm liegende Felsspalte. »Wenn ich hier sterben sollte, wird es genau dort sein. Du wirst das Blut sehen und Bescheid wissen. Dann nimmst du meine Schwester und...«

»Ich werde deine Leibwache verdoppeln lassen«, sagte Stilgar. »Du wirst diesen Ort hier nicht mehr betreten. Wir werden außerdem jetzt gehen und...«

»Stil! Du kannst mich nicht zurückhalten. Ruf dir noch einmal den Tag in den Habbanya-Höhlen ins Gedächtnis zurück. Erinnerst du dich? Die Erntefabrik befand sich draußen im Sand, und ein großer Wurm bewegte sich darauf zu. Es gab keine Möglichkeit, die Fabrik vor ihm zu retten, und mein Vater ärgerte sich darüber. Gurney dachte nur noch an die Männer, die er dort draußen verloren hatte. Erinnere dich an die Worte, die er damals aussprach: ›Dein Vater hätte sich mehr Gedanken wegen der Menschen gemacht, die dabei draufgegangen sind‹. Stil, ich bitte dich, Menschenleben zu retten. Sie sind wichtiger als tote Gegenstände. Und Ghani ist die Kostbarste von allen, weil sie – ohne mich – die einzige Hoffnung der Atreides darstellt.«

»Ich will jetzt nichts mehr davon hören«, sagte Stilgar unwirsch, wandte sich um und begann die Felsen, die zur Wüste hinabführten hinunterzuklettern. Er hörte, daß Leto ihm folgte, plötzlich neben ihm einherschritt und, einen Blick zurückwerfend, sagte: »Ist dir aufgefallen, Stil, wie hübsch die jungen Mädchen in diesem Jahre sind?«

18

Das Leben eines einzelnen Menschen existiert ebenso wie das einer Familie oder eines ganzen Volkes in der Erinnerung weiter. Die Angehörigen meines Volkes müssen dies als Teil eines Reifeprozesses erkennen. Sie stellen einen Organismus dar, dessen bestehende Erfahrungen sich in einem unerschöpflichen Reservoir ansammeln, aus dem die gesamte Menschheit zu schöpfen vermag, hat sie die Absicht, das Universum zu verändern. Viel des gespeicherten Wissens mag durch Zufälle wieder verlorengehen, die wir als Schicksal bezeichnen, und manches mag bei dem Versuch evolutionärer Veränderung der Welt, weil es zu sehr auf weltliche Dinge zugeschnitten ist, auch deswegen keine Verwendung finden. Die Spezies kann vergessen! Der besondere Wert des Kwisatz Haderach, von dem die Bene Gesserit niemals etwas ahnten, ist jedoch die Tatsache, daß er niemals etwas vergessen kann.

Das Buch Leto,
nach Harq al-Ada

Obwohl Stilgar es sich nicht zu erklären vermochte, fand er Letos gelegentliche Beobachtungen zutiefst beunruhigend. Während des ganzen Weges, der sie zum Sietch Tabr zurückführte, war er nicht in der Lage, über etwas anderes nachzudenken als über die Worte, die sie draußen, in der einzigen Gesellschaft des ›Begleiters‹, gewechselt hatten.

Es stimmte auch, daß die jungen Frauen des Planeten Arrakis in diesem Jahr besonders hübsch waren. Und die jungen Männer ebenfalls. Ihre Gesichter deuteten darauf

hin, daß die Zeit der Wasserknappheit vorbei war und ihre Augen leuchteten und blickten in die Ferne. Immer öfter stellten sie ihre Körper ohne die hinderlichen Überwürfe, ohne Destillanzugsmasken und ähnliche Dinge, die der Vermummung dienten, zur Schau. Es kam sogar vor, daß sie hin und wieder ohne Destillanzug hinausgingen und statt dessen die leichten, neumodischen Kleider trugen, die von ihren Körpern mehr zeigten als verbargen.

Die Schönheit der Menschen hatte sich der neuen Landschaft angepaßt. Rief man sich die alte Welt in Erinnerung zurück, so wurde das Auge sofort mit mageren, graugrünen Gewächsen konfrontiert, die zwischen rotbraunen Felsen dahinvegetierten. Die Sietchkultur der Höhlenbewohner drohte in Vergessenheit zu geraten. Man hatte vergessen, was es bedeutete, sorgfältig mit der Feuchtigkeit umzugehen. Statt dessen hatte man zugelassen, daß die neue Generation damit begann, neue Dörfer aus Lehmziegeln zu bauen. Aus *Lehmziegeln!*

Warum wollte ich, daß man das Dorf da hinten zerstört? fragte sich Stilgar. Er stolperte beinahe, als es ihm klar wurde.

Es war nur allzu deutlich, daß er Angehöriger eines aussterbenden Kulturzweiges war. Alte Fremen pflegten stets empört nach Luft zu schnappen, wenn sie mitansehen mußten, wie man heutzutage mit dem Wasser umging. Allein der Gedanke, daß man es an der warmen Luft verdampfen ließ, um mit seiner Hilfe Ziegelsteine herzustellen, brachte sie zur Raserei: Die Flüssigkeit, die man brauchte, um ein Haus für eine Familie zu bauen, konnte einen ganzen Sietch für ein Jahr am Leben erhalten.

Außerdem verfügten diese neuen Häuser über transparente Fenster, durch die die Sonnenstrahlen eindringen und die Körper der Bewohner austrocknen konnten. Man konnte sie sogar nach außen öffnen.

Die Bewohner dieser neuen Häuser waren auch die

einzigen, die von den Fenstern aus einen Blick auf die veränderte Landschaft werfen konnten: Sie waren nicht länger von Felswänden umgeben und dem Sietch verpflichtet. Und wo sich die neue Landschaft breitmachte, änderte sich auch die Vorstellungskraft der Menschen. Stilgar fühlte das. Die Veränderung der Landschaft hatte mit dazu beigetragen, daß manche Fremen plötzlich auch den Drang verspürten, andere Welten zu sehen. Sie waren in den Weltraum hinausgezogen, während sie früher an diese trockene Welt gebunden gewesen waren und sich der Notwendigkeit unterworfen hatten. Damals hatte man auch noch nicht diese Offenheit im Reden und Denken geteilt, die den meisten anderen Bewohnern des Imperiums zu eigen war.

Stilgar wurde klar, daß diese Veränderungen es waren, die auch seine Ängste und Zweifel schürten. In den alten Tagen war es eine wirkliche Seltenheit gewesen, daß sich ein Fremen dazu entschloß, Arrakis zu verlassen und sein Glück auf einer anderen, an Wasser reicheren Welt zu suchen. Man hatte nicht einmal im Traum daran gedacht, sich dem Wüstenplaneten durch Flucht zu entziehen.

Stilgar konzentrierte sich auf den vor ihm hergehenden Leto. Er hatte davon gesprochen, daß man es verbieten müsse, daß die Leute Arrakis verließen. Für die meisten Fremen war dies bisher immer noch die Realität gewesen, selbst wenn für eine ganze Reihe dieser Traum vielleicht ein Sicherheitsventil darstellen mochte. Aber jetzt hatte die planetare Leibeigenschaft ihre absolute Grenze erreicht. Die Fremen waren im Begriff, sich nach innen zu wenden, ihr Bewußtsein so zu verbarrikadieren, wie sie sich einst in ihren Höhlen gegen die Umwelt eingeschlossen hatten.

Die wahre Bedeutung des Sietchs - der eines Ortes der Zuflucht in schlimmen Zeiten - war bedeutungslos geworden. Für die meisten stellte er jetzt nur noch ein Gefängnis dar, in das man hineingeboren wurde.

Leto sagte die Wahrheit: Es war Muad'dib gewesen, der den Stein der Veränderung ins Rollen gebracht hatte.

Stilgar fühlte sich plötzlich verloren. Er spürte, wie seine alten Vorstellungen ins Wanken gerieten. Die neue Vision der Zukunft war schuld daran, daß die Menschen jetzt das Bedürfnis entwickelten, sich ihrer Wurzeln zu entledigen.

»Wie hübsch in diesem Jahr die jungen Mädchen sind.«

Die alten Sitten (*Meine Sitten!* kam ihm zu Bewußtsein) waren nicht unschuldig daran, daß sein Volk jegliche Historie, außer jener, die es auf sein inneres Selbst bezog, ignorierte. Die alten Fremen hatten die Geschichte aus den Erfahrungen ihrer Emigration herausgelesen, aus ihrer Flucht von einem Planeten zum anderen. Die alte planetarische Regierung war der festgesetzten Politik des alten Imperiums gefolgt, hatte jeglichen Fortschritt unterdrückt, Kreativität und Evolution unterbunden. Den Aufschwung hatte man als gefährliche Sache angesehen, weil er in den Augen des Imperiums und seiner Machthaber gefährlich gewesen war.

Mit einem plötzlichen Erschrecken wurde Stilgar sich bewußt, daß diese Dinge ebenso gefährlich gewesen waren wie jener Kurs, den Alia zu steuern im Begriff war.

Erneut verlor er das Gleichgewicht. Der Abstand zwischen ihm und Leto wurde noch größer.

In den alten Tagen und alten Religionen hatte es keinerlei Zukunft gegeben, nur ein endloses *Jetzt*. Vor dem Erscheinen Muad'dibs, sah Stilgar, waren die Fremen dazu erzogen worden, lediglich Verlierer in sich zu sehen, für die es keinerlei Erfüllung geben würde. Nun... sie hatten an Liet-Kynes geglaubt, aber er hatte ihnen gesagt, daß sie vierzig Generationen bräuchten, um ihr Ziel zu erreichen. Es war keine Erfüllung, die er ihnen versprochen hatte – aber ein Traum. Und auch er hatte sich letztendlich gegen sie gewandt.

Muad'dib ist dafür verantwortlich!

Während des Djihad hatten die Fremen eine Menge über den alten Imperator Shaddam IV. in Erfahrung gebracht. Der einundachtzigste Padischah des Hauses Corrino hatte den Goldenen Löwenthron, der ihm die Macht über die unzähligen Welten des Imperiums verlieh, mit dem Plan bestiegen, aus Arrakis einen Prüfstein für jene Politik zu machen, mit der er später sein gesamtes Reich beglücken wollte. Die von ihm eingesetzte planetarische Regierung hatte daraufhin, um die eigene Machtstellung nicht zu gefährden, einen ständigen Pessimismus in der Bevölkerung kultiviert, dem schließlich jedermann auf dem Planeten – egal ob Städter oder nomadisch lebender Fremen – angehangen hatte. Man hatte ihnen eingeredet, sie seien das Volk der ewigen Verlierer, für das es keine Rettung gab.

»Wie hübsch in diesem Jahr die jungen Mädchen sind!«

Während sein Blick sich auf den Rücken des dahinschreitenden Leto heftete, fragte Stilgar sich, wie es der Junge fertiggebracht hatte, seine Gedanken derart zum Fließen zu bringen. Leto hatte doch nur eine ganz simple Feststellung getroffen. Und was hatte sich daraus entwickelt? Jetzt stand er da und sah Alia und die Ratsversammlung in einem ganz anderen Licht.

Alia war zum Beispiel vernarrt in die Ansicht, daß die alten Sitten langsam wieder Fuß faßten. Stilgar hatte diese Feststellung immer als reichlich vage und als durch nichts bewiesen angesehen. Neuerungen mußten unterdrückt und abweichende Ansichten bekämpft werden. Hatte eine Priesterschaft überhaupt eine andere Funktion, als abweichende Ansichten zu bekämpfen?

Des weiteren stand Alia auf dem Standpunkt, daß die Gelegenheiten für öffentliche Auseinandersetzungen auf überschaubare Grenzen reduziert werden müßten. Aber das bedeutete, daß man die wiederkehrende Bedrohung durch die Technik nur dazu benutzen konnte, die Bevölkerung in ihren Grenzen zu halten. In diesem Sinne hatten auch die Erbauer gehandelt. Jede erlaubte

Technik mußte während des Rituals ihren Segen erhalten. Sonst... sonst...

Stilgar stolperte zum drittenmal. Er hatte jetzt den Qanat erreicht und sah Leto unter einem Aprikosenbaum, der neben dem fließenden Gewässer wuchs, warten. Er schritt durch hohes Gras.

Hohes Gras!

Was soll ich nur glauben? fragte er sich verzweifelt.

Für einen Fremen seiner Generation war es völlig normal, daran zu glauben, daß jedes Individuum seine Grenzen hatte. Traditionsgebundenes Verhalten stellt das am meisten kontrollierende Element einer beständigen Gesellschaft dar. Die Leute hatten einfach zu wissen, wo ihre zeitlichen, gesellschaftlichen und territorrialen Grenzen lagen. Was war falsch daran, den Sietch als Denkmodell für die gesamte Gesellschaft gelten zu lassen? Wenn man das Gefühl des Abgekapseltseins hatte – war es dann nicht besser, dies im Kreis der Familie und der Gemeinschaft zu diskutieren?

Stilgar hielt an und warf Leto einen Blick zu. Der Junge stand abwartend da und lächelte.

Hat er eine Ahnung, wie es jetzt in meinem Kopf aussieht? fragte Stilgar sich.

Und der alte Naib der Fremen versuchte in den traditionellen Katechismus seines Volkes zurückzufallen. Jeder Aspekt des Lebens erfordert eine einfache Form, deren eigene Zirkulation auf dem geheimen, inneren Wissen basiert, was funktioniert und was nicht. Das Modell für das Leben, für die Gemeinschaft, für jedes Element einer größeren Gesellschaft, bis hinauf zu den höchsten Stellen der Regierungsmacht und darüber hinaus, konnte sein Pendant in der Sietchgemeinschaft finden. Und sein Gegenstück im Shai-Hulud. Der gigantische Sandwurm war sicher die am meisten gefürchtete Kreatur – aber wenn man ihn bedrohte, verschwand auch er in den undurchdringlichen Tiefen.

Die Veränderung ruft Gefahren hervor! sagte sich Stil-

gar. Einförmigkeit und Stabilität waren die vordringlichsten Ziele einer Regierung.

Aber die jungen Männer und Frauen waren wirklich hübsch.

Sie erinnerten ihn an die Worte, die Muad'dib gesprochen hatte, als er Shaddam IV. gegenüberstand: *›Ich suche nicht das lange Leben eines Imperators - sondern das des Imperiums.‹*

War dies nicht auch immer mein Ziel gewesen? dachte Stilgar.

Er ging schließlich weiter und schlug, zur Rechten Letos, die Richtung auf den Sietch ein. Neben ihm bewegte sich der Junge, als habe er auf ihn gewartet.

Und Stilgar fiel ein, daß Muad'dib auch noch etwas anderes gesagt hatte: *›So wie Individuen geboren werden, heiraten, Kinder zeugen und sterben - ergeht es auch Zivilisationen und Regierungen.‹*

Gefahr oder nicht - es würde eine Veränderung geben. Die hübschen jungen Fremen schienen dies zu ahnen. Sie hatten in die Welt hinausgesehen und bereiteten sich nun darauf vor.

Stilgar blieb stehen. Hätte er das nicht getan, wäre Leto von ihm überrannt worden.

Der Junge schaute mit einem wissenden Blick zu ihm auf und sagte: »Verstehst du jetzt, Stil? Die Tradition ist keineswegs der absolut verläßliche Führer, für die du sie bisher hieltest.«

19

Ein Fremen stirbt dann, wenn er zu lange von der Wüste entfernt gelebt hat. Wir nennen dies die ›Wasserkrankheit‹.

Stilgar,
die Kommentare

»Es ist nicht einfach für mich, dich darum zu bitten«, sagte Alia, »aber... ich muß dir klarmachen, daß auf Pauls Kinder ein Imperium wartet, das sie erben werden. Es gibt noch einen weiteren Grund, aus dem ich die Regentschaft übernommen habe.«

Sie wandte sich von dem Spiegel, an dem sie ihre Morgentoilette erledigt hatte, ab und sah ihren Mann an. Wie würde er auf ihre Worte reagieren? Duncan Idaho bedurfte in Augenblicken wie diesen stets eines kontrollierenden Blickes, denn es gab nicht den geringsten Zweifel, daß aus ihm in letzter Zeit weit mehr geworden war als jener ehemalige Schwertmeister des Hauses Atreides, den er in der Vergangenheit verkörpert hatte. Seine äußere Erscheinung war freilich die gleiche geblieben: Noch immer trug er das schwarze Haar kurz. Auch seine Züge waren dunkel geblieben. Aber in den Jahren, die ihn aus dem Status eines Ghola herausgerissen und zum Erwachen gebracht hatten, war in ihm auch eine innere Metamorphose vor sich gegangen.

Alia fragte sich – und sie hatte sich dies schon sehr oft gefragt – was seine Neugeburt als Ghola für Auswirkungen auf ihn gehabt hatte. Bevor die Tleilaxu ihn die Auswirkungen ihrer geheimen Wissenschaft hatten spüren lassen, war Duncan ein klarer Parteigänger der Atreides gewesen; loyal und einem fanatischen Ehrencodex unterworfen, der sogar dazu geführt hatte, daß er für die Fa-

milie sein Leben ließ. Wäre er nicht gewesen, wäre der Kampf gegen das Haus Harkonnen in letzter Konsequenz möglicherweise gescheitert. Paul verdankte ihm sein Leben. Aber die Tleilaxu hatten Duncans Körper den Sardaukar abgekauft und ihn in ihren Regenerationsbottichen zu einem Zombie-Katrundo heranwachsen lassen. Nach seinem Erwachen hatte er über das Fleisch Duncan Idahos verfügt – aber nicht mehr über seine Erinnerungen. Man hatte ihn zum Mentaten ausgebildet und Paul als Geschenk überreicht, dem er als menschlicher Computer jedoch nur so lange dienen sollte, bis ihn ein hypnotischer Befehl dazu veranlaßte, seinen Eigentümer zu erschlagen. Irgendwie war es dem Körper Duncan Idahos gelungen, sich aus der Umklammerung der Verschwörer zu entwinden – und dann war auch seine eigene Vergangenheit, sein Bewußtsein zu ihm zurückgekehrt.

Es war Alia bereits seit langem klar, daß es gefährlich sein konnte, in der Privatheit ihrer Gedanken von ihm einfach als Duncan zu denken. Der Ghola-Name, den man ihm verliehen hatte, paßte besser zu ihm: Hayt. Viel besser. Und weiterhin war ihr klar, daß er unter keinen Umständen etwas davon erfahren durfte, daß der alte Baron Harkonnen sich in ihrem Bewußtsein ausgebreitet hatte.

Duncan sah, daß Alia ihn musterte und wandte sich ab. Selbst die Liebe konnte nicht verschleiern, daß mit ihr eine Veränderung vorgegangen war. Ebenso blieben ihm ihre Motive nicht verborgen. Die facettierten Metallaugen, mit denen die Tleilaxu ihn ausgestattet hatten, dienten ihm nicht nur zum Sehen, sondern auch zu anderen Wahrnehmungen. Sie konnten mehr, als man gemeinhin vermutete.

»Warum drehst du dich um?« fragte Alia.

»Ich muß darüber nachdenken«, sagte Duncan. »Die Lady Jessica ist eine... Atreides.«

»Und deine Loyalität gehört dem Haus und nicht mir«, entgegnete Alia.

»Du solltest aufhören, mich mit derartigen Interpretationen zu beeinflussen«, erwiderte Duncan.

Alia biß sich auf die Lippe. War sie zu schnell vorgeprescht?

Duncan durchquerte den Raum und blieb an einer mit einem leichten Vorhang bedeckten Fensteröffnung stehen. Von hier aus konnte er genau auf den Tempelvorplatz sehen. Die Pilger versammelten sich bereits. Sie wurden von arrakisischen Krämern umschwärmt, die sich am Rand der Menschenschlange entlangbewegten wie ein Rudel Raubtiere, das einer Viehherde von der Flanke aus zusetzte. Er konzentrierte sich auf eine bestimmte Händlergruppe, die Gewürzkörbe auf den Armen trugen. Hinter ihnen, einige Schritte zurück, standen fremenitische Krämer, die selbstbewußt durch die sich versammelnde Menge hindurchschritten.

»Sie verkaufen geätzten Marmor«, sagte Duncan und deutete nach unten. »Wußtest du das? Sie legen die Stücke in die Wüste, damit der Sturmsand sie modelliert. Manchmal kommt es dabei zu interessanten Mustern. Es wird als neue Kunstform bezeichnet, die ziemlich populär geworden ist. Echter, sandsturmzerkratzter Marmor vom Wüstenplaneten. Ich habe letzte Woche ein Stück gekauft. Es sah aus wie ein goldener Baum mit fünf Ästen. Sehr nett, aber auch ziemlich zerbrechlich.«

»Fang nicht an, das Thema zu wechseln«, sagte Alia.

»Ich habe das Thema nicht gewechselt«, erwiderte Duncan. »Es ist hübsch, aber keine Kunst. Menschen schaffen Kunst aus ihrer eigenen Gewalt, aus ihrem eigenen Wollen heraus.« Er faßte mit der rechten Hand nach dem Vorhang. »Die Zwillinge verabscheuen diese Stadt – und ich fürchte, ich verstehe sie.«

»Ich fürchte jedenfalls, daß ich hier keinen Zusammenhang sehe«, sagte Alia. »Die Entführung meiner Mutter wird keine richtige Entführung sein. Gibt es eine größere Sicherheit für sie, als deine Gefangene zu sein?«

»Diese Stadt wurde von Blinden erbaut«, sagte Dun-

can. »Wußtest du, daß Leto und Stilgar in der letzten Woche den Sietch verlassen haben? Daß sie eine ganze Nacht draußen zubrachten?«

»Man hat mir davon berichtet«, sagte Alia. »Was diese Wüstenkrämer angeht – willst du, daß ich ihnen verbiete, diese Dinge zu verkaufen?«

»Das wäre schlecht für das Geschäft«, erwiderte Duncan und wandte sich um. »Weißt du, was Stilgar sagte, als ich ihn fragte, was sie in dieser Nacht draußen taten? Er sagte, daß Leto es wünsche, mit dem Geist Muad'dibs zusammenzutreffen.«

Eine panische Kältewelle überspülte Alia. Sie warf einen raschen Blick in den Spiegel, um sicherzugehen, daß man es ihr nicht ansah. Es war unvorstellbar, daß Leto sich für einen solchen Unsinn aus dem Sietch herausbegab. Was hatte das zu bedeuten? Eine Verschwörung?

Idaho legte, als wolle er ihrem Anblick entgehen, eine Hand über das Gesicht und sagte: »Stilgar sagte, er sei deshalb mit Leto hinausgegangen, weil er noch immer an Muad'dib glaubt.«

»Natürlich tut er das!«

Idaho kicherte. Aus seiner Kehle hörte sich das Geräusch höhlenhaft leer an. »Er sagt, daß er immer noch daran glaubt, weil Muad'dib immer für den kleinen Mann da war.«

»Und was hast du darauf erwidert?« fragte Alia, bemüht, ihre Furcht zu verbergen.

Idaho nahm die Hand von seinem Gesicht. »Ich sagte zu ihm: ›Also bist du auch einer von den kleinen Leuten.‹«

»Duncan! Du treibst ein gefährliches Spiel. Wenn du auch nur den Versuch unternimmst, diesen Naib zu reizen, könnte er sich in ein Ungeheuer verwandeln, das uns alle verschlingt.«

»Er glaubt immer noch an Muad'dib«, entgegnete Idaho. »Das ist unser Schutz.«

»Was hat er dir geantwortet?«

»Er sagte, er kenne sein eigenes Bewußtsein.«

»Ich verstehe.«

»Nein... Ich glaube nicht, daß du das tust. Dinge, die beißen, verfügen über längere Zähne als Stilgar.«

»Ich verstehe dich heute jedenfalls nicht, Duncan. Ich bitte dich, eine sehr wichtige Aufgabe zu übernehmen, eine Aufgabe, die... Was soll das ständige Abschweifen?«

Wie ungeduldig sie sich anhörte. Duncan Idaho wandte sich wieder dem Fenster zu. »Als man mich zum Mentaten ausbildete... Es war sehr schwierig, zu lernen, wie das eigene Bewußtsein funktioniert, Alia. Es ist wirklich seltsam. Du kannst deine Muskeln Dinge tun lassen, die du willst, aber der Geist arbeitet aus sich heraus allein. Manchmal, wenn du glaubst, es endlich herausgefunden zu haben, zeigt er dir Dinge, die du gar nicht sehen willst.«

»War das der Grund, aus dem du versucht hast, Stilgar zu beleidigen?«

»Er kennt seinen Geist überhaupt nicht; er weigert sich, ihn einfach frei laufen zu lassen.«

»Ausgenommen während der Gewürzorgien.«

»Nicht einmal dort. Das ist es ja gerade, was aus ihm einen Naib gemacht hat. Um die Menschen führen zu können, kontrolliert er seine Reaktionen und setzt ihnen Grenzen. Er tut das, was man von ihm erwartet. Wenn man das weiß, weiß man auch alles über Stilgar. Und daran kannst du die Länge seiner Zähne abmessen.«

»Die Fremen sind eben so«, sagte Alia. »Willst du es nun tun, Duncan, oder nicht? Sie muß verschwinden – und es muß so aussehen, als sei das Haus Corrino dafür verantwortlich.«

Duncan Idaho schwieg und wog insgeheim sowohl ihre Argumente als auch den von ihr gebrauchten Tonfall gegeneinander ab. Der Entführungsplan hatte ihn, so kalt, wie sie ihn darüber informiert hatte, schockiert. Das Leben der eigenen Mutter aufs Spiel zu setzen – aus

Gründen, die noch in weiter Ferne lagen? Alia log. Möglicherweise war sogar etwas dran an den Gerüchten, die man sich über sie und Jarvid erzählte. Allein der Gedanke führte dazu, daß er das Gefühl entwickelte, in seinem Magen befinde sich ein überdimensionaler Eisklumpen.

»Du bist der einzige, dem ich in dieser Beziehung über den Weg trauen kann«, sagte Alia.

»Das weiß ich«, murmelte Idaho.

Als hätte er seine Zustimmung gegeben, lächelte Alia sich in ihrem Spiegel zu.

»Du weißt«, fuhr Idaho fort, »daß es die Art der Mentaten ist, jeden Menschen lediglich als eine Ansammlung von Beziehungen zu sehen.«

Alia antwortete nicht. Sie saß da und war in diesem Moment ganz in einer persönlichen Beziehung gefangen, die sie nicht einmal zu verbergen vermochte. Idaho, der in diesem Moment über die Schulter zurücksah, studierte ihren Gesichtsausdruck und schauderte. Es erschien ihm, als stehe sie mit Stimmen in Verbindung, die nur sie allein hören konnte.

»Beziehungen«, flüsterte Alia.

Und Idaho dachte: *Man muß die alten Agonien von sich abschütteln, wie die Schlange sich ihrer Haut entledigt - nur um in sich neue heranwachsen zu lassen, die einem deutlich machen, wo seine Grenzen liegen, die man akzeptieren muß. Vor dem gleichen Dilemma standen alle Regierungen - und auch die Regentschaft. Wenn sie alt werden, kann man sie beiseite fegen wie einen Haufen rostiger Nägel. Ich muß eine Lösung finden, aber keine, die in die Richtung zielt, die Alia einschlagen will.*

Alia zuckte plötzlich die Achseln und sagte: »Leto sollte in Zeiten wie diesen nicht solche Spaziergänge unternehmen. Ich werde ihn darauf hinweisen.«

»Nicht einmal mit Stilgar?«

»Nicht einmal mit ihm.«

Sie stand auf, verließ ihren Platz vor dem Spiegel, stellte sich neben Idaho und legte eine Hand auf seinen Arm.

Er unterdrückte einen Schauder und bemühte sich, sie mit den berechnenden Augen des Mentaten zu sehen. Trotzdem revoltierte irgend etwas in ihm dagegen.

Es lag an ihr. Er brachte es nicht fertig, sie anzusehen, atmete den Gewürzgeruch ihrer Kosmetika ein und räusperte sich.

Sie sagte: »Ich werde heute damit beschäftigt sein, Farad'ns Geschenke zu untersuchen.«

»Die Kleider?«

»Ja. Nichts von dem, was er tut, ist, was es scheint. Und wir sollten nicht vergessen, daß sein Bashar Tyekanik ein Experte auf den Gebieten Murky, Chaumas und allen anderen Möglichkeiten heimtückischen Meuchelmordes ist.«

»Das ist der Preis der Macht«, sagte Idaho und zog sich von ihr zurück. »Aber immerhin können wir uns noch bewegen - darin sind wir Farad'n über.«

Alia studierte sein ausdrucksloses Gesicht. Manchmal war die Funktionsweise seines Bewußtseins nahezu unergründlich für sie. Glaubte er, daß lediglich die Freiheit der Tat eine militärische Kraft aufrechterhalten konnte? Nun, das Leben auf Arrakis war einfach über eine zu große Zeitspanne hinweg sicher gewesen. Sinne, die sich zu lange auf omnipräsente Gefahren konzentrierten, ohne daß diese jemals eintrafen, führten dazu, daß sie nach und nach an Wachsamkeit verloren.

»Ja«, sagte sie. »Und wir haben immer noch die Fremen.«

»Beweglichkeit«, wiederholte Idaho. »Wir dürfen nicht zum Gegenteil entarten. Das wäre die größte Narretei, die wir begehen könnten.«

Der Tonfall, in dem er diese Worte sprach, verunsicherte sie. Alia sagte: »Farad'n wird jede Möglichkeit, uns zu vernichten, nutzen.«

»Ah«, erwiderte er, »das ist es. Das ist eine Form der

Initiative, eine Beweglichkeit, die wir in den alten Tagen nicht besaßen. Wir hatten einen Code - den Code des Hauses Atreides. Wir haben für jeden unserer Schritte bezahlt, während unser Gegner die Rolle des Plünderers spielte. Diese Einschränkung gilt heute natürlich nicht mehr. Jetzt können wir uns beide bewegen - sowohl das Haus Atreides als auch das der Corrinos.«

»Wir entführen meine Mutter sowohl, um sie vor einer Gewalteinwirkung, als auch vor Gefahren jeglicher anderen Art zu beschützen«, sagte Alia. »Wir leben immer noch nach unserem Code!«

Idaho sah auf sie hinunter. Sie kannte die Gefahr, die darin lag, einen Mentaten zur Analyse zu provozieren. Hatte sie denn noch immer nicht begriffen, was er herausgefunden hatte? Und dennoch... er liebte sie noch immer. Idaho rieb sich mit einer Hand über die Augen. Wie jung sie aussah. Jessica hatte recht: Alia erweckte den Eindruck, als sei sie in all den Jahren ihres Zusammenseins um keinen Tag gealtert. Immer noch besaß sie die weichen Züge ihrer von der Bene Gesserit ausgebildeten Mutter. Aber ihre Augen deuteten auf das Erbe der Atreides hin: Sie waren abschätzend, fordernd; wie die eines Falken. Aber in ihrem Blick lag noch etwas anderes; irgend etwas schien hinter ihren Augen zu lauern, und zwar voller Berechnung und Kälte.

Er hatte der Familie Atreides lange genug gedient, um sowohl ihre Stärken als auch ihre Schwächen zu kennen - aber dieser Eindruck, den er zum erstenmal in Alia bemerkte, war ihm fremd. Auch wenn die Familie Atreides gelegentlich ein risikoreiches Spiel gegen ihre Gegner spielte - nie jedoch hatten sie dies in bezug auf ihre Freunde und Verbündeten getan, und schon gar nicht gegen Mitglieder des eigenen Hauses. Die Familie hatte ein Prinzip: Unterstütze die eigene Bevölkerung nach besten Kräften; mache den Menschen klar, daß sie es unter deiner Regierungsgewalt besser haben als unter einer anderen. Zeige ihnen, wie sehr du deine Freunde liebst,

durch die Aufrichtigkeit, die du ihnen gegenüber praktizierst. Und das, um was Alia ihn gebeten hatte, präsentierte sich ihm als eindeutiger Anti-Standpunkt. Er fühlte es mit jeder Faser seines Körpers, mit jeder Zelle seines Gehirns. Es gab nichts, was seinen Standpunkt zu erschüttern vermochte.

Abrupt schaltete Idahos Gehirn um. Seine Mentatensinne begannen sich zu voller Aktivität zu entfalten und tauchten sein Bewußtsein in jenen eiskalten Trancezustand, in dem die Zeit aufhörte zu existieren. Er war jetzt nur noch eine menschliche Rechenmaschine. Auch wenn Alia jetzt bemerkte, daß sich all seine Fähigkeiten auf sie konzentrierten, konnte er jetzt nicht mehr zurück. Er gab sich völlig auf. Sein Geist trat in Aktion.

Auswertung: In Alias Bewußtsein spukte das Abbild einer Pseudo-Jessica herum. Er sah diese Gestalt ebenso wie jene, die in ihm war und den Duncan darstellte, der existiert hatte, bevor er zum Ghola geworden war. Alia war sich des Abbildes ihrer Mutter deswegen gegenwärtig, weil sie zu den Vorgeborenen gehörte. Idaho selbst hatte diese Erkenntnisfähigkeit durch die Behandlung der Tleilaxu erlangt. Doch Alia lehnte den Reflex ihrer Mutter in sich ab und setzte damit deren Leben aufs Spiel. Deswegen lehnte sie einen Kontakt mit der Pseudo-Jessica in ihrem Bewußtsein ab. Und deswegen stand sie *hundertprozentig* unter dem Einfluß einer anderen Pseudo-Lebenseinheit, die in ihr steckte und alle anderen ausschloß.

Sie war besessen!

Entartet!

Verdammt!

Wie es die Art der Mentaten war, akzeptierte er diese Tatsache zunächst und wandte sich den Weiterungen dieses Problems zu. Derzeit befanden sich alle Angehörigen der Familie Atreides auf diesem Planeten. Konnte das Haus Corrino einen offenen Angriff vom Weltraum aus riskieren? Sein Geist konzentrierte sich

auf die Fakten, die alle Arten primitiver Kriegführung beendet hatten:

Eins: Alle Planeten waren vom Weltraum aus verletzbar. Ergo: Vergeltungs- und Racheaktionen wurden des Vorteils halber von jedem Hohen Hause aus von außerhalb vorgenommen. Farad'n würde wissen, daß die Atreides auf derartige Angriffe nicht unvorbereitet waren.

Zwei: Energieschirme, die eine sichere Verteidigung gegen Raketenwaffen nichtatomaren Typs darstellten, hatten dazu geführt, daß bewaffnete Auseinandersetzungen wieder Mann gegen Mann geführt wurden. Aber auch der Infanterie waren Grenzen gesetzt. Auch wenn das Haus Corrino es geschafft haben sollte, seine Sardaukar-Truppen wieder auf den Kampfstand alter Zeiten zurückzutrainieren, stellten sie für die Fremen kein großes Problem dar.

Drei: Da der planetare Feudalismus noch immer in einer konstanten Furcht vor dem Durchsetzungsvermögen größerer technischer Klassen lebte, zeigten die Resultate von Butlers Djihad auch heute noch seine Auswirkungen, soweit es technischen Fortschritt betraf. Die Ixianer, die Tleilaxu sowie einige verstreute Randplaneten stellten das einzige uneinschätzbare Glied dieser Kette dar, aber sie waren dem ständigen Mißtrauen der anderen Welten des Imperiums ausgesetzt. Man konnte Butlers Djihad nicht mehr ungeschehen machen, und mechanisierte Kriegführung bedurfte nun einmal einer großen Klasse technischer Spezialisten. Es war dem atreidischen Imperium gelungen, diese Kräfte in andere Bereiche abzudrängen – und somit gab es keine technische Gruppe von Bedeutung, die nicht ihrer Bewachung unterlag. Und das Imperium war nur deswegen nicht auseinandergefallen, weil der Feudalismus die beste Gesellschaftsform in einem Universum war, dessen weit auseinanderliegende Grenzen noch wild und barbarisch waren.

Duncan spürte, wie es in ihm aufblitzte. Die Erkenntnis, daß das Haus Corrino einen *illegalen* atomaren Angriff nicht riskieren konnte, führte dazu, daß er den Rest seiner Berechnungen in unglaublicher Schnelligkeit erledigen konnte. Seine Gedanken hielten sich in der Mitte, obwohl ihm völlig klar war, welche Elemente seiner Auswertungsarbeit diese Entscheidung herbeigeführt hatten: Das Imperium verfügte über ebensoviele atomare Waffen wie die Hohen Häuser zusammengenommen. Und mindestens die Hälfte der Hohen Häuser würde ohne nachzudenken reagieren, wenn die Corrinos es wagten, die Konvention zu brechen. Unzählbare freiwillige Helfer würden zu den Waffen eilen und das planetare Abwehrsystem der Atreides unterstützen. Schon die Angst würde die Hälfte der Hohen Häuser dazu verpflichten. Salusa Secundus und seine Mitstreiter würden in atomaren Wolken untergehen – und eine solche Massenvernichtung konnte das Haus Corrino nicht riskieren. Sie hatten gar keine andere Wahl, als die Atomwaffen, die sie in Reserve hielten, für den einzigen Zweck bereitzuhalten, zu dem sie sich verpflichtet hatten: Die Menschheit mit ihnen vor der möglichen Bedrohung ›anderer Intelligenzen‹ zu beschützen, sollte eine derartige Situation jemals eintreten.

Die Ergebnisse seiner Berechnungen waren klar. Es gab in ihnen kein Wenn und Aber. Alia hatte sich zu Entführung und Terror bekannt, weil sie entartet war und die bisherige Politik ihrer Familie nicht mehr verfolgte. Das Haus Corrino war eine Bedrohung, sicher, aber keine derartige Bedrohung, wie Alia sie in der Versammlung dargestellt hatte. Sie wollte Lady Jessica aus dem Verkehr ziehen, weil sie längst erkannt hatte, was nun auch ihm klargeworden war.

Idaho schüttelte die Trance ab, sah, daß Alia genau vor ihm stand. Sie betrachtete ihn mit einem kalten, abschätzenden Blick.

»Hättest du es nicht lieber, wenn Lady Jessica umgebracht würde?« fragte er.

Der sekundenlange Ausdruck unbeschreiblicher Freude lag offen vor ihm, bevor er von einem gestellten Empörungsschrei überdeckt wurde. »Duncan!«

Ja, diese andere Alia bevorzugte in jedem Fall den Muttermord. »Du fürchtest nicht *um* das Leben deiner Mutter«, sagte er mit stoischer Ruhe, »sondern du fürchtest dich vor ihr *selbst*.«

Ohne ihren abschätzenden Blick zu ändern, erwiderte sie: »Natürlich fürchte ich mich vor ihr. Sie hat der Schwesternschaft Informationen über mich zugespielt.«

»Was meinst du damit?«

»Weißt du, was die größte Versuchung für eine Bene Gesserit darstellt?« Sie kam näher auf ihn zu, mit verführerischen Bewegungen und einem Blick, der alles versprach, aber nichts hielt. »Und dabei habe ich an nichts anderes gedacht, als mir meine Kraft zu erhalten, um jederzeit für die Zwillinge da zu sein.«

»Du sprachst von einer Versuchung«, warf Idaho ein. Seine Stimme nahm wieder den sachlichen Tonfall eines Mentaten an.

»Es geht um das, was die Schwesternschaft am engagiertesten vor der Öffentlichkeit verbirgt, weil sie es am meisten fürchtet. Deswegen behauptet sie auch, ich sei verflucht. Die Bene Gesserit wissen, daß mich ihre Verbote nicht davon abhalten können, meinen Weg weiterzugehen. Versuchung – wenn sie darüber reden, legen sie besonderen Wert darauf, diesen Ausdruck noch zu steigern: Die *Große Versuchung*. Wir, die wir die Ausbildung der Bene Gesserit genossen haben, sind in der Lage, die Zellstruktur unseres Körpers zu kontrollieren. Ich kann meine Jugend erhalten – und zwar über einen viel längeren Zeitraum hinweg, als die Melange dies kann. Siehst du die Konsequenzen, wenn dies mehrere Bene Gesserit ausnutzen würden? Man würde es bemerken. Ich zweifle nicht daran, daß du jedes Wort, das ich jetzt spreche, sofort analysierst. Wir haben es der Melange zu verdanken, daß wir zum Ziel so vieler Ver-

schwörungen geworden sind, denn wir haben die Gewalt über eine Substanz, die das Leben verlängert. Was würde aber geschehen, wenn bekannt würde, daß die Bene Gesserit ein noch viel größeres Geheimnis bewahren? Genau! Nicht eine einzige Ehrwürdige Mutter würde mehr ihres Lebens sicher sein. Im Nu wären Entführungen und Folterungen Ehrwürdiger Mütter an der Tagesordnung.«

»Und du hast diese Zellmanipulation durchgeführt.« Es war eine Feststellung, keine Frage.

»Ich habe die Schwesternschaft damit herausgefordert. Und da meine Mutter sie darüber informiert hat, wird sie sie in die Arme des Hauses Corrino treiben.«

Das ist wirklich verständlich, dachte Idaho.

Um sie auf die Probe zu stellen, sagte er: »Aber deine eigene Mutter wird sich doch nicht gegen dich stellen.«

»Lange bevor sie meine Mutter wurde, war sie schon eine Bene Gesserit. Duncan, sie gestattete es, daß mein Bruder sich der Prüfung durch das Gom Jabbar unterzog! Sie arrangierte diese Prüfung sogar! Und das, obwohl sie wußte, daß er sie möglicherweise nicht überleben würde! Die Bene Gesserit haben nie lange auf etwas vertraut, dafür sind sie viel zu pragmatisch. Sobald sie zu der Ansicht gelangen, daß es zum Besten der Schwesternschaft ist, werden sie sich gegen mich wenden.«

Duncan Idaho nickte. Wie überzeugend sie doch war. Es war ein trauriger Gedanke.

»Wir müssen zuerst die Initiative ergreifen«, fuhr Alia fort. »Das wird unsere schärfste Waffe sein.«

»Aber da ist noch das Problem Gurney Halleck«, sagte Idaho. »Verlangst du von mir, daß ich meinen alten Freund und Kampfgefährten töte?«

»Gurney jagt derzeit hinter irgendeinem Spion in der Wüste her«, erklärte Alia, obwohl sie wußte, daß Idaho darüber bereits unterrichtet war. »Er wird zunächst keinerlei Schwierigkeiten machen.«

»Es ist wirklich komisch«, erwiderte er, »daß der regie-

rende Gouverneur von Caladan hier auf Arrakis die Rolle eines Laufburschen mimt.«

»Warum sollte er es nicht tun?« wollte Alia wissen. »Immerhin ist er ihr Geliebter. Und das möglicherweise nicht nur in seinen Träumen, sondern in Wirklichkeit.«

»Ja, natürlich.« Idaho wunderte sich, daß sie von der in seiner Stimme liegenden Unsicherheit nichts mitbekam.

»Wann wirst du sie entführen?« fragte Alia.

»Es ist besser, wenn ich dir den genauen Zeitpunkt nicht sage.«

»Ja... Ja, ich verstehe. Wohin wirst du sie bringen?«

»Dorthin, wo niemand sie finden kann. Du kannst dich auf mich verlassen; sie wird nicht hierbleiben, wenn sie eine ständige Bedrohung für dich darstellt.«

Das plötzliche Aufblitzen in Alias Augen war unmißverständlich. »Aber, wo...«

»Wenn du darüber nichts weißt, kannst du – falls es dazu kommen sollte – mit ruhigem Gewissen vor jeder Wahrsagerin eine Aussage machen.«

»Ah, Duncan, du bist wirklich unschlagbar.«

Jetzt glaubt sie, ich würde Lady Jessica umbringen, dachte Idaho und sagte: »Bis dann, Liebling.«

Die Endgültigkeit seiner Worte blieb ihr verborgen. Als er ging, küßte sie ihn.

Während er durch die sietchähnlichen Tempelkorridore schritt, wischte Idaho sich über die Augen. Auch wenn sie künstliche Produkte der Tleilaxu waren – gegen Tränen waren auch sie nicht gefeit.

20

Du hast Caladan geliebt
Und seinen verlorenen Herrn beweint.
Aber der Schmerz verdeutlicht dir,
Daß auch eine neue Liebschaft
Den Geist der Vergangenheit
Nicht verdrängen kann.

Refrain des Habbanya-Klageliedes

Obwohl er wußte, daß es völlig sinnlos war, hatte Stilgar dafür gesorgt, daß die Wache für die Zwillinge vervierfacht worden war. Der Junge war nun einmal ein perfekter Nachfahre seines Großvaters, und jeder, der den verstorbenen Herzog noch gekannt hatte, war mit ihm hierin einer Meinung. Zwar verfügte der junge Leto über einen Blick, der noch prüfender war als der seines Großvaters, aber die Vorsicht, mit der er zu Werke ging, war eindeutig die gleiche. All dies mußte man berücksichtigen, wollte man die latente Wildheit und Empfindlichkeit gegenüber gefährlichen Entscheidungen beurteilen.

Ghanima glich eher ihrer Mutter. Sie hatte Chanis rotes Haar und deren Augenstellung und verhielt sich, stand sie Schwierigkeiten gegenüber, in genau der gleichen berechnenden, abwartenden Weise. Sie hatte mehr als einmal gesagt, daß sie nur das tun würde, was getan werden mußte - aber gleichgültig, wohin Leto sie auch führte: Sie würde ihm folgen.

Und Leto war momentan dabei, sie beide in eine gefährliche Situation hineinzumanövrieren.

Auf den Gedanken, mit diesem Problem zu Alia zu gehen, kam Stilgar nicht. Derartige Reaktionen überließ er lieber Irulan, die mit allem und jedem zur Regentin

lief. Und als ihm klar wurde, warum er sich so und nicht anders verhielt, stand für ihn fest, daß er die Beurteilung Letos – Alia betreffend – akzeptiert hatte.

Sie springt mit den Menschen um, wie es ihr gerade in den Sinn kommt, dachte er, *und spielt sie gegeneinander aus. Selbst Duncan tanzt nach ihrer Pfeife. Wenn ich nicht zu ihr gehe, so nicht deshalb, weil ich glaubte, sie arbeite gegen mich. Sie hat mich einfach aufgegeben.*

Die Wachen waren inzwischen verstärkt worden, und noch immer durchschritt Stilgar den Sietch, vermummt wie ein Gespenst, ohne ein Ziel zu haben. Er war völlig damit beschäftigt, sich mit den Zweifeln auseinanderzusetzen, für deren plötzliche Existenz Leto verantwortlich war. Wenn man sich nicht auf die Traditionen verlassen konnte – wo befand sich dann der Felsen, nach dem er den Anker seines Lebens auswerfen konnte?

An dem Nachmittag, an dem Lady Jessica zu ihrem Willkommensempfang erschienen war, hatte Stilgar Ghanima beobachtet. Sie hatte zusammen mit ihrer Großmutter am Eingang des großen Versammlungsraums gestanden. Es war früh gewesen, und Alia war noch nicht aufgetaucht, aber die Leute hatten sich bereits in den großen Höhlenraum gedrängt und dabei heimlich Blicke auf das Kind wie auch die ältere Frau geworfen, während sie an ihnen vorbeigingen. Er hatte sich – abseits der Menschenmenge – in einem schattigen Alkoven verborgen gehalten und die beiden beobachtet, obwohl er keines ihrer gewechselten Worte verstehen konnte, weil das Gemurmel der Menschen sie unverständlich machte. Die Angehörigen vieler Stämme würden heute erscheinen, um die Rückkehr ihrer verehrten ehemaligen Ehrwürdigen Mutter zu feiern. Aber Stilgar hatte in diesem Moment nur Augen für Ghanima gehabt. Ihre Augen: Die Art, in der sie tanzten, wenn sie sprach! Und ihre Bewegungen – sie faszinierten ihn. Die tiefblauen, aufmerksamen, fordernden, abschätzenden Augen. Die ganze Art, in der sie das rotgoldene Haar über die Schulter warf,

deutete auf Chani hin. Sie hatte auf ihn wie eine geisterhafte Wiedererweckung gewirkt. Die Ähnlichkeit war erschreckend gewesen.

Stilgar bewegte sich langsam näher an die beiden heran und tauchte in einem anderen Alkoven unter.

Noch nie hatte er bei einem anderen Kind eine ähnlich scharfe Beobachtungsgabe festgestellt – ausgenommen natürlich bei ihrem Bruder. Aber wo steckte Leto überhaupt? Stilgar schaute in den überfüllten Korridor hinein. Wenn irgend etwas nicht stimmte, würden seine Wachen schon Alarm schlagen. Er schüttelte den Kopf. Die Zwillinge brachten ihn beinahe um den Verstand. Sie waren ein ständiger Affront gegen den Frieden seines Bewußtseins. Sie beschäftigten ihn tagein, taugaus, und beinahe haßte er sie dafür. Und obwohl sie mit ihm direkt verwandt waren, war es eher ihr Blut (und das darin enthaltene Wasser), das nach seiner Gunst verlangte und alle anderen Verbindungen in eine zweitrangige Position rückte. Die Zwillinge stellten die größte Verpflichtung seines Lebens dar.

Staubgefiltertes, braunes Licht drang aus der hinter Jessica und Ghanima liegenden Versammlungshöhle heraus. Es berührte die Schultern des Mädchens ebenso wie seine neue Robe. Als Ghanima sich umdrehte und einen Blick in den von Menschen gefüllten Gang warf, leuchtete ihr Haar in überirdischem Licht.

Was bezweckte Leto damit, daß er mich zum Zweifeln brachte? fragte sich Stilgar. Er hatte es nicht ohne Grund getan. *Vielleicht will er erreichen, daß ich einen kleinen Teil seiner geistigen Erfahrungen teile.* Er wußte, warum die Zwillinge sich so sehr voneinander unterschieden, aber er hatte es nie geschafft, diese Erkenntnis zu verinnerlichen. Stilgar konnte sich nicht vorstellen, daß der Mutterleib für ein erwachendes Bewußtsein ein Gefängnis sein konnte, erwachte es zwei Monate nach der Zeugung in vollem Umfang und absoluter Begriffsfähigkeit.

Leto hatte einmal gesagt, seine Erinnerungen seien mit einem inneren Holographen vergleichbar, der sich zwar in Größe und Detail nicht von seinem Erwachensschock unterscheide, allerdings auch niemals die Gestalt wechsle.

Zum erstenmal, seit Stilgar Ghanima und Jessica beobachtete, begann er zu verstehen, was für ein Gefühl es sein mochte, unter dem Druck eines unentrinnbaren Netzes von Erinnerungen zu leben, denen man sich nicht entziehen kann, weil das eigene Bewußtsein über keinen Raum verfügt, in den man sich zurückziehen kann. Unter solchen Umständen zu leben bedeutete einerseits, daß man sich mit dem integrierten Wahnsinn abfand, gleichzeitig aber auch als Auswählstation für die Millionen und Abermillionen ungebetenen Einflüsse fungierte und sich einem Gedankenstrom aussetzte, in dem sich die Antworten ebenso schnell änderten wie die Fragen.

Es gab keine wegweisenden Traditionen und ebensowenig gab es absolute Antworten auf zweideutige Fragen. Was läßt sich steuern? Das, was sich nicht steuern läßt. Was läßt sich nicht steuern? Das, was sich steuern läßt. Das Muster wurde ihm klar. Es war ein altes, fremenitisches Rätselspiel. Frage: »Es bringt sowohl den Tod als auch das Leben.«

Antwort: »Der Coriolissturm.«

Warum wollte Leto, daß ich dies verstehe? fragte sich Stilgar. Aufgrund vorsichtiger Sondierungsversuche wußte er, welche Gemeinsamkeit ihrer Unterschiedlichkeit die Zwillinge in ihren Ansichten teilten: Es rief in ihnen Betrübnis hervor. *Der Uterus ist für jemanden wie sie nichts als ein Weg nach draußen,* dachte er. Zwar konnte man durch Ignoranz den Schock bestimmter Erfahrungen reduzieren, aber zumindest was ihre Geburt betraf, konnten die Zwillinge das nicht. Was mochte das für ein Leben sein, wenn man von vornherein wußte, was darin alles schiefgehen *konnte?* Man war einem ständigen Kampf mit

seinen eigenen Zweifeln ausgesetzt. Man würde aufgrund seiner Andersartigkeit nur Groll ernten. Das einzige, was einem übrigblieb, würde sein, daß man die Andersartigkeit gegenüber den anderen gelegentlich zur eigenen Erbauung ausspielte. Und die erste unbeantwortete Frage würde sein: »Warum ausgerechnet ich?«

Und was habe ich mich mein ganzes Leben über gefragt? dachte Stilgar. *Genau das gleiche.* Ein sarkastisches Lächeln umspielte seine Lippen. Jetzt, wo er die Zwillinge in einem gänzlich neuen Licht sah, verstand er auch, welche Gefahren auf sie – in ihren noch nicht erwachsenen Körpern – lauerten. Ghanima hatte es einmal, als er sie wegen einer waghalsigen Klettertour in den Felsenklippen gescholten hatte, so ausgedrückt: »Warum sollte ich den Tod fürchten. Ich bin ihm schon begegnet – und das schon oft.«

Wie konnte ich nur annehmen, diesen Kindern noch etwas beizubringen? fragte sich Stilgar. *Wie kann das überhaupt jemand annehmen?*

Jessicas Gedanken bewegten sich, während sie mit ihrer Enkeltochter sprach, in eine ähnliche Richtung. Sie hatte darüber nachgedacht, wie schwierig es sein mußte, als völlig entwickeltes Geistwesen im Körper eines Kindes gefangenzusitzen. Dem Körper blieb nichts anderes übrig, als das zu erlernen, was der Geist bereits kannte und beherrschte – etwa Reaktionen und Reflexe zu zeigen, die der übergeordneten Einheit adäquat waren. Zwar verfügten die Kinder über die *Prana-Bindu*-Erfahrungen der Bene-Gesserit-Ausbildung – aber was nützte ihnen das, wenn der Körper nicht imstande war, ihren Anweisungen zu folgen? Gurney würde eine äußerst schwierige Aufgabe vorfinden, wenn er sich nach ihren Anweisungen richtete.

»Stilgar beobachtet uns von einem der Alkoven aus«, sagte Ghanima.

Jessica, die keine Anstalten machte, sich umzudrehen,

stellte mit Verwirrung fest, daß ihr der Tonfall von Ghanimas Stimme nicht entgangen war: Das Mädchen liebte den alten Fremen wie einen Vater. Sie verehrte ihn, auch wenn sie gelegentlich nachlässig über ihn sprach oder ihn ärgerte. Diese Entdeckung zwang Jessica, den Naib in neuem Licht zu sehen. Etwas verband ihn mit den Zwillingen. So wenig wie ihren Enkeln das neue Universum gefiel, sowenig behagte Stilgar offensichtlich der veränderte Planet Arrakis.

Ohne daß sie sich widersetzen konnte, drängte sich ihr ein altes Sprichwort der Bene Gesserit auf: *›Zweifelt man die eigene Sterblichkeit an, so ist das der Beginn - anerkennt man sie jedoch, so ist das das Ende jeglichen Schreckens.‹*

Ja, obwohl auch der Tod eine Bürde für Stilgar und die Zwillinge war, bedeutete das Leben für sie eine Existenz auf Sparflamme. Jeder von ihnen hatte entdeckt, daß es so nicht weitergehen konnte und suchte nach Auswegen, die gangbar waren, ohne eine Bedrohung hervorzurufen. Als echte Kinder der Wüste hatten sie aus dem Flug des über den Dünen kreisenden Habichts mehr gelernt als aus allen Büchern, die je geschrieben worden waren.

Auch Leto hatte Jessica an diesem Morgen in tiefe Irritation gestürzt. Als sie neben dem Qanat standen, der unterhalb des Sietch dahinfloß, sagte er: »Das Wasser ist eine Falle für uns, Großmutter. Wir würden besser leben, wären wir wie der Staub, den der Wind ergreift und hoch hinaufträgt.«

Obwohl sie bereits mit ähnlichen Sätzen, die aus dem Mund dieser Kinder gekommen waren, Bekanntschaft gemacht hatte, war Jessica von diesem Ausspruch sofort gefangen gewesen. Ihr war nichts anderes eingefallen, als zu erwidern: »Das hätte ebensogut dein Vater sagen können.«

Und Leto, der eine Handvoll staubfeinen Sand ergriff, in die Luft warf und zusah, wie die Partikel langsam wieder zu Boden schwebten, hatte daraufhin gesagt: »Ja, das

hätte er. Aber mein Vater hat damals noch nicht gewußt, wie schnell das Wasser dafür sorgt, daß alles wieder auf den gleichen Grund zurückfällt, von dem es kam.«

Und jetzt, wo Jessica innerhalb des Sietch neben Ghanima stand, spürte sie den Schock dieser Worte aufs neue. Sie wandte sich um, warf einen Blick auf die immer noch anwachsende Menschenmenge und ließ ihn über den im Schatten liegenden Alkoven schweifen, in dem Stilgars Umrisse nur schemenhaft zu erkennen waren. Stilgar war kein gezähmter Fremen. Ihn hatte man nicht dazu bewegen können, sich in seinem neuen Nest wohlzufühlen. Er war immer noch ein Falke. Wenn er an die Farbe Rot dachte, symbolisierte das für ihn keine Blume, sondern Blut.

»Du bist plötzlich so still«, sagte Ghanima. »Stimmt etwas nicht?«

Jessica schüttelte den Kopf. »Ich dachte nur über etwas nach, das Leto mir heute morgen erzählte, das ist alles.«

»Als du die Pflanzungen besichtigtest? Was sagte er denn?«

Jessica erinnerte sich an den neugierigen Blick, den Leto ihr zugeworfen hatte. Er war voller erwachsener Weisheit gewesen. Und der, den Ghanima ihr jetzt zuwarf, war es ebenso. »Er sprach von der Zeit, als Gurney die Schmuggler verließ, um wieder unter dem Banner der Atreides zu kämpfen«, erwiderte sie.

»Dann habt ihr auch über Stilgar gesprochen«, meinte Ghanima.

Jessica fragte nicht, wie sie darauf gekommen war. Die Zwillinge schienen fähig zu sein, jeden Gedanken, den der andere äußerte, zu reproduzieren.

»Ja, auch über Stilgar haben wir gesprochen«, gab Jessica zu. Stilgar mochte es nicht, daß Gurney Paul ›seinen Herzog‹ nannte, weil er nicht wollte, daß die Fremen dadurch ebenfalls dazu verleitet würden. Aber Gurney nannte ihn dennoch ›mein Herzog‹.

»Ich verstehe«, sagte Ghanima. »Und Leto war natürlich der Meinung, daß er noch nicht Stilgars Herzog war.«

»Richtig.«

»Du weißt natürlich, was er mit dir angestellt hat«, sagte Ghanima.

»Ich bin mir nicht sicher«, gab Jessica zu. Gleichzeitig wurde ihr bewußt, daß sie überhaupt nicht gemerkt hatte, daß Leto irgend etwas mit ihr angestellt hatte.

»Er hat versucht, deine Erinnerungen an unseren Vater anzuzapfen«, erklärte Ghanima. »Er ist immer auf der Suche nach Menschen, die unseren Vater kannten, und versucht aus ihnen herauszubekommen, aus welchem Blickwinkel sie ihn sahen.«

»Aber... hat Leto nicht...«

»Oh, er kann natürlich auch nach *innen* sehen, sicher. Aber das kann man nicht vergleichen. Du hast über ihn gesprochen... über unseren Vater, meine ich. Du hast von ihm als deinem Sohn gesprochen.«

»Ja.« Jessica begriff, aber sie mochte dennoch nicht das Gefühl, daß diese Zwillinge sie drehen und wenden konnten und in ihren Erinnerungen wühlten, ohne daß sie dazu ihr Einverständnis gegeben hatte. Woher wußte sie, daß Ghanima in diesem Moment nicht auch ihre Fühler ausstreckte und jede Emotion auffing, die für sie von Interesse war?

»Leto sagte etwas, das dich verwirrte«, sagte Ghanima.

Jessica war bestürzt darüber, daß sie die Notwendigkeit, ihren Ärger zu unterdrücken, anerkannte. »Ja... das tat er.«

»Es behagt dir nicht, zu wissen, daß wir unseren Vater genauso kennen, wie ihn unsere Mutter kannte«, fuhr Ghanima fort. »Dir behagen die daraus resultierenden Implikationen nicht – daß wir vielleicht auch etwas über dich wissen.«

»So habe ich das bisher noch gar nicht gesehen«, hörte sich Jessica mit fremder Stimme erwidern.

»Es ist das Wissen um sensuelle Dinge, die einen in der Regel verwirren«, sagte Ghanima. »Es ist unsere Konditionierung. Es ist unglaublich schwierig für dich, in uns etwas anderes als gewöhnliche Kinder zu sehen. Aber es gibt nichts, was unsere Eltern taten – sei es in der Öffentlichkeit oder im privaten Bereich –, von dem wir nichts wissen.«

Einen kurzen Moment lang war Jessica versucht, die gleiche Reaktion zu zeigen wie am Morgen mit Leto, aber dann zwang sie sich dazu, Ghanima weiterhin anzusehen.

»Möglicherweise hat er sogar von der ›brünstigen Wollust‹ deines Herzogs gesprochen«, meinte Ghanima. »Manchmal sollte Leto seine Zunge wirklich etwas besser im Zaum halten.«

Gibt es denn gar nichts, vor dem diese Zwillinge Respekt haben? fragte sich Jessica, deren Schockiertheit und Ärger allmählich in tiefe Frustration überging. Mit welchem Recht wagten sie es, über die Sensualität *ihres* Leto zu sprechen? Es war doch nur natürlich, daß ein Mann und eine Frau, die einander liebten, sich den Freuden hingaben, die ihnen ihre Körper schenkten! Aber dabei ging es um private und wunderschöne Dinge – und es gab nichts, was sie zum Gesprächsgegenstand zwischen einer Erwachsenen und einem Kind machen konnte.

Erwachsener und Kind!

Abrupt wurde ihr klar, daß weder Leto noch Ghanima aus Zufall auf dieses Thema gekommen waren.

Als Jessica schwieg, sagte Ghanima: »Wir haben dich schockiert. Ich entschuldige mich für uns. So wie ich Leto kenne, ist er einfach nicht auf den Gedanken gekommen, daß er das tun könnte. Manchmal, wenn er einer bestimmten Spur folgt, vergißt er, wie sehr wir uns unterscheiden... von dir, zum Beispiel.«

Jessica dachte: *Und das ist auch der Grund, weshalb ihr das alles tut. Ihr versucht, mir etwas beizubringen!*

Und das führte sie zu der Frage: *Wen steuert ihr noch? Stilgar? Duncan?*

»Leto versucht, die Dinge so zu sehen, wie du sie siehst«, sagte Ghanima. »Die Erinnerungen genügen nicht. Und gerade wenn man das Schwerste versucht, versagt man meistens.«

Jessica seufzte.

Ghanima berührte den Arm ihrer Großmutter.

»Dein Sohn ließ viele Dinge ungesagt, die noch gesagt werden müssen – sogar zu dir. Vergib uns, aber er liebte dich. Weißt du das nicht?«

Um die Tränen, die sich in ihren Augen sammelten, zu verbergen, wandte Jessica sich um.

»Er kannte deine Befürchtungen«, sagte Ghanima. »Er kannte sie ebenso, wie die, die Stilgar hat. Lieber Stil. Für ihn war unser Vater immer der Tierarzt, während er selbst sich als eine kleine, in ihrem Haus verbergende Schnecke sah.« Sie begann plötzlich leise zu summen. Es war die Melodie, die zu einem Text gehörte, der unerwartet und kompromißlos in Jessicas Bewußtsein auftauchte:

Oh, Tierarzt,
Zu einer grünen Hausschnecke
Kommst du mit furchterweckenden Wundern.
Ich sitze hier,
Versteckt,
Den Tod erwartend.
Selbst Schnecken wissen,
Daß Götter töten
Und Medizin Schmerzen bringt,
Daß man den Himmel sieht
Durch Flammentore.

Oh, Tierarzt,
Ich bin die Menschenschnecke,
Die dein Auge sieht,

Das hineinstarrt
In mein Haus!
Warum, Muad'dib, warum?

»Leider«, sage Ghanima, »hat unser Vater sehr viele Menschenschnecken in diesem Universum zurückgelassen.«

21

Die Annahme, daß Menschen innerhalb eines im Grunde unbeständigen Universums existieren, würde - zur Regel erhoben - voraussetzen, daß der Intellekt ein völlig bewußtes Gleichgewichtsinstrument ist. Aber der Intellekt kann nicht reagieren, ohne den gesamten Organismus mit einzuschließen. Wäre er doch dazu fähig, wäre er anhand einer brennenden, treibenden Verhaltensweise erkennbar. Ebenso benähme sich eine organische Gesellschaft. Hier jedoch begegnen wir einer alten Tatsache: Trägheit. Gesellschaften bewegen sich nur durch anstachelnde, frühzeitliche, reaktive Impulse. Sie erfordern Permanenz. Jeder Versuch, die Unbeständigkeit des Universums aufzuzeigen, ruft Ablehnung, Furcht, Zorn und Verzweiflung hervor. Wie erklären wir aber dann, daß die Existenz seherischer Gaben allgemein akzeptiert wird? Ganz einfach: Der Seher wird, weil er über absolute Dinge spricht - und damit über Permanenz -, schon deswegen von der Menschheit mit Freuden willkommen geheißen, selbst wenn er die gräßlichsten Ereignisse vorhersagt.

Das Buch Leto,
nach Harq al-Ada

»Es ist wie ein Kampf im Dunkeln«, sagte Alia. Sie durchmaß den Versammlungsraum mit ungehaltenen Schritten und schenkte den silbernen Vorhängen, die das Licht der Morgensonne dämpften, keinen Blick. Am Ende des großen Raums stand eine Sitzgruppe. Alias Sandalen überquerten Gewürzfaserbrücken, Parkettböden und Teppi-

che. Schließlich blieb sie vor Irulan und Idaho stehen, die auf grauen Walpelzdiwanen sich gegenübersaßen und einander ansahen.

Idaho hatte sich zunächst geweigert, von Tabr aus zurückzukehren, aber die Befehle, die sie ihm übersandt hatte, waren unmißverständlich gewesen. Obwohl die geplante Entführung Jessicas dringlicher als je zuvor war, hatte sie jetzt erst einmal zu warten. Wichtiger war jetzt, daß Idaho da war - und mit ihm seine Mentatfähigkeiten.

»Diese Dinge weisen das gleiche Muster auf«, sagte Alia. »Man kann die Absicht, die dahintersteht, auf zehn Kilometer Entfernung riechen.«

»Vielleicht irrst du dich«, wagte Irulan einen Vorstoß. Sie starrte Idaho fragend an.

Alias Gesichtszüge zeigten jetzt unverhüllten Hohn. War Irulan denn wirklich so naiv? Es sei denn... Sie warf der Prinzessin einen scharfen, herausfordernden Blick zu. Irulan trug eine einfache schwarze Aba-Robe, die ausgezeichnet zur Farbe ihrer indigoblauen Augen paßte. Ihr durch die langen Jahre des Lebens auf Arrakis schlanker gewordenes Gesicht wurde von blondem, im Nacken zusammengefaßtem Haar umkränzt. Sie zeigte immer noch jenen Anflug von Hochmut, den man ihr am Hofe ihres Vaters Shaddam IV. beigebracht hatte. Nicht zum erste Mal glaubte Alia zu erkennen, daß sich hinter ihrem stolzen Blick der Habitus eines geborenen Verschwörers verbarg.

Idaho trug die schwarzgrüne Uniform eines Leibwächters der Atreides, jedoch ohne Rangabzeichen. Diese Neigung wurde ihm insgeheim von einer ganzen Reihe anderer Truppenangehöriger - besonders von Alias Amazonen, die stolz darauf waren, ihr untertan zu sein - übelgenommen. Ebensowenig liebten sie die Anwesenheit des Ghola-Schwertmeister-Mentaten, auch wenn er der angetraute Ehemann ihrer Herrin war.

»Die Stämme verlangen also, daß Lady Jessica wie-

der ein Sitz in der Regierungsversammlung zugestanden wird«, sagte Idaho. »Wie kann das...?«

»Sie verlangen dies einstimmig!« sagte Alia und deutete auf ein Stück Gewürzpapier, das neben Irulan auf dem Diwan lag. »Was Farad'n bewegt, ist uns klar... aber dies verweist uns eindeutig in unsere Schranken!«

»Was sagt Stilgar dazu?« fragte Irulan.

»Auch er hat dieses Papier unterschrieben!« erwiderte Alia.

»Aber wenn er...«

»Wie könnte er jemals die Mutter seines Gottes verleugnen?« höhnte Alia.

Idaho warf ihr einen Blick zu und dachte: *Sie benimmt sich Irulan gegenüber unmöglich.*

Erneut fragte er sich, warum Alia ihn hatte zurückrufen lassen, wo sie doch genau wußte, wie dringend notwendig seine Anwesenheit im Sietch Tabr sein würde, wenn bei der geplanten Entführung nichts schiefgehen sollte. Hatte sie möglicherweise etwas von der Botschaft erfahren, die der Prediger ihm geschickt hatte? Der Gedanke daran quälte ihn. Woher kannte dieser Bettelmönch das Signal, mit dem sich Paul Atreides früher seinem Schwertmeister zu erkennen gegeben hatte? Ihn verlangte danach, diese ziellose Versammlung zu verlassen und dieser Frage nachzuspüren.

»Es gibt keinen Zweifel daran, daß der Prediger sich außerhalb des Planeten aufgehalten hat«, führte Alia aus. »Die Gilde würde uns in solchen Dingen niemals hintergehen. Ich werde dafür sorgen, daß man ihn...«

»Sei vorsichtig«, raunte Irulan.

»Du solltest wirklich vorsichtig sein«, sagte jetzt auch Idaho. »Der halbe Planet glaubt daran, daß er - dein Bruder ist.« Er zuckte die Achseln und hoffte, daß er nicht mehr zu sagen brauchte. Woher kannte dieser Mann das Signal?

»Aber wenn er ein Kurier ist, oder ein Spion der...«

»Er hat mit niemandem von der MAFEA oder dem

Haus Corrino Kontakt aufgenommen«, fiel Irulan ein. »Wir können sicher sein, daß...«

»Wir können uns über nichts sicher sein!« Alia versuchte jetzt nicht mehr, ihren Zorn zu verbergen. Sie wandte Irulan den Rücken zu und sah Idaho an. Er wußte, weswegen er hier war! Warum benahm er sich nicht so, wie man es von ihm erwartete? Er gehörte dieser Zusammenkunft an, weil Irulan anwesend war. Die Historie würde die Geschichte, die eine Prinzessin des Hauses Corrino in die Familie Atreides eingebracht hatte, niemals vergessen. Und ihre Treuepflicht, die sie schon einmal vergessen hatte, mußte auch jetzt nicht auf ewig währen. Sie hatte Duncan nur deswegen dabeihaben wollen, damit seine Mentatfähigkeiten auf irgendwelche Unstimmigkeiten in Irulans Verhalten stießen.

Idaho bewegte sich. Er sah Irulan an. Es hatte für ihn Zeiten gegeben, in denen er die zielbewußten Notwendigkeiten eines Mentatenbewußtseins zutiefst verabscheut hatte. Er wußte, was Alia jetzt dachte. Und ebenso würde Irulan es wissen. Aber diese Prinzessin, die einmal die Frau Paul Muad'dibs gewesen war, hatte durch die Tatsache, daß sie weniger gegolten hatte als Pauls Konkubine Chani, Schlimmeres durchgestanden. Für ihn gab es keinen Zweifel an der Aufrichtigkeit Irulans gegenüber Pauls Kindern. Sie hatte sich sogar von den Bene Gesserit und ihrer eigenen Familie losgesagt – zugunsten der Atreides.

»Meine Mutter spielt in dieser Verschwörung eine Rolle!« platzte Alia plötzlich heraus. »Warum sollte die Schwesternschaft sie ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt nach Arrakis zurückgeschickt haben?«

»Hysterie hilft uns da nicht weiter«, sagte Idaho.

Alia wirbelte herum und wandte sich ab. Idaho hatte das vorausgesehen. Aber es half ihm, jetzt nicht in das einst so geliebte Gesicht sehen zu müssen, das nun der Besessenheit durch eine fremdartige Kraft unterlag.

»Nun«, bemerkte Irulan, »man kann der Gilde auch nicht in jeder Beziehung trauen...«

»Die Gilde!« spottete Alia.

»Wir haben keine Kontrolle über die feindschaftlichen Gefühle der Bene Gesserit oder der Gilde«, sagte Idaho. »Aber wir sollten doch soweit gehen und sie als passive Helfer einstufen. Die Gilde wird niemals ihren Grundsatz verletzen: Sie will nicht regieren. Sie ist eine parasitäre Organisation und weiß das sehr wohl. Sie wird niemals etwas unternehmen, bei dem der Organismus vernichtet werden könnte, von dem sie zehrt.«

»Ihre Ansicht darüber, welcher Organismus sie am Leben erhält, kann sich von der unsrigen unterscheiden«, gab Irulan zu bedenken. Es war das erstemal, daß sie einem Punkt nahekam, der spöttisch wirkte, als hätte sie gesagt: »Du hast einen wichtigen Faktor übersehen, Mentat.«

Alia war über diese Worte verwundert. Sie hatte nicht erwartet, daß Irulan solche Worte von sich geben würde. Es war einfach nicht die Art eines Verschwörers, sich dermaßen bloßzustellen.

»Du hast zweifellos recht«, erwiderte Idaho. »Aber die Gilde würde sich trotzdem nicht offen gegen das Haus Atreides stellen. Andererseits: die Schwesternschaft wäre sicher willig, einen politischen Bruch zu riskieren, wenn dabei für sie...«

»Wenn sie das tut«, sagte Irulan, »dann höchstens hinter dem Rücken einer Gruppe, die sie in den Vordergrund schieben kann. Die Bene Gesserit haben nicht umsonst jahrhundertelang existiert, ohne zu erkennen, wie wichtig die Verschleierung der eigenen Existenz ist. Sie bevorzugen es, hinter dem Thron zu stehen – nicht etwa, auf ihm zu sitzen.«

Verschleierung der eigenen Existenz? dachte Alia. Waren das wirklich Irulans eigene Worte?

»Das deckt sich mit dem, was ich über die Gilde sagte«, erklärte Idaho. Daß Irulan Gegenargumente auf den

Tisch brachte, gefiel ihm. Zusammen mit den notwendigen Erklärungen trugen sie dazu bei, sein Gehirn von anderen Problemen freizuhalten.

Alia ging auf die Sonnenfenster zu. Sie war sich Idahos einseitiger Betrachtungsweise bewußt. In dieser Beziehung unterschied er sich nicht von anderen Mentaten. Die Aufgabe von Männern wie ihm war es, Fakten zu beurteilen und daraus Schlüsse zu ziehen. Natürlich rief dies die Tendenz hervor, Absolutismen und ultimative Grenzen zu setzen. Und die Mentaten wußten dies, denn Erkenntnisfähigkeit stellte einen Großteil ihrer Ausbildung dar.

Ich hätte ihn im Sietch Tabr lassen sollen, dachte Alia. *Es wäre besser gewesen, ich hätte Jarvid auf Irulan angesetzt.*

In ihrem Kopf sagte eine knarrende Stimme: »*Genau!*«

Sei still, still, still! dachte sie, und ihr wurde im gleichen Moment klar, daß sie einen schweren Fehler begangen hatte, auch wenn dessen Weiterungen ihr jetzt noch unklar waren. Alles, was sie sah, deutete auf Gefahr hin. Idaho mußte ihr aus dieser schrecklichen Situation heraushelfen. Aber er war ein Mentat, ein nützliches, notwendiges Ding – ein menschlicher Computer, der die Maschine ersetzte, die man während Butlers Djihad ausgeschaltet und zerstört hatte. ›*Du sollst keine Maschine nach dem Bild des menschlichen Geistes machen!*‹ Aber alles, wonach Alia in dieser Minute verlangte, war eine Maschinerie, die auf sie einging, keine, die sie analysierte. Man hätte nicht einmal erlauben sollen, daß es Leute mit den begrenzten Fähigkeiten eines Idaho gab: Einer Maschine konnte man niemals trauen.

Alia hörte Irulans lässige Sprechweise.

»Ein Schachzug, der einen Schachzug verdeckt, der einen Schachzug verdeckt, der wiederum den richtigen Zug verdecken soll«, sagte sie gerade. »Wir kennen doch dieses allgemeingültige Verhaltensmuster, wenn jemand die Finger nach der Macht ausstreckt. Ich nehme Alias

Mißtrauen nicht übel. Natürlich verdächtigt sie jeden – selbst uns. Aber auch das kann ich im Moment vergessen. Was also bleibt übrig und stellt die größte Gefahr für die Regentschaft dar?«

»Die MAFEA«, sagte Idaho mit flacher Stimme.

Alia lächelte grimmig. Die Merkantile Allianz für Fortschritt und Entwicklung im All! Aber das Haus Atreides war an dieser Gesellschaft mit einundfünfzig Prozent beteiligt. Fünf Prozent der Anteile besaß Muad'dibs Priesterschaft, was die Hohen Häuser hatten hinnehmen müssen, da der Wüstenplanet das unbezahlbare Gewürz Melange kontrollierte. Man nannte das Gewürz nicht ohne Grund gelegentlich ›die geheime Währung‹. Ohne Melange waren die mächtigen Heighliner der Raumgilde bewegungsunfähig, denn es war nur der Einwirkung dieses Gewürzes zu verdanken, daß die Raumschiffsnavigatoren Hindernisse schon auf weite Entfernungen ›sehen‹ und umgehen konnten. Ohne Melange würde die Lebenserwartung der Reichen um fünfundzwanzig Prozent sinken, und selbst die Mittelklasse verzichtete nicht darauf, wenigstens einmal täglich Nahrung auf den Tisch zu bringen, die mit dem lebensverlängernden Stoff durchsetzt war.

Aber Alia war die Aufrichtigkeit in der Stimme des Mentaten – jener Tonfall, den sie mit einer gewissen Furcht erwartet hatte – nicht entgangen.

MAFEA. Die Merkantile Allianz wog viel mehr als das Haus Atreides; viel mehr sogar als der Wüstenplanet, die Priesterschaft oder die Melange. Sie präsentierte Wein und Walpelz, Shigadraht und ixianische Erzeugnisse, ebenso aber auch den Handel mit Menschen und Orten; sie stand für den Hadj und jene Produkte, die hart am Rande der Legalität von den Tleilaxu hergestellt wurden, für suchterzeugende Drogen und medizinische Hilfsmittel; bedeutete Transportmöglichkeit (durch die Gilde) und schloß alles ein, was der Superkomplex des Imperiums an kommerziellen Dingen benötigte – einschließlich der Ver-

bindung zu Tausenden von bekannten und unzähligen eben erst erschlossenen Randwelten, über deren Nützlichkeit man sich noch nicht sicher war. Wenn Idaho von der MAFEA sprach, sprach er von einem konstant gärenden Intrigantenprozeß, einem Spiel der Kräfte, bei dem die Veränderung der zehnten Stelle hinter dem Komma immer noch genug zählte, um über den Besitzanspruch eines ganzen Planeten zu entscheiden.

Alia kehrte zu Idaho und Irulan, die noch immer auf ihren Diwans saßen, zurück und baute sich vor ihnen auf. »Stört euch etwas Bestimmtes an der MAFEA?« fragte sie.

»Eine gewisse Anzahl von Hohen Häusern hat es immer noch nicht aufgegeben, Gewürz zu horten«, sagte Irulan.

Alia schlug sich mit beiden Händen gegen die Hüften und deutete erregt gestikulierend auf das neben Irulan liegende Dokument. »Die Forderung da, scheint, so wie sie daliegt, überhaupt nicht deine Neugier zu erregen...«

»In Ordnung!« sagte Idaho plötzlich unwirsch. »Hör jetzt endlich damit auf! Hast du nichts Besseres zu tun, als mir die Daten, die du längst hast, vorzuenthalten und statt dessen auf meine Fähigkeiten zu...«

»Es scheint derzeit eine starke Anforderung nach Leuten aus vier verschiedenen Gruppen zu herrschen«, unterbrach Alia ihn und fragte sich im gleichen Moment, ob den beiden dies wirklich neu war.

»Welche Gruppen sind das?« fragte Irulan.

»Schwertmeister, auf Tleilax erzeugte Mentaten, konditionierte Mediziner der Suk-Schule und Buchhalter. Hauptsächlich aber Buchhalter, die gleichzeitig noch über einen zweifelhaften Ruf verfügen müssen. Warum sollte man solche Leute ausgerechnet jetzt benötigen?« Sie stellte die Frage an Idaho.

Funktioniere wie ein Mentat! dachte er. Nun, das war immerhin besser, als über das nachzugrübeln, was aus Alia geworden war. Er konzentrierte sich auf ihre Worte und legte sie sich auseinander. *Schwertmeister?* Einst hatte

er diese Bezeichnung selbst getragen. Schwertmeister waren - natürlich - mehr als gewöhnliche Kämpfer: Sie waren in der Lage, Schilde zu reparieren, militärische Unternehmungen zu leiten, ebensolche Vorteile herauszuschinden und Waffensysteme zu improvisieren. *Von den Tleilaxu erzeugte Mentaten?* Offensichtlich glaubten die Tleilaxu selbst daran, daß die Möglichkeit bestand, solche Mentaten, die man auch »Umgedrehte« nannte, zu erzeugen. Aber da Idaho selbst eines dieser Produkte gewesen war, erschien ihm die Vorstellung, daß sie im Sinne ihrer Herren funktionierten, äußerst fragwürdig. Die Hohen Häuser, die einen solchen umgedrehten Mentaten erwarben, taten dies in der Hoffnung, ihn absolut kontrollieren zu können. Und das war unmöglich! Selbst Piter de Vried, der die Harkonnens bei ihrem Überfall auf die Atreides unterstützt hatte, war zu der Einsicht gelangt, daß es besser war, mit Würde unterzugehen, als sich dem harten Kern der Selbstbezogenheit völlig auszuliefern. *Suk-Mediziner?* Ihre Konditionierung galt als das Gütesiegel dafür, daß sie niemals in der Lage waren, sich gegen die eigenen Besitzer-Patienten zu wenden. Sie waren nicht eben billig. Wenn ihre Dienste jetzt begehrter waren als zuvor, deutete das daraufhin, daß ihre potentiellen Besitzer zu plötzlichem Wohlstand gelangt waren.

Idaho rechnete und bezog die Tatsache, daß jedermann plötzlich Interesse an fragwürdigen Buchhaltungsexperten hatte, in seine Analyse mit ein.

»Erste Erkenntnis« sagte er dann mit einer derartigen Sicherheit, daß niemand an seinen Äußerungen zweifeln konnte. »Es hat unter den Kleinen Häusern ein Anwachsen des Reichtums gegeben. Einige von ihnen sind nahe daran, den Status Hoher Häuser zu erwerben. Ein Reichtum dieser Art kann nur daraus resultieren, daß es in dem bisher abgesteckten Feld der Politik einen Umschwung gegeben hat.«

»Und so kommen wir schließlich auf den Landsraad«, sagte Alia und drückte damit das aus, was sie glaubte.

»Die nächste Landsraadsversammlung findet erst in zwei Jahren statt«, erinnerte sie Irulan.

»Das hält niemanden von politischem Schacher ab«, entgegnete Alia. »Ich verbürge mich dafür, daß einige dieser Leute, die diese Forderung unterschrieben haben...« – sie deutete auf das Dokument –, »Angehörige der Kleineren Häuser sind, die vergessen haben, wo ihre Grenzen liegen.«

»Vielleicht«, sagte Irulan.

»Der Landsraad«, fuhr Alia fort, »scheint mir der beste Strohmann für die Schwesternschaft zu sein. Und – gibt es einen besseren Agenten für die Bene Gesserit als meine Mutter?« Sie baute sich vor Idaho auf. »Nun, Duncan?«

Warum nicht funktionieren wie ein Mentat? fragte sich Idaho. Er erkannte jetzt den Grund für Alias Mißtrauen. Immerhin war er viele Jahre lang einer der persönlichen Leibwächter der Familie Atreides gewesen.

»Duncan?« Alia ließ nicht locker.

»Du solltest dich danach erkundigen, welche Gesetzesänderungen möglicherweise vom Landsraad vorbereitet werden«, sagte er. »Möglicherweise vertritt er demnächst den Standpunkt, daß es einer Regentschaft erschwert werden soll, bei bestimmten Gesetzesänderungen ein Veto einzulegen; speziell auf den Gebieten der Besteuerung oder der Kartellpolitik. Es gibt sicher noch andere Themenkreise, aber...«

»Es würde nicht gerade für ihren Pragmatismus sprechen, wenn sie das versuchten«, sagte Irulan.

»Ganz meine Meinung«, sagte Alia. »Die Sardaukar sind zahnlos, aber wir haben immer noch unsere Fremen-Legionen.«

»Sei vorsichtig, Alia«, warnte Idaho sie erneut. »Unseren Feinden könnte gar nichts Besseres passieren, als daß wir einen bedrohlichen Eindruck erwecken. Gleichgültig, über wieviele Legionen du gebietest – in einem Imperium, das so weit verstreut ist wie dieses, basiert

die Macht auf dem, was die Bevölkerung allgemein ertragen kann.«

»Was die Bevölkerung ertragen kann?« fragte Irulan.

»Du meinst, was die Hohen Häuser ertragen können«, sagte Alia.

»Und wieviele von ihnen werden wir in dieser neuen Allianz antreffen?« fragte Idaho. »An irgendwelchen unbekannten Orten laufen ungeheure Geldbeträge zusammen!«

»In den Randgebieten?« fragte Irulan.

Idaho zuckte die Achseln. Die Frage war unbeantwortbar. Sie alle vermuteten, daß eines Tages die Tleilaxu oder irgendwelche anderen technologisch bewanderten Tüftler aus den Randzonen des Imperiums den Holtzmann-Effekt außer Kraft setzen würden. Von diesem Tag an würden sämtliche Schutzschilde nutzlos sein. Und die gesamte, sorgfältig aufgebaute Balance, die die einzelnen planetarischen Kräfte im Gleichgewicht hielt, würde zusammenstürzen.

Alia schien nicht bereit zu sein, diese Möglichkeit ins Auge zu fassen.

»Wir werden mit dem vorgehen, was wir haben«, sagte sie. »Und was wir haben, ist die sichere Erkenntnis des MAFEA-Direktorats, daß wir in der Lage sind, das Gewürz zu vernichten, wenn man uns dazu zwingt. Sie werden ein solches Risiko nicht eingehen können.«

»Bleiben wir also bei der MAFEA«, meinte Irulan.

»Aber auch das würde nur dann wirken«, sagte Idaho, »falls nicht inzwischen jemand versucht hat, auf einem anderen Planeten die Bedingungen der Gewürzgewinnung nachzuahmen.« Er sah Irulan an und war von seinem eigenen Gedankengang überrascht. »Vielleicht auf Salusa Secundus?«

»Meine Kontakte sind in dieser Beziehung zuverlässig geblieben«, erwiderte sie. »Nicht auf Salusa.«

»Dann gilt meine Antwort von eben immer noch«, sagte Alia. »Wir gehen mit dem vor, was wir haben.«

Ich muß weg, dachte Idaho und sagte: »Warum hast du mich davon abgehalten, wirklich *wichtige* Dinge zu erledigen? Zu diesem Schluß hättest du auch selbst kommen können.«

»Sprich mich nicht in diesem Ton an!« fauchte Alia.

Idaho riß die Augen auf. Für einen Moment hatte er die Fremdheit deutlich auf ihren Gesichtszügen gesehen. Der Anblick hatte ihn beinahe aus der Fassung gebracht. Er schaute Irulan an, aber sie schien nichts von alledem bemerkt zu haben – jedenfalls erweckte sie den Anschein.

»Ich benötige keine Grundschulausbildung mehr«, sagte Alia. Noch immer wurde ihre Stimme von diesem wutentbrannten, fremdartigen Timbre bestimmt.

Idaho zeigte ein reuevolles Lächeln, während in seiner Brust die Schmerzen pochten.

»Auf jeden Fall ist es niemals falsch, unsere Gegner in den Reihen der Wohlhabenden zu suchen, solange es um die Macht geht«, sagte Irulan gedehnt. »Paul war eine soziale Mutation – deswegen sollten wir nie vergessen, daß er eine Menge gegen die alte Art der Wohlstandsverteilung unternommen hat.«

»Solche Mutationen sind nicht unwiderruflich«, sagte Alia und wandte sich von ihnen ab, als wolle sie vermeiden, daß man ihr ihre Andersartigkeit ansah. »Überall im Imperium, wo es wohlhabende Menschen gibt, weiß man das.«

»Aber man weiß ebenso«, sagte Irulan, »daß es drei Menschen gibt, die in der Lage wären, diese Art Mutation weiter fortzusetzen: die Zwillinge und...« Sie deutete auf Alia.

Sind sie alle beide verrückt? fragte sich Idaho.

»Sie werden versuchen, mich umzubringen!« keuchte Alia.

Idaho schwieg und versuchte den Schock zu überwinden, während seine Mentatsinne rasten. Alia umbringen? Warum? Es war doch viel einfacher, sie zu diskreditieren. Man brauchte sie nur aus ihrer Fremenbande her-

auszupicken, dann konnte man sie nach Belieben fertigmachen. Aber die Zwillinge... Obwohl er wußte, daß er momentan nicht genügend abgeklärt war, um sich einer derartigen Problematik anzunehmen, durfte er nichts unversucht lassen. Er mußte so präzise wie möglich vorgehen. Gleichzeitig wurde ihm bewußt, daß präzises Denken unverdaute Absolutismen enthielt. Aber auch die Natur war nicht präzise. Nicht einmal das Universum war es, wenn man es in die Waagschale warf; es war schemenhaft und verschwommen, voller unerwarteter Bewegungen und Veränderungen. Und die Menschheit spielte in diesen Berechnungen als Ganzes lediglich die Rolle eines Naturphänomens. Der gesamte Prozeß präziser Analysen repräsentierte einen sprunghaften Wechsel, einen dahingleitenden Fluß innerhalb des Universums. Er mußte sich auf diesen Fluß konzentrieren, ihn in Bewegung sehen.

»Wir haben recht gehabt, daß wir uns auf die MAFEA und den Landsraad konzentrierten«, sagte Irulan gedehnt. »Und Duncans Vorschlag bietet uns die erste Möglichkeit für eine Erkundung der...«

»Geld als Sinnbild der Energie kann nicht von der Energie getrennt werden, die es hervorrief«, sagte Alia. »Das wissen wir alle. Aber die Fragen, die für uns im Moment wichtig sind, sind diese: Wann werden sie zuschlagen? Welche Waffen setzen wir gegen sie ein? Und wo?«

Die Zwillinge... die Zwillinge, dachte Idaho. *Sie sind in Gefahr. Nicht Alia.*

»Und das *Wer* und *Wie* interessiert dich nicht?« fragte Irulan.

»Wenn das Haus Corrino, die MAFEA oder irgendeine andere Gruppe vorhat, seine Vasallen auf diesem Planeten abzuladen«, erwiderte Alia, »ist die Chance, sie zu finden, bevor sie losschlagen, höher als sechzig Prozent, wenn wir über die ersten drei Fragen Klarheit haben. Wenn wir herausfinden, wer sie sind, würde das unsere

Chancen noch erhöhen. Und was das Wie angeht: Das enthält bereits meine Frage nach den Waffen.«

Warum sind sie nicht in der Lage, das zu sehen, was ich sehe? fragte sich Idaho.

»In Ordnung«, sagte Irulan. »Wann also?«

»Sobald sich die Aufmerksamkeit auf irgend jemanden konzentriert«, sagte Alia.

»Bei der Ratsversammlung stand deine Mutter im Mittelpunkt des Interesses«, meinte Irulan. »Doch es ist nichts geschehen.«

»Es war der falsche Ort«, sagte Alia.

Was hat sie vor? fragte sich Idaho.

»Und wo wäre der richtige?« fragte Irulan.

»Genau hier, in dieser Kuppel«, erwiderte Alia. »Es ist der Platz, an dem ich mich am sichersten fühle und an dem auch meine Garde ist«

»Welche Waffen?« fragte Irulan.

»Konventionelle. Irgendwelche, die ein Fremen bei sich tragen könnte: Ein vergiftetes Crysmesser, eine Maula-Pistole, ein...«

»Sie haben seit langer Zeit keinen Jäger-Sucher mehr eingesetzt«, meinte Irulan.

»Er würde innerhalb einer Menschenmenge nicht arbeiten können«, erklärte Alia. »Und für das, was sie vorhaben, werden sie eine solche benötigen.«

»Biologische Waffen?« fragte Irulan.

»Du denkst an einen Infektionsagenten?« Alia versuchte gar nicht erst, ihre Überheblichkeit zu verbergen. Wie konnte Irulan nur ernsthaft annehmen, ein Infektionsagent könne die Sicherheitsbarrieren einer Atreides überwinden?

»Ich dachte eher an etwas aus einer – tierischen Richtung«, fuhr Irulan fort. »Etwa an ein kleines Haustier, das man darauf trainiert hat, ein bestimmtes Opfer zu beißen und dabei ein Gift absondert.«

»Die Hausfrettchen werden so etwas zu verhindern wissen«, gab Alia zurück.

»Und wenn es sich um eines dieser Frettchen *selbst* handelt?«

»Unmöglich. Die anderen würden jeden Außenseiter sofort erkennen und töten, das weißt du.«

»Ich habe lediglich versucht, alle Möglichkeiten in Betracht zu ziehen, in der Hoffnung, daß...«

»Ich werde meine Wachen alarmieren«, sagte Alia.

Im gleichen Moment, als sie das Wort ›Wachen‹ aussprach, schlug Idaho eine Hand über die Tleilaxu-Augen und versuchte der Verwicklungen, die ihn plötzlich überschwemmten, Herr zu werden. Der Effekt, der ihn überkam, wurde von den Mentaten ›Rhadjia‹ genannt, der plötzliche Lichtblick in einer verwirrenden Anzahl von Eindrücken. Sein Geist schien plötzlich wie ein Netz durch das Universum zu schweben. Es fiel, während sich in seinem Innern zaghafte Umrisse formten. Er sah die Zwillinge, wie sie durch die Dunkelheit krochen, während über ihnen gewaltige Klauen die Luft zerfetzten.

»Nein«, flüsterte er.

»Was?« Alia sah ihn an, als sei sie überrascht, daß er noch immer anwesend war.

Idaho nahm die Hand von den Augen.

»Die Kleider, die das Haus Corrino geschickt hat«, sagte er. »Hat man sie bereits den Zwillingen übersandt?«

»Natürlich«, erwiderte Irulan. »Sie sind vollkommen sauber.«

»Niemand würde es wagen, die Zwillinge im Sietch Tabr anzugreifen«, sagte Alia. »Nicht in Anwesenheit all der von Stilgar persönlich ausgebildeten Wächter.«

Idaho starrte sie an. Er besaß zwar kein bestimmtes Anzeichen dafür, daß seine Annahme Beweiskraft bekam, aber er wußte es. *Er wußte es!* Die Erfahrung, die er soeben gemacht hatte, war der visionären Kraft, die Paul besessen hatte, sehr nahe gekommen. Weder Irulan noch Alia würden ihm das glauben.

»Ich würde die Torwachen darüber informieren, daß

sie besonders auf Tiere achten sollen, die außerhalb des Sietch leben«, sagte er.

»Du nimmst Irulans Annahme doch wohl nicht etwa ernst?« protestierte Alia erschreckt.

»Warum sollte man ihnen die geringste Chance geben?« erwiderte Idaho.

»Das kannst du den Schmugglern erzählen«, meinte Alia. »Ich werde mich hingegen auf die Hausfrettchen verlassen.«

Idaho schüttelte den Kopf. Was konnten Hausfrettchen schon gegen die riesigen Klauen ausrichten, die seine Vision ihm gezeigt hatte? Aber Alia hatte Recht. Man brauchte nur die richtigen Leute zu bestechen – etwa einen willigen Navigator der Raumgilde – und schon konnte aus einem Hinterwäldlerplaneten eine offizielle Anlaufstelle werden. Auch wenn die Gilde sich weigerte, in vorderster Front gegen die Atreides zu kämpfen – wenn der Preis hoch genug war... Nun, die Gilde stellte zwar eine Barriere dar, die plötzliche Angriffe erschwerte – aber unmöglich machen konnte sie sie auch nicht. Immerhin konnte sie sich darauf berufen, lediglich ›eine Transportgesellschaft‹ zu sein. Und woher sollte die Gilde wissen, welche Art Fracht sie beförderte?

Alia durchbrach die Stille mit einer fremenitischen Geste: Sie hob die Faust und spreizte den Daumen ab. Die Bedeutung dieser Handbewegung war klar: *Ich stelle mich dem Sturm.* Offensichtlich sah sie sich als das einzige potentielle Opfer irgendwelcher Meuchelmörder und wollte zeigen, daß sie sich vor einem ganzen Universum voller Drohungen nicht fürchtete. Gleichzeitig wünschte sie den Todessturm auf jeden hinab, der es wagte, sie anzugreifen.

Aber für Idaho war in dieser Beziehung jedweder Protest hoffnungslos. Immerhin verdächtigte sie ihn nicht mehr. Er würde zum Sietch Tabr zurückkehren, und Alia erwartete von ihm eine perfekte Entführung ihrer Mut-

ter. Als er sich aus dem Diwan erhob und ein Adrenalinstoß durch seinen Körper fuhr, dachte er wütend: *Wäre sie doch nur das Ziel der Verschwörung! Würden die Mörder es doch schaffen, zu ihr vorzudringen!* Einen Moment lang erinnerte er sich an das Messer, das an seinem Gürtel hing – aber es war nicht seine Sache, dies zu tun. Es würde besser für sie sein, wenn sie als Märtyrerin starb, als diskreditiert zu werden und von allen Hunden in die Wüste hinausgehetzt zu werden.

»Ja«, sagte Alia, die seinen Gesichtsausdruck falsch interpretierte. »Du solltest dich beeilen, wieder nach Tabr zurückzukehren.« Und sie dachte: *Wie verrückt war ich doch, Duncan zu mißtrauen! Er steht auf meiner Seite, nicht auf der Jessicas.* Es war die Forderung der Stämme gewesen, die sie zur Weißglut getrieben hatte, machte sie sich klar. Als Idaho ging, winkte sie ihm flüchtig nach.

Idaho verließ den Versammlungsraum mit einem Gefühl der Hoffnungslosigkeit. Alia wurde nicht nur von Stunde zu Stunde unter dem fremdartigen Einfluß blinder – sie schien auch mit jeder Krise unfähiger zu werden. Sie hatte den Gefahrenpunkt längst überschritten und war nicht mehr zu retten. Aber was konnte man für die Zwillinge tun? Wen konnte er ins Vertrauen ziehen? Stilgar? Aber was konnte Stilgar tun, das er nicht bereits selber zu tun im Begriff war?

Dann... Lady Jessica?

Ja, er würde sich das genauer überlegen müssen – auch wenn sie bereits zu weit gegangen war in dem, was sie mit der Schwesternschaft ausgeheckt hatte. Er machte sich wenig Illusionen über die ehemalige Konkubine der Atreides. Unter der Befehlseinwirkung der Bene Gesserit mochte sie zu allem fähig sein – selbst dazu, gegen die eigenen Enkelkinder vorzugehen.

22

Ob eine Regierung gut ist, hängt nicht von den Gesetzen ab, die sie erläßt, sondern von den persönlichen Qualitäten der Regierenden. Die Regierungsmaschinerie ist stets dem Willen jener, die sie steuern, unterworfen. Das allergrößte Problem ist es also, eine Methode zu finden, um gute Führungskräfte zu erkennen.

›Gesetz und Regierungsgewalt‹,
aus dem ›Handbuch der Raumgilde‹

Warum wünscht Alia, daß ich bei der Morgenaudienz anwesend bin? fragte sich Jessica. *Bis jetzt hat man mich noch nicht in die Ratsversammlung zurückgewählt.*

Sie stand im Vorraum der Großen Kuppelhalle, der sicher auf jedem anderen Planeten wegen seiner Ausmaße mit der Großen Halle selbst identisch gewesen wäre. Dem Beispiel der Atreides folgend hatten sich auch die anderen Gebäude der Stadt Arrakeen in gigantische, Reichtum und Macht symbolisierende Klötze verwandelt. Und was diesen Raum anbetraf, so schien er ihre Befürchtungen zu bestätigen: Sie mochte ihn nicht, weil er allzudeutlich ein Abbild jenes Sieges war, den ihr Sohn über Shaddam IV. errungen hatte.

Auf der polierten Plastahltür, die in die Große Halle hineinführte, konnte Jessica das Spiegelbild ihres Gesichts erkennen. Als hätte Rückkehr zu diesem Wüstenplaneten allein etwas damit zu tun, stellte sie die ersten Anzeichen des Alterns auf ihren Zügen fest: Die ersten – wenn auch kleinen – Falten waren unübersehbar; der Glanz ihrer einst tiefblauen Augen wirkte verblaßt. Und sie erinnerte sich an jene Tage, als der Raum um ihre Pu-

pillen herum noch weiß gewesen war. Daß ihr bronzenes Haar noch in altem Glanz erstrahlte, verdankte sie einem exzellenten Friseur. Ihre Nase war klein und ihr Mund der alte geblieben, aber auch die ihr verbliebene körperliche Schlankheit konnte nicht darüber hinwegtäuschen, daß ihre Muskeln erschlafften – ungeachtet der Ausbildung, die sie gerade in diesem Bereich der Körperbeherrschung bei den Bene Gesserit genossen hatte. Auch wenn einige Leute dies nicht bemerkten und sagten, »Du hast dich nicht im geringsten verändert« – das Bene-Gesserit-Training war und blieb ein zweischneidiges Schwert: Den Leuten, die in der gleichen Weise ausgebildet worden waren, fielen solche feinen Unterschiede sofort auf.

Aber die kleinen Veränderungen, die Alia betrafen, waren ihr ebenfalls nicht entgangen.

Jarvid, Alias Haushofmeister, stand an der großen Eingangstür und trug einen offiziellen Gesichtsausdruck zur Schau. Er war ein vermummtes Genie, dessen rundes Gesicht von einem zynischen Lächeln überschattet wurde. Und das erschien Jessica schockierend paradox: Ein gutgenährter Fremen. Als der Mann bemerkte, welche Aufmerksamkeit sie ihm schenkte, lächelte er wissend und zuckte die Achseln. Seine Teilnahme an ihren Plänen konnte sie sich wohl aus dem Kopf schlagen, denn er machte ganz den Eindruck, als hätte er gar nichts anderes erwartet. Jarvid haßte die Atreides, ohne Frage, aber er war, wenn man den Gerüchten Glauben schenken konnte, in mehreren Beziehungen der Mann Alias.

Als Jessica sein Achselzucken sah, dachte sie: *Wir leben im Zeitalter der Unentschlossenheit und des Phlegmas. Er weiß ganz genau, daß ich all diese Geschichten über ihn gehört habe, ohne daß es ihm etwas ausmacht. Es würde mich nicht wundern, wenn unsere Zivilisation, noch bevor der erste Angriff auf sie erfolgt, an ihrer eigenen Indifferenz zugrunde geht.*

Die Wächter, die Gurney ihr zur Verfügung gestellt hatte, bevor er zu den Schmugglern hinaus in die Wüste gegangen war, waren gar nicht damit einverstanden gewesen, daß sie diesen Ort ohne ihre Begleitung aufsuchte. Aber Jessica fühlte sich ziemlich sicher. Sollten sie doch hier und jetzt eine Märtyrerin aus ihr machen – Alia würde es nicht überleben. Und das wußte sie.

Da Jessica weder auf Jarvids Achselzucken noch auf sein Lächeln ein Zeichen der Erwiderung gab, hustete er plötzlich in einer Weise, die so aufschreckend war, als habe er dies geplant. Es hörte sich an wie eine Geheimsprache, die bedeutete: »Wir verstehen die Unsinnigkeit dieses ganzen Pomps, nicht wahr, Mylady? Ist es nicht wundervoll, was man die Menschen nicht alles glauben machen kann?«

Wundervoll! stimmte Jessica ihm zu, ohne auch nur einen Gesichtsmuskel zu bewegen.

Der Vorraum war nun beinahe voll. Alle die Bittsteller, die von Jarvids Leuten sorgfältig ausgewählt worden waren, schienen gekommen zu sein. Die Außentüren wurden geschlossen. Sowohl die Bittsteller als auch die Lakaien hielten sich Jessica gegenüber in einer gewissen Distanz, obwohl sie durchaus fragende Blicke auf die schwarze Aba-Robe warfen, die sie trug. Der Umhang würde unter ihnen einige Fragen aufwerfen, denn er bezeichnete ihren Status als Ehrwürdige Mutter, trug aber kein Zeichen, daß sie der Priesterschaft Muad'dibs angehörte. Die Gespräche wurden lauter, als die Leute ihre Aufmerksamkeit zwischen Jessica und der kleinen Seitentür hin- und herpendeln ließen, durch die Alia treten würde, um sie alle in den Großen Saal zu führen. Es war Jessica klar, daß die Frage, wo die Macht der Regentschaft im Augenblick lag, erschüttert worden war.

Ich habe das nur durch meine pure Anwesenheit erreicht, dachte sie. *Und ich bin nur gekommen, weil Alia mich eingeladen hat.*

Und sie fragte sich, warum sie ihr Erscheinen hinaus-

zögerte. Zweifellos saß sie jetzt irgendwo hinter einer Mauer und beobachtete sie durch ein verstecktes Loch. Bisher waren Jessica so gut wie keine von Alias Eigenarten entgangen, und mit jeder Minute, die sie länger hier verbrachte, wurde ihr klarer, wie richtig es gewesen war, die Aufgabe, die die Schwesternschaft ihr gestellt hatte, anzunehmen.

»Die Dinge können sich auf diese Weise nicht mehr weiterentwickeln«, hatte die Leiterin der Bene-Gesserit-Delegation zu ihr gesagt. »Und auch dir dürften die Anzeichen des Verfalls nicht entgangen sein – dir am allerwenigsten! Wir wissen, warum du uns den Rücken kehrtest, Jessica, aber wir wissen genauso, welche Ausbildung du einst genossen hast. Du hast eine schrankenlose Erziehung erhalten, bist eine Tochter der Panoplia Prophetica und solltest von allein darauf kommen, wann es an der Zeit ist, sich einer Religion entgegenzustellen, die unser aller Leben bedroht.«

Sie hatte damals aus dem Fenster ihres Palastes auf Caladan gesehen, die Lippen verzogen und den Blick auf einen der sprudelnden Springbrunnen gerichtet. Es gefiel ihr nicht, daß man versuchte, sie auf diese Art unter Druck zu setzen, auch wenn die Argumente der Bene Gesserit logisch waren. Eine der Grundregeln ihrer Erziehung war es gewesen, gerade logischen Argumenten gegenüber Zurückhaltung zu zeigen. Aber natürlich wußten dies die Mitglieder der Delegation ebenfalls.

Wie hoch die Luftfeuchtigkeit an diesem Morgen gewesen war, dachte Jessica, während sie ihren Blick durch Alias Vorraum schweifen ließ. Wie frisch. Hier hingegen herrschte eine Schwüle, die beinahe körperliches Unbehagen hervorrief, und sie dachte: *Ich falle wieder in die Gedankenwelt der Fremen zurück.* Aber die Luftfeuchtigkeit in diesem Raum hier war zu hoch. Wer war dafür verantwortlich? Paul hätte eine solche Laxheit niemals zugelassen.

Als sie Jarvid ansah, bemerkte sie auf seinem ovalen

Gesicht nichts davon, daß ihn dieser Faktor ebenfalls störte. Er schien überhaupt nichts zu bemerken. Für jemanden, der auf Arrakis geboren war, erschien ihr das als ungutes Zeichen.

Die Bene-Gesserit-Delegation hatte sie anschließend gefragt, ob es nötig sei, daß man die eigenen Behauptungen mit Beweisen zu untermauern habe. Und Jessica hatte ihnen eine Antwort aus ihren eigenen Lehrbüchern entgegengeschleudert: »Beweise jeglicher Art führen unweigerlich zu Anschauungen, die keines Beweises bedürfen! Die Dinge sind deswegen gewiß, weil wir an sie glauben!«

»Aber wir haben diese Fragen bereits einem Mentaten vorgelegt«, hatte die Delegationsleiterin protestiert.

Jessica war überrascht gewesen. »Ich wundere mich, daß Ihr diese hohe Position erreicht habt und dennoch nichts wißt über die Begrenzungen, denen Mentaten unterworfen sind.«

Daraufhin hatte die Delegation sichtlich aufgeatmet. Es war offensichtlich, daß all diese Worte eine Prüfung enthalten hatten, die sie zur allgemeinen Zufriedenheit absolvierte. Natürlich befürchtete die Schwesternschaft, daß ihr durch die lange Abwesenheit jegliche Beziehungen der ehemaligen Kernausbildung verlorengegangen waren. Jarvid verließ seinen Platz an der Tür und bewegte sich auf Jessica zu. Sie konzentrierte sich. Er deutete eine Verbeugung an und sagte: »Mylady, mir scheint, Sie haben noch nichts von der neuesten Weisheit des Predigers vernommen.«

»Ich erhalte tägliche Berichte über alles, was hier vor sich geht«, erwiderte Jessica. *Und das soll er ruhig Alia weitererzählen!*

Jarvid lächelte. »Dann wissen Sie also bereits von den Schmähungen, die er gegen Ihre Familie ausstößt. In der letzten Nacht hielt er in einem der südlichen Vororte eine Rede, und niemand wagte es, ihn anzugreifen. Sie wissen natürlich, warum.«

»Weil die Leute denken, er wäre mein Sohn, der zu ihnen zurückgekommen ist«, sagte Jessica ungehalten.

»Man hat diese Frage dem Mentaten Idaho noch nicht gestellt«, führte Jarvid aus. »Vielleicht sollte man es recht bald tun, damit die Sache zu einem Abschluß kommt.«

Jessica dachte: *Hier ist wirklich jemand, der keine Ahnung von den Grenzen eines Mentaten hat, obwohl er es wagt, ihm Hörner aufzusetzen – wenn nicht in Wirklichkeit, dann zumindest in seinen Träumen.*

»Mentaten teilen die Fehlbarkeiten derjenigen, die sie einsetzen«, erklärte sie. »Das menschliche Bewußtsein stellt, ebenso wie das Gehirn eines Tieres, einen Resonator dar. Es erwidert die Resonanzen der Eingaben. Und ein Mentat hat nichts anderes gelernt, als aus dem, was ihm gewahr ist, einen Kausalzusammenhang herauszulesen und daraus eine lange Kette von Konsequenzen vorherzuberechnen.« *Das soll er erst einmal verdauen!*

»Der Prediger stört Sie also nicht?« fragte Jarvid. Seine Stimme klang auf einmal sehr formell und irgendwie drohend.

»Ich halte ihn für ein gutes Omen«, sagte Jessica, »und möchte nicht, daß man ihn behindert.«

Eine solche Antwort hatte Jarvid keineswegs erwartet. Er versuchte ein Lächeln, aber es mißlang. Schließlich sagte er: »Die herrschende Versammlung der Kirche, die Ihren Sohn verehrt, wird sich natürlich dieser Anordnung fügen, wenn Sie darauf bestehen. Aber sicher würde eine Erklärung...«

»Vielleicht würden Sie es lieber sehen, wenn ich eine Erklärung abgebe, wie *ich* in Ihr Schema passe«, sagte Jessica.

Jarvid musterte sie nervös. »Madame, ich sehe einfach keinen logischen Grund, warum Sie sich weigern, gegen diesen Prediger vorzugehen. Er kann nicht Ihr Sohn sein. Und deswegen fordere ich Sie auf: Lassen Sie ihn nicht weiter gewähren.«

Dies ist ein abgekartetes Spiel, dachte Jessica. *Alia hat ihn auf mich angesetzt.*

Sie sagte: »Nein.«

»Aber er beschmutzt den Namen Ihres Sohnes! Er predigt grausame Dinge, erhebt sich gegen Ihre heilige Tochter! Er wiegelt die Bevölkerung gegen uns auf. Als man ihn fragte, behauptete er, daß selbst Sie von Natur aus schlecht seien und...«

»Genug von diesem Unfug!« unterbrach Jessica ihn. »Sagen Sie Alia, daß ich mich weigere. Seit ich hier angekommen bin, habe ich nichts anderes mehr gehört, als diese Geschichten über den Prediger. Es langweilt mich.«

»Es langweilt Sie, Madame, daß er in seiner letzten Rede sagte, daß Sie sich niemals gegen ihn stellen würden? Und jetzt, hier, sagen Sie...«

»So niederträchtig ich auch sein mag: Ich werde nichts gegen ihn unternehmen«, sagte Jessica.

»Das... ist keine Angelegenheit, über die man Witze macht, Madame!«

Jessica gab ihm erzürnt ein Zeichen, daß er verschwinden solle. »Hinweg!« Sie sprach dieses Wort mit einer solchen Lautstärke aus, daß viele der Umstehenden es hören konnten, und Jarvid nichts anderes übrigblieb, als ihrer Anweisung Folge zu leisten.

Obwohl seine Augen vor Wut blitzten, kam er nicht darum herum, sich zu verbeugen, bevor er seine Position an der Tür der Großen Halle wieder einnahm.

Der Wortwechsel schien Jessica genau zu den bisher getätigten Beobachtungen zu passen. Wenn Jarvid von Alia sprach, transportierte seine Stimme den heiseren Unterton eines Mannes, der in sie verliebt sein mußte, daran gab es nichts zu rütteln. Die Gerüchte entsprachen also der Wahrheit. Alia hatte es ihrem Leben gestattet, einen Weg zu nehmen, der nichts als Schrecknis für sie bereithielt. Das bedeutete, daß sie sich willig in die Arme der Verdammnis geworfen hatte. War es eine Art perver-

ser Freude an der Selbstzerstörung? Es war als sicher anzusehen, daß sie sowohl auf ihren eigenen Untergang hinarbeitete, als auf die Vernichtung der Machtbasis, die auf den Lehren ihres Bruders beruhte.

Schwache Zeichen der Beunruhigung waren plötzlich innerhalb des Vorraums zu spüren. Diejenigen, die jeden Tag hier erschienen, bemerkten, daß Alia sich verspätete – und der Rest schien zutiefst beunruhigt über die weithin sichtbare Zurechtweisung ihres Favoriten zu sein.

Jessica seufzte. Sie kam sich vor, als sei ihr Körper an diesen Ort gekommen, während ihre Seele ganz woanders weilte. Die Bewegungen in den Reihen der Höflinge waren so durchsichtig! Sie suchten prominente Persönlichkeiten auf und flüsterten mit ihnen. Jessica sah hochgezogene Augenbrauen und versuchte, die Wichtigkeit der Anwesenden anhand ihres Aussehens einzuschätzen. Die Zurechtweisung hatte Jarvid offensichtlich getroffen; sie sah, daß einige Leute plötzlich mit ihm sprachen. Aber auch die anderen! Ihr trainiertes Auge sah deutlich, wie sie die Mächtigen einschätzten.

Sie machen mir ihre Aufwartung nicht, weil ich gefährlich bin, dachte sie. *Sie können es förmlich riechen, daß ich etwas repräsentiere, vor dem sich Alia fürchtet.*

Als sie die Leute ansah, wandten sich deren Blicke von ihr ab. Sie erschienen Jessica plötzlich so nichtig, daß sie sich zurückhalten mußte, um angesichts derart nutzlosen Lebens nicht aufzuschreien. Oh, wäre doch nur der Prediger hier – und könnte er diesen Raum in seinem momentanen Zustand sehen!

Ein Teil einer in ihrer Nähe gehaltenen Konversation erweckte ihre Aufmerksamkeit. Ein breitschultriger, schlanker Priester sprach zu einer Gruppe von Leuten, die sich seiner Führung anvertraut hatte und sagte: »Oft muß ich Dinge sagen, die sich nicht mit dem decken, was ich denke. Das nennt man Diplomatie.«

Das darauffolgende Gelächter war zu laut und brach

zu abrupt ab. Jessica sagte nichts, aber sie dachte: *Mein Herzog hätte einen solchen Burschen in das entfernteste Höllenloch verbannt. Und ich hätte ihn nicht zu früh wieder dort herausholen lassen.*

Sie wußte jetzt, daß sie auf Caladan zu lange in einer isolierten Kapsel gelebt hatte. Es war so gut wie nichts zu ihr durchgedrungen. Was sie erfahren hatte, war mit der Spitze eines Eisberges vergleichbar. *Ich habe nur in meiner eigenen Traumwelt gelebt,* dachte sie. Der Planet war ihr wie eine Insel erschienen, der sie von der Außenwelt so abschirmte, daß nicht einmal die Ankunft irgendwelcher Heighliner der Gilde sie aus ihrem paradiesischen Frieden aufgeschreckt hatten.

Wie verführerisch ist es doch, in Frieden zu leben, dachte sie.

Je mehr sie von Alias Hof zu sehen bekam, desto mehr Sympathie empfand sie für die Worte des blinden Predigers, die ihr zu Ohren gebracht wurden. Ja, auch Paul hätte so reagiert, wäre er in der Lage gewesen, zu sehen, was aus seinem Vermächtnis geworden war. Sie fragte sich, was Gurney inzwischen bei den Schmugglern erfahren hatte.

Jessica stellte fest, daß ihre erste Reaktion auf Arrakis die richtige gewesen war. Bereits auf der ersten Fahrt an Jarvids Seite in die Stadt hinein hatte sie die gepanzerten Bildschirme wahrgenommen, die die Bürger bespitzelten, dazu abgesicherte Gassen und Alleen und gleichmütig herumstehende Beobachter an jeder Ecke. Arrakeen war zu einem ungemütlichen Ort geworden. Er vermittelte einem hintergründig das Gefühl, niemals allein zu sein.

Plötzlich öffnete sich die kleine Seitentür. Eine Vorhut priesterlicher Amazonen ergoß sich in den Vorraum, die Alia nach allen Seiten hin abschirmte. Und sie selbst bewegte sich, als sei sie sich ihrer wahrhaftigen, schrecklichen Macht voll bewußt. Ihr Gesicht war verschlossen und zeigte nicht die kleinste Emotion, als ihr Blick auf

den Jessicas traf. Beide Frauen wußten jetzt, daß die Schlacht begonnen hatte.

Auf Jarvids Befehl hin wurden die gewaltigen Hallentüren geöffnet. Sie bewegten sich leise, beinahe geräuschlos, als würden sie von einer unsichtbaren Kraftquelle beiseite geschoben.

Als die Wachen sich um sie verteilten, ging Alia neben Jessica her.

»Sollen wir jetzt hineingehen, Mutter?« fragte sie.

»Es ist höchste Zeit«, erwiderte Jessica. Und als sie den beinahe lüsternen Ausdruck in Alias Augen bemerkte, dachte sie: *Sie glaubt, mich ungestraft vernichten zu können. Sie ist verrückt!*

Sie fragte sich, ob das, was Idaho von ihr gewollt hatte, damit in einen Zusammenhang gebracht werden konnte. Er hatte ihr eine Botschaft zukommen lassen, die mehr als rätselhaft gewesen war, ohne daß sie ihm hatte darauf antworten können: *›Gefahr. Muß Sie sehen.‹* Die Botschaft war in einer alten Variante des Chakobsa geschrieben gewesen, und das Wort, das ›Gefahr‹ bedeutete, enthielt gleichzeitig den Hinweis auf eine Verschwörung.

Sofort wenn ich nach Tabr zurückkehre, werde ich ihn aufsuchen, dachte sie.

23

Dies ist der große Irrtum der Macht: Schlußendlich kann sie nur in einem absoluten, begrenzten Universum von Effektivität sein. Aber die Grundregel unseres relativistischen Universums ist der Wechsel. Jede Macht wird auf eine noch größere stoßen. Paul Muad'dib brachte den Sardaukar auf den Ebenen von Arrakeen diese Grundregel bei. Seine Erben erwecken den Eindruck, als hätten sie davon noch nie etwas gehört.

Der Prediger in Arrakeen

Der erste Bittsteller an diesem Morgen war ein kadeshianischer Troubadour, ein Teilnehmer des Hadj, dessen Beutel in den Besitz arrakisischer Söldner übergegangen war. Der Mann stand auf dem wassergrünen Bodenbelag der Halle und machte nicht im geringsten den Eindruck, als sei er gekommen, um sein Recht zu betteln.

Jessica, die zusammen mit Alia auf einer siebenstufigen Plattform saß, bewunderte die Kühnheit des Fremden, nachdem sie festgestellt hatte, daß Alia rechts von ihr saß, auf der maskulinen Position.

Was den kadeshianischen Troubadour anging, so erschien es ihr offensichtlich, daß Jarvids Leute gerade ihn ausgesucht hatten, weil er mutig war. Man wollte vielleicht etwas Unterhaltung in die ansonsten trockenen Dinge, die sich bei Gelegenheiten wie diesen in der Großen Halle abspielten, hineinbringen. Möglicherweise verdiente er sich so das Geld zurück, daß er nicht mehr besaß.

Den Worten des Priester-Advokaten nach, der anschließend das Wort für den Bittsteller ergriff, war dem Trou-

badour nichts weiter geblieben als die Kleidung und das Baliset, das in einem Lederbeutel über seiner Schulter hing.

»Er behauptet, man habe ihm ein heimtückisches Getränk eingeflößt«, führte der Advokat aus und versuchte ein hämisches Lächeln, das über seine Lippen huschte, zu verbergen. »Und wenn Eure Heiligkeit ihm glauben will, so machte ihn dieses Getränk völlig hilflos. Er erwachte erst wieder, als sein Geldbeutel verschwunden war.«

Während der Advokat mit einer falschen Unterwürfigkeit weiterschwätzte, beobachtete Jessica den Troubadour. Der Kadeshianer war groß, beinahe zwei Meter. Seine Augen zeigten intelligente Wachsamkeit und Humor und waren ständig in Bewegung. Er trug das goldene Haar in der Art seines Volkes bis über die Schultern, und sein Körper zeigte Entschlossenheit und Stärke. Sein Name war mit Tagir Mohandis angegeben worden, und er stammte von Kaufleuten ab, auf die er offensichtlich ebenso stolz war wie auf sich selbst.

Alia unterbrach die Rede des Advokaten schließlich mit einer Handbewegung und sagte, ohne sich umzudrehen: »Zu Ehren ihrer Rückkehr auf diese Welt wird Lady Jessica diese Angelegenheit entscheiden«

»Vielen Dank, meine Tochter«, sagte Jessica und spürte im gleichen Moment die gebannte Aufmerksamkeit aller Zuhörer. *Tochter!* Also gehörte auch dieser Tagir Mohandis zu ihrem Plan. Oder war er nur ein unwissender Strohmann? Jedwedes Urteil, das sie jetzt fällte, würde auf sie zurückschlagen und gegen sie verwendet werden, machte Jessica sich klar. Es gab keine andere Möglichkeit. Alias Verhaltensweise ließ keinen anderen Schluß zu.

»Beherrschst du dein Instrument gut?« fragte Jessica und deutete mit dem Kopf auf das Baliset, das über der Schulter des Mannes hing.

»So gut wie der große Gurney persönlich!« Tagir Mo-

handis sprach diese Worte laut. Jeder konnte sie hören. Unter den anwesenden Höflingen gab es Bewegung.

»Das Geld, das man dir abnahm, war also für deine Weiterreise bestimmt«, sagte Jessica. »Sag mir: Was war dein Ziel?«

»Salusa Secundus«, sagte Mohandis, »und Farad'ns Hof. Ich habe gehört, daß man dort Troubadours und Sänger sucht, weil er die Künste unterstützt und plant, eine große Kulturrenaissance in seiner Umgebung anzuregen.«

Jessica warf Alia einen kurzen Blick zu. Sie hatte natürlich gewußt, was Mohandis sagen würde. Irgendwie kam ihr dieses kleine Spiel erheiternd vor. Glaubte sie etwa, sie würde damit nicht fertig werden?

»Willst du für deine Passage spielen?« fragte Jessica. »Meine Bedingungen sind die, die unter Fremen üblich sind. Wenn mir deine Musik gefällt, magst du hierbleiben, um mich damit zu erfreuen; wenn sie mir nicht zusagt, erhältst du die Gelegenheit, dir dein Reisegeld bei der Arbeit in der Wüste zu verdienen. Wenn ich jedoch zu der Annahme gelange, daß dein Spiel lediglich Farad'n, der ein Feind der Atreides ist, dient, werde ich dich mit meinem Segen versehen und zu ihm schicken. Bist du bereit, zu diesen Bedingungen zu spielen, Tagir Mohandis?«

Der Troubadour warf den Kopf zurück und lachte laut auf. Als er nach hinten griff, um das Baliset von der Schulter zu ziehen, flogen seine Haare. Rasch begann er das Instrument zu stimmen, um Jessica zu zeigen, daß er bereit war, ihre Herausforderung anzunehmen.

Die in der Großen Halle anwesende Menschenmenge machte Anstalten näherzukommen, wurde aber durch ein Aufgebot von Höflingen und Wächtern in ihre Schranken verwiesen.

Mohandis schlug zunächst einen Ton an, lauschte ihm, und ließ dann die Baßseite summen. Dann hob er die Stimme und fing an, einen - offensichtlich improvi-

sierten - Text zu singen, dessen Inhalt Jessica erst zu Bewußtsein kam, als die ersten Worte bereits über Mohandis' Lippen gedrungen waren.

»Ihr sagt, ihr sehnt euch
Nach den Meeren von Caladan,
Wo ihr einst herrschtet, Atreides,
Ohne Unterlaß.
Aber Exile liegen anderswo!

Ihr sagt, es wäre bitter,
Zu sehen, wie die Menschen sind,
Die Shai-Huluds Traum verkaufen
Für eine Handvoll Nahrung.
Und Exile liegen anderswo.

Ihr habt Arrakis schwach gemacht,
Und still den Weg des Sandwurms.
Und eure Bedingungen stellt ihr nur noch
Aus dem Exil,
Und das liegt anderswo.

Alia! Sie nennen dich Coan-Teen,
Den Geist, den man niemals sieht,
Bis...«

»Genug!« kreischte Alia. Sie hatte sich halb aus ihrem Thron erhoben. »Ich werde dich...«

»Alia!« sagte Jessica laut genug, daß zumindest die nächsten Umstehenden es mitbekamen. Sie legte alle ihre Kraft in dieses eine Wort - und alle, die es hörten, bemerkten die Kraft ihrer trainierten Stimme sofort. Alia sank in den Sitz zurück und zeigte nicht den geringsten Ausdruck, daß sie sich bewußt war, soeben eine Niederlage hingenommen zu haben.

Also hat sie auch dies genau vorbereitet, dachte Jessica. *Das ist wirklich interessant.*

»Die Entscheidung über den Fall des ersten Bittstellers liegt bei mir«, erinnerte sie ihre Tochter.

»Natürlich.« Alias Worte waren kaum zu vernehmen.

»Ich bin der Ansicht, dieser Troubadour wäre ein passendes Geschenk für Farad'n«, fuhr Jessica fort. »Er hat eine solch scharfe Zunge, daß sie beinahe wie ein Crysmesser schneidet. Ein Mann mit solchen Fähigkeiten würde natürlich auch unserem Hof zur Ehre gereichen, aber ich würde es lieber sehen, wenn er seinem Mundwerk in Zukunft im Hause Corrino seinen Lauf läßt.«

Eine Welle von Gelächter brandete durch den Saal.

Alia holte keuchend Luft: »Hast du gehört, wie er mich genannt hat?«

»Er hat dich überhaupt nichts genannt. Er hat nichts anderes getan, als zu wiederholen, was man an jeder Straßenecke aufschnappen kann. Dort nennt man dich nämlich Coan-Teen...«

»Der weibliche Todesengel, der sich ohne Füße bewegt«, fauchte Alia.

»Wenn du vorhast, dir alle jene vom Halse zu schaffen, die dir mitteilen, wie man draußen über dich redet, wirst du bald nur noch über jene verfügen, die dir von den Augen ablesen, welche Dinge du über dich hören willst«, erwiderte Jessica mit zuckersüßer Stimme. »Ich kann mir nichts Gefährlicheres vorstellen, als im Sumpf der Selbstverliebtheit zu verrotten.«

Sie hörte, wie die unmittelbar hinter den beiden Thronen stehenden Leute hörbar nach Luft schnappten.

Dann konzentrierte Jessica sich wieder auf den schweigend dastehenden Mohandis, der teilnahmslos vor sich hinsah und auf ihre Entscheidung wartete, ohne sich wirkliche Gedanken darüber zu machen, wie sie ausfiel. Er stellte genau den Typ Mann dar, den ihr Herzog seinerzeit gerne während harter Zeiten um sich gehabt hätte: Er bewegte sich mit Selbstvertrauen und verließ sich auf die eigenen Augen, während er andererseits den Eindruck er-

weckte, alles zu akzeptieren, was sich auf ihn zubewegte, sogar den Tod, ohne mit dem Schicksal zu hadern. Hätte er sich sonst hier so präsentiert?

»Warum«, fragte Jessica, »hast du ausgerechnet diese Worte in deinem Lied gebraucht?«

Mohandis hob den Kopf und erwiderte mit deutlicher Stimme: »Man hat mir gesagt, die Atreides seien ehrenwerte und tolerante Menschen. Deswegen sagte ich mir: Gehe hin zu ihnen und finde heraus, ob das wirklich stimmt. Stelle sie auf die Probe und bleibe, wenn sich die Möglichkeit dazu bietet, bei ihnen. In ihren Diensten hast du vielleicht die Zeit, nebenher nach denjenigen zu suchen, die dich ausplünderten und kannst mit ihnen auf deine Weise fertig werden.«

»Er wagte es, *uns* auf die Probe zu stellen!« murmelte Alia.

»Warum nicht«? fragte Jessica.

Sie lächelte den Troubadour an, um ihren guten Willen zu zeigen. Der Mann war lediglich deswegen in diese große Halle gekommen, weil sie ihm die Möglichkeit zu einem weiteren Abenteuer auf seinem langen Weg durch das Universum versprochen hatte. Irgendwie reizte es sie plötzlich, ihn ihrem eigenen Gefolge einzuverleiben, aber Alias Reaktion konnte nicht anders gedeutet werden, als daß dies für den tapferen Mohandis eine große Gefahr darstellen würde. Außerdem wurde sie den Eindruck nicht los, daß man gerade das von ihr erwartete: Sie sollte den Mann ebenso in ihre Dienste nehmen wie einst Gurney Halleck. Es würde am besten sein, sie ließ ihn seiner Wege ziehen, auch wenn es ihr leid tat, einen solchen Burschen an Farad'n zu verlieren.

»Er soll zu Farad'n gehen«, sagte Jessica. »Man soll ihn mit Geld ausstatten, damit er seine Passage bezahlen kann. Er soll mit seinen Liedern den Corrinos zusetzen und darauf achtgeben, daß er es überlebt.«

Alia richtete den Blick zu Boden und zeigte ein ver-

spätetes Lächeln. »Der Entscheidung der Lady Jessica sei stattgegeben«, sagte sie und gab Mohandis ein Zeichen, daß er entlassen sei.

Es ist nicht so ausgegangen, wie sie erwartet hat, dachte Jessica, ohne sich darüber Illusionen zu machen, daß dies nicht der einzige Test bleiben würde.

Ein anderer Bittsteller wurde vorgelassen.

Jessica, die die Reaktionen ihrer Tochter genauestens verfolgte, fühlte einen nagenden Zweifel. Jetzt war sie froh, von den Zwillingen etwas gelernt zu haben. Auch wenn Alia eine Verdammte war - sie gehörte immer noch zu den Vorgeborenen und war damit in der Lage, ihre Mutter genauso zu kennen wie sich selbst. Es ließ sich nicht berechnen, daß sie die Reaktionen ihrer Mutter in der Angelegenheit des Troubadours fehleinschätzen würde. *Warum hat sie diese Konfrontation hervorgerufen? Um mich abzulenken?*

Aber sie hatte jetzt nicht die Zeit, darüber nachzudenken. Der zweite Bittsteller hatte bereits seinen Platz unterhalb der Throne eingenommen, während sein Advokat neben ihm stand.

Es handelte sich diesmal um einen Fremen, einen alten Mann, der deutlich die Zeichen eines Wüstengeborenen im Gesicht trug. Er war nicht groß, aber sein Körper war drahtig, und die lange Dishdasha, die in der Regel über einem Destillanzug getragen wurde, verschaffte ihm ein stattliches Aussehen. Die Robe paßte zu seinem ausgetrockneten Gesicht und der kleinen Nase und dem Leuchten seiner völlig blauen Augen. Der Mann war ohne Destillanzug und schien sich deswegen ungemütlich zu fühlen. Die riesenhafte Halle mußte für ihn wie ein großer, freier Platz, der ihn jeglicher Körperflüssigkeit beraubte, erscheinen. Unter der teilweise zurückgezogenen Kapuze konnte man ein Stück seiner Keffiya, dem Kopfschmuck eines Naibs, erkennen.

»Ich bin Ghadhean al-Fali«, sagte der Mann und setzte, um anzuzeigen, daß er kein Vertreter des gewöhnlichen

Mobs war, einen Fuß auf die unterste Treppenstufe. »Ich gehörte zu Muad'dibs Todeskommandos und bin gekommen, um über eine Sache der Wüste zu sprechen.«

Alia versteifte sich leicht, und ihr Ärger war offensichtlich. Denn auch der Name al-Fali hatte auf dem Papier gestanden, das Jessicas Rückkehr in die Ratsversammlung forderte.

Eine Sache der Wüste! dachte Jessica.

Noch bevor der ihm zugeteilte Advokat ein erstes Wort herausgebracht hatte, war al-Fali vorgeprescht. Und mit der allgemein bekannten Phrase zur Eröffnung war allen Anwesenden klargeworden, daß er ein Problem zur Sprache bringen wollte, das den ganzen Planeten betraf. Zudem warf er seine ganze Autorität als ehemaliger Kampfgefährte Paul Muad'dibs in die Waagschale. Jessica zweifelte daran, daß al-Fali Jarvid oder den Generaladvokaten über das, was er zur Sprache bringen wollte, in Kenntnis gesetzt hatte. Und ihr Zweifel wurde spätestens in dem Moment bestätigt, als sich aus dem Hintergrund der Halle plötzlich ein Priester löste, der das schwarze Tuch der Unterbrechung in den Händen hielt.

»Hohe Damen!« rief der Mann laut aus. »Hört nicht auf diesen Mann! Er hat sich unter Vorspiegelung falscher...«

Jessica, deren Aufmerksamkeit für einen Moment von dem auf sie zueilenden Priester abgelenkt war, sah aus den Augenwinkeln heraus plötzlich eine Handbewegung Alias. In der alten Kampfsprache der Atreides bedeutete sie: *›Jetzt!‹* Obwohl es ihr unmöglich war, herauszufinden, wem das Signal galt, reagierte sie instinktiv, warf sich nach links und riß dabei den Thron um. Im Fallen rollte sie sich zur Seite, hörte den Thron zerbrechen, kam wieder auf die Füße und hörte den scharfen Knall einer Maula-Pistole. Und dann noch einen. Aber bereits beim ersten Knall hatte sie wieder die Position gewechselt. Etwas zerrte an ihrem rechten Ärmel und sie tauchte in der Menge der Bittsteller, Höflinge und Lakaien

unter. Alia, stellte sie fest, hatte sich die ganze Zeit über nicht gerührt.

Von Menschen umringt, blieb Jessica stehen.

Ghadhean al-Fali, erkannte sie, war mit einem Hechtsprung in die gegenüberliegende Ecke ausgewichen, aber sein Advokat hatte sich scheinbar nicht gerührt.

Die ganze Aktion war innerhalb eines Sekundenbruchteils vor sich gegangen, aber jedermann in dieser Halle wußte, wie weit trainierte Reflexe jemanden, der von diesem Angriff völlig überrascht worden war, bringen konnten. Alia und der Advokat standen wie erstarrt.

Ein Aufruhr in der Mitte des Saales zog Jessicas Aufmerksamkeit an. Sie bahnte sich einen Weg durch die Menge und sah, daß vier Bittsteller den Priester festhielten, der das schwarze Tuch der Unterbrechung verloren hatte. In seinen Falten war eine Maula-Pistole verborgen gewesen.

Al-Fali, der Jessica gefolgt war, warf einen Blick auf die Pistole und musterte dann den Priester. Dann stieß der Fremen einen plötzlichen Wutschrei aus, riß einen Arm hoch und stieß mit gespreizten Fingern in das Gesicht des Attentäters. Der feste Schlag traf den Priester genau auf die Kehle. Dieser brach mit einem gurgelnden Laut zusammen. Ohne dem Mann, den er niedergeschlagen hatte, noch eines Blickes zu würdigen, wandte sich der Naib um und schaute in die Richtung, in der die Plattform stand, auf der Alia in ihrem Thron saß.

»Dalal-il 'an-nubuwwa!« rief al-Fali, legte beide Handflächen gegen seine Stirn und zog sie wieder zurück »Der Qadis as-Salaf wird mich nicht zum Schweigen bringen! Und wenn ich nicht jene erschlage, die mich noch einmal unterbrechen, werden dies andere tun!«

Er glaubt, er sei das Ziel dieses Attentats gewesen, dachte Jessica. Sie blickte ihren Ärmel an und steckte einen Finger durch das kleine Loch, das der Maula-Bolzen hinterlassen hatte. Er war zweifellos vergiftet gewesen.

Die Bittsteller hatten den Priester inzwischen fallengelassen. Er lag röchelnd auf dem Boden und war dem Tode nah. Jessica deutete auf zwei schockiert dastehende Höflinge zu ihrer Linken und sagte: »Ich will, daß dieser Mann gerettet wird, um ihn zu verhören. Falls er stirbt, ist auch euer Leben verwirkt!« Als sie das Zögern der Männer bemerkte, setzte sie die Kraft der Stimme ein und rief: »Bewegt euch!«

Sie bewegten sich.

Jessica drängte sich neben al-Fali und flüsterte ihm zu: »Sie sind ein Narr, Naib! Dieser Anschlag galt mir – nicht Ihnen.«

Mehrere um sie herumstehende Leute mußten das gehört haben. In der plötzlich auftretenden Stille warf al-Fali einen Blick auf die Plattform der beiden Throne. Während der eine noch immer umgestürzt dalag, saß Alia reglos auf dem anderen. Selbst ein Kind hätte in diesem Augenblick erkannt, was al-Fali dachte.

»Fedaykin«, sagte Jessica und erinnerte ihn damit an seine Zeit in den Diensten ihrer Familie, »wir, die wir die verbrannte Erde kennen, wissen, wie man Rücken an Rücken kämpft.«

»Vertrauen Sie mir, Mylady«, sagte der Mann, der sofort verstand, was sie meinte.

Ein Aufkeuchen hinter Jessicas Rücken führte dazu, daß sie herumwirbelte. Sofort nahm al-Fali Kampfposition ein. Sie standen nun Rücken an Rücken. Eine Frau, die die Kleidung der Städter trug, hatte sich über den Priester geworfen. Die beiden Höflinge waren nirgendwo zu erblicken. Obwohl die Frau Jessica nicht ansah, erhob sie ihre Stimme und begann einen Klagegesang, der zwar zu den Sitten ihres Volkes gehörte, aufgrund ihres persönlichen Aufzuges aber nur lächerlich wirkte. Sie rief nach den Männern, die die Totendestille bedienten, die die Flüssigkeit dem Körper des Toten entnahmen, um sie der Zisterne des Stammes zuzuführen. Es war ungeheuerlich, wie diese Städterin, die längst allen alten Traditio-

nen abgeschworen hatte, sich aufführte. Jessica zweifelte nicht daran, daß sie in Wahrheit alles getan hatte, um den Priester endgültig zum Schweigen zu bringen.

Warum hat sie das getan? fragte sie sich. *Sie hätte nur darauf zu warten brauchen, daß der Mann erstickt.* Ihr wurde klar, daß diese Aktion möglicherweise nicht eingeplant gewesen war; daß die Frau in einem Zustand tiefster Furcht gehandelt hatte.

Alia saß vornübergebeugt auf dem Rand ihres Throns. Ihre Augen glitzerten in höchster Wachsamkeit. Eine schlanke Frau, die die Insignien von Alias persönlicher Leibgarde trug, ging an Jessica vorbei, beugte sich über den Priester, richtete sich wieder auf und sagte mit einem Blick auf die Plattform: »Er ist tot.«

»Bringt ihn hinaus«, rief Alia und winkte den Wachen, die unterhalb von ihr standen, zu. »Und richtet den Sitzplatz Lady Jessicas wieder auf.«

Du versuchst es also mit Frechheit zu überspielen! dachte Jessica. Glaubte Alia denn wirklich, sie hätte jeden einzelnen der Anwesenden an der Nase herumgeführt? Al-Fali hatte vom Qadis as-Salaf gesprochen und die heiligen Väter der fremenitischen Mythologie zu seinem Schutz angerufen. Aber es war keine übernatürliche Erscheinung gewesen, die diese Pistole in einen Raum befördert hatte, in dem Waffen nicht erlaubt waren.

Die einzige Antwort, die es gab, war die, daß Jarvids Leute hier eine Verschwörung angezettelt hatten – und da Alia nicht die geringste Besorgnis um das eigene Leben gezeigt hatte, stand außer Frage, daß sie selbst darin verwickelt war.

Über die Schulter hinweg sagte der alte Naib zu Jessica: »Nehmen Sie meine Entschuldigung an, Mylady. Wir, die wir aus der Wüste stammen, sind eigentlich gekommen, weil Sie unsere letzte Hoffnung darstellten. Aber nun sehen wir, daß auch Sie noch immer unsere Hilfe benötigen.«

»Muttermord wird meiner Tochter nicht viel Sympathien einbringen«, sagte Jessica.

»Die Stämme werden davon erfahren«, versprach al-Fali.

»Wenn ihr wirklich so dringend meine Hilfe braucht«, sagte Jessica, »warum seid ihr dann nicht zur Versammlung in den Sietch Tabr gekommen?«

»Stilgar hätte das nicht erlaubt.«

Ahhh, dachte Jessica, *die Herrschaft der Naibs! In Tabr, Stilgars Sietch, ist sein Wort Gesetz!*

Man hatte den umgestürzten Thron inzwischen wieder aufgerichtet. Alia gab ihrer Mutter mit einem Wink zu verstehen, daß sie zurückkehren solle, und fügte hinzu: »Ich bitte Sie alle, den Tod dieses verräterischen Priesters zur Kenntnis zu nehmen. Alle, die mich verraten, werden sterben.« Sie sah al-Fali an und meinte: »Mein Dank ist Ihnen gewiß, Naib.«

»Sie dankt mir auch noch«, murmelte al-Fali. Er sah Jessica an. »Sie hatten recht. In meiner Wut habe ich nicht mehr daran gedacht, daß es besser gewesen wäre, den Kerl am Leben zu lassen.«

Jessica flüsterte: »Merken Sie sich die beiden Höflinge und die Frau in dem farbigen Kleid, Naib. Ich wünsche, daß man sie erwischt und verhört.«

»Es wird geschehen«, sagte al-Fali.

»Wenn wir hier lebend herauskommen«, sagte Jessica. »Aber jetzt kommen Sie. Lassen Sie uns unsere Plätze einnehmen und das Spiel zu Ende spielen.«

»Wie Sie befehlen, Mylady.«

Sie gingen zusammen zu der Plattform zurück. Jessica erklomm die Stufen und nahm ihre Position neben Alia wieder ein, während al-Fali unten stehenblieb.

»Jetzt«, sagte Alia.

»Einen Moment noch, Tochter«, sagte Jessica und zeigte ihr den durchlöcherten Ärmel. »Dieser Angriff galt mir. Der Bolzen hätte mich beinahe erwischt, auch dann noch, als ich mich zur Seite warf. Sie werden alle bemer-

ken können, daß die Maula-Pistole nicht mehr da ist, wo sie lag.« Sie deutete nach unten. »Wer hat sie an sich genommen?«

Niemand antwortete.

»Vielleicht könnte sie uns auf eine Spur bringen«, fuhr Jessica fort.

»Aber das ist doch Unsinn!« trumpfte Alia auf. »*Ich* war doch das...«

Jessica wandte sich ihrer Tochter halb zu und machte eine Bewegung mit der linken Hand. »Irgend jemand dort unten besitzt jetzt diese Pistole. Fürchtest du nicht, daß...«

»Eine meiner Wachen hat sie!« sagte Alia.

»Dann soll die Wache die Waffe zu mir heraufbringen«, verlangte Jessica.

»Sie hat sie bereits hinausgebracht.«

»Wie weitsichtig«, sagte Jessica spöttisch.

»Was willst du überhaupt?« fragte Alia.

Jessica lächelte grimmig. »Ich will dir klarmachen, daß ich zweien deiner Leute den Auftrag gab, den verräterischen Priester zu retten. Ich warnte sie, daß sie es mit ihren eigenen Leben bezahlen würden. Falls sie das nicht täten. Sie werden sterben!«

»Das verbiete ich!«

Jessica zuckte lediglich die Achseln.

»Vor uns steht immer noch dieser tapfere Fedaykin«, sagte Alia. »Laß uns mit dem anderen so lange warten, bis wir seine Sache gehört haben.«

»Ich kann bis in die Ewigkeit hinein warten«, erwiderte Jessica auf Chakobsa und drückte damit gleichzeitig aus, daß nichts auf der Welt in der Lage war, ein Todeskommando zum Stillstand zu bringen.

»Wir werden sehen!« sagte Alia. Sie wandte sich an al-Fali: »Was ist der Grund Ihres Hierseins, Ghadhean al-Fali?«

»Ich wollte die Mutter Muad'dibs sehen«, sagte der Naib. »Was noch übriggeblieben ist von den Fedaykin,

jenem Bund von Brüdern, der ihrem Sohn gedient hat, legte zusammen, um mir die Reise durch die Reihen habgieriger Wächter, die die Atreides von den Realitäten Arrakis' abschirmen, zu ermöglichen.«

Alia sagte: »Wenn die Fedaykin etwas benötigen, brauchen sie nur zu...«

»Er kam, um mich zu sehen«, unterbrach Jessica sie. »Was ist euer dringendstes Problem, Fedaykin?«

Alia sagte: »Ich spreche hier für die Atreides! Was ist...?«

»Schweig still, du mörderische Verdammte!« schrie Jessica ungehalten. »Du hast versucht, mich zu ermorden, *Tochter!* Und ich sage es jetzt hier in aller Öffentlichkeit, damit jeder es hört. Du kannst nicht jeden in diesem Raum umbringen lassen - wie diesen Priester, den man zum Schweigen brachte. Ja, der Schlag dieses Naibs hätte ihn umgebracht, aber möglicherweise hätte er noch gerettet werden können. Man hätte ihn verhören können - aber das paßte natürlich nicht in deine Pläne. Und jetzt kannst du deinen Protest lauthals herausschreien: Niemand wird dir glauben. Durch deine Taten hast du deutlich gezeigt, wo du stehst!«

Alia saß wie erstarrt da. Ihr Gesicht war totenbleich. Und Jessica, die sich die größte Mühe gab, die Emotionen ihrer Tochter zu ergründen, sah mit erschreckender Deutlichkeit, wie sich ihre Hand bewegte. Die Bewegung war ihr bekannt. Sie war der Hinweis auf den tödlichsten Feind der Atreides, den man je entdeckt hatte. Alias Finger bewegten sich in einem tappenden Rhythmus: Der kleine Finger zuckte zweimal, der Mittelfinger dreimal, der Ringfinger zweimal, der kleine Finger einmal, der Ringfinger zweimal... und dann das Ganze noch einmal.

Der alte Baron!

Alia entdeckte plötzlich, daß Jessica auf ihre Finger starrte, warf selbst einen kurzen Blick auf die tänzelnde Hand und unterdrückte die Bewegung. Sie schaute ihre Mutter an und sah in deren Blick die plötzliche Erkenntnis. Wieder lächelte sie - beinahe lüstern.

»Also so willst du dich an uns rächen«, flüsterte Jessica.

»Bist du verrückt geworden, Mutter?« fragte Alia.

»Ich wünschte, ich wäre es«, sagte Jessica und dachte: *Sie weiß, daß ich das der Schwesternschaft nicht werde verschweigen können. Sie weiß es genau. Sie wird sogar ahnen, daß ich es den Fremen sagen werde, die daraufhin ein Gottesurteil verlangen werden. Sie kann mich jetzt nicht mehr lebend hier herauslassen.*

»Während wir streiten, wartet unser tapferer Fedaykin immer noch«, sagte Alia leichthin.

Jessica konzentrierte ihre Aufmerksamkeit wieder auf den alten Naib. Ihre Gefühle langsam wieder unter Kontrolle bringend, sagte sie: »Sie kamen her, um mich zu sehen, Ghadhean.«

»Ja, Mylady. Wir, die wir aus der Wüste kommen, sehen schreckliche Dinge uns ereilen. Die kleinen Bringer verlassen den Sand, wie die alten Prophezeiungen es voraussagten. Man findet keinen Shai-Hulud mehr, ausgenommen in den tiefsten Tiefen des Leeren Viertels. Wir haben unseren Freund, die Wüste, erzürnt!«

Jessica sah Alia an, doch diese schien darauf zu warten, daß sie fortfuhr. Als Jessica in die Menge starrte, sah sie erschreckte Gesichter. Der harte Kampf zwischen Mutter und Tochter hatte die Leute offensichtlich ungeheuer beeindruckt. Sicherlich fragten sie sich, aus welchen Gründen die Audienz überhaupt weitergeführt wurde. Sie wandte sich wieder al-Fali zu.

»Ghadhean, was hat diese Rede über die kleinen Bringer und die Seltenheit der Sandwürmer zu bedeuten?«

»Mutter der Feuchtigkeit«, sagte al-Fali und benutzte damit ihren alten Frementitel, »wir sind durch die Kitab al-Ibar davor gewarnt worden. Wir beschwören Euch. Vergeßt niemals, daß an jenem Tag, an dem Muad'dib starb, aus Arrakis eine ganz andere Welt wurde, die sich gegen sich selbst richtete! Wir können die Wüste nicht aufgeben.«

»Hah!« knirschte Alia. »Die mißtrauischen, ewiggestrigen Bewohner der Inneren Wüste fürchten sich vor der ökologischen Umwälzung. Sie...«

»Ich verstehe, Ghadhean«, sagte Jessica. »Wenn die Würmer verschwinden, existiert auch das Gewürz nicht mehr. Und wenn das Gewürz nicht mehr da ist – was haben wir dann noch, um unsere Position zu halten?«

Laute der Überraschung. Überall in der Großen Halle konnte Jessica die Menschen erschreckt einatmen und flüstern hören. Der Raum warf das Echo mehrfach zurück.

Alia zuckte die Achseln. »Das alles ist überflüssiges Geschwätz!«

Al-Fali hob die Hand, deutete auf Alia und sagte: »Ich spreche mit der Mutter der Feuchtigkeit; nicht mit der Coan-Teen!«

Alias Hände zuckten zu den Armlehnen ihres Throns, aber sie blieb sitzen.

Al-Fali sah Jessica an. »Einst nannte man dies das Land, in dem nichts wuchs. Jetzt haben wir Pflanzen. Sie vermehren sich wie die Maden auf dem Aas. Es hat selbst am Äquator des Planeten Wolken und Regenfälle gegeben. *Regen,* Mylady! Oh, Mutter Muad'dibs – so gewiß der Schlaf der Bruder des Todes ist, so ist es der Regen für Arrakis! Er bringt uns allen den Tod.«

»Wir tun lediglich das, was Muad'dib und Liet-Kynes uns zu tun aufforderten«, protestierte Alia. »Was soll das ganze Gerede? Wir folgen den Worten Liet-Kynes, der einst sagte: ›Ich wünsche, daß dieser Planet eines Tages von grünen Pflanzen bedeckt sein wird‹. Und so wird es geschehen.«

»Was wird aus den Würmern und dem Gewürz?« fragte Jessica.

»Es wird immer irgendwo *etwas* Wüste geben«, erwiderte Alia. »Die Würmer werden überleben.«

Sie lügt, dachte Jessica. *Warum tut sie das?*

»Hilf uns, Mutter der Feuchtigkeit«, flehte al-Fali.

Mit einem plötzlichen Ruck setzte Jessicas Bewußtsein eine geistige Bewegung in Kraft – als hätten die Worte des alten Naib eine Maschinerie zum Leben erweckt. Es war das Adab, die intuitive Erinnerung, die sich selbst einem Menschen aufdrängte, ohne daß er dazu etwas beitragen mußte. Das Adab kam ganz plötzlich über sie und führte ihrem inneren Auge Dinge vor, die sie vor langer, langer Zeit gelernt hatte. Sie ging förmlich in diesem Wissen auf, fühlte sich wie ein Fisch im Netz. Sie gab sich der Erkenntnis hin, setzte ihr keinen Widerstand entgegen.

Alia log, weil sie von jemandem beherrscht wurde, dessen Ziel es war, die Atreides zu vernichten. Sie selbst stellte das erste Opfer dar. Also sprach al-Fali die Wahrheit: Wenn der Kurs der derzeitigen ökologischen Umwälzung nicht korrigiert wurde, waren auch die Sandwürmer verloren, zum Untergang verurteilt.

Unter dem Druck dieser Erkenntnis sah Jessica die Bewegungen der Anwesenden wie in Zeitlupe. Die Rolle eines jeden wurde ihr klar. Sie erkannte diejenigen, die dafür zu sorgen hatten, daß sie diesen Saal nicht lebend verließ, mit einem Blick. Aber auch der Weg, der ihr die Möglichkeit zur Flucht gab, lag vor ihr, als werde er von Scheinwerfern beleuchtet: Es gab Möglichkeiten, die Leute zu verwirren, sie stolpern zu lassen und dafür zu sorgen, daß sie sich einander im Weg waren, wenn es hart auf hart ging. Und ebenso sah sie die Möglichkeit, daß sie diesen Raum nur verlassen würde, um in die Hände anderer zu fallen. Alia schien sich überhaupt nicht darüber zu sorgen, daß sie mit Jessicas Ermordung eine Märtyrerin schuf. Nein – *das Ding, das sie kontrollierte,* sorgte sich nicht darum.

Jessica nutzte die Gelegenheit der nur für ihr Bewußtsein existierenden Zeitverlangsamung, um sich die Chancen auszurechnen, den alten Naib zu retten, der für sie als Kurier fungieren konnte. Wie einfach es war! Die Leute, die dort unten standen, erschienen ihr plötz-

lich wie Possenreißer mit vernagelten Gehirnen. Sie hielten die Schultern so, als fürchteten sie sich regelrecht vor einem Angriff, als sähen sie sich schon beiseite gedrängt, zu Skeletten zerfallen. Ihre Körper, ihre Kleider und ihre Gesichter zeigten deutlich an, in welch entsetzlicher Lage sie sich selbst sahen, daß sie nicht wußten, wer von ihnen mit dem Leben davonkommen würde, wenn das Zeichen kam, sich auf das Opfer zu stürzen.

Sie spürte die Unzufriedenheit, die in der Luft hing, seit der alte Naib von Arrakis gesprochen hatte. Al-Falis Stimme erschien ihr plötzlich wie ein Distrans, das auf ihre Seele eingewirkt hatte. Es hatte einen Sinn in ihr geweckt, der lange Zeit geschlafen hatte.

Mit einem einzigen Augenzwinkern kehrte Jessica von der verlangsamten Welt des Adab in die Realität zurück, in der wieder Bewegung herrschte. Aber es war nicht mehr die gleiche Welt, die sie einen Sekundenbruchteil zuvor verlassen hatte.

Als Alia Anstalten machte, etwas zu sagen, fuhr Jessica dazwischen. »Ruhe!« Und sie fuhr fort: »Es gibt Leute, die es fürchten, daß ich zurückgekommen bin, ohne Vorbehalte gegen die Schwesternschaft zu haben. Aber seit dem Tag, an dem die Fremen mir und meinem Sohn das Leben schenkten, bin ich stets einer der ihren gewesen!« Und sie verfiel in die Sprache, die nur jenen in diesem Raum etwas gab, die sie verstanden: »Onsar akhaka zeliman aw maslumen!« *Helft eurem Bruder in dem Moment, in dem er Hilfe benötigt - egal, ob ihr wißt warum oder nicht!*

Ihre Worte riefen genau den Effekt hervor, den sie sich gewünscht hatte. Unmerklich veränderten einige der Anwesenden ihre Position.

Aber dennoch fuhr Jessica laut fort: »Ghadhean al-Fali, ein ehrenwerter Fremen, ist zu mir gekommen, um mir von Dingen zu berichten, die andere mir längst hätten offenbaren sollen. Niemand sollte dies in Abrede stellen!

Die ökologische Umwälzung ist zu einer Kraft geworden, die unserer Kontrolle nicht mehr unterliegt!«

Sie sah, daß man ihr quer durch den Raum wortlos zustimmte.

»Und meine Tochter ist darüber erfreut!« sagte Jessica. »Mektub al-Mellah! Du reißt Wunden in mein Fleisch und bestreust sie mit Salz! Warum haben die Atreides hier eine Heimat gefunden? Weil die Mohalata für uns etwas Natürliches war. Für die Atreides war die Regierungsgewalt stets eine allesumfassende Partnerschaft: Die gleiche Mohalata, die auch den Fremen in Fleisch und Blut übergegangen ist. Und jetzt schaut sie an!« Jessica deutete auf ihre Tochter. »Nachts, wenn sie allein ist und über ihre Untaten nachdenkt, lacht sie sich über die eigene Bosheit ins Fäustchen. Die Gewürzproduktion wird auf den Nullpunkt herabfallen; bestenfalls wird sie sich bei einem Bruchteil der früheren Erträge einpendeln! Und wenn *davon* ein Wort nach außen dringt...«

»Wir stellen das unbezahlbarste Produkt des ganzen Universums her!« schrie Alia.

»Aber nicht mehr lange!« rief Jessica zornig. »Die Plätze in der Hölle sind jetzt schon für uns reserviert!«

Alia fiel unerwartet in den ältesten Chakobsadialekt zurück. Er war nur den Atreides geläufig und wurde seit langer Zeit von ihnen als Geheimsprache benutzt. »Jetzt bist du über alles im Bilde, *Mutter!* Du hast wohl nicht erwartet, daß sich eine Enkelin des Barons Harkonnen gegen all die Eingriffe in ihr Leben zur Wehr setzen würde, wie? Als mir klar wurde, was du mir schon vor meiner Geburt angetan hast, brauchte ich mich nur noch zu fragen, was der Baron an meiner Stelle dagegen unternommen hätte. Und er antwortete mir! Verstehst du, Atreidesweib? *Er antwortete mir!*«

Das Gift, das Alia nun verspritzte, beseitigte den letzten ihrer Zweifel. Sie war besessen! Alia war überwältigt worden, befand sich im Besitz jenes Prototyps des Bösen, das einst den Namen Wladimir Harkonnen getra-

gen hatte. Es war jetzt der Baron selbst, der mit ihrem Mund sprach, ohne sich darum zu kümmern, was er damit verriet. Er wollte, daß sie seine Rache mit ansah; wollte, daß sie sich völlig klar darüber wurde, daß es keine Möglichkeit mehr gab, ihm zu entkommen.

Ich muß so tun, als wüßte ich weder ein noch aus, dachte Jessica, *damit er nicht mißtrauisch wird.* Im gleichen Moment konzentrierte sie sich auf den Weg, den das Adab ihr gezeigt hatte und schrie: »Fedaykin – folgt mir!«

Es stellte sich heraus, daß sechs Fedaykin unter den Anwesenden waren. Sie reagierten blitzartig. Es gelang fünfen davon, mit ihr den Raum zu verlassen.

24

Wenn ich schwächer bin als du, bitte ich dich um Frieden, weil das deinen Prinzipien nicht widerspricht; bin ich aber stärker als du, breche ich deinen Frieden, weil das meinen Prinzipien entspricht.

Worte eines frühzeitlichen Philosophen,
von Harq al-Ada einem gewissen
Louis Veuillot zugeschrieben

Leto beugte sich aus dem geheimen Sietchausgang und schaute auf die Klippenausbuchtung, die sich über ihm auftürmte, soweit ihm das sein begrenzter Blickwinkel erlaubte. Es war bereits später Nachmittag, und das auf die Klippen einfallende Sonnenlicht warf lange Schatten.

Ein Skelettschmetterling bewegte sich dazwischen. Seine Flügel waren transparent und wirkten, wenn das Licht auf sie fiel, wie aus feinster Seide gefertigt. Das Tier gefiel ihm, stellte er fest.

Leto direkt gegenüber lag der Aprikosengarten, in dem sich derzeit einige Kinder aufhielten, die damit beschäftigt waren, das Fallobst aufzusammeln. Hinter dem Garten war der Qanat. Es war ihm und Ghanima gelungen, den Wächtern während des allgemeinen Gewirrs, das eine in den Sietch zurückkehrende Gruppe von Arbeitern verursacht hatte, zu entwischen. Es war eine relativ einfache Sache gewesen, sich einen Weg durch die Luftkanäle zu bahnen, die zu den mit Stufen ausgestatteten Geheimausgängen führten. Jetzt brauchten sie sich nur noch zwischen die Kinder zu mischen, den Weg zum Qanat zurückzulegen und in dem Tunnel unterzutauchen. Das taten sie am besten, indem sie neben dem Raubfisch herschwammen, der das Wasser von Sand-

forellen freihielt. Kein Fremen käme je auf die Idee, daß ein Mensch es wagen würde, das Risiko einzugehen, im Wasser zu versinken.

Leto verließ sein Versteck. Die Klippen zu beiden Seiten schienen zuerst zurückzuweichen, dann wurden sie immer höher.

Ghanima war direkt hinter ihm. Sie trugen Fruchtkörbe aus Gewürzfaser, und darin verhüllte Pakete, die Überlebenssätze, Maula-Pistolen, Crysmesser - und die neuen Kleider enthielten, die Farad'n geschickt hatte.

Ghanima folgte ihrem Bruder in den Garten, der voller Kinder war. Destillanzugmasken verbargen ihre Gesichter. Hier würden sie lediglich als zwei Kinder unter vielen gelten - und dennoch spürte sie deutlich, wie die Spannung ihr zu schaffen machte. Sie hatten einen geschützten Bereich verlassen und dabei einen alten Trick angewandt. Wie einfach doch dieser Schritt gewesen war, der sie einer Gefahr entgehen ließ und automatisch in die nächste hineinführte!

Die neuen Kleider, die Farad'n geschickt hatte und nun in Netzen verhüllt lagen, dienten einer Sache, die sie beide sofort verstanden hatten. Ghanima hatte diese Erkenntnis noch zusätzlich dadurch manifestiert, daß sie in Chakobsa über jedem der auf den Anzügen befestigten Falken-Embleme die Worte *›Wir teilen‹* einnähte.

Bald würde es dunkel werden und jenseits der kultivierten Zone, die zum Sietch Tabr gehörte, würde sich ein Halblicht etablieren, das eine Eigenheit der Wüste darstellte und jedem einsamen Wanderer signalisierte, daß er sich in ein Universum begab, in dem er ganz allein existierte.

»Man hat uns gesehen«, flüsterte Ghanima plötzlich und tat so, als knie sie sich hin, um neben ihrem Bruder zu arbeiten.

»Wächter?«

»Nein - andere.«

»Gut.«

»Wir müssen verschwinden«, sagte sie.

Leto setzte dies in die Tat um, indem er das Klippengebiet hinter sich ließ und sich in den Garten hineinbewegte. Mit den Gedanken seines Vaters dachte er: *Entweder man bewegt sich in der Wüste - oder man kommt um.* Weit draußen im Sand konnte er die spitze Erhebung des ›Begleiters‹ erkennen, der ihn daran erinnerte, in ständiger Bewegung zu bleiben. Die Felsen lagen wie gewohnt wachsam und geheimnisvoll da, und nur der Sand, der über sie hinwegfloß, fraß an ihrer Substanz. Irgendeines Tages würde auch ›der Begleiter‹ zu Sand werden.

Als sie sich dem Qanat näherten, hörten sie von einem erhöhten Sietchausgang Musik. Es war eine Gruppe, die altmodische Klänge auf ebensolchen Instrumenten erzeugte: Flöten, Tambourins und Trommeln, die mit Fellen irgendeines Tiers bezogen waren, ohne daß sich je jemand Gedanken darüber gemacht hatte, welches Tier genügend Haut lieferte, daß es zu einem solchen Verwendungszweck ausreichte.

Stilgar wird sich an das, was ich ihm in der Spalte des ›Begleiters‹ erzählt habe, erinnern, dachte Leto. *Er wird, wenn es dunkel wird, herauskommen. Dann wird es zu spät sein, aber er wird alles verstehen.*

Dann waren sie am Qanat. Sie schlüpften in eine offene Röhre, stiegen die Inspektionsleiter hinab und erreichten den Bedienungssims. Es war düster, feucht und kalt hier unten, und irgendwo hörten sie die platschenden Geräusche, die der Raubfisch erzeugte. Jede Sandforelle, die es wagte, hier einzudringen, würde dem Fisch zum Opfer fallen. Es war auch für die Menschen am besten, wenn sie ihnen aus dem Wege gingen.

»Vorsichtig«, sagte Leto und bewegte sich an dem schlüpfrigen Vorsprung hinab. Er konzentrierte seine Sinne auf Zeiten und Orte, die er niemals zuvor gesehen hatte. Ghanima folgte ihm.

Als sie das Ende des Qanats erreicht hatten, zogen sie ihre Destillanzüge aus und schlüpften in die mitgebrach-

ten Kleider. Bevor sie durch die nächste Inspektionsröhre wieder an die Oberfläche kletterten, ließen sie ihre alten Roben zurück. Wie Würmer bahnten sie sich einen Weg über die nächste Düne und glitten an der Seite, die man vom Sietch aus nicht sehen konnte, wieder hinunter. Dort blieben sie sitzen, legten die Maula-Pistolen und Crysmesser an und warfen die Überlebenssätze über die Schultern. Die Musik war hier schon nicht mehr zu hören.

Leto stand auf und schlug den Weg ein, der zwischen den Dünen entlangführte.

Ghanima nahm seinen Schritt auf. Ohne das kleinste rhythmische Geräusch bewegten sie sich auf dem offenen Sand.

Hinter jedem Dünenkamm, den sie kreuzten, verhielten sie sich still und schauten auf den Weg zurück, den sie gekommen waren. Aber bis jetzt schien noch niemand bemerkt zu haben, daß sie fehlten. Selbst als sie die Nähe der Felsen erreichten, war weit und breit kein Verfolger zu erblicken.

Im Schatten der Felsen arbeiteten sie sich um den ›Begleiter‹ herum und erklommen einen Vorsprung, der ihnen einen Ausblick auf die Wüste ermöglichte. Die Bled schien in weiter Ferne in Farben getaucht zu sein. Die sich langsam verdunkelnde Umgebung wirkte wie zerbrechliches Kristall. Die Landschaft, über die ihre Blicke schweiften, kannte weder Mitleid noch Zögern. Sie war unendlich, und es war unmöglich, auf sie hinabzusehen und nur ein bestimmtes Detail im Auge zu behalten.

Der Horizont der Ewigkeit, dachte Leto.

Ghanima schmiegte sich an ihren Bruder und dachte: *Sie werden uns bald angreifen.* Sie achtete auf die kleinsten Geräusche. Ihr ganzer Körper war darauf ausgerichtet, die Signale der Gefahr aufzunehmen.

Leto befand sich in der gleichen alarmierten Stimmung. Er war sich jetzt der Kulmination jeglicher Ausbil-

dungen, die jene, deren Erinnerungen nun die seinen waren, genossen hatten, voll bewußt. In einer Wildnis wie dieser war man dazu gezwungen, sich auf seine gesamten Sinne zu verlassen. Das Leben wurde zu einem Hort angesammelter Empfindungen, und jede einzelne war darauf fixiert, für den Moment zu überleben.

Ghanima kletterte plötzlich auf einen Stein und spähte durch eine kleine Spalte in die Richtung, aus der sie gekommen waren. Die Sicherheit des Sietchs, die sie bisher umgeben hatte, schien in weiter Ferne zu liegen. Jetzt waren sie lediglich von rotbraunen, mit Sand bedeckten Felsen umgeben, die lediglich einen visuellen Schutz gegen Angriffe auf ihr Leben boten. Noch immer keine Anzeichen etwaiger Verfolger. Die letzten Sonnenstrahlen erzeugten Silberstreifen am Himmel. Ghanima kam zurück an Letos Seite.

»Es wird ein Raubtier sein«, sagte er. »Dahin bin ich mit meinen Berechnungen gekommen.«

»Ich glaube, du hast mit deinen Berechnungen zu früh aufgehört«, meinte Ghanima. »Es wird nicht nur ein einzelnes Tier sein. Das Haus Corrino hat mittlerweile gelernt, das Wasser nicht nur auf einer einzigen Flamme zu kochen.«

Leto nickte zustimmend.

Die Anzahl der Leben, die für seine Andersartigkeit verantwortlich war, lastete plötzlich schwer auf seinem Bewußtsein: Es waren alle Leben, die die seinen gewesen waren, bevor er geboren wurde. Es war, als hätte er das Leben satt und wollte nur noch vor seinem eigenen Bewußtsein flüchten. Seine Innenwelt war wie ein gieriges Ungeheuer, das es darauf anlegte, ihn zu verschlingen.

Ruhelos erhob er sich und warf einen Blick durch die Spalte, an der vor kurzer Zeit noch Ghanima gestanden hatte. Er sah die Klippen des Sietch und darunter den Lauf des Qanat, der sich zwischen Leben und Tod dahinschlängelte. Am Rand der Oase erblickte er Beifußgewächse und Zwiebelgras, Federgras und wildes Alfalfa.

Dazwischen trieben sich - die letzten Sonnenstrahlen ausnutzend - Vögel herum, die sich bemühten, die letzte Saat aufzupicken. Der Wind bewegte leicht die Zweige der Sträucher, die nun beinahe völlig im Schatten lagen und sich immer näher auf die Gärten hin ausbreiteten. Die Bewegung der Schatten machte ihn darauf aufmerksam, daß sich in ihrem Schutz Gefahren bewegen konnten, die genauso ernstzunehmen waren wie ein plötzlicher Regenfall im Gebiet eines Wurms.

Was wird hier draußen geschehen? fragte er sich.

Und ihm wurde klar, daß entweder der Tod in wahrer Gestalt oder als Fiktion zu ihm kommen würde. Ghanima würde diejenige sein, die zurückkehrte und an die Realität dessen, was sie gesehen hatte, wirklich glauben würde. Nichts, nicht einmal die geschickteste hypnotische Befragung würde zu erkennen geben, daß sie gar nicht wußte, wovon sie redete.

Die vielen Unbekannten, mit denen Leto an diesem Ort rechnen mußte, bedrückten ihn. Er dachte darüber nach, wie leicht es doch war, sich dem Verlangen der hellseherischen Gabe zu unterwerfen, einfach das Risiko einzugehen, seine Sinne in die Zukunft auszustrecken, um zu erfahren, wie das unausweichliche Ende aussah. Aber die kleine Vision während des Traums war schlimm genug gewesen. Er war sich darüber im klaren, daß er das Risiko einer größeren niemals eingehen durfte.

Er kehrte zu Ghanima zurück.

»Bisher verfolgt uns noch niemand«, sagte er.

»Die Tiere, die sie auf uns hetzen, werden groß sein«, erwiderte Ghanima. »Möglicherweise werden wir genügend Zeit haben, um zu sehen, wie sie sich uns nähern.«

»Nicht, wenn sie in der Nacht kommen.«

»Es wird bald dunkel sein«, sagte sie.

»Ja. Es wird Zeit, daß wir an unseren Platz gehen.« Leto deutete auf die Felsen zu ihrer Linken, in die der vom Wind getriebene Flugsand einen schmalen Spalt in den Basalt gefressen hatte. Er war groß genug, sie beide auf-

zunehmen, aber zu klein, um irgendwelchen größeren Geschöpfen Zugang zu gewähren. Obwohl Leto es persönlich vorgezogen hätte, im Freien zu bleiben, wußte er, daß es besser war, dies nicht zu tun: Er hatte Stilgar diese Stelle gezeigt.

»Vielleicht bringen sie uns wirklich um«, sagte er.

»Wir müssen diese Chance nutzen«, sagte Ghanima. »Das schulden wir unserem Vater.«

»Ich bestreite das nicht.«

Und er dachte: *Dies ist der richtige Weg; was wir tun, ist richtig.* Aber gleichzeitig wußte er, wie gefährlich es war, in diesem Universum recht zu haben. Ihr Überleben hing jetzt von ihrer Energie und Kraft ab. Ebenso war es wichtig, die gegebenen Begrenzungen, die einen jeder einzelne Moment unterwarf, zu erkennen. Es war das Beste, wie ein Fremen zu handeln und das Wissen der Bene Gesserit als zusätzliche Kraft bereitzuhalten. Sie begannen beide wie von den Atreides ausgebildete Kampfveteranen zu denken, die über keine anderen Abwehrmethoden verfügten als jene Zähigkeit, die jeden Fremen auszeichnete.

Leto tastete nach dem Griff des vergifteten Crysmessers, das an seiner Hüfte baumelte. Instinktiv tat Ghanima es ihm gleich.

»Sollen wir jetzt hinuntergehen?« fragte sie. Im gleichen Moment, in dem sie dies sagte, nahm sie tief unter sich eine Bewegung wahr. Ohne daß sie ein Wort zu sagen brauchte, verstand Leto ebenfalls. Sie brauchten einander nicht zu warnen.

»Tiger«, sagte er.

»Laza-Tiger«, korrigierte sie ihn.

»Sie sehen uns«, sagte Leto.

»Wir beeilen uns besser«, sagte Ghanima. »Eine Maula-Pistole kann diese Ungeheuer nicht aufhalten. Man wird sie für diese Aktion programmiert haben.«

»Irgendwo in der Nähe muß sich jemand aufhalten, der sie steuert«, gab Leto zu bedenken und führte sie über den Weg zu ihrer Linken.

Ghanima war seiner Meinung, aber sie sagte nichts, um Kraft zu sparen. Irgendwo in der Nähe mußte sich ein Mensch aufhalten. Es war unmöglich, daß man die beiden Tiger solange frei herumlaufen ließ, bis sie einen günstigen Moment erwischten.

Unter den allerletzten Sonnenstrahlen bewegten sich die beiden Tiger mit zielbewußter Schnelligkeit vorwärts. Sie überwanden Felsen um Felsen. Sie waren Kreaturen, die auf das Visuelle fixiert waren – und sobald es Nacht wurde, kam die Zeit derjenigen, deren Gehör trainiert war. Der Schrei eines Nachtvogels, der es sich auf der Spitze des ›Begleiters‹ bequem gemacht hatte, machte deutlich, daß die Nacht nicht mehr fern war. Überall in den Felswänden und -spalten machten sich die Geschöpfe der Finsternis bereit zur Jagd.

Dennoch waren die Tiger die einzigen, die für die Zwillinge sichtbar blieben. Mit mächtigen Sprüngen hetzten sie über das Geröll. Jede ihrer Bewegungen strahlte absolute Sicherheit aus.

Leto fühlte, daß er über diesen Ort nur gestolpert war, weil er dazu diente, ihn von seiner Seele zu befreien. Er rannte mit der sicheren Gewißheit, daß Ghanima und er ihr Versteck noch erreichen konnten, und konnte dennoch nicht widerstehen, einen faszinierten Blick auf die sie verfolgenden Ungeheuer zurückzuwerfen.

Ein Fehltritt, dachte er, *und wir sind verloren.*

Der Gedanke reduzierte seine Selbstsicherheit beträchtlich, und er begann schneller zu laufen.

25

Ihr Bene Gesserit nennt die Aktivitäten eurer Panoplia Prophetica ›religiöse Wissenschaft‹. Schön und gut. Ich, der ich nach einer anderen Art von Wissenschaftlern suche, glaube, daß diese Definition dennoch zutreffend ist. Denn in der Tat bemüht ihr euch, eure eigenen Mythen zu knüpfen - wie jede andere Gesellschaft auch. Trotzdem muß ich euch warnen. Ihr benehmt euch wie viele andere fehlgeleitete Wissenschaftler. Eure Aktionen offenbaren, daß ihr beabsichtigt, dem Leben etwas zu nehmen. Es ist an der Zeit, euch daran zu erinnern, was ihr so oft erklärt: Daß man nicht irgendeine Sache ohne ihre Kehrseite betrachten kann.

Der Prediger in Arrakeen:
›Eine Botschaft an die Schwesternschaft‹

In der Stunde vor dem Morgengrauen saß Jessica reglos auf einem abgewetzten Teppich aus Gewürzfaser. Sie umgaben die nackten Felswände einer alten und arm gebliebenen Sietchgemeinschaft. Das Höhlensystem hier gehörte zu den ersten, die je besiedelt worden waren, seit die Fremen auf Arrakis Fuß gefaßt hatten. Er lag unterhalb des Randes der Roten Kluft, die sie vor den westlichen Ausläufern der Wüste abschirmte. Es waren al-Fali und seine Brüder gewesen, die sie hierhergebracht hatten; jetzt warteten sie auf Nachricht von Stilgar. Was die Kommunikation mit ihm anbetraf, so waren die Fedaykin mit außergewöhnlicher Vorsicht zu Werke gegangen. Niemand, nicht einmal Stilgar, durfte ihren derzeitigen Aufenthaltsort erfahren.

Die Fedaykin waren bereits darüber informiert, daß

man sie eines Proces Verbal - eines angeblichen ›Verbrechens gegen das Imperium‹ - bezichtigte. Alia hatte zudem das schäbige Gerücht in die Welt gesetzt, ihre Mutter habe sich als Werkzeug feindlicher Randgruppen entlarvt - auch wenn der Name der Bene Gesserit bisher nicht gefallen war. Obwohl Alias tyrannische Macht vor den Toren dieses Sietchs haltgemacht hatte, mußte noch eine wichtige Frage geklärt werden: Kontrollierte Alia, weil sie die Macht über ihre Priester besaß, auch die Fremen?

Jessicas Botschaft an Stilgar war direkt und einfach gewesen: *›Meine Tochter ist besessen und muß vor ein Gericht gestellt werden.‹*

Aber Befürchtungen wie diese störten das Währungsgefüge: Man wußte bereits, daß eine ganze Reihe von Fremen schon deswegen derartigen Beschuldigungen nicht glauben würde. Der Versuch, diese Anklage als Geleitbrief zu benutzen, hatte während der Nacht zu zwei Kämpfen geführt. Dennoch war es den Flüchtlingen gelungen, Ornithopter zu stehlen und damit in die Sicherheit des Sietchs Rote Kluft zurückzukehren. Man hatte sofort eine Botschaft an alle Fedaykin ausgesandt, aber diejenigen, die sich derzeit auf Arrakis aufhielten, waren weniger als zweihundert. Der weitaus größte Teil war damit beschäftigt, auf irgendwelchen Planeten des Imperiums Posten zu stehen.

Als sie all das miteinander in ein Verhältnis gebracht hatte, fragte Jessica sich, ob sie zum Ort ihres Todes zurückgekehrt war. Einige der Fedaykin glaubten dies, aber die Todeskommandos akzeptierten ihr solche abergläubischen Dinge immer zu schnell. Als einige der jüngeren Männer ihre Befürchtungen artikulierten, hatte al-Fali lediglich gegrinst.

»Wenn Gott es einer bestimmten Kreatur auferlegt, an einem bestimmten Platz zu sterben, berücksichtigt er den Wunsch eben dieser Kreatur, sie auch dorthin zu geleiten«, hatte der alte Naib gesagt.

Die geflickten Vorhänge am Eingang raschelten. Al-Fali trat ein. Das von der Sonne versengte und ausgetrocknete Gesicht des Mannes erschien ihr müde, seine Augen leuchteten fiebrig. Es war ihm anzusehen, daß er noch nicht geschlafen hatte.

»Jemand kommt«, meldete er.

»Von Stilgar?«

»Vielleicht.« Er senkte den Blick und sah nach links, ganz in der Art alter Fremen, die eine schlechte Nachricht zu übermitteln hatten.

»Was ist los?« verlangte Jessica zu wissen.

»Wir haben vom Sietch Tabr die Nachricht erhalten, daß Ihre Enkelkinder verschwunden sind.« Er sprach, ohne sie anzusehen.

»Alia...«

»Sie hat die Anweisung gegeben, daß die Kinder sofort ihr persönlich unterstellt werden sollen, aber Sietch Tabr berichtet, daß sie nicht mehr dort sind. Das ist alles, was wir wissen.«

»Stilgar hat sie in die Wüste geschickt«, sagte Jessica.

»Möglicherweise. Man weiß aber, daß er persönlich die ganze Nacht nach ihnen gesucht hat. Vielleicht hat er das aber auch nur vorgetäuscht...«

»Das ist nicht seine Art«, entgegnete Jessica und dachte: *Wenn die Zwillinge ihn nicht dazu aufgefordert haben.* Aber auch dieser Gedanke schien ihr nicht zu stimmen. Sie wunderte sich über sich selbst: In ihr war überhaupt kein Gefühl irgendwelcher Panik. Die Befürchtungen, die sie eigentlich um das Leben der Zwillinge hätte haben müssen, wurden durch das, was Ghanima ihr offenbart hatte, sichtlich gedämpft. Sie blickte auf und stellt fest, daß al-Fali sie eingehend studierte. Sie las Mitleid in seinen Augen. Sie sagte: »Die beiden sind von selbst in die Wüste hinausgegangen.«

»Allein? Diese beiden Kinder?«

Sie konnte sich nicht darauf einlassen, jetzt zu erklären, daß diese beiden ›Kinder‹ mit Sicherheit mehr vom

Überleben in der Wüste wußten als die meisten lebenden Fremen. Statt dessen erinnerte sie sich an das seltsame Verhalten Letos, als er darauf bestanden hatte, daß sie sich dazu bereit erklärte, sich entführen zu lassen. Sie hatte den Gedanken zuerst beiseiteschieben wollen, aber dieser Augenblick schien geradezu nach ihm zu verlangen. Leto hatte gesagt, sie würde den Moment, an dem sie seiner Anweisung folgen würde, von allein erkennen.

»Der Kurier sollte jetzt angekommen sein«, sagte al-Fali. »Ich werde ihn zu Ihnen bringen.« Er verschwand wieder hinter dem ärmlich aussehenden Vorhang.

Jessica starrte das Stück Stoff an. Es war aus roter Gewürzfaser gemacht, aber die Flicken waren blau. Es ging die Geschichte um, daß dieser Stamm sich geweigert hatte, aus Muad'dibs Religion Kapital zu schlagen und sich deswegen der Feindschaft von Alias Priesterschaft aussetzte. Den Berichten zufolge hatten die Leute hier ihr Kapital in ein Verfahren gesteckt, das aus Hunden ponygroße Geschöpfe machen sollte, die herangezüchtet wurden, um Kinder zu behüten. Sie waren alle gestorben. Man behauptete, sie seien vergiftet worden und daß die Priesterschaft dahinterstecke.

Um den Gedanken daran loszuwerden, schüttelte Jessica den Kopf: Es war nicht einfach, sich auf Dinge zu konzentrieren, die in diesem Augenblick wichtiger waren.

Wohin waren die Kinder gegangen? Nach Jacurutu? Sie hatten also etwas vorgehabt. *Sie versuchten mich bis zu einem gewissen Grad zu informieren. Sie sind so weit gegangen, wie sie glaubten, sich mir verständlich machen zu können,* erinnerte sie sich. Erst als sie die Grenzen erkannt hatten, denen sie unterworfen war, hatte Leto ihr einfach befohlen, ihm zu gehorchen.

Er hatte *ihr* etwas befohlen!

Leto hatte zweifellos gewußt, was Alia plante; soviel wurde ihr jetzt klar. Beide Zwillinge hatten davon ge-

sprochen, daß sich ihre Tante in ›Not‹ befand, selbst wenn sie sie angriffen. Alia hatte mit ihrer Rechthaberei ihre Position innerhalb der Regentschaft aufs Spiel gesetzt. Daß die Zwillinge vor ihr auf der Hut waren, war überdeutlich gewesen. Ein plötzlicher Lachanfall schüttelte Jessica. Die Ehrwürdige Mutter Gaius Helen Mohiam war niemals müde geworden, ihrer Schülerin diesen bekannten Fehler wiederholt vor Augen zu führen: *›Wenn man sich stets darauf konzentriert, als einziger recht zu haben, lädt man die Kräfte der Opposition geradezu ein, einen zu überrennen. Dies ist ein oft gemachter Fehler. Selbst ich, deine Lehrerin, war davor nicht gefeit.‹*

»Und selbst ich, deine Schülerin«, flüsterte Jessica, »habe ihn begangen.«

Jenseits des Vorhangs hörte sie das Rascheln von Stoff. Zwei junge Fremen betraten den Raum. Sie gehörten zu den Leuten, die noch in der vergangenen Nacht zu ihnen gestoßen waren. Sie fühlten sich in der Gegenwart von Muad'dibs Mutter sichtlich beeindruckt. Jessica durchschaute beide sofort:

Sie waren Männer der Tat, die sich jeder Kraft anschlossen, die bereit war, ihnen eine Identität zu vermitteln. Ohne ihren Zuspruch waren sie leere Hüllen, was aber nicht bedeutete, daß sie dann ungefährlicher waren.

»Al-Fali schickte uns, um Sie vorzubereiten«, sagte einer der jungen Männer.

Jessica fühlte, wie sich ihre Brust spontan verengte, und fragte mit einer Stimme, der man nicht die geringste Unsicherheit anmerkte: »Vorbereiten? Worauf?«

»Stilgar hat Duncan Idaho als seinen Kurier gesandt.«

Jessica zog die Kapuze ihrer Aba über den Kopf, ohne sich dessen bewußt zu sein. *Duncan?* Aber – er war doch Alias Werkzeug!

Der Fremen, der zu ihr gesprochen hatte, machte einen halben Schritt vorwärts. »Idaho sagt, er sei gekommen, um Sie in Sicherheit zu bringen, aber al-Fali versteht nicht, wie er das machen will.«

»Es sieht seltsam aus, in der Tat«, gab Jessica zurück. »Aber in unserem Universum geschehen noch seltsamere Dinge. Laßt ihn herein.«

Die beiden jungen Männer blickten einander kurz an, dann gehorchten sie und verließen den kleinen Raum mit einer solch heftigen gemeinsamen Bewegung, daß sie ein weiteres Loch in den Vorhang rissen.

Idaho betrat die Kammer. Die beiden Fremen und al-Fali folgten ihm. Sie hielten die Hände auf ihren Messern. Idaho schien gelassen zu sein. Er trug die Kleidung eines Leibwächters der Atreides; eine Uniform, die sich seit mehr als vierzehn Jahrhunderten nicht geändert hatte. Lediglich der Planet Arrakis hatte dafür gesorgt, daß man das früher übliche Plastahlschwert durch ein Crysmesser ersetzt hatte. Aber dies war auch die einzige kleine Änderung.

»Man sagt mir, daß Sie mir helfen wollen«, sagte Jessica.

»So verrückt sich das auch anhören mag«, erwiderte Idaho und nickte.

»Aber hat Alia nicht den Plan gehabt, daß Sie mich entführen sollen?« fragte Jessica.

Das Anheben seiner Augenbrauen war das einzige Anzeichen seiner Überraschung. Die facettenartigen Tleilaxu-Augen sahen sie fortgesetzt und intensiv an. »So lautete mein Befehl«, erwiderte Idaho.

Die Knöchel der Hand, die al-Falis Messer umklammert hielten, wurden weiß. Aber er zog nicht.

»Ich habe einen Großteil der letzten Nacht damit verbracht, darüber nachzudenken, welche Fehler ich an meiner Tochter begangen habe«, sagte Jessica.

»Es waren viele«, bestätigte Idaho. »Und es gibt sogar eine ganze Reihe, die ich begangen habe.«

Sie sah plötzlich, daß seine Kinnmuskeln zitterten.

»Es war leicht, die Punkte herauszufinden, die uns beide in die Irre trieben«, sagte Jessica. »Ich wollte diesen Planeten verlassen... Sie... Sie wollten ein Mädchen,

in dem Sie hauptsächlich eine jüngere Version von mir erblickten.«

Er nahm es hin, ohne etwas zu sagen.

»Wo sind meine Enkelkinder?« fragte Jessica plötzlich mit rauher Stimme.

Idaho schwieg. Schließlich sagte er: »Stilgar ist der Ansicht, daß sie sich in der Wüste... versteckt haben. Möglicherweise haben sie diese Krise vorausgesehen.«

Jessica blickte kurz al-Fali an, der nickend anerkannte, daß sie recht gehabt hatte mit ihrer Vermutung.

»Was tut Alia derzeit?« fragte sie Idaho.

»Sie legt es auf einen Bürgerkrieg an.«

»Glauben Sie, daß es soweit kommen wird?«

Idaho zuckte die Achseln. »Möglicherweise nicht. Die Zeiten haben sich geändert, sie sind weniger hart. Es gibt immer mehr Leute, die bereit sind, sich einen munteren Streit anzuhören.«

»Einverstanden«, sagte Jessica. »Aber was wird aus meinen Enkelkindern?«

»Stilgar wird sie finden – falls...«

»Ja, ich verstehe.« Die Sache mußte also schnellstens von Gurney Halleck in die Hand genommen werden. Jessica wandte sich um und warf einen Blick auf die Felswand zu ihrer Linken. »Alia greift also zur Macht.« Sie sah Idaho an. »Verstehen Sie? Man benutzt die Macht, indem man sie sich einfach nimmt. Wer zu hart die Finger nach ihr ausstreckt, wird von ihr übernommen und so zu ihrem Opfer.«

»Wie mein Herzog zu sagen beliebte«, erwiderte Idaho.

Irgendwie wußte Jessica, daß er ihren Leto meinte, nicht Paul. Sie fragte: »Wohin soll ich gebracht werden – nach der Entführung?«

Idaho schaute auf sie herab, als versuche er mit seinem Blick die Schatten zu durchdringen, die die Kapuze auf ihr Gesicht warf.

Al-Fali drängte sich nach vorne. »Mylady, Sie werden doch nicht ernsthaft daran denken...«

»Ist es nicht mein Recht, mir mein Schicksal selbst zu wählen?« fragte Jessica.

»Aber... dieser...« Al-Falis Kopf deutete auf Idaho.

»Bevor Alia geboren wurde, war dieser Mann mein loyaler Leibwächter«, sagte Jessica. »Bevor er starb, rettete er mir und meinem Sohn das Leben. Es ist bei den Atreides immer Brauch gewesen, unseren Freunden gegenüber dankbar zu sein.«

»Dann wollen Sie also mit mir gehen?« fragte Idaho.

»Wohin wollen Sie sie bringen?« fragte al-Fali.

»Es ist besser, wenn Sie das nicht erfahren«, meinte Jessica.

Al-Fali runzelte die Stirn; sagte aber nichts. Sein Gesicht zeigte Unentschlossenheit. Sicher glaubte er Jessicas Worten, aber er schien sich insgeheim dennoch zu fragen, ob er Idaho über den Weg trauen konnte.

»Was wird aus den Fedaykin, die mir geholfen haben?« fragte Jessica.

»Sie haben Stilgars Unterstützung, wenn sie es schaffen, sich bis nach Tabr durchzuschlagen«, entgegnete Idaho. Jessica blickte al-Fali an und sagte: »Ich möchte, daß Sie dahin gehen, mein Freund. Solange Stilgar sich auf der Suche nach meinen Enkelkindern befindet, kann er jeden Fedaykin dringend gebrauchen.«

Der alte Naib senkte den Blick. »Wie Muad'dibs Mutter befiehlt.«

Er gehorcht immer noch Paul, dachte sie.

»Wir sollten zusehen, daß wir schnellstens von hier fortkommen«, sagte Idaho. »Man wird auch diesen Ort durchsuchen, und zwar sehr schnell.«

Jessica schob sich nach vorne und stand mit der katzenhaften Geschmeidigkeit einer Bene Gesserit auf, die trotz fortgeschrittenen Alters noch nichts von ihrer Behendigkeit verloren hatte. Und nach dieser Nacht der Flucht fühlte sie sich wirklich alt. Jede ihrer Bewegungen erinnerte sie an das letzte Gespräch mit ihrem Enkel. Was hatte er wirklich vorgehabt? Sie schüttelte den Kopf

und verdeckte diese Bewegung gleichzeitig dadurch, indem sie die Kapuze richtete. Wie leicht es doch war, sich selbst zu narren, indem man Leto unterschätzte. Wer daran gewohnt war, mit gewöhnlichen Kindern zusammenzuleben, kam auch - was die Zwillinge anbetraf - automatisch zu Fehlschlüssen.

Idahos Pose zog ihren Blick auf sich. Er stand da, als sei er auf jede Art von Gewalt vorbereitet. Einer seiner Füße stand vor dem anderen: Es war genau die Stellung, die sie selbst ihm einst beigebracht hatte. Jessica warf einen kurzen Blick auf die beiden jungen Fremen, dann auf al-Fali. Der Naib zweifelte immer noch an Idaho, und die beiden anderen schienen dies zu spüren.

»Ich vertraue diesem Mann mein Leben an«, sagte Jessica zu al-Fali. »Und ich tue das nicht zum erstenmal.«

»Mylady«, protestierte al-Fali. »Es ist nur wegen...« Er schaute Idaho kurz an »Er ist der Ehemann der Coan-Teen!«

»Er wurde von meinem Herzog und mir ausgebildet«, erwiderte sie.

»Aber er ist ein *Ghola!*« stieß al-Fali hervor.

»Der Ghola meines Sohnes«, erinnerte Jessica ihn.

Das war zuviel für den ehemaligen Fedaykin, der einst geschworen hatte, für Muad'dib sein Leben herzugeben. Er seufzte, trat beiseite und bedeutete seinen beiden jungen Begleitern, den Vorhang zu öffnen.

Jessica verließ den Raum. Idaho folgte ihr. Sie wandte sich noch einmal um und sagte zu dem auf der Schwelle stehenden al-Fali: »Ihr solltet zu Stilgar gehen. Er ist vertrauenswürdig.«

»Ja...« Aber die Zweifel waren immer noch nicht aus seiner Stimme verschwunden.

Idaho berührte Jessicas Arm »Wir sollten jetzt gehen. Gibt es noch irgend etwas, das Sie mitzunehmen wünschen?«

»Nur meinen gesunden Menschenverstand«, erwiderte Jessica.

»Warum das? Glauben Sie, einen Fehler zu begehen?«

Sie schaute zu ihm auf. »Sie waren immer der beste Thopterpilot, der in unseren Diensten stand, Duncan.«

Die Antwort schien ihn nicht zu amüsieren. Er ging vor ihr her, durch den gleichen Gang, durch den er auch gekommen war. Al-Fali marschierte neben Jessica und fragte plötzlich: »Woher wissen Sie, daß er mit einem Thopter kam?«

»Er trägt keinen Destillanzug.«

Irgendwie schien den alten Naib diese einfache Beobachtung verlegen zu machen. Dennoch schien er nicht bereit zu sein, auf das letzte Wort zu verzichten. »Unser Kurier brachte ihn geradewegs von Stilgars Sietch hierher. Vielleicht hat man sie gesehen.«

»Hat man euch gesehen, Duncan?« fragte Jessica Idaho.

»Sie sollten das besser wissen«, erwiderte er, ohne sich umzudrehen. »Wir flogen so tief, daß wir nicht einmal über die Dünenkämme hinauskamen.«

Sie bogen in einen Seitengang ein, der bald zu einer in den Stein gehauenen Wendeltreppe wurde, die nach unten führte. Schließlich kamen sie in eine Höhlenkammer, die durch an der Decke hängende Leuchtgloben gut erhellt wurde. Am Ende der Höhle stand - an den Boden geduckt, wie ein riesiges, sprungbereites Insekt - ein Ornithopter. Die Wände waren also nichts als Imitationen, die man wie Tore zur Wüstenseite hin öffnen konnte. So arm dieser Sietch auch sein mochte - er verwendete noch immer die Instrumentalität des Geheimnisvollen und war auf jede Art von Flucht vorbereitet.

Idaho öffnete die Tür des Ornithopters für sie und half ihr in den rechts befindlichen Sitz. Als sie sich an ihm vorbeibewegte, sah sie, daß sich auf seiner Stirn Schweißperlen gebildet hatten. Eine Locke war ihm ins Gesicht gefallen. Ohne daß sie etwas dagegen tun konnte, drängte sich ihr die Erinnerung an jenen Tag auf, an dem Idaho sie und Paul - bereits aus zahlreichen Wunden blutend - gegen den Ansturm ihrer Feinde verteidigt hatte. Es war

der Anblick der stählernen Tleilaxu-Augen, der sie wieder in die Wirklichkeit zurückholte. Nichts konnte für sie mehr das sein, was es schien. Sie beschäftigte sich damit, den Sicherheitsgurt anzulegen.

»Es ist lange her, seit Sie mich geflogen haben, Duncan«, sagte sie.

»Sehr lange«, bestätigte er und überprüfte die Kontrollen.

Al-Fali und seine beiden Begleiter warteten darauf, daß Idahos Überprüfung positiv war. Sie bereiteten sich darauf vor, die imitierte Felswand beiseitezuschieben.

»Glauben Sie, daß ich an Ihnen zweifle?« fragte Jessica mit sanfter Stimme.

Idaho konzentrierte seine Aufmerksamkeit auf irgendeine Maschinenanzeige, zündete die Antriebsräder und schaute zu, wie sich eine Nadel bewegte. Ein Lächeln lag auf seinen Lippen, aber es dauerte nur eine Sekunde lang an und verschwand dann mit der gleichen Schnelligkeit, mit der es gekommen war.

»Ich bin immer noch eine Atreides«, sagte Jessica. »Alia nicht.«

»Fürchten Sie sich nicht«, sagte er mit rauher Stimme. »Ich fühle mich den Atreides immer noch verpflichtet.«

»Alia ist keine Atreides mehr«, wiederholte Jessica.

»Daran brauchen Sie mich nicht zu erinnern!« knurrte er. »Und jetzt seien Sie still, und lassen Sie mich diese Maschine fliegen.«

Die in seiner Stimme zum Ausdruck kommende Verzweiflung kam überraschend für sie. Diesen Idaho hatte sie bis jetzt noch nicht kennengelernt. Sie unterdrückte eine erneut aufkeimende Furcht in sich und fragte: »Wohin fliegen wir, Duncan? Jetzt können Sie es mir doch sagen.«

Anstelle einer Antwort deutete Idaho mit dem Kopf in die Richtung al-Falis. Sofort öffnete sich die falsche Felswand und ließ das glänzende, silberne Sonnenlicht in die Höhle eindringen. Der Ornithopter glitt hinaus, sprang in

die Luft und entfaltete blitzschnell seine Schwingen, während die Düsen aufbrüllten und sie in die Luft hoben. Idaho flog einen südwestlichen Kurs, genau auf die Sahaya-Erhebung zu, die als eine dunkle Linie auf dem Sand zu erkennen war.

Plötzlich sagte er: »Halten Sie mich bitte nicht für ungehobelt, Mylady.«

»Das habe ich nicht mehr getan seit jener Nacht, in der Sie unsere Große Halle im Palast von Arrakeen betraten, betrunken waren und herumbrüllten«, erwiderte Jessica. Aber seine Worte belebten ihre Zweifel erneut und führten dazu, daß sie sich in den Zustand des *Prana-Bindu* versetzte, sich entspannte und auf alles vorbereitete.

»Ich erinnere mich noch gut an diese Nacht«, sagte Idaho. »Ich war damals noch sehr jung und... unerfahren.«

»Aber immerhin der beste Schwertmeister im Gefolge meines Herzogs.«

»Ganz bestimmt nicht, Mylady. Gurney hat mich damals noch in sechs von zehn Kämpfen besiegt.« Er warf ihr einen kurzen Blick zu. »Wo steckt er eigentlich?«

»In meinem Auftrag unterwegs.«

Er schüttelte den Kopf.

»Wissen Sie überhaupt, welchen Weg wir zu gehen haben?«

»Ja, Mylady.«

»Dann erklären Sie ihn mir.«

»Sicher. Ich versprach, daß ich eine glaubhaft aussehende Verschwörung gegen das Haus Atreides inszenieren würde. Und es gab wirklich nur einen Weg, um das zu tun.« Er drückte einen auf dem Armaturenbrett angebrachten Knopf und aus Jessicas Sitz sprangen Tausende von dünnen Fäden, die sie sanft umhüllten und sie wie in einen Kokon verpackten. Nur ihr Kopf sah noch daraus hervor. »Ich bringe Sie nach Salusa Secundus«, sagte er. »Zu Farad'n.«

Jessica versuchte sich gegen die Fesselung zur Wehr

zu setzen, mußte aber feststellen, daß sich diese, je mehr sie sich dagegen sträubte, enger zusammenzog. Blieb sie entspannt sitzen, weitete sie sich wieder. Die Fäden bestanden aus umwickeltem Shigadraht.

»Ich weiß, daß es verboten ist, Shigadraht zu solchen Dingen zu verwenden«, sagte Idaho. Er schaute sie von der Seite an. »O ja – und unterlassen Sie es, die Kraft Ihrer Stimme an mir auszuprobieren. Ich habe, seit Sie mich auf diese Art steuern konnten, eine Menge dazugelernt.« Er konzentrierte sich wieder auf die Kontrollen und fügte hinzu: »Ich habe es den Tleilaxu zu verdanken, daß ich nun gegen solche Angriffe immun bin.«

»Sie arbeiten also für Alia«, sagte Jessica, »und sie...«

»Nicht für Alia«, erwiderte Idaho. »Wir erfüllen das Gebot des Predigers. Er möchte, daß Sie Farad'n in der gleichen Weise unterrichten, wie einst... Paul.«

Jessica saß in frostigem Schweigen da und erinnerte sich daran, daß Leto gesagt hatte, sie würde bald einem interessanten Schüler vorgestellt werden. Plötzlich sagte sie: »Dieser Prediger – ist er mein Sohn?«

Idahos Stimme schien aus großer Entfernung zu ihr durchzudringen. »Ich wünschte selbst, ich wüßte es.«

26

Das Universum ist einfach da; das ist die einzige Art, in der ein Fedaykin es betrachten kann, wenn er der Herr seiner Sinne bleiben will. Das Universum bedroht uns weder, noch verspricht es uns etwas. Es hält Dinge bereit, auf die wir keinen Einfluß haben: den Fall eines Meteors, die Explosion einer Gewürzblase, das Altwerden und Sterben. Das sind die Realitäten dieses Universums, die man hinnehmen muß, egal, welches Gefühl man dabei hat. Man kann sie nicht mit Worten abwehren. Eines Tages werden sie zu euch kommen, und dann werdet ihr verstehen, was mit ›Leben und Tod‹ gemeint ist. Und das Verstehen wird euch mit Freude erfüllen.

Muad'dib zu seinen Fedaykin

»Und das sind die Dinge, die wir in Bewegung gesetzt haben«, sagte Wensicia. »Wir taten es für *dich*.«

Farad'n, der seiner Mutter in ihrem Frühstückszimmer gegenübersaß, schwieg. Die Sonne, die ihr goldenes Licht durch ein hinter ihm liegendes Fenster in den Raum warf, zeichnete seinen Schatten auf dem Fußboden nach. Die Lichtreflexe, die die Wand hinter dem Rücken seiner Mutter zurückwarf, erzeugten beinahe einen Heiligenschein um ihren Kopf. Sie trug ihre übliche weiße Robe, die mit Gold abgesetzt war. Erinnerungen an alte Zeiten. Ihr herzförmiges Gesicht strahlte Gelassenheit aus, aber Farad'n wußte genau, daß sie ihn angespannt beobachtete und jede seiner Reaktionen genauestens studierte. Obwohl er gerade erst gefrühstückt hatte, fühlte sich sein Magen leer an.

»Du billigst das nicht?« fragte Wensicia.

»Gibt es daran etwas zu mißbilligen?« gab Farad'n zurück.

»Nun... Immerhin haben wir das alles bis jetzt vor dir geheimgehalten.«

»Ach, das.« Er musterte seine Mutter und versuchte sich über seine komplexe Position in dieser Angelegenheit klarzuwerden. Bereits seit längerer Zeit war ihm aufgefallen, daß Tyekanik sie nicht mehr mit ›Meine Prinzessin‹ ansprach. Wie nannte er sie wohl jetzt? Königin-Mutter?

Warum habe ich das Gefühl der Verlorenheit? fragte Farad'n sich. *Verliere ich denn etwas?* Die Antwort war offensichtlich: Er war im Begriff, die sorglosen Tage zu verlieren, die Zeit zur Verfolgung all jener Gedanken, die ihn beschäftigten. Wenn die Verschwörung, die seine Mutter angezettelt hatte, erfolgreich war, würde er keine Zeit mehr dazu haben, seinen eigenen Gedanken nachzuhängen. Diese Zeiten waren dann unwiderruflich vorbei. Er stellte fest, daß er sie vermissen würde. Wie kamen sie überhaupt dazu, in dieser Weise über seine Zeit zu verfügen? Sie hatten ihn nicht einmal um seine Meinung gebeten!

»Sprich es ruhig aus«, sagte seine Mutter. »Irgend etwas gefällt dir doch nicht.«

»Was ist, wenn der Plan nicht funktioniert?« fragte er und sprach damit das erste aus, was ihm einfiel.

»Warum sollte er nicht funktionieren?«

»Ich weiß es nicht... Jeder Plan kann danebengehen. Und wie habt ihr Idaho in dieser Sache eingesetzt?«

»Idaho? Was interessiert dich denn... Oh, ja - dieser geheimnisvolle Mystiker, den Tyek hierherbrachte, ohne mich zu fragen. Das war falsch von ihm. Der Mystiker sprach von Idaho, nicht wahr?« Was sie aussprach, war eine billige Lüge. Farad'n starrte seine Mutter plötzlich verwundert an. Sie hatte die ganze Zeit über gewußt, daß der Prediger hiergewesen war!

»Ich frage nur, weil ich bis jetzt noch nie einen Ghola gesehen habe«, sagte er.

Wensicia gab sich damit zufrieden und erwiderte: »Wir haben uns Idaho für eine wichtige Aktion aufgespart.«

Farad'n kaute schweigend auf seiner Oberlippe.

Wensicia fühlte sich an seinen verstorbenen Vater erinnert. Auch Dalak war so gewesen wie der Junge – ein nachdenklicher und komplexer Charakter. Es war schwierig gewesen, seine wahren Absichten zu erkennen. Dalak, fiel ihr ein, war ein Verwandter des Grafen Hasimir Fenring gewesen. Beide hatten etwas von der Art von Lebemännern und Fanatikern gleichzeitig gehabt. Würde Farad'n in die gleichen Fußstapfen treten? Sie begann es bereits zu bedauern, daß Tyek den Jungen in der Religion des Planeten Arrakis unterwiesen hatte. Konnte man wissen, wohin das alles noch führen würde?

»Mit welchem Titel redet dich Tyek neuerdings an?« fragte Farad'n.

»Wie bitte?« Wensicia schaute verstört auf.

»Ich habe festgestellt, daß er dich nicht mehr ›Meine Prinzessin‹ nennt.«

Welche Beobachtungsgabe er doch hat, dachte Wensicia und fragte sich, wieso sie das mit einem unguten Gefühl erfüllte. *Glaubt er etwa, ich hätte Tyek zu meinem Geliebten gemacht? Unsinn, das würde überhaupt nichts ändern. Warum dann diese Frage?*

»Er nennt mich ›Mylady‹«, erwiderte sie.

»Und weshalb?«

»Weil das weniger auffällig ist und in allen Häusern so Sitte.«

Einschließlich dem der Atreides, dachte Farad'n.

»Manche werden glauben, daß wir unsere berechtigten Ansprüche aufgegeben haben«, erklärte Wensicia.

»Wer würde derart dumm sein?« fragte Farad'n.

Wensicia verzog den Mund, entschied sich aber dann doch, seine Bemerkung unwidersprochen hinzunehmen.

Es war nur eine Kleinigkeit, über die sie sich hier unterhielten, sicherlich; aber auch aus kleinen Dingen konnten große Probleme erwachsen, wenn man sich zu sehr auf sie versteifte.

»Lady Jessica hätte Caladan nicht verlassen sollen«, sagte Farad'n.

Wensicia schüttelte abrupt den Kopf. *Was hatte das nun wieder zu bedeuten? Was sollten diese Gedankensprünge?* Laut sagte sie: »Was willst du damit sagen?«

»Sie hätte nicht nach Arrakis zurückkehren sollen«, sagte Farad'n. »Das war eine schlechte Strategie. Man fängt an, sich zu wundern. Es wäre besser gewesen, wenn ihre Enkel sie auf Caladan besucht hätten.«

Er hat recht, dachte sie und stellte fest, daß sie selbst nie auf diesen Gedanken gekommen war. Tyek würde der Sache auf der Stelle nachgehen müssen. Erneut schüttelte sie den Kopf. *Nein!* Auf was wollte Farad'n überhaupt hinaus? Er mußte doch wissen, daß die Priesterschaft es niemals zulassen würde, daß die Zwillinge beide zugleich den Gefahren des Weltraums ausgesetzt wurden.

Und das sagte sie ihm auch.

»Ist das eine Ansicht der Priesterschaft oder der Lady Alia?« fragte Farad'n zurück und stellte mit Befriedigung fest, daß es ihm gelungen war, ihre Gedanken genau in die Richtung zu leiten, in der er sie haben wollte. Er fand plötzlich Spaß daran, wichtige Dinge zu entdecken, sie auszusprechen und in den Zusammenhang einer politischen Verschwörung zu bringen. Es war lange her, seit er sich für das Bewußtsein seiner Mutter interessiert hatte: Sie war einfach zu leicht zu überfahren.

»Du glaubst, daß Alia die Macht für sich selbst will?« fragte Wensicia.

Farad'n schaute an ihr vorbei. Natürlich wollte Alia das! Alle Berichte, die von diesem verfluchten Planeten eingingen, redeten dieselbe Sprache. Seine Gedanken nahmen eine andere Richtung.

»Ich habe etwas über ihren Planetologen gelesen«, sagte er »Es muß irgendwo einen Schlüssel zu den Sandwürmern geben, der...«

»Das solltest du wirklich jetzt anderen Leuten überlassen!« fiel Wensicia ihm ins Wort. Allmählich verlor sie die Geduld. »Ist das alles, was du zu dem, was wir für dich getan haben, zu sagen hast?«

»Ihr habt für mich überhaupt nichts getan«, erwiderte Farad'n.

»Waaas?«

»Ihr tatet es für das Haus Corrino«, fuhr er fort. »Und das repräsentierst in diesem Moment immer noch du selbst. Mich hat man nicht einmal gefragt.«

»Du hast Verpflichtungen!« sagte Wensicia. »Was ist mit all diesen Leuten, die auf dich vertrauen?«

Als hätten diese Worte eine Last auf ihn herabgesenkt, fühlte Farad'n plötzlich das Gewicht all jener Träume und Hoffnungen auf seinen Schultern, die das Haus Corrino am Leben hielten.

»Ja«, sagte er, »ich verstehe sie. Aber manche der Dinge, die in meinem Namen geschehen, finde ich einfach geschmacklos.«

»Geschmack...? Wie kannst du nur so etwas sagen? Wir tun nichts anderes als das, was jedes Hohe Haus tun würde, das es darauf anlegt, das eigene Glück voranzutreiben!«

»Tatsächlich? Ich glaube, ihr habt dabei ein wenig übertrieben. Nein! Unterbrich mich jetzt nicht. Wenn ich wirklich die Stellung eines Imperators einnehmen soll, ist es besser für dich, zu lernen, mir zuzuhören. Glaubst du etwa, ich sei nicht in der Lage, zwischen den Zeilen zu lesen? Wozu wurden diese Tiger ausgebildet?«

Die plötzliche Zurschaustellung seiner zweifellos vorhandenen Fähigkeiten machten Wensicia sprachlos.

»Ich verstehe«, sagte Farad'n. »Ich werde Tyek verschonen, weil ich weiß, daß du ihn soweit gebracht hast. Er ist unter den meisten Umständen ein guter Offizier, aber

für seine eigenen Prinzipien würde er lediglich in einer fairen Arena antreten.«

»Seine... *Prinzipien?*«

»Der Unterschied zwischen einem guten und einem schlechten Offizier liegt in der Stärke des Charakters«, sagte Farad'n. »Er hat bei seinen Prinzipien zu bleiben, ganz egal, wer ihn herausfordert.«

»Die Tiger waren absolut notwendig«, sagte Wensicia.

»Ich werde das erst dann glauben, wenn sie erfolgreich waren«, erwiderte Farad'n. »Aber ich werde dennoch nicht gutheißen können, auf was man sie dressiert hat. Du brauchst gar nicht erst zu einem Protest anzusetzen. Es ist offensichtlich. Man hat sie *konditioniert.* Du hast es selbst gesagt.«

»Was wirst du jetzt tun?« fragte Wensicia.

»Ich werde zunächst einmal abwarten«, erwiderte Farad'n. »Vielleicht werde ich doch noch zu einem Imperator.«

Wensicia legte eine Handfläche auf ihre Brust und seufzte. Einen Augenblick lang hatte sein Verhalten sie wirklich mit Schrecken erfüllt. Sie war nahe daran, zu glauben, daß er sie bloßstellen würde. Prinzipien! Doch nun hatte er sich ihr ausgeliefert; das war unübersehbar.

Farad'n stand auf, ging zur Tür und klingelte nach den Bediensteten. Dann sah er seine Mutter noch einmal an und meinte: »Das war alles für heute, nicht wahr?«

»Ja.« Als er Anstalten machte zu gehen, hob sie die Hand. »Wohin willst du?«

»In die Bibliothek. Ich bin in letzter Zeit ziemlich von der Geschichte der Corrinos fasziniert.« Er ging hinaus und wurde sich im gleichen Augenblick darüber klar, daß er im Begriff war, sich mitschuldig zu machen.

Verdammt soll sie sein!

Aber er wußte, daß auch er jetzt in dieser Sache drinhing. Ihm wurde plötzlich klar, wie sehr sich doch die Historie, die auf Shigadraht aufgezeichnet war oder die man während irgendwelcher Vorlesungen vermittelt be-

kam, sich von derjenigen, die man selbst miterlebte, unterschied. Die Geschichte, die im Begriff war, sich in seiner Umgebung abzuspielen, erweckte in ihm das Gefühl, auf eine Zukunft zuzusteuern, die niemand mehr würde rückgängig machen können. Die Hoffnungen all jener, die auf ihn vertrauten, waren wie ein Strom, auf dem er hilflos dahintrieb. Er fand es seltsam, daß sich in ihm nicht eine befand, die von ihm selbst stammte.

27

Man sagt, daß Muad'dib, als er sah, daß ein Unkrautgewächs den Versuch unternahm, zwischen zwei Felsen Wurzeln zu schlagen, einen der beiden Steine beiseite schob. Später, nachdem das Gewächs angefangen hatte zu blühen, schob er sie wieder zusammen und erklärte: »Das war sein Schicksal.«

Die Kommentare

»Jetzt!« schrie Ghanima.

Leto, der zwei Schritte vor ihr herlief, erreichte den engen Felsspalt und zögerte keine Sekunde. Er warf sich hinein und kroch vorwärts, bis die Finsternis ihn umfing. Er hörte Ghanima hinter sich, dann eine plötzliche Stille. Ghanima sagte gelassen und ohne jegliche Furcht: »Ich hänge fest.«

Er stand auf, obwohl er wußte, daß er damit seinen Kopf in die Nähe der möglicherweise bald suchend herabfahrenden Klauen bringen konnte, drehte sich um und lief gebückt zurück, bis er die ausgestreckte Hand des Mädchens spürte.

»Meine Robe«, sagte Ghanima. »Sie ist hängengeblieben.«

Steine fielen auf sie hinab. Leto zog an ihrer Hand. Sie hing mit den Beinen in der Luft.

Über ihnen war bereits Hecheln und Knurren zu hören.

Leto spannte die Muskeln an, drückte die Hüften gegen die Felswand und ergriff Ghanimas Arm. Der Stoff zerriß. Er fühlte, wie das Mädchen ihm näher kam. Sie schnappte plötzlich nach Luft, und ihm wurde klar, daß sie Schmerzen empfand. Dennoch zerrte er weiter. Sie kam immer näher, fiel schließlich in seine Arme und

sank zu Boden. Leto duckte sich, ließ sich auf alle viere hinab und bemühte sich, weiter in das Loch hineinzukriechen, während Ghanima ihm folgte. Sie keuchte, aber auch ihre Bewegungen verrieten ihm, daß sie verletzt sein mußte. Am Ende der Felsöffnung legte er sich auf den Boden und starrte auf den Spalt, der zwei Meter über ihm war. Er konnte die Sterne sehen, vor deren Hintergrund sich etwas bewegte.

Ein animalisches Knurren lag in der Luft. Es war tief und bedrohlich, ein Überbleibsel aus wilden, barbarischen Zeiten. Der Jäger knurrte sein Opfer an.

»Ist es schlimm?« fragte Leto mit fester Stimme.

»Einer von ihnen hat mich erwischt«, erwiderte Ghanima im gleichen Tonfall. »Mit der Klaue. Er hat den Destillanzug an meinem linken Bein zerrissen. Ich blute.«

»Ist es sehr schlimm?«

»Vene«, sagte Ghanima. »Ich kann es stoppen.«

»Versuch es mit Druck«, sagte Leto. »Bewege dich nicht. ich werde mich um unsere beiden Freunde kümmern.«

»Vorsichtig«, sagte Ghanima. »Sie sind größer, als ich erwartet habe.«

Leto zog das Crysmesser aus der Scheide und hob den Arm. Er wußte, daß der Tiger danach langen würde, daß seine Klauen zumindest dorthin reichten, wohin er mit dem gesamten Körper nicht kam.

Langsam, sehr langsam streckte er das Messer dem Spalt entgegen. Plötzlich schoß aus der Dunkelheit von oben etwas auf ihn zu, fegte über seine Hand und riß ihm beinahe das Messer aus den Fingern. Blut spritzte, benetzte Letos Gesicht. Dann erklang ein ohrenbetäubendes Kreischen. Die Sterne über ihm wurden wieder sichtbar. Irgend etwas jagte über das Gestein hinab auf die Wüste zu und stieß ein schmerzerfülltes Geheul aus.

Erneut verdeckte ein Schatten die Sterne. Das Knurren war unüberhörbar. Der zweite Tiger hatte den Platz des

ersten eingenommen, ohne sich um das Schicksal seines Artgenossen zu kümmern.

»Sie sind ziemlich starrsinnig«, sagte Leto.

»Aber einen hast du erwischt«, erwiderte Ghanima. »Hör nur zu!«

Die Schreie der Kreatur wurden immer matter. Dennoch hatten sie noch den zweiten Tiger vor sich. Er war der Vorhang, der sie vom Anblick der Sterne abschirmte.

Leto steckte das Messer wieder in die Scheide zurück und berührte Ghanimas Arm. »Gib mir dein Messer. Um sicherzugehen, sollten wir ihm schon eine frische Spitze gönnen.«

»Glaubst du, daß sie noch einen dritten in Reserve haben?« fragte Ghanima.

»Bestimmt nicht. Laza-Tiger pflegen immer in Paaren zu jagen.«

»Genau wie wir«, erwiderte sie.

»Ja, genau wie wir«, stimmte Leto zu. Er fühlte, wie sie ihm den Messergriff in die Hand legte, und umschloß ihn mit der Faust. Erneut streckte er vorsichtig und tastend den Arm aus. Die Klinge durchschnitt diesmal nur leere Luft. Und das tat sie auch dann noch, als er sich soweit hinaufreckte, daß Gefahr für seinen Körper bestand. Schließlich zog er sich wieder zurück.

»Nichts zu machen?«

»Dieser hier scheint vorsichtiger zu sein als der andere.«

»Aber er ist noch da. Riechst du ihn?«

Leto schluckte. Seine Kehle war ausgedörrt. Der stinkende Atem und der Körpergeruch des Tigers drangen in seine Nase. Immer noch blieben die Sterne unsichtbar. Von der ersten Katze war nichts mehr zu hören. Fraglos hatte das vergiftete Crysmesser ganze Arbeit geleistet.

»Ich glaube, es wird mir nichts anderes übrigbleiben, als aufzustehen«, sagte Leto.

»Nein!«

»Ich muß die Katze soweit reizen, daß sie nach dem Messer schlägt.«

»Ja, aber wir haben ausgemacht, daß derjenige von uns, der unverwundet bleibt...«

»Da du die Verletzte bist, wirst du diejenige sein, die zurückkehrt«, sagte Leto.

»Aber... wenn du verletzt wärest, könnte ich dich einfach nicht allein hier zurücklassen«, sagte Ghanima.

»Hast du eine bessere Idee?«

»Gib mir mein Messer zurück.«

»Aber dein Bein!«

»Ich kann immer noch auf dem unverletzten stehen.«

»Dieses Vieh kann dir mit einem Prankenhieb den Kopf von den Schultern reißen. Vielleicht die Maula...«

»Wenn hier draußen jemand ist, der den Knall hört, werden sie erfahren, daß wir auf diese Aktion vorbereitet waren.«

»Ich will nicht, daß du ein solches Risiko eingehst!« erwiderte Leto.

»Egal, wer sich da draußen aufhält – er darf nichts davon erfahren, daß wir Maulas besitzen; jedenfalls jetzt noch nicht.« Sie berührte seinen Arm. »Ich werde vorsichtig sein und meinen Kopf einziehen.«

Als Leto immer noch schwieg, sagte sie: »Du weißt, daß ich diejenige bin, die dies tun muß. Gib mir das Messer zurück.«

Leto betastete das Messer mit der freien Hand, sah, daß Ghanima den Arm ausgestreckt hatte, und gab ihr die Waffe zurück. Es war logisch, daß sie nun die Aufgabe übernahm, aber innerlich sträubte er sich doch dagegen.

Er spürte, daß Ghanima von ihm fortkroch, hörte, wie ihre Robe sich raschelnd an der Felswand entlangbewegte. Als sie nach Luft schnappte, wußte er, daß sie stand. *Sei bloß vorsichtig!* dachte er und hätte sie beinahe zurückgerissen, um mit ihr noch einmal über die Möglichkeit zu reden, eine Maula-Pistole einzusetzen. Aber das würde

jeden, der sich dort draußen aufhielt, warnen. Schlimmer noch: Wenn sie den Tiger nur verwundeten, würde er sich aus ihrer Reichweite entfernen. Und die Gefahr, die ein verwundeter Tiger darstellte, der irgendwo zwischen den Felsen verborgen darauf wartete, daß sie aus ihrem Versteck hervorkrochen, war nicht abzuschätzen.

Ghanima holte tief Luft und lehnte sich mit dem Rükken gegen die Wand der kleinen Höhle. *Es muß schnell gehen,* dachte sie und streckte die Hand aus. Die Messerspitze ragte nach oben. An der Stelle, an der die Klaue des Tigers sie erwischt hatte, pochte und klopfte es. Wo sie eben noch eine sich bildende Blutkruste gefühlt hatte, wurde es plötzlich wieder feucht. *Sehr schnell!* Sie richtete ihre Sinne in der Art der Bene Gesserit auf das Ziel ihrer Wünsche, bereitete sich gegen eine eventuelle Krise vor und verdrängte so die Schmerzen und alle anderen sie ablenkenden Gedanken aus ihrem Bewußtsein. Die Katze mußte einfach eine Klaue nach ihr ausstrecken! Langsam fuhr sie mit der Klinge an der Felsöffnung vorbei. Wo steckte das verdammte Biest denn nur? Erneut durchschnitt sie die Luft. Nichts. Man mußte etwas anderes versuchen, um den Tiger zu einem Angriff zu verleiten.

Vorsichtig folgte sie ihrem Geruchssinn. Von rechts wehte warmer Atem auf sie zu. Ghanima wägte die Gelegenheit ab, holte tief Luft und schrie: »Taqwa!« Es war ein alter, fremenitischer Schlachtruf, dessen Bedeutung auf uralte Legenden zurückging: ›*Der Preis der Freiheit.*‹ Gleichzeitig zuckte die Klinge nach vorn. Doch die Klauen trafen ihren Ellenbogen, bevor die Spitze ihr Ziel erreichen konnte. Ein dumpfer Schmerz, der durch den Arm bis in ihren Oberkörper schoß, brachte die Welt um sie herum durcheinander. Aber trotz des Schmerzes, der sie beinahe besinnungslos machte, spürte sie, wie ihre Klinge den Tiger traf. Es zuckte, das Messer wurde ihr aus den Fingern gerissen und verschwand. Plötzlich wurden die Sterne wieder sichtbar und der Todesschrei

der zweiten Katze hallte durch die Nacht. In ihrem letzten, verzweifelten Kampf taumelte sie zwischen den Felsen umher. Plötzlich schwieg sie. Es war totenstill.

»Sie hat mich am Arm erwischt«, sagte Ghanima und versuchte ein loses Stück ihrer Robe um die Wunde zu binden.

»Ist es schlimm?«

»Ich glaube schon. Ich fühle meine Hand nicht mehr.«

»Laß mich ein Licht anzünden und...«

»Nicht, solange wir von oben einsehbar sind!«

»Ich beeile mich.«

Sie hörte, wie er nach seinem Überlebenspack langte. Bald darauf spannte sich über ihren Köpfen ein Nachtschild auf, hinter dem sie unsichtbar waren. Es kam jetzt nicht darauf an, ihn feuchtigkeitsfest zu machen.

»Mein Messer liegt auf dieser Seite«, sagte Ghanima. »Ich spüre den Griff an meinem Knie.«

»Laß es liegen.«

Leto entzündete einen kleinen Leuchtglobus. Ghanima kniff die Augen bei dem plötzlichen Lichtschein zusammen. Er legte den Globus neben sie auf den sandbedeckten Boden und schnappte nach Luft, als er ihren Arm sah. Die Klaue des Tigers hatte eine lange, klaffende Wunde gerissen, die sich vom Ellbogen über den Unterarm bis zum Handgelenk hinunterzog. Anhand ihres Verlaufs konnte man genau erkennen, wie sie den Arm gedreht hatte, um zustoßen zu können.

Ghanima warf einen kurzen Blick auf die Wunde, schloß die Augen und begann mit der Rezitation der Litanei gegen die Furcht.

Obwohl Leto das Bedürfnis hatte, darin einzustimmen, warf er jegliche persönlichen Emotionen über Bord und machte sich daran, die Wunde zu verbinden. Er mußte schnell machen, bevor Ghanima auf den Gedanken kam, sie könne diese Arbeit auch selbst übernehmen – was mit einer einzigen zur Verfügung stehenden Hand schwerlich möglich war.

»Jetzt das Bein«, sagte er.

Sie drehte sich um und zeigte ihm die andere Wunde. Sie war weit weniger schlimm als die andere: Zwei Krallenschnitte in der Wade. Glücklicherweise war das Blut in den Destillanzug geflossen. Er säuberte die Wunde, so gut er das konnte, verband sie und benutzte die Hülle des Destillanzuges als zusätzlichen Schutz. »Es ist ein wenig Sand eingedrungen«, sagte er. »Sieh zu, daß er entfernt wird, sobald du zurück bist.«

»Sand in unseren Wunden«, rezitierte Ghanima. »Für einen Fremen ist das eine alte Geschichte.«

Leto setzte sich auf die Fersen und lächelte.

Ghanima holte tief Luft und sagte erleichtert: »Wir haben es geschafft.«

»Noch nicht.«

Sie schluckte und versuchte sich von den Nachwirkungen des Schocks zu erholen Im Licht des Globus erschien ihr Gesicht blaß. Und sie dachte: *Ja, wir müssen jetzt schnell machen. Wer immer auch die beiden Tiger kontrollierte - er ist irgendwo da draußen.*

Leto, der seine Schwester anstarrte, fühlte plötzlich das bedrückende Gefühl der Verlorenheit. Es war ein tiefer Schmerz, der seine Brust durchzog. Ghanima und er mußten sich nun trennen. Und dabei waren sie seit der Zeit ihrer Geburt beinahe eine einzige Person gewesen. Aber ihr Plan verlangte, daß sie sich jetzt beide einer Metamorphose unterwarfen und getrennte Wege in die Einmaligkeit hinein gingen, in der das gemeinsame Empfinden täglicher Erfahrungen sie nie wieder in der gleichen Art vereinigen würde wie bisher.

Leto zog sich in die weltliche Notwendigkeit zurück und sagte: »Hier, mein Überlebenspack. Daraus stammen die Bandagen für dich. Vielleicht kommt jemand auf die Idee, das nachzuprüfen.«

»Ja.« Sie tauschten die Sätze aus.

»Irgend jemand dort draußen hat einen Servosimulator für die Katzen«, sagte Leto. »Aller Wahrscheinlichkeit

nach wird er sich in der Nähe des Qanat aufhalten, um sich über unser Schicksal sicher zu sein.«

Ghanima nahm die Maula-Pistole, die auf dem Überlebenspack lag, und schob sie unter die Schärpe ihrer Robe. »Meine Kleider sind zerfetzt.«

»Ja. Sicher werden bald die ersten Suchkommandos hier auftauchen. In ihren Reihen wird ein Verräter sein. Am besten läufst du ihnen nicht in die Arme. Geh zu Harah. Sie soll dich verstecken.«

»Ich... Ich werde dafür sorgen, daß der Verräter entlarvt wird, sobald ich zurück bin«, sagte Ghanima. Sie sah ihren Bruder an, das schmerzhafte Wissen teilend, daß sie sich von nun an unterschiedlich weiterentwikkeln würden. Nie wieder würden sie das Gefühl haben, eine einzige Person zu sein und ein Wissen zu teilen, das von keinem anderen verstanden wurde.

»Ich gehe nach Jacurutu«, sagte Leto.

»Fondak«, sagte Ghanima.

Er nickte zustimmend. Jacurutu/Fondak - die beiden Orte mußten miteinander identisch sein - es gab keine andere Möglichkeit, diesen legendären Ort anderweitig zu verbergen. Natürlich waren die Schmuggler dafür verantwortlich. Für sie, die aufgrund ungeschriebener Gesetze auf diesem Planeten existierten, war es ein leichtes gewesen, diese beiden Bezeichnungen auszutauschen. Die jeweils herrschende Familie eines Planeten hielt sich immer ein Schlupfloch offen, durch die sie in harten Zeiten entkommen konnte. Auf Arrakis erledigten diese Arbeit seit undenklichen Zeiten die Schmuggler. Die Tatsache, daß sie am Gewürzprofit teilhaben durften, ließ das von ihnen bereitgehaltene Loch offen. Und in Fondak/Jacurutu verfügten sie über einen einsatzbereiten Sietch, der über keine eingeborene Bevölkerung mehr verfügte. Sie hatten Jacurutu so versteckt gehalten und wußten, daß kein Fremen das Tabu, das ihn vom Betreten abhielt, je brechen würde.

»Kein Fremen würde auf die Idee kommen, mich an

einem solchen Ort zu suchen«, sagte Leto. »Natürlich werden sie die Schmuggler befragen, aber...«

»Wir tun alles so, wie wir es abgesprochen haben«, sagte Ghanima. »Bloß...«

»Ich weiß.« Als Leto seine eigene Stimme hörte, wurde ihm bewußt, daß sie beide versuchten, sich gegenseitig den Abschied nicht zu schwer zu machen. Ein trockenes Grinsen umschattete seinen Mund, machte ihn älter. Ghanima hatte den Eindruck, als beobachte sie ihn durch einen Zeitvorhang. Er schien wirklich älter geworden zu sein. In ihren Augen brannten Tränen.

»Es ist nicht nötig, jetzt schon das Wasser für die Toten herzugeben«, sagte er und legte einen Finger gegen ihre feuchte Wange. »Ich werde weit genug hinausgehen, damit mich niemand hört, und dann rufe ich mir einen Wurm.« Er deutete auf die Bringerhaken, die neben seinem Überlebenssatz lagen. »Ich werde nicht mehr als zwei Tage brauchen, um Jacurutu zu erreichen.«

»Sei schnell, mein alter Freund«, flüsterte Ghanima.

»Ich werde zu dir zurückkehren, meine einzige Freundin«, sagte Leto. »Und denk daran, daß du vorsichtig bist, wenn du an den Qanat kommst.«

»Wähle einen guten Wurm«, sagte Ghanima. Es war ein traditionelles Abschiedswort unter den Fremen. Ihre linke Hand brachte die Lampe zum Erlöschen. Das Nachtsiegel knirschte leise, als sie es beiseite zog, zusammenfaltete und in ihrem Überlebenspack verschwinden ließ. Sie spürte, daß er ging, obwohl er so gut wie kein Geräusch bei seinem Weg durch das felsige Geröllfeld, das zur Wüste hinunterführte, erzeugte.

Sie mußte für das, was jetzt vor ihr lag, stark sein. Leto war für sie gestorben. Er war tot. Sie mußte sich soweit bringen, daß sie selbst daran glaubte. Der Ort Jacurutu mußte aus ihrem Bewußtsein ebenso verschwinden wie ihr Bruder, der jetzt in die Wüste hinausging, um ihn zu suchen. Von jetzt an mußte sie von ihm denken wie von

einem Toten, mußte sich dazu konditionieren, daß die Laza-Tiger ihn umgebracht hatten. Es gab nicht viele Menschen, die in der Lage waren, eine Wahrsagerin zu belügen – aber sie wußte, daß sie die Fähigkeit dazu besaß. Die vielen inneren Leben, die sie und Leto geteilt hatten, hatten ihnen auch den Weg dazu gewiesen: und zwar durch einen hypnotischen Prozeß, der bereits zu jenen Zeiten, als man sich an Sheba nur noch nebelhaft erinnerte, uralt gewesen war. Nun war sie möglicherweise der einzige Mensch, der überhaupt noch wußte, wer Sheba gewesen war. Sie hatte das Wissen sorgfältig gehütet. Erst nachdem Leto eine lange Zeit verschwunden war, begann Ghanima an ihrem Bewußtsein zu arbeiten und erschuf die einsame Schwester, den überlebenden Zwilling – bis zur absoluten Perfektion. Nachdem sie das getan hatte, spürte sie, daß es in ihrer Innenwelt still wurde, daß ihr Geist nur noch sie selbst repräsentierte. Es war ein Nebeneffekt, den selbst sie nicht erwartet hatte.

Wäre Leto doch nur alt genug geworden, um das noch zu erleben, dachte sie, ohne den Gedanken paradox zu finden. Sie stand da und schaute in die Wüste hinaus, in der der Tiger ihn erwischt hatte. In weiter Ferne hörte sie jetzt ein Geräusch, das dem Ohr eines jeden Fremen bekannt war. Es näherte sich rasch: Ein Wurm. Obwohl sie in diesem Teil der Welt recht selten geworden waren, war einer aufgetaucht. Vielleicht hatte der Todesschrei der ersten Katze ihn... Ja, Leto hatte eine der Katzen getötet, bevor die andere über ihn hergefallen war. Es war nur ein Symbol, daß daraufhin ein Wurm erschien. Der Zwang, dem sie unterlag, ließ sie sogar drei dunkle Punkte auf dem Sand erkennen: Leto und die beiden Tiger. Dann tauchte der Wurm auf, wirbelte den Sand auf und alles verschwand. Es war kein sehr großer Wurm gewesen... aber groß genug. Sie sah nicht die kleine Gestalt, die auf seinem Rücken über den Sand dahinglitt.

Ihren Kummer niederkämpfend, verschloß Ghanima den Überlebenspack und kroch aus ihrem Versteck. Sie legte eine Hand auf den Griff der Maula-Pistole und suchte das Gelände ab. Von einem Menschen mit einem Servosimulator war nichts zu erblicken. Mühsam suchte sie sich einen Weg zwischen den Felsen hindurch, ständig auf der Hut, einem plötzlich auftauchenden Meuchelmörder zu begegnen.

Von oben herab konnte sie die Fackeln erkennen, die von Tabr bis hinaus in die Wüste reichten. Man suchte nach ihr. Eine Gruppe von Menschen bewegte sich geradewegs auf den ›Begleiter‹ zu. Ghanima beschloß, sich in die entgegengesetzte Richtung abzusetzen, begann den Abstieg und verbarg sich auf der Schattenseite der nächsten Dünen. Vorsichtig, um durch allzu rhythmische Bewegungen keinen Wurm anzulocken, legte sie den Weg, der den Ort, an dem Leto gestorben war, vom Sietch trennte, zurück. Sie mußte, wenn sie den Qanat erreichte, vorsichtig sein. Nichts durfte sie davon abhalten, zu berichten, daß ihr Bruder sie unter Einsatz seines Lebens vor den Tigern gerettet hatte.

28

Regierungsformen tendieren - wenn sie fortdauern - in immer stärkerem Maße zu aristokratischen Formen. Es gibt keine Regierung der Vergangenheit, von der bekanntgeworden wäre, daß sie diesem Muster nicht entsprach. Und sobald die Aristokratie sich ausbreitet, tendiert die Regierung immer mehr dazu, lediglich die Interessen der herrschenden Klasse zu vertreten - ob sie nun auf erblichem Adel oder den Oligarchien finanzieller Mächte beruht.

›Die Politik als wiederholbares Phänomen‹,
Ausbildungshandbuch der Bene Gesserit

»Warum macht er uns dieses Angebot?« fragte Farad'n. »Das scheint mir hier die Grundsatzfrage zu sein.«

Er stand zusammen mit dem Bashar Tyekanik in der Vorhalle seiner Privatsuite. Wensicia, die seitwärts auf einem kleinen blauen Diwan saß, erschien eher als Zuhörer ihres Gesprächs denn als Teilnehmerin. Sie kannte ihre Position und war nicht recht froh darüber, aber Farad'n schien seit dem Morgen, an dem sie ihn in ihre Pläne eingeweiht hatte, völlig verändert zu sein.

Spätnachmittag lag über Burg Corrino, und das sanfte Licht unterstrich die Behaglichkeit des Raums, der von Regalen begrenzt wurde, die überquollen von Buchreproduktionen aus Plastino, Musikspulen, Datenblocks und Shihgadrahtspulen. Und die Anzeichen sprachen dafür, daß er auch oft benutzt wurde: Die Gegenstände, die die Regale füllten, waren zuwenig akkurat ausgerichtet, um den Eindruck hervorzurufen, sie dienten lediglich der Dekoration. Der Diwan, auf dem Wensicia saß, war

der einzige in diesem Zimmer - aber es gab außer ihm noch eine Anzahl von Stühlen: Bequeme Sensiform-Sitzgelegenheiten, die dazu dienten, dem Benutzer absolute Entspannung zu gewähren.

Farad'n stand mit dem Rücken zum Fenster. Er trug eine enganliegende Sardaukar-Uniform in Grau und Schwarz, deren Jackettaufschläge lediglich mit den goldenen Löwenklauen seiner Familie verziert waren. Er hatte an sich beschlossen, die Unterredung mit seiner Mutter und dem Bashar in diesem Raum zu führen, weil er hoffte, daß die Umgebung zur Entspannung einlud. Er schätzte eine Atmosphäre, in der leicht Kommunikation betrieben werden konnte, aber Tyekaniks nicht endenwollendes ›Hier, Mylord‹ und ›Da, Mylord‹ hatte ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht. Man blieb auf Distanz.

»Ich glaube nicht, Mylord«, sagte Tyekanik, »daß er uns ein Angebot machen würde, das er nicht erfüllen kann.«

»Natürlich nicht!« warf Wensicia ein.

Farad'n warf seiner Mutter einen eisigen Blick zu, der sie sofort wieder zum Schweigen brachte. Er fragte: »Und wir haben weder Druck auf Idaho ausgeübt, noch darauf bestanden, daß der Prediger sein Versprechen einhält?«

»Nichts dergleichen«, sagte Tyekanik.

»Aus welchem Grund sollte uns also Duncan Idaho, der sein ganzes Leben lang dafür bekannt war, ein fanatischer Streiter der Atreides zu sein, nun Lady Jessica ausliefern?«

»Diese Gerüchte über die Streitigkeiten auf Arrakis...«, wagte Wensicia einzuwerfen.

»Unbestätigt«, sagte Farad'n. »Besteht die Möglichkeit, daß der Prediger hinter dieser Sache steckt?«

»Möglich«, erwiderte Tyekanik. »Aber ich sehe sein Motiv nicht.«

»Er behauptet, ein Asyl für sie zu suchen«, meinte Farad'n. »Das wiederum deutet auf diese Gerüchte hin...«

»Eben«, sagte seine Mutter.

»Es könnte aber genausogut irgendeine List dahinterstecken«, sagte Tyekanik.

»Am besten ist es, wenn wir alle Annahmen aufzählen und sie der Reihe nach unter die Lupe nehmen«, schlug Farad'n vor. »Was wäre, zum Beispiel, wenn Idaho bei seiner Alia in Ungnade gefallen ist?«

»Das würde einiges erklären«, sagte Wensicia, »aber er...«

»Noch keine Nachricht von den Schmugglern?« unterbrach Farad'n sie. »Warum können wir nicht...?«

»Die Übermittlungen gehen in diesen Zeiten etwas langsamer vor sich«, sagte Tyekanik. »Wir dürfen kein Risiko eingehen...«

»Ja, natürlich, aber...« Farad'n schüttelte den Kopf. »Unsere Annahme sagt mir nicht zu.«

»Du solltest sie nicht zu voreilig ablehnen«, sagte Wensicia. »All diese Geschichten, die man sich über Alia und diesen Priester erzählt... Wie hieß er doch gleich?«

»Jarvid«, sagte Farad'n. »Aber dieser Mann ist offensichtlich...«

»Er ist bisher eine ziemlich gute Informationsquelle für uns gewesen«, sagte Wensicia.

»Ich wollte gerade darauf hinaus, daß er möglicherweise die Rolle eines Doppelagenten spielt«, fuhr Farad'n fort. »Wie könnte er sich sonst selbst so stark belasten? Man kann ihm nicht trauen. Es gibt mir an ihm zu viele Anzeichen von...«

»Ich sehe sie jedenfalls nicht«, sagte Wensicia.

Ihre Stumpfsinnigkeit rief plötzlich seine Wut hervor. »Du hast mein Wort, daß er einer ist, Mutter. Die Anzeichen sind klar. Ich werde dir das später erklären!«

»Ich fürchte, ich muß Ihnen da zustimmen«, sagte Tyekanik.

Wensicia schwieg beleidigt. Wie konnten sie es nur wagen, sie in einer solchen Art aus der Versammlung hinauszukatapultieren? Sie taten beinahe so, als sei sie eine der üblichen nichtswissenden, leichtlebigen Frauen, die...

»Wir dürfen keinesfalls vergessen, daß Idaho einst ein Ghola war«, erklärte Farad'n. »Die Tleilaxu...« Er schaute an Tyekanik vorbei.

»Auch diesem Weg werden wir folgen«, sagte Tyekanik. Irgendwie gefiel es ihm, wie Farad'ns Gehirn arbeitete: Er war kühl, berechnend und hinterfragte jede Strittigkeit. Ja, die Tleilaxu. Es war nicht unmöglich, daß sie, indem sie Duncan Idaho wieder zum Leben erweckten, einen Plan verfolgt hatten, der außerhalb seiner Vorstellungskraft lag.

»Aber ich vermag auch bei den Tleilaxu kein Motiv zu erblicken«, gestand Farad'n.

»Eine Investition zu unseren Gunsten«, sagte Tyekanik. »Eine kleine Versicherung für zukünftige Unternehmungen?«

»Das wäre wirklich eine langfristige Investition«, meinte Farad'n.

»Eine gefährliche«, fügte Wensicia hinzu.

Farad'n mußte ihr zustimmen. Die Fähigkeiten der Lady Jessica waren im gesamten Imperium berüchtigt. Immerhin war sie diejenige gewesen, die Muad'dib ausgebildet hatte.

»Und wenn es bekannt würde, daß wir sie haben?« fragte Farad'n.

»Es ist ein zweischneidiges Schwert«, gab Tyekanik zurück. »Aber es muß ja nicht bekanntwerden.«

»Laßt uns einmal annehmen, daß wir dieses Angebot annehmen«, sagte Farad'n. »Welchen Wert stellt sie dar? Könnten wir sie für etwas eintauschen, das von größerer Wichtigkeit für uns ist?«

»Auf den ersten Blick nicht«, sagte Wensicia.

»Natürlich nicht!« Farad'n sah Tyekanik auffordernd an.

»Aber vielleicht finden wir das noch heraus«, erwiderte der Bashar.

Farad'n nickte. »Ja. Ich glaube, daß wir, wenn wir Lady Jessica bei uns aufnehmen, in ihr einen sicher angelegten Wertgegenstand sehen können. Auch wenn sie

keine direkte klingende Münze darstellt: Vielleicht ist sie auch anderweitig für uns verwendbar.«

»Sie wird eine gefährliche Gefangene sein«, warnte Tyekanik.

»Das werden wir bald genauer wissen«, meinte Farad'n. »Ich habe gehört, daß sie in der Lage sein soll, Menschen allein durch die Kraft ihrer Stimme zu steuern.«

»Oder mit ihrem Körper«, sagte Wensicia. »Irulan hat mir seinerzeit verraten, daß auch sie einige dieser Kunststücke gelernt hat. Leider war sie damals nicht dazu aufgelegt, mir ein Beispiel vorzuführen, aber es gibt keinen Zweifel daran, daß die Bene Gesserit immer noch eine Möglichkeit haben, sich aus den verzwicktesten Lagen herauszuwinden.«

»Wolltest du damit sagen«, fragte Farad'n, »daß sie möglicherweise versuchen wird, mich zu verführen?«

Wensicia zuckte lediglich die Achseln.

»Ist sie nicht ein wenig zu alt für solche Dinge?« fragte Farad'n.

»Bei einer Bene Gesserit kann man niemals sicher sein«, erwiderte Tyekanik.

Farad'n stellte fest, daß sich in seinem Innern gleichzeitig Erregung und Furcht breitmachten. Das Spiel, an dem er im Moment beteiligt war – nämlich das Haus Corrino wieder zur Macht zurückzuführen –, reizte ihn und stieß ihn gleichzeitig ab. Wie herrlich erschien es ihm dagegen, sich daraus zurückzuziehen und sich wieder seinen eigenen Interessen zu widmen: Geschichtsforschung und der Problematik, seinen Stand als Herrscher von Salusa Secundus zu festigen. Die Neuausbildung seiner Sardaukar-Truppen war schon eine Aufgabe für sich, und was diese Arbeit anging, so war dafür Tyekanik der geeignete Mann. Ein einzelner Planet allein stellte bereits eine riesige Verpflichtung für einen Menschen dar und war auf jeden Fall eine attraktivere Herausforderung als der Kampf um die Macht. Aber je mehr er über das Leben von Muad'dib/Paul Atreides erfahren hatte, desto

mehr hatte ihn die Faszination der Macht ergriffen. Welch großartige Sache konnte es werden, wenn er, als führender Kopf und Erbe des Hauses Corrino, die Linie des Löwenthrons fortsetzen würde. Er suchte eine Aufgabe wie diese. Er wollte sie erfüllen. Er hatte sich diesen Traum jedesmal dann vor Augen gehalten, wenn die Zweifel erneut an seiner Seele nagten.

Tyekanik sagte gerade: »...und natürlich lehren die Bene Gesserit, daß der Friede die Aggression hervorruft, die schließlich zum Auslöser des Krieges wird. Das Paradoxon...«

»Wie sind wir denn zu diesem Thema gekommen?« fragte Farad'n plötzlich und wischte die Welt der Spekulationen beiseite.

»Wieso?« fragte Wensicia mit zuckersüßer Stimme, da ihr der Ausdruck der Verzücktheit auf dem Gesicht ihres Sohnes nicht entgangen war. »Ich fragte lediglich danach, ob Tyekanik etwas über die Philosophie weiß, die die treibende Kraft der Schwesternschaft darstellt.«

»Philosophien sollte man mit Unerbittlichkeit entgegentreten«, sagte Farad'n und wandte sich Tyekanik zu. »Was Idahos Angebot betrifft, so sollten wir diesbezüglich weitere Informationen anfordern. Erst wenn wir glauben, etwas in der Angelegenheit zu sehen, sollten wir uns darauf konzentrieren, sie uns näher anzusehen.«

»So soll es sein«, sagte Tyekanik. Die Entschlossenheit, die Farad'n an den Tag legte, gefiel ihm, aber er hoffte, nicht eines Tages mit Situationen konfrontiert zu werden, die im militärischen Bereich lagen und schnelle Entscheidungen und Präzision erforderten.

Farad'n stellte die scheinbar irrelevante Frage: »Wissen Sie, was ich in der Geschichte des Planeten Arrakis am interessantesten fand? Es war die Sitte der Fremen früherer Zeiten, jeden zu töten, der ihnen über den Weg lief, solange er nicht einen Destillanzug mit diesem charakteristischen und weithin sichtbaren Kapuzenüberwurf trug.«

»Und was fasziniert Sie so an diesem Destillanzug?« fragte Tyekanik.

»Es ist Ihnen also auch nicht entgangen, wie?«

»Warum? Sollte es das?« fragte Wensicia.

Farad'n warf seiner Mutter einen irritierten Blick zu. Mußte sie ihn eigentlich immer in dieser dümmlichen Art unterbrechen? Er wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem Bashar zu und fuhr fort: »Der Destillanzug stellt den Schlüssel zum Charakter dieses Planeten dar, Tyek. Er ist das Wahrzeichen von Arrakis. Die Leute konzentrieren sich auf die physikalischen Charakteristika dieses Erzeugnisses: Es konserviert die Körperflüssigkeit, führt sie erneuter Verwendung zu und macht es mithin möglich, auf einer solchen Welt zu überleben. Sie wissen, es war bei den Fremen so Sitte, daß jedes Familienmitglied einen eigenen Destillanzug besaß, ausgenommen die Nahrungssammler, die sich mit Ersatzanzügen begnügen mußten. Und jetzt...« – er winkte seiner Mutter zu, um anzuzeigen, daß auch sie gemeint war – »denkt beide einmal darüber nach, wieviele Kleidungsstücke, die diesen Destillanzügen ähnlich sehen, aber dennoch keine darstellen, im ganzen Imperium in Mode gekommen sind. Es ist wirklich ein herausragendes Charakteristikum des Menschen, den Eroberer auch noch zu kopieren!«

»Halten Sie eine solche Information wirklich für verwertbar?« fragte Tyekanik verblüfft.

»Tyek, Tyek – ohne solche Informationen kann man nicht regieren. Ich sagte, daß der Destillanzug den Schlüssel zu ihrem Charakter darstellt, und das ist er! Es ist ein bewahrender Gegenstand und konservativ. Die Fehler, die ihre Träger begehen werden, müssen darauf fußen.«

Tyekanik schaute zu Wensicia hinüber, die ihren Sohn mit einem besorgten Stirnrunzeln anstarrte. Das Verhalten Farad'ns erfreute und betrübte den Bashar gleichzeitig: Es war dem alten Shaddam gar nicht ähnlich, der

eher in seinen Grundsätzen den Sardaukar nähergestanden hatte. Shaddam war ein Killer mit wenigen Ambitionen gewesen, aber er war vor den Atreides unter der Führung dieses verdammten Paul in die Knie gegangen. Andererseits: Alles, was er über Paul Atreides je gelesen hatte, deutete darauf hin, daß sein Charakter demjenigen, den Farad'n nun offenbarte, ähnlich gewesen war. Möglicherweise würde Farad'n in bezug auf die Durchsetzung brutaler Notwendigkeiten weniger zögern als Paul, aber das verdankte er nur seiner Sardaukar-Ausbildung.

»Es hat viele Menschen gegeben, die regierten, ohne diese Informationen zu besitzen«, schwächte Tyekanik ab.

Farad'n starrte ihn eine Sekunde lang schweigend an und erwiderte: »Sie regierten – aber sie versagten auch.«

Die offensichtliche Anspielung auf Shaddams machte aus Tyekaniks Mund zwei schmale Striche. Der verlorene Kampf von damals war genausogut auf das Konto der Sardaukar zu überschreiben. Niemand aus seinen Kreisen ließ sich solche Dinge gerne ins Gedächtnis zurückrufen.

Als sei er am Ende seiner Ausführungen angelangt, sagte Farad'n: »Sie sehen also, Tyek, der Einfluß, den ein Planet unbewußt auf seine Bewohner ausübt, ist niemals richtig eingeschätzt worden. Um die Atreides zu schlagen, müssen wir nicht nur die Einflüsse berücksichtigen, denen sie auf Caladan ausgesetzt waren, sondern auch die ihrer zweiten Heimat. Der eine Planet war eine sanfte Welt, der andere ein Übungsfeld für harte Entscheidungen. Und ihr Bund mit den Fremen sucht in der Galaxis seinesgleichen. Wir müssen herausfinden, wie sie das alles geschafft haben – oder wir werden ihnen gegenüber immer die Unterlegenen sein.«

»Aber was hat das alles mit Idahos Angebot zu tun?« fragte Wensicia ungeduldig.

Farad'n maß sie mit einem mitleidigen Blick. »Wir beginnen unseren Kampf, indem wir dafür sorgen, daß ihre

Gesellschaft bald einem nicht mehr tragbaren Stress unterliegt. Stress ist eine sehr wirkungsvolle Waffe. Das Gegenteil natürlich auch. Ich nehme an, du hast bereits gemerkt, wie die friedliche Lage auf diesem Planeten, den wir den Atreides zu verdanken haben, hier alles weich und nachgiebig gemacht hat?«

Tyekanik konnte auf diese zynische Bemerkung nur nicken. Das gefiel ihm. Man durfte es den Sardaukar nicht erlauben, zu weich zu werden. Aber dennoch ließ ihn Idahos Angebot nicht in Ruhe. Er sagte: »Vielleicht wäre es doch das Beste, sein Angebot ganz auszuschlagen.«

»Noch nicht«, sagte Wensicia. »Uns stehen eine ganze Reihe von Entscheidungen offen. Und unsere Aufgabe ist es, sie der Reihe nach genauestens zu untersuchen. Mein Sohn hat recht: Wir brauchen mehr Informationen.«

Farad'n starrte sie an. Er analysierte ihre wirkliche Meinung ebenso wie die Aussage ihrer Worte. »Aber werden wir es bemerken, wenn wir einen Punkt überschritten haben, an dem es keine Alternative mehr für uns gibt?«

Tyekanik setzte ein säuerliches Grinsen auf. »Wenn Sie mich fragen, haben wir diesen Punkt bereits überschritten. Es gibt schon jetzt kein Zurück mehr.«

Farad'n warf den Kopf in den Nacken und lachte laut auf. »Aber natürlich existieren noch Alternativen, Tyek! Spätestens dann, wenn sich die Schlingen um unseren Hals legen, werden wir sehen, wie sie vor unseren Augen vorbeiziehen!«

29

In einem Zeitalter, in dem die Menschen von einem Ort des Universums zum anderen in Transzeit transportiert werden können und Maschinerien es ermöglichen, sogar die unzugänglichsten Planeten leicht und bequem zu bereisen, mutet es anachronistisch an, daß es überhaupt noch jemanden gibt, der gezwungen ist, längere Reisen zu Fuß zurückzulegen. Und doch ist dies auf Arrakis die übliche Art der Fortbewegung, was sich auf die Tatsache reduzieren läßt, daß der Planet die Verwendung technischer Hilfsmittel seinen Bewohnern mit aller Härte versagt. Auf Arrakis sagt man deshalb, der menschliche Körper stelle das dauerhafteste und leistungsfähigste Hilfsmittel auf einem Hadj dar. Vielleicht ist die in diesen Worten enthaltene Gewißheit der Grund dafür, daß Arrakis den ultimativen Spiegel der Seele darstellt.

Handbuch des Hadj

Langsam und vorsichtig, jeden Dünenschatten ausnutzend, um den überall verteilten Suchkommandos zu entgehen, schlich Ghanima nach Tabr zurück. Eine schreckliche Erinnerung durchdrang ihr Bewußtsein: Der Wurm, der sich die Leichname der beiden Tiger und den Letos geholt hatte. Auch vor ihr lauerten Gefahren. Leto war tot; ihr Bruder war umgekommen. Sie wischte sich die Tränen aus dem Gesicht und gab sich ganz ihrer Wut hin. Was dies anging, reagierte sie wie ein Fremen. Daß sie eine war, erfüllte sie mit Stolz.

Sie war sich darüber im Klaren, was man allgemein von den Fremen behauptete: daß sie über keinerlei Ge-

wissen verfügten, weil sie es während der Raserei ihres Rachefeldzugs, der als Reaktion darauf erfolgt war, daß man sie Jahrtausende lang herumgestoßen hatte, verloren gegangen war. Das war natürlich hanebüchener Unsinn. Man konnte höchstens von frühzeitlichen Barbaren behaupten, sie hätten kein Gewissen. Ganz im Gegenteil: Die Fremen wußten sehr wohl zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden. Sie verfügten über einen Gemeinsinn, den es anderswo überhaupt nicht gab, und mußten lediglich deswegen für Außenstehende brutal wirken; ebenso wie die Sitten der anderen für die Fremen manchmal abstoßend wirkten. Jeder Fremen wußte sehr gut, daß er in der Lage war, eine Grausamkeit zu begehen, ohne danach ein Schuldgefühl zu entwickeln. Und das lag an genau den gleichen Dingen, die auch die anderen sich nicht schuldig fühlen ließ. Ihre Rituale versorgten sie lediglich mit der Freiheit, jene Schuldgefühle zu negieren, die sie anderweitig zerstört hätten. In ihrem tiefsten Bewußtsein wußten sie, daß jedes Vergehen, zumindest teilweise, wohlbekannten und erklärbaren Umständen zugeschrieben werden konnte: dem ›Mangel an Autorität‹ oder einer ›*angeborenen* Schlechtigkeit‹, die angeblich allen Menschen zu eigen sein konnte oder einfachem ›Pech‹, das jedes frühzeitliche Lebewesen als Kollision zwischen dem menschlichen Körper und dem ihm umgebenden Chaos des Universums identifizieren konnte.

In diesem Zusammenhang fühlte Ghanima sich als echte Fremen, als sorgfältig vorbereitete Verlängerung der Brutalität des Stammes. Alles, was sie brauchte, war ein Ziel – und das war ganz offensichtlich das Haus Corrino. Sie sehnte sich danach, das Blut Farad'ns vor sich auf dem Boden verspritzt zu sehen.

Kein Feind lauerte am Qanat auf sie. Sogar die Suchtrupps waren irgendwo untergetaucht. Sie überquerte das Wasser, indem sie eine Brücke benutzte und robbte durch das hohe Gras auf den geheimen Gang zu. Über

ihr leuchtete plötzlich ein Licht auf und veranlaßte sie, sich eng an den Boden zu pressen. Sie warf einen Blick durch die hohen Alfalfastengel und sah, daß eine Frau sich an dem Geheimgang zu schaffen machte, als hätte sie sich daran erinnert, daß es hier einen gab. Sicher prüfte sie jetzt nach, ob er verschlossen war oder nicht. Fand sie heraus, daß er von innen geöffnet worden war, konnte das darauf hindeuten, daß Ghanima ihn auch für die Rückkehr vorgesehen hatte. In schweren Zeiten begrüßte man jeden, der durch einen solchen Gang in den Sietch einzudringen versuchte, zunächst mit einem hellen Lichtstrahl. War der Eindringling geblendet, hatten die Wachen genügend Zeit, ihn anzusehen und eine Entscheidung zu treffen. Aber niemals agierten sie so auffällig, daß sie die halbe Wüste dabei beleuchteten.

Ghanima fühlte Bitterkeit in sich aufsteigen. Die Spuren der völlig verstädterten Fremen ließen sich einfach nicht übersehen.

Der Lichtstrahl setzte seinen Weg über die seitlichen Klippen fort.

Ein junges Mädchen kam aus der Dunkelheit des Gartens; ihre Bewegungen signalisierten, daß sie sich nicht ganz wohl in ihrer Haut fühlte. Ghanima konnte den Strahl in aller Deutlichkeit wandern sehen. Er beschrieb einen Kreis, und dort, wo er hinfiel, versammelten sich sofort ganze Insektenscharen. Plötzlich beleuchtete er zwei Gestalten: Einen Mann und das Mädchen. Sie hielten einander bei den Händen und sahen sich in die Augen.

Ghanima spürte augenblicklich, daß mit diesen beiden etwas nicht stimmte. Sie waren nicht einfach zwei Verliebte, die sich für kurze Zeit von den Suchtrupps weggestohlen hatten, um sich hier einem kurzfristigen Vergnügen hinzugeben. Das Licht glitt unschlüssig über ihren Köpfen dahin und bahnte sich seinen Weg. Die beiden folgten dem leuchtenden Pfeil, und ihre Gestalten warfen lange Schatten, die jede Bewegung einem even-

tuellen Beobachter verdeutlichten. Hin und wieder hob der Mann die Hand und deutete in das Licht hinein. Er machte scharfe, eckige Bewegungen und tauchte dann wieder hinter seinem Schatten unter.

Vereinzelte Geräusche von Nachttieren waren zu hören. Sie ignorierte sie; auf keinen Fall durfte sie sich jetzt ablenken lassen.

Was hatten die beiden hier draußen verloren?

Die Bewegungen des Mannes waren zu ebenmäßig und vorsichtig, um natürlich zu sein.

Er wandte sich plötzlich um. Die Robe, die das Mädchen trug, fing für eine Sekunde den wandernden Lichtstrahl auf und reflektierte ihn. Ghanima sah das Gesicht des Mannes. Es hatte rauhe Züge, leuchtete dunkelrot. Seine große Nase war von Pickeln übersät. Ghanima holte tief Luft. Sie kannte ihn. *Palimbasha!* Er war der Enkel eines Naibs, dessen Söhne in den Diensten Paul Atreides' ums Leben gekommen waren. Sein Gesichtsausdruck und ein anderer Gegenstand, der sichtbar wurde, als sich seine Robe leicht öffnete, sagten ihr genug. Unter seinem Umhang trug der Mann einen Gürtel, an dem eine Vorrichtung hing, auf der mehrere Schalter und Tasten aufleuchteten. Es handelte sich um ein Instrument aus der Produktion der Tleilaxu oder der Ixianer, daran zweifelte sie nicht. Und das mußte der Servosimulator sein, der die Tiger gesteuert hatte. Palimbasha! Das bedeutete, daß eine weitere Naib-Familie zum Haus Corrino übergelaufen war.

Aber wer war die Frau? Was soll's, sagte sie sich, irgend jemand, den Palimbasha benutzte.

Ein ungebetener Gedanke drängte sich Ghanimas Bewußtsein auf. Ein Axiom der Bene Gesserit: *Jeder Planet durchläuft seine eigenen Perioden, ebenso wie das Leben.*

Sie erinnerte sich gut an Palimbasha, jetzt, wo er neben der Frau herging. Er unterrichtete in der Sietch-Schule Mathematik. Und er war ein Narr. Er hatte versucht, seinen Schülern Muad'dib auf mathematische

Weise zu erklären, bis die Priesterschaft es ihm untersagt hatte.

Ich hätte ihn eher verdächtigen sollen, dachte Ghanima. *Es war doch alles so offensichtlich.*

Dann, als hätte irgend etwas ihr die Magenwände zusammengeschnürt, wurde ihr klar: *Er hat meinen Bruder umgebracht!*

Sie zwang sich dazu, ruhig zu bleiben. Palimbasha würde auch versuchen, sie umzubringen, wenn sie den Versuch unternahm, durch die zum Geheimgang führende Passage an ihm vorbeizulaufen. Und jetzt verstand sie auch den Grund für dieses unfremenhafte Beleuchten der gesamten Umgebung. Sie hatten diese Festbeleuchtung erzeugt, um nachzusehen, ob einer der Zwillinge – möglicherweise schwer verletzt – an diesen Ort zurückgekrochen war. Es mußte schrecklich für die beiden sein, in dieser Ungewißheit zu warten. Und nachdem Ghanima den Servosimulator gesehen hatte, wußte sie auch die Handbewegungen Palimbashas zu erklären: Er betätigte praktisch ununterbrochen einen der Schaltknöpfe, und das mit zunehmendem Ärger.

Die Gegenwart des Paares sagte Ghanima genug. Es war nicht auszuschließen, daß vor jedem in den Sietch hineinführenden Geheimgang jemand auf der Lauer lag.

Der Staub reizte ihre Nase zum Niesen. Ghanima nahm sich zusammen, hielt sich die Nasenlöcher zu. Ihr verletztes Bein pochte, und wenn das Brennen in ihrem verletzten Arm für kurze Zeit aussetzte, blieb immer noch der Schmerz. Ihre Hand war fast gelähmt. Wenn es zu einem Kampf kam, würde ihr nichts anderes übrig bleiben, als die linke Hand einzusetzen.

Ghanima dachte daran, die Maula-Pistole einzusetzen, aber deren charakteristischer Klang konnte leicht die Aufmerksamkeit anderer in der Dunkelheit verborgener Beobachter erregen. Sie mußte sich etwas anderes ausdenken.

Erneut entfernte sich Palimbasha von dem Eingang.

Seine Gestalt war im Lichtschein deutlich zu erkennen. Seine Begleiterin schaute, während sie mit ihm sprach, in die entgegengesetzte Richtung. Sie erweckte einen wachsamen Eindruck und schien genau zu wissen, wie man die umliegenden Schatten unter Kontrolle hielt, wenn man sie auch nur aus den Augenwinkeln heraus beobachtete. Also stellte sie mehr dar, als lediglich ein austauschbares Werkzeug. Sie mochte mehr mit der Verschwörung zu tun haben, als es auf den ersten Blick geschienen hatte.

Ghanima rief sich in Erinnerung zurück, daß Palimbasha danach strebte, die Position eines Kaymakam – eines politischen Statthalters der Regentschaft – zu erreichen. Damit war klar, daß er in einem größeren Plan eine wichtige Funktion ausfüllte. Er würde keinesfalls allein sein, selbst nicht hier in Tabr. Ghanima versetzte ihren Geist tiefer in diese Problematik hinein und kam zu dem Schluß, daß sie, wenn es ihr gelang, einen dieser auf sie wartenden Verschwörer gefangenzunehmen, eine gehörige Verwirrung unter den anderen heraufbeschwören würde.

Die Geräusche eines kleinen Tieres, das sich an den Qanat begeben hatte, um dort zu trinken, lenkte sie ab. Natürliche Geräusche und natürliche Dinge. Ihre Erinnerung durchbrach eine seltsame, schweigende Barriere und stieß auf eine Priesterin von Jowf, die Sennacherib in Assyrien gefangenhielt. Die Erinnerungen dieser Priesterin sagten Ghanima, was sie zu tun hatte. Palimbasha und die Frau waren gegen sie nichts als Kinder, allerdings gefährliche. Sie hatten weder etwas von Jowf noch etwas vom Namen des Planeten gehört, auf dem Sennacherib und die Priesterin längst zu Staub geworden waren. Das, was nun mit diesem Verschwörerpaar geschehen würde, hätte – wenn man überhaupt versuchen wollte, es ihnen zu erklären – lediglich darin bestanden, ihnen zu sagen, daß etwas auf sie zukam.

Und daß etwas endete.

Ghanima rollte sich auf die Seite, langte nach ihrem Überlebenspack und entnahm ihm den Sandschnorchel. Sie zog den Stopfen ab und zog den Filter heraus. Jetzt besaß sie einen offenen Schlauch. Sie nahm eine Nadel des Reparatursatzes, zog das Crysmesser aus der Scheide und tauchte die Nadel in das Gift, das noch an der Messerspitze klebte und in einem kleinen Loch verborgen war, das einst der Nerv eines Sandwurms ausgefüllt hatte. Der verletzte Arm machte die Arbeit schwer für sie. Vorsichtig nahm sie die vergiftete Nadel in die Hand und entnahm dem Überlebenspack ein kleines Stückchen Gewürzfaser als Ladepfropfen. Das unvergiftete Ende der Nadel versank leicht in dem Faserstück, aber die Spitze schaute daraus hervor. Sie hatte nun ein Geschoß, das ohne große Schwierigkeiten im Innern des leeren Sandschnorchels unterzubringen war.

Die Waffe vor sich herschiebend, robbte Ghanima näher an die Lichtquelle heran. Sie mußte leise sein, damit sie das Rascheln der Alfalfasträucher nicht verriet. Während sie sich vorwärtsbewegte, musterte sie die Insekten, die sich um die Lichtquelle herum versammelt hatten. Es waren viele Stechmücken darunter, und das konnte bedeuten, daß ihr Opfer, wenn es von dem Geschoß getroffen wurde, gar nicht bemerkte, daß es angegriffen wurde. Gleichzeitig stellte sich Ghanima die Frage, auf wen von den beiden sie sich konzentrieren sollte: Den Mann oder die Frau?

Muriz. Der Name tauchte plötzlich in ihrem Bewußtsein auf. So hieß die Frau, erinnerte sie sich. Sie gehörte zu jenen, die Palimbasha umschwärmten wie die Insekten das Licht. Sie war eine von denen, die flatterhaft und geistig nicht gefestigt waren.

Sehr gut. Palimbasha hatte sich für diese Nacht auf jeden Fall die falsche Partnerin ausgesucht.

Ghanima nahm das Schlauchende in den Mund und rief sich ins Gedächtnis zurück, wie die Priesterin von

Jowf sich verhalten hatte. Sie holte tief Luft, blies die Backen auf und pustete.

Palimbasha schlug sich gegen die Wange, zog die Hand zurück und stellte fest, daß sich Blut auf ihr befand. Die Nadel selbst war nirgendwo zu sehen. Möglicherweise hatte er sie mit der Handbewegung fortgeschleudert.

Die Frau sagte irgend etwas Schmeichelhaftes, und Palimbasha lachte. Gleichzeitig begannen seine Beine unkontrolliert zu zittern und gaben nach. Er stieß einen stummen Schrei aus und fiel gegen die Frau, die versuchte, ihn zu stützen. Sie kämpfte immer noch mit dem Gewicht des Mannes, als Ghanima plötzlich neben ihr stand und die Spitze des blanken Crysmessers gegen ihre Hüfte drückte.

In freundlichem Tonfall sagte sie: »Du solltest keine plötzlichen Bewegungen machen, Muriz. Mein Messer ist vergiftet. Und Palimbasha kannst du ruhig fallenlassen. Er ist tot.«

30

In allen gesellschaftlichen Gruppen findet man Kräfte, die versuchen, die Macht durch Worte zu erringen. Vom Medizinmann über den Priester bis hin zum Bürokraten sind sie sich alle gleich. Eine beherrschte Bevölkerung muß darauf konditioniert werden, Machtworte als tatsächliche Dinge hinzunehmen und das symbolisierte System des greifbaren Universums zu verwirren. Um solche Machtstrukturen zu erhalten, werden allgemeinverständliche Symbole verborgen gehalten, um deren Verständnis zu erschweren - solche etwa, die die Manipulation der Wirtschaft erklären, oder jene, die die Kriterien geistiger Gesundheit artikulieren. Die Symbolträchtigkeit dieser Kommunikationsformen führt zum Voranschreiten fragmentarischer Subsprachen, die für jedes Lebewesen ein Signal darstellen, daß ihre Benutzer irgendeine Form von Macht akkumulieren. Aufgrund dieser Erfahrung müssen unsere imperialen Sicherheitskräfte sich diesen Subsprachen gegenüber besonders mißtrauisch zeigen.

Vorlesung an der Kriegshochschule in Arrakeen,
abgehalten von Prinzessin Irulan

»Es ist vielleicht gar nicht nötig, Ihnen das zu sagen«, meinte Farad'n, »aber um allen Irrtümern aus dem Wege zu gehen, sollten Sie wissen, daß uns jemand überwacht, der Sie beide beim geringsten Anzeichen, daß ich den Kräften irgendwelcher Hexerei unterworfen werde, töten wird.«

Er erwartete nicht, daß jemand auf seine Worte rea-

gierte. Sowohl Lady Jessica als auch Duncan Idaho wurden in dieser Beziehung seiner Erwartung gerecht.

Mit weiser Voraussicht hatte er für dieses erste Zusammentreffen Shaddams alten Audienzraum ausgewählt. Was er an Pomp vermissen ließ, machte er mit den Annehmlichkeiten seiner Ausstattung doch wieder wett. Draußen herrschte ein kalter Winternachmittag, aber die Beleuchtung dieses fensterlosen Raumes erzeugte in allen Anwesenden die Illusion eines strahlend hellen Sommertags. Goldenes Licht fiel von der Decke, an der kristallene Leuchtgloben ixianischer Produktion hingen.

Die Nachrichten von Arrakis erfüllten Farad'n mit Hochstimmung. Leto, der männliche Zwilling, war tot, war von einem mörderischen Tiger umgebracht worden. Ghanima, die überlebende Schwester, befand sich in der Obhut ihrer Tante und war offensichtlich bettlägerig. Der Gesamtbericht erklärte auch einiges über die Anwesenheit von Duncan Idaho und Lady Jessica. Sie suchten Asyl. Die Spione der Corrinos berichteten von einem momentanen Waffenstillstand auf Arrakis. Alia hatte sich bereit erklärt, sich einem Gottesurteil zu unterwerfen, dessen Zweck noch nicht ganz klar war. Allerdings war für diese Veranstaltung noch kein Datum angesetzt worden, und konnte man den Worten der Spione glauben, würde es sicher auch niemals stattfinden. Soviel war jedenfalls sicher: Es hatte Kämpfe gegeben zwischen den in der Wüste lebenden Fremen und jenen, die in den militärischen Diensten des Imperiums standen. Das deutete auf einen Beinahe-Bürgerkrieg hin, der in jedem Fall die Regierungsgewalt für die nächste Zeit lahmlegen würde. Stilgars Stützpunkte galten als neutraler Boden, nachdem beide Parteien in ihnen Geiseln deponiert hatten. Möglicherweise stellte sogar Ghanima eine dieser Geiseln dar, obwohl die Berichte darüber nicht schlüssig waren.

Man hatte Jessica und Idaho an die Suspensorsessel gebunden. Sie wurden von derart dünnen Shigadraht-

fesseln gehalten, daß die kleinste Bewegung ihnen ins Fleisch schnitt. Zwei Sardaukar hatten sie hereingebracht, noch einmal die Bindung überprüft und waren dann lautlos verschwunden.

Seine ausgesprochene Warnung war in der Tat unnötig gewesen. Jessica hatte den bewaffneten Mann, der an der Wand zu ihrer Rechten stand, sofort erblickt. In der Hand hielt er eine altmodische, aber immer noch sehr effektive Projektilwaffe. Jessica erlaubte sich einen Blick über die exotische Einrichtung. Man hatte die weitausragenden Äste des seltenen Eisenbusches mit Augenperlen durchsetzt und ihn am Mittelpunkt der kuppelförmigen Decke angebracht. Der Fußboden bestand aus sich abwechselnden Quadraten von Diamantenholz und Kabuzumuscheln. Die dazwischenliegenden Fugen waren Passaquetknochen, die man mit einem Laserstrahl zurechtgeschnitten und anschließend poliert hatte. Ausgewählte Erzstücke bedeckten die Wände in einem bestimmten Muster und hoben die Löwenembleme, die an allen vier Wänden zu sehen waren, hervor.

Farad'n hatte beschlossen, die Gefangenen stehend zu empfangen. Er trug kurze Uniformhosen und ein leichtes, goldenes Jackett aus Elfenseide, das seinen Hals freiließ. Das einzige Anzeichen seiner kaiserlichen Abstammung war der leuchtende Prinzenstern seiner Familie über der linken Brust. Neben Farad'n stand der Bashar Tyekanik in der Uniform der Sardaukar und schweren Stiefeln. An seinem Gürtel hing eine Lasgun mit Verzierungen. Tyekanik, dessen Gesicht Jessica bereits aus den Berichten der Bene Gesserit kein unbekanntes mehr war, stand drei Schritte links von Farad'n, ein Stück hinter ihm. Direkt hinter den beiden stand ein einzelner Thron aus dunklem Holz.

»Haben Sie mir«, sagte Farad'n, Jessica zugewandt, »etwas mitzuteilen?«

»Ich würde gerne erfahren, weswegen Sie uns haben

fesseln lassen«, sagte Jessica und deutete mit dem Kopf auf die Shigadrahtfesseln.

»Wir haben gerade erst Berichte von Arrakis bekommen, die erklären, weswegen Sie hier sind«, sagte Farad'n. »Möglicherweise werden Sie bald wieder frei sein.« Er lächelte. »Falls Sie...« Er brach ab, als seine Mutter den Raum betrat.

Wensicia bewegte sich eilig an Jessica und Idaho vorbei, ohne ihnen auch nur einen Blick zuzuwerfen, überreichte Farad'n eine kleine Nachrichtenröhre und drängte ihn, sie zu öffnen.

Farad'n musterte ihr erhitzt glühendes Gesicht, schaute dann Jessica an und schließlich die Röhre. Dann gab er sie seiner Mutter zurück und gab ihr zu verstehen, daß sie sie Tyekanik geben solle. Wensicia tat es, während Farad'n Jessica stirnrunzelnd musterte.

Wensicia stellte sich plötzlich neben Farad'n hin, die Röhre in der Hand.

Jessica schaute kurz zu Idaho hinüber, aber er vermied es, ihrem Blick zu begegnen.

»Die Bene Gesserit scheinen unzufrieden mit mir zu sein«, sagte Farad'n. »Sie glauben, ich sei verantwortlich für den Tod Ihres Enkels.«

Jessica zeigte keinerlei Emotion. Sie dachte: *Also hat man Ghanima ihre Geschichte abgenommen...*

Idaho schloß die Augen und öffnete sie, um Jessica anzusehen. Sie hörte nicht auf, Farad'n anzustarren. Idaho hatte ihr von seiner Rhajia-Vision erzählt, aber sie hatte sich darüber offenbar keine Sorgen gemacht. Er hatte keine Ahnung, wie er das Fehlen jeglicher Emotion in ihrem Gesicht einordnen sollte. Offenbar wußte sie etwas, das sie nicht zu offenbaren bereit war.

»Dies ist die Situation«, sagte Farad'n und gab einen Überblick über alles, was auf Arrakis geschehen war. Er gab ihn, ohne etwas auszulassen und schloß: »Ihre Enkeltochter hat überlebt, aber sie ist den Berichten zufolge in der Obhut Ihrer Tochter Alia. Das sollte Sie befriedigen.«

»Haben Sie meinen Enkel getötet?« fragte Jessica.

Farad'n antwortete wahrheitsgemäß: »Ich tat es nicht. Ich erfuhr von der Verschwörung, aber sie war nicht mein Werk.«

Jessica musterte Wensicia, sah den glotzenden Ausdruck auf ihrem herzförmigen Gesicht und dachte: Sie hat es getan! *Die Löwin plant für ihre Kleinen!* Aber diesmal hatte sie sich in ein Spiel eingelassen, das sie noch zutiefst bedauern würde.

Sie wandte sich wieder Farad'n zu und sagte: »Aber die Schwesternschaft glaubt, daß Sie ihn getötet haben.«

Farad'n drehte sich zu seiner Mutter um. »Zeig ihr die Botschaft.«

Als Wensicia zögerte, sagte er mit einem Anflug von Ärger, den Jessica registrierte: »Ich habe dir gesagt, du sollst ihr die Botschaft zeigen!«

Mit blassem Gesicht hielt Wensicia die Röhre vor Jessicas Augen und aktivierte sie. Worte begannen über die Oberfläche zu fließen, denen Jessicas Augen konzentriert folgten: *›Bene-Gesserit-Ratsversammlung auf Wallach IX deponiert formalen Protest gegen das Haus Corrino betreffend die Ermordung von Leto Atreides II. Sache wurde der Sicherheitskommission des Landsraads zur Beurteilung übergeben. Neutraler Boden wird ausgewählt und die Namen von Schiedsrichtern auf Antrag beider Parteien genannt. Augenblickliche Antwort erforderlich. Sabit Rekush, für den Landsraad.‹*

Wensicia kehrte an die Seite ihres Sohnes zurück.

»Welche Antwort werden Sie ihnen geben?« fragte Jessica.

Wensicia antwortete: »Da mein Sohn noch nicht offiziell als der Kopf des Hauses Corrino akzeptiert ist, werde ich... Wohin gehst du?« Die letzte Frage galt Farad'n, der, während sie gesprochen hatte, auf den kleinen Nebenausgang in der Nähe des bereitstehenden Wächters zugegangen war.

Farad'n blieb stehen und wandte sich halb zu ihr um.

»Ich gehe zu meinen Büchern zurück, die mir sowieso Interessanteres zu bieten haben.«

»Wie kannst du es wagen?« fauchte Wensicia. Ihr Gesicht rötete sich vor Zorn.

»Ich will wenigstens ein paar Dinge tun, unter die ich wirklich meinen Namen setzen kann«, erwiderte Farad'n. »Du hast in meinem Namen Entscheidungen getroffen, die ich nicht gutheißen kann. Entweder treffe ich meine Entscheidungen von nun an selbst - oder du kannst dir als Erben des Hauses Corrino einen anderen suchen!«

Jessica, die sowohl Wensicia als auch ihren Sohn konzentriert beobachtete, entging der Ärger Farad'ns nicht. Der Bashar stand steif herum und tat so, als höre er von diesem Streit nichts. Wensicia zögerte, sich einem Wutanfall hinzugeben, während Farad'n wirklich ernst zu machen schien. Das Gleichgewicht, in dem er sich hielt, gefiel Jessica ebenso wie die Tatsache, daß das sich vor ihr abspielende Gespräch für die Zukunft von Nutzen sein konnte. Offenbar hatte man den Plan, die Mörderkatzen gegen die Zwillinge einzusetzen, wirklich geschmiedet, ohne Farad'n zu konsultieren. Es gab an sich wenig Gründe, daran zu zweifeln, daß er von der Sache erst erfahren hatte, als es bereits zu spät gewesen war. Und ebensowenig zweifelte sie daran, daß die Wut in seinen Augen echt war.

Wensicia holte tief Luft. Sie zitterte. Schließlich sagte sie: »Na gut. Die offizielle Bestätigung wird morgen erfolgen. Du kannst unter diesem Gesichtspunkt bereits heute deiner eigenen Wege gehen.« Sie sah Tyekanik an, der sich jedoch ihrem Blick widersetzte.

Sobald Mutter und Sohn diesen Raum verlassen, wird es einen schrecklichen Kampf zwischen beiden geben, dachte Jessica. *Aber ich glaube, daß Farad'n ihn jetzt schon gewonnen hat.* Sie dachte an die Botschaft des Landsraads. Die Schwesternschaft war in der Kunst, unterschwellige Botschaften zu transportieren, schon immer meisterhaft vorgegangen. Unter der formalen Protestnote hatte sich

eine Nachricht befunden, die nur für Jessicas Augen bestimmt gewesen war: Man wußte alles über ihre Lage und hatte Farad'n von vornherein so eingeschätzt, daß er seiner Gefangenen die Nachrichtenröhre zeigen würde.

»Ich hätte gerne auf meine Frage eine Antwort«, sagte Jessica zu Farad'n, als dieser Anstalten machte, zurückzukehren.

»Ich werde dem Landsraad sagen, daß ich mit diesem Mord nichts zu tun habe«, sagte Farad'n. »Und ich werde hinzufügen, daß ich ihn – ebenso wie die Schwesternschaft – mißbillige, wenn ich auch nicht in der Lage bin, mich über das Resultat zu ärgern. Mein Beileid für das, was Ihnen angetan wurde. Manchmal geht das Glück einfach an einem vorbei.«

Manchmal geht das Glück an einem vorbei! dachte Jessica. Das war eine der bevorzugten Redensarten ihres Herzogs gewesen, und irgend etwas im Benehmen Farad'ns sagte ihr, daß er das wußte. Sie zwang sich, die Möglichkeit, daß sie Leto wirklich getötet hatten, zu ignorieren. Es war anzunehmen, daß Ghanimas Befürchtungen in bezug auf Leto dazu geführt haben mochten, daß sie ihren gesamten Plan geändert hatten. Die Schmuggler würden dafür sorgen, daß Gurney Halleck mit ihm in Kontakt kam und die Ängste der Schwesternschaft beseitigte. Der Junge mußte geprüft werden. Er mußte es! Ohne diese Prüfung war er genauso zum Untergang verurteilt wie Alia. Und was Ghanima anging... nun, damit konnte sie später fertig werden. Momentan gab es jedenfalls keine Möglichkeit, sie der Ehrwürdigen Mutter Gaius Helen Mohiam gegenüberzustellen.

Jessica erlaubte sich einen tiefen Seufzer. »Früher oder später«, sagte sie, »wird irgend jemand auf die Idee kommen, daß Sie und meine Enkeltochter unsere beiden Häuser zur Einigung und zur Heilung unserer Wunden bringen könnten.«

»Man hat mir diese Möglichkeit bereits genannt«, er-

widerte Farad'n und deutete auf seine Mutter. »Meine Antwort war, daß ich lieber abwarte, wie sich die Lage auf Arrakis entwickelt. Es gibt nicht den geringsten Grund für übereilte Entscheidungen.«

»Es gibt immer noch die Möglichkeit, daß Sie bereits meiner Tochter voll in die Hand spielen«, sagte Jessica.

Farad'n erstarrte. »Erklären Sie mir das!«

»Die Dinge auf Arrakis liegen anders, als sie denken«, fuhr Jessica fort. »Alia spielt ihr eigenes Spiel. Das Spiel der Verdammnis. Meine Enkeltochter befindet sich in Gefahr, wenn Alia eine Möglichkeit findet, sie für sich zu benutzen.«

»Wollen Sie damit sagen, daß Sie und Ihre Tochter sich feindlich gegenüberstehen? Daß die Atreides sich untereinander bekämpfen?«

Jessica sah Wensicia an und sagte dann zu Farad'n: »Und das Haus Corrino bekämpft das Haus Corrino.«

Ein anerkennendes Lächeln legte sich auf Farad'ns Lippen. »Gut aufgepaßt. Aber wieso sollte ich Ihrer Tochter in die Hände spielen?«

»Indem sie in die Ermordung meines Enkels verwikkelt wurden und mich entführt haben.«

»Entführt...?«

»Glaub dieser Hexe kein Wort«, warnte Wensicia.

»Wem ich traue, entscheide ich ganz allein, Mutter«, sagte Farad'n. »Verzeihen Sie, Lady Jessica, aber... das mit der Entführung verstehe ich nicht. Ich nahm an, daß Sie und Ihr Begleiter...«

»...der Alias Ehemann ist«, unterbrach ihn Jessica.

Farad'n warf Idaho einen nachdenklichen Blick zu und sagte dann zu seinem Bashar: »Was halten Sie davon, Tyek?«

Offenbar schienen sich dessen Gedanken in ähnlichen Bahnen wie die Jessicas zu bewegen, denn er erwiderte: »Diese Schlüsse scheinen mir richtig zu sein. Vorsicht ist geboten!«

»Er ist ein Ghola-Mentat«, sagte Farad'n. »Selbst wenn

wir ihn zu Tode testen, könnten wir uns keiner seiner Antworten sicher sein.«

»Es spricht einiges dafür, daß man uns hereingelegt hat«, meinte Tyekanik.

Jessica wußte, daß jetzt der Augenblick gekommen war, in dem sie zuschlagen mußte. Auch wenn Idahos privater Kummer dazu geführt hatte, daß er sich abkapselte – es gefiel ihr nicht, ihn in dieser Art zu mißbrauchen. Aber im Moment hingen von ihrem Verhalten wichtigere Dinge ab.

»Zuerst«, sagte sie, »möchte ich darauf hinweisen, daß ich aus freiem Willen hierhergekommen bin.«

»Interessant«, bemerkte Farad'n.

»Es wird Ihnen nichts anderes übrigbleiben, als mir zu vertrauen und zusätzlich alle Freiheiten des Planeten Salusa Secundus zu garantieren«, fuhr sie fort. »Es gibt keinerlei Anzeichen dafür, daß ich unter Zwang spreche – und es darf sie auch in Zukunft nicht geben.«

»Nein!« protestierte Wensicia.

Farad'n ignorierte sie. »Und aus welchem Grund sollte ich das garantieren?«

»Weil ich von der Schwesternschaft hierher gesandt wurde, um Ihre Ausbildung zu übernehmen.«

»Aber die Schwesternschaft behauptet...«

»Sie fordert Sie zu einer klaren Stellungnahme heraus«, sagte Jessica.

»Trau ihr nicht!« sagte Wensicia laut.

Mit ausgesuchter Höflichkeit wandte sich Farad'n zu ihr um und sagte: »Wenn du mich noch einmal unterbrichst, lasse ich dich von Tyek hinauswerfen. Er hat gehört, daß meine offizielle Bestätigung morgen stattfindet. Und das bindet ihn von jetzt an an *mich*.«

»Sie ist eine Hexe, sage ich dir!« Wensicia schaute zu dem Wächter hinüber, der an der Wand stand.

Farad'n zögerte. Schließlich sagte er: »Tyek, was meinen Sie? Bin ich bereits behext?«

»Nach meiner Beurteilung nicht. Sie...«

»Ihr seid beide behext!«

»Mutter!« Farad'ns Tonfall war bestimmt.

Wensicia ballte die Hände zu Fäusten, versuchte zu sprechen, wirbelte schließlich herum und verließ fluchtartig den Raum.

Sich Jessica erneut zuwendend, sagte Farad'n: »Würden die Bene Gesserit sich aus allem heraushalten?«

»Das würden sie.«

Farad'n überlegte, was in dieser Antwort alles enthalten war, lächelte dünn und fragte: »Was will die Schwesternschaft dann überhaupt von mir?«

»Daß Sie meine Enkelin heiraten.«

Idaho warf Jessica einen fragenden Blick zu. Er wollte offenbar etwas sagen, schwieg aber dann doch.

Jessica fragte: »Wollten Sie etwas sagen, Duncan?«

»Ich wollte sagen, daß die Bene Gesserit das wollen, was sie bereits immer wollten: Ein Universum, das sich ihnen nicht in die Quere stellt.«

»Eine offensichtlich verständliche Annahme«, sagte Farad'n lächelnd. »Aber ich verstehe nicht, was Sie damit sagen wollen.«

Idahos hochgezogene Augenbrauen symbolisierten das Achselzucken, das ihm die Shigadrahtfesselung nicht gestattete. Er zeigte ein jeden aus der Fassung bringendes Lächeln.

Als Farad'n das sah, fuhr er herum und baute sich vor Idaho auf. »Ich amüsiere Sie?«

»Mich amüsiert die ganze Situation. Jemand aus Ihrer Familie kompromittiert die Raumgilde dadurch, daß er sie eine Fracht befördern läßt, die ein Mordwerkzeug darstellt und läßt sie nach Arrakis schaffen. Sie haben die Bene Gesserit gegen sich aufgebracht, indem sie den Jungen töteten, den sie für ihr Zuchtprogramm...«

»Du nennst mich einen Lügner, Ghola?«

»Nein. Ich glaube, daß Sie von der ganzen Sache nichts gewußt haben. Aber ich glaubte ebenfalls, daß die Lage es erfordert, das einmal zu sagen.«

»Vergessen Sie nicht, daß er ein Mentat ist«, sagte Jessica warnend.

»Ich werde das niemals vergessen«, sagte Farad'n. Er wandte sich wieder Jessica zu. »Angenommen ich lasse Sie frei. Dann steht noch die Sache mit dem Tod Ihres Enkels offen. Der Mentat hat recht.«

»War es Ihre Mutter?« fragte Jessica.

»Mylord!« warnte Tyekanik.

»Es ist schon in Ordnung, Tyek«, erwiderte Farad'n. »Und wenn sie es gewesen wäre?«

Obwohl ihr klar war, daß sie damit alles aufs Spiel setzen konnte, was sie bisher erreicht hatte, sagte Jessica: »Sie müßten sie anzeigen und in die Verbannung schicken.«

»Mylord«, sagte Tyekanik, »ich weiß nicht, ob man versucht, hier einen Trick mit einem anderen zu verdecken.«

Idaho sagte: »Und Lady Jessica und ich sollen diejenigen sein, die man dazu ins Gefecht geführt hat.«

Farad'ns Wangenmuskeln verhärteten sich.

Und Jessica dachte: *Unterbreche uns nicht, Duncan! Nicht in diesem Augenblick!* Dennoch mußte sie feststellen, daß seine Worte sie getroffen hatten. Sie war schokkiert. Sie fragte sich, ob die Möglichkeit bestand, daß man sie in einer Weise benutzte, die sie nicht erkennen konnte. Ghanima und Leto... Die Vorgeborenen konnten sich auf die Erfahrung unzähliger Leben berufen und verfügten damit sicher über Kräfte und Fähigkeiten, über die sich die Bene Gesserit keinerlei Gedanken machten. Und außerdem war auch noch eine andere Frage offen: Hatte sich ihre eigene Organisation ihr gegenüber wirklich aufrichtig verhalten? Vielleicht vertraute sie ihr immer noch nicht. Immerhin hatte Jessica die Bene Gesserit schon einmal betrogen... mit ihrem Herzog.

Farad'n sah Idaho stirnrunzelnd an.

»Mentat«, sagte er dann, »ich muß wissen, was dieser Prediger für sie bedeutet.«

»Er arrangierte unsere Reise hierher. Ich... Wir haben miteinander nicht einmal zehn Worte gewechselt. Es gibt andere, die für ihn handeln. Er könnte... Paul Atreides sein, aber ich verfüge nicht über genügend Daten, um sicherzugehen. Alles, was ich wußte, war, daß es Zeit wurde, zu gehen und er es mir ermöglichte.«

»Sie sprachen davon, möglicherweise benutzt worden zu sein«, erinnerte ihn Farad'n.

»Alia erwartet von Ihnen, daß sie uns stillschweigend aus dem Weg räumen und diese Tatsache verheimlichen«, erwiderte Idaho. »Nachdem ich sie von Lady Jessica befreit habe, bin ich für sie nicht mehr von Nutzen. Und Lady Jessica, die das Ziel ihrer Organisation nicht erreicht hat, ist für die Bene Gesserit ebenfalls nicht mehr von Interesse. Alia wird die Bene Gesserit zur Verantwortung ziehen, aber sie wird den Kampf nicht gewinnen.«

Jessica schloß konzentriert die Augen. Er hatte recht! Sie konnte es am Tonfall seiner Worte hören, an der Sicherheit, mit der er sie aussprach. Die Symbole flossen durch ihr Gehirn, wurden registriert und analysiert. Jessica verglich die einzelnen Daten miteinander, versetzte sich für den Bruchteil einer Sekunde in einen tranceähnlichen Zustand, verließ ihn wieder und öffnete die Augen. All das war in der kurzen Zeitspanne geschehen, in der Farad'n gerade drei Schritte zurückgelegt hatte.

»Sagen Sie nichts mehr, Duncan«, sagte Jessica und dachte mit beklemmenden Gefühlen darüber nach, was Leto ihr über die Konditionierungsmöglichkeiten der Bene Gesserit erzählt hatte. Idaho, der gerade im Begriff gewesen war, etwas zu sagen, schloß den Mund.

»Hier gebe ich die Befehle, Lady«, sagte Farad'n. »Fahren Sie fort, Mentat.«

Idaho sagte nichts.

Farad'n machte eine halbe Drehung und musterte Jessica.

Sie starrte auf einen bestimmten Punkt an der gegen-

überliegenden Wand und rief sich in Erinnerung, was die Worte Idahos und ihre kurze Trance bewirkt hatten. Natürlich hatten sich die Bene Gesserit nicht von der Linie der Atreides losgesagt. Aber sie verlangten die Kontrolle über den Kwisatz Haderach und hatten bereits jetzt zuviel in ihr Zuchtprogramm investiert. Sie wollten die offene Auseinandersetzung zwischen den Häusern Atreides und Corrino, um schließlich als Schiedsrichter eingreifen zu können. Und Duncan hatte recht. Sie wollten die Kontrolle über Ghanima und Farad'n, das war der einzig mögliche Kompromiß. Es war ein Wunder, daß Alia das noch nicht entdeckt hatte. Jessica versuchte einen trockenen Klumpen, der sich in ihrer Kehle gebildet hatte, hinunterzuschlucken. Alia... Verdammnis! Ghanima hatte recht gehabt, sie zu bemitleiden. Aber wer war jetzt noch übrig, um Ghanima zu bemitleiden?

»Die Schwesternschaft hat versprochen, Sie auf den Thron zu bringen«, sagte Jessica, »mit Ghanima als ihrer Frau.«

Farad'n machte einen Schritt zurück. Konnte diese Hexe etwa Gedanken lesen?

»Sie haben im Geheimen gearbeitet«, erklärte Jessica, »und nicht über Ihre Mutter. Und sie haben Ihnen erklärt, ich sei in diesen Plan nicht eingeweiht.«

Sie konnte die Bestätigung ihrer Vermutung auf Farad'ns Gesicht ablesen. Wie offen alles vor ihr lag. Und es stimmte - es war alles richtig. Idaho hatte mit seinen begrenzten Fähigkeiten und den wenigen ihm zugänglichen Daten ein wahres Meisterwerk der Mentatenarbeit geleistet.

»Also haben sie ein Doppelspiel getrieben und Ihnen doch alles gesagt«, erwiderte Farad'n.

»Sie haben mir nichts davon erzählt«, sagte Jessica. »Duncans Ansicht war korrekt: Sie haben mich benutzt.« Sie nickte vor sich hin. Die Bene Gesserit hatten es nicht einmal schwer gehabt. Sie brauchten ihr nur eine Ge-

schichte zu erzählen, die sich vordergründig mit ihren Motiven deckte.

In Wirklichkeit lag ihnen daran, Jessica aus dem Weg zu räumen. Sie war eine gefallene Schwester, und sie hatte bereits einmal versagt.

Tyekanik stellte sich neben Farad'n. »Mylord, diese beiden sind zu gefährlich, um...«

»Warten Sie noch einen Moment, Tyek«, meinte Farad'n. »Die Räder beginnen ineinander zu greifen.« Er musterte Jessica. »Wir hatten Grund zu der Annahme, daß Alia sich selbst als meine Braut anbieten würde.«

Idaho schien unwillkürlich auffahren zu wollen, aber er beherrschte sich. Dort, wo der Shigadraht in seine Arme schnitt, trat Blut aus der Haut. Jessica warf Idaho einen vielsagenden Blick aus den Augenwinkeln zu. Sie, die sie den ersten Herzog Leto nicht nur als Geliebten und Vater ihrer Kinder, sondern auch als Vertrauten und Freund gekannt hatte, versuchte nun, den ihm eigenen Charakterzug kühler Urteilskraft durch den gefilterten Blick einer Verdammten zu sehen.

»Werden Sie ein solches Angebot annehmen?« fragte Idaho.

»Es wird in die Auswahl gezogen werden.«

»Ich sagte Ihnen, daß Sie still sein sollen, Duncan«, sagte Jessica. Zu Farad'n sagte sie: »Und als Hochzeitsgeschenk würde sie zwei Tote verlangen - uns.«

»Wir vermuteten bereits einen Verrat«, sagte Farad'n. »War es nicht Ihr eigener Sohn, der gesagt hat: ›Verrat bringt lediglich Verrat hervor‹?«

»Die Schwesternschaft legt es darauf an, sowohl das Haus Atreides, als auch das der Corrinos unter Kontrolle zu bekommen«, sagte Jessica. »Ist das nicht offensichtlich?«

»Wir spielen gegenwärtig mit dem Gedanken, Ihr Angebot anzunehmen, Lady Jessica, aber Duncan Idaho sollte wieder in die Arme seines geliebten Weibes zurückgeführt werden.«

Schmerzen sind eine Nervenfunktion, erinnerte sich Idaho. *Sie kommen wie das Licht in die Augen. Die Versuchung unterliegt den Muskeln, nicht den Nerven.* Es war eine alte Mentatenweisheit, und er redete sie sich ein während eines einzigen Atemzugs, indem er versuchte, die Arterie gegen den Shigadraht zu schützen.

Tyekanik bewegte sich auf den Sessel zu, öffnete das Schloß, das die Fäden zusammenhielt, und rief nach medizinischer Betreuung. Ein Schwarm dienstbereiter Mediziner ergoß sich durch Geheimtüren in den Raum.

Es war immer etwas Närrisches in Duncan Idaho, dachte Jessica.

Während die Mediziner sich um Idaho kümmerten, studierte Farad'n Jessica eindringlich. »Ich sagte nicht, daß ich bereit sei, dieses Angebot zu akzeptieren.«

»Deswegen hat er sich nicht das Handgelenk aufgeschnitten«, erklärte Jessica.

»Oh? Ich dachte, er habe sich selbst aus dem Weg räumen wollen.«

»Stellen Sie sich nicht dumm«, sagte Jessica. »Und hören Sie damit auf, sich zu verstellen.«

Er lächelte. »Ich bin mir ziemlich darüber im Klaren, daß Alia mich vernichten würde. Nicht einmal die Bene Gesserit könnten mich dazu bringen, sie als meine Frau zu akzeptieren.«

Jessica schoß ihm einen abwägenden Blick entgegen. Was war mit diesem Corrino-Sprößling los? Wenn er den Trottel spielen wollte, tat er dies jedenfalls nicht sonderlich gut. Erneut fiel ihr ein, daß Leto gesagt hatte, sie würde einen interessanten Schüler finden. Und der gleichen Meinung war auch der Prediger gewesen, hatte Idaho gesagt. Sie wünschte sich, sie hätte den Prediger jemals getroffen.

»Werden Sie Wensicia in die Verbannung schicken?« fragte sie ihn.

»Es scheint mir ein akzeptabler Handel zu sein«, meinte Farad'n.

Jessica sah zu Idaho hinüber. Die Mediziner waren jetzt fertig mit ihm. Weniger gefährliche Fesseln hielten ihn nun in seinem Sitz.

»Mentaten sollten sich vor absoluten Schlüssen hüten«, sagte sie.

»Ich bin müde«, erwiderte Idaho. »Sie haben gar keine Vorstellung davon, wie müde ich bin.«

»Wenn man sie zu stark in Anspruch nimmt«, bemerkte Farad'n, »fließt eines Tages auch die Loyalität dahin.«

Erneut maß Jessica ihn mit einem abschätzenden Blick.

Farad'n, der das sehr wohl bemerkte, dachte: *Bald wird sie mich durch und durch kennen, und daraus könnte mir ein Wert erwachsen. Eine abtrünnige Bene Gesserit für mich allein! Es ist das einzige, was ich nicht besitze, ihr Sohn aber hatte. Sie soll heute lediglich einen Eindruck von mir gewinnen. Der Rest kommt dann später.*

»Ein fairer Tausch«, sagte Farad'n. »Ich nehme Ihr Angebot zu Ihren Bedingungen an.« Er winkte dem immer noch an der Wand stehenden Wächter zu und schnippte mit den Fingern. Der Mann nickte. Farad'n beugte sich über die Sesselkontrollen und befreite Jessica.

Tyekanik fragte: »Sind sie sicher, Mylord?«

»Haben wir uns darüber nicht unterhalten?« fragte Farad'n.

»Ja, aber...«

Farad'n grinste und sah Jessica an. »Tyek mißtraut meinen Quellen. Aber aus Büchern und Spiralen lernt man nur, daß man gewisse Dinge tun *kann*. Ob sie wirklich durchführbar sind, erfährt man erst, wenn man sie versucht.«

Während sie sich aus dem Sessel erhob, grübelte Jessica darüber nach. Sie erinnerte sich an Farad'ns Handsignale. Er besaß also auch eine der Atreides-Kampfsprache ähnliche Möglichkeit der Verständigung! Das deutete

darauf hin, daß er tiefgreifende Analysen vorgenommen hatte. Irgend jemand hier versuchte mit vollem Bewußtsein, die Atreides zu kopieren.

»Natürlich«, sagte Jessica, »wünschen Sie von mir in der gleichen Weise unterrichtet zu werden wie die Bene Gesserit.«

Farad'n strahlte sie an. »Das ist das einzige Angebot, dem ich nicht widerstehen kann«, erwiderte er.

31

Die Parole wurde mir von einem Mann verraten, der in den Kerkern von Arrakeen starb. Verstehst du, deswegen trage ich diesen schildkrötenförmigen Ring. In den Suks, außerhalb der Stadt, verbargen mich die Rebellen. Die Parole? Oh, sie hat sich seit dieser Zeit mehrfach verändert. Damals hieß sie ›Beharrlichkeit‹. Und man erwiderte darauf: ›Schildkröte‹. Sie hat mich dort lebend herausgebracht. Und deswegen habe ich mir auch diesen Ring gekauft: Zur Erinnerung.

Tagir Mohandis:
›Konversationen mit einem Freund.‹

Leto war bereits weit in der Wüste, als er hinter sich den Wurm hörte, der durch das Geräusch seines Klopfers angelockt worden war und jetzt die Körper der beiden Tiger unter einer Welle von Sand begrub. Er stellte ein gutes Omen für den Anfang ihres Plans dar: Würmer waren in diesem Gebiet sehr selten geworden. Seine Anwesenheit würde ihnen helfen: Sie würde eine Erklärung dafür liefern, daß sein Körper niemals aufgefunden wurde.

Zu dieser Zeit wußte er, daß Ghanima sich bereits selbst so weit beeinflußt hatte, daß sie tatsächlich glaubte, er sei tot. Nur eine winzige Erinnerung an ihn würde in einem Winkel ihres Gehirns zurückbleiben; verborgen und umgeben von einer undurchdringlichen Mauer des Schweigens. Und nur er selbst würde in der Lage sein, sie zu durchbrechen, indem er zwei Worte einer uralten Sprache benutzte, die außer Ghanima und ihm selbst keinem Menschen im ganzen Universum mehr geläufig

waren. *Secher Nbiw.* Wenn sie diese Worte hörte... nur dann würde sie sich an ihn erinnern. Sie bedeuteten *Der Goldene Pfad...* Und bis dahin würde er für sie wirklich tot sein.

Zum erstenmal im Leben fühlte Leto sich wirklich allein.

Er bewegte sich mit einer Schrittfolge, die lediglich natürliche Nachtgeräusche der Wüste imitierte. Nichts an der Art seiner Fortbewegung würde dem Wurm verraten, daß sich hier ein Mensch bewegte. Er beherrschte sie so, daß er nicht einmal darüber nachdachte. Die Füße bewegten sich ganz von selbst und erzeugten keinen erkennbaren Rhythmus. Jedes Geräusch, das sie hervorriefen, konnte entweder dem Wind oder der Schwerkraft zugeschrieben werden. Hier bewegte sich kein Mensch.

Nachdem der Wurm seine Arbeit getan hatte, versteckte Leto sich hinter einem Dünenkamm und warf einen Blick auf den ›Begleiter‹ zurück. Ja, er war nun weit genug entfernt. Er installierte den Klopfer und wartete ab. Der Wurm kam rasch und ließ Leto genug Zeit, seine Position einzunehmen, bevor er den Klopfer fand. Ehe das Tier sich versah, traten Letos Haken in Aktion, und er befand sich auf seinem Rücken. Noch ehe der Wurm begriff, was mit ihm geschehen war, befolgte er auch schon die Anweisungen seines Reiters und raste in südöstlicher Richtung in die Wüste hinaus. Es war ein kleiner Wurm, aber er war kräftig. Leto merkte es daran, wie er über die Dünen hinwegfegte. Die kalte Brise ließ ihn die heiße Nacht vergessen.

Sowie der Wurm sich bewegte, bewegten sich auch Letos Gedanken. Es war Stilgar gewesen, der ihn zum erstenmal auf eine Wurmreise mitgenommen hatte. Er brauchte lediglich seine Erinnerungen fließen zu lassen, um Stilgars Stimme zu hören: Kühl und überlegen, präzise und freundlich. Und dabei gehörte er einem ganz anderen Zeitalter an. Sie hatte keine Ähnlichkeit mit der polterigen Ausdrucksweise des Mannes, der gelegentlich

dem Gewürzlikör frönte – nein, mit dem Stilgar dieser Tage hatte sie nichts zu tun. Er war damals der Unterweiser gewesen, der ihnen Geschichten erzählte hatte: »In den alten Zeiten benannte man die Vögel nach ihren Liedern. Jeder Wind hatte seinen Namen. Den einen nannte man Pastaza, den anderen Cueshma und wieder einen anderen Heinali – Heinali, den Menschenzermalmer. Und dann gab es noch den Wind des Dämons der offenen Wüste: Hulasikali Wala: der Wind, der Fleisch frißt.«

Und Leto, der diese Dinge bereits vorher gewußt hatte, hatte stolz und dankbar genickt.

Aber Stilgars Stimme konnte auch von anderen Dingen berichten.

»In diesen alten Zeiten gab es bestimmte Stämme, die man als Wasserjäger bezeichnete. Man nannte sie die Iduali, was ›Wasserinsekten‹ bedeutet, weil diese Leute nicht einmal davor zurückschreckten, das Wasser anderer Fremen zu stehlen. Wenn sie jemanden in der Wüste trafen, töteten sie ihn und nahmen seine Körperflüssigkeit, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, daß es seinem Stamm zustand. Und es gab einen Ort, an dem sie lebten, der Sietch Jacurutu. Schließlich schlossen sich die anderen Stämme zusammen und rotteten die Iduali aus. Es ist lange her und fand noch vor Kynes statt, in jenen Tagen, als mein Ur-Urgroßvater noch lebte. Seitdem ist kein Fremen mehr nach Jacurutu gegangen. Der Ort ist tabu.«

So war Leto auf eine Erinnerung gestoßen, die tief in seinem Unterbewußtsein schlummerte. Was die Funktionsweise eines Gedächtnisses anbetraf, war dies für ihn eine wichtige Lektion. Aber ein Gedächtnis war nicht genug, wenn man mehr über Jacurutu erfahren wollte, ohne jemals dagewesen zu sein. Jacurutu würde über Wasser verfügen, über eine Windfalle und alle anderen Dinge, die einen Sietch auszeichneten – und zusätzlich die sichere Gewißheit, daß sich dort kein Fremen je hin-

wagen würde. Viele der jüngeren Fremen würden nicht einmal wissen, daß ein solcher Ort jemals existiert hatte. Oh, natürlich hatten sie schon von Fondak gehört, aber das war ein Stützpunkt der Schmuggler.

Es war ein perfekter Ort für einen Toten, der untertauchen mußte - zwischen den Schmugglern und den Toten eines vergangenen Zeitalters.

Vielen Dank, Stilgar.

Vor Morgengrauen begann der Wurm zu ermüden. Leto glitt an seiner Seite hinab, schaute zu, wie er sich in den Dünen vergrub, langsam und ganz der Verhaltensweise seiner Art entsprechend. Er würde sich verkriechen und schmollen.

Ich muß den Tag über warten, dachte er.

Auf einem Dünenkamm stehend, spähte er nach allen Seiten und sah nichts anderes als Leere, Leere, Leere. Nur die Bewegungen des sich verkriechenden Wurms durchbrachen dieses Muster.

Der leise Schrei eines Nachtvogels schien den Katalysator abzugeben, der den ersten Lichtstrahl auf den östlichen Horizont zauberte. Leto grub sich in den Sand ein, baute das Destillzelt über sich auf und schob die Spitze des Sandschnorchels in die Höhe, um Luft zu bekommen.

Lange Zeit bevor sich die Müdigkeit einstellte, lag er in der künstlichen Finsternis und dachte über den Plan nach, den Ghanima und er entwickelt hatten. Es war keine leichte Entscheidung gewesen, besonders nicht für Ghanima. Er hatte ihr nicht alles über seine Vision erzählt und ebensowenig über die Auswirkungen, die sie hervorrufen würde. Jetzt, wo er darüber nachdachte, kam er zu dem Schluß, daß es wirklich eine Vision gewesen war, nicht nur ein Traum. Aber die Absonderlichkeit dieser Feststellung war, daß er sie eher als die Vision einer Vision ansah. Wenn es ein Argument dafür gab, daß sein Vater noch lebte, das für ihn überzeugend war, lag es innerhalb dieser Vision verborgen.

Das Leben des Propheten fesselt uns an seine Vision, dachte Leto. *Und er könnte dieser Vision nur entgehen, indem er seinen Tod hervorruft, was ihr widersprechen würde.* Genauso war es auch in seiner eigenen Vision erschienen, was er auf die Entscheidung bezog, die er getroffen hatte. *Armer Täufer Johannes,* dachte er. *Hätte er doch nur die Courage besessen, auf eine andere Art zu sterben... Aber vielleicht war die Wahl, die er traf, die tapferste. Woher weiß ich, welche Alternativen er besaß? Ich kenne nur die, die mein Vater hatte.*

Leto seufzte. Daß er seinem Vater den Rücken kehrte, erschien ihm wie die Beleidigung eines Gottes. Aber das Imperium der Atreides mußte aufgerüttelt werden. Es hatte Pauls hochgespannteste Erwartungen erfüllt. Wie gleichgültig es doch die Menschheit auslöschte. Man tat es, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden. Die Auswirkungen des religiösen Wahnsinns waren immer schlimmer geworden.

Und wir sind an die Vision meines Vaters gekettet.

Einen Ausweg aus diesem Wahnsinn bot der Goldene Pfad, das wußte er. Sein Vater hatte ihn gesehen. Aber es bestand die Möglichkeit, daß die Menschheit ihn überquerte und anschließend zurückschaute und der Meinung war, daß das Zeitalter Muad'dibs das bessere gewesen sei. Sie mußte die Erfahrung einer Alternative zu Muad'dib machen – oder sie würde niemals in der Lage sein, seinen Mythos in wahrem Licht zu sehen.

Sicherheit... Frieden... Wohlstand...

Gab man ihm die freie Wahl, so gab es keinen Zweifel, wonach das gesamte Imperium greifen würde.

Sollen sie mich hassen, dachte er. *Soll Ghani mich hassen.* Seine rechte Hand zuckte, und er dachte an den schrecklichen Handschuh, den die Vision ihm offenbart hatte. *So wird es kommen,* dachte er. *Genauso.*

Und er betete: *Arrakis, gib mir Kraft.* Der Planet, der ihn umgab, war stark und lebendig geblieben. Sein Sand drückte sich eng gegen das Destillzelt. Der Wüstenplanet

war ein Riese mit ungeheuren Reichtümern, eine trügerische Entität, dessen Schönheit und Häßlichkeit einen gleichzeitig anzog und abstieß. Die einzige Münze, die seine Herrscher wirklich anerkannten, war der Pulsschlag ihrer eigenen Macht, gleichgültig wie sie zustandegekommen war. Sie besaßen diese Welt wie ein Mann eine angekettete Sklavin besitzen mochte oder die Bene Gesserit ihre Schwestern.

Es war keine Frage, daß Leto die krämerhaften Priesterseelen haßte.

Vielen Dank, Stilgar.

Er rief sich die Annehmlichkeiten jener Sitten ins Gedächtnis, die in den Sietchs geherrscht hatten, bevor die Technokratie Arrakis erreicht hatte. Sein Bewußtsein setzte sich in der gleichen Weise in Bewegung wie Stilgars Träume. Vor den Leuchtgloben und Lasern, vor den Ornithoptern und Sandkriechern hatte es eine andere Art Leben gegeben: Braunhäutige Mütter, die ihre Babies auf den Hüften trugen; Lampen, die man mit Öl entzündete und deren Flammen nach Zimt rochen; und Naibs, die ihren Leuten ein Beispiel gaben, weil man mit Zwang nichts erreichen konnte. Es hatte wimmelndes Leben gegeben zwischen den felsigen Erdhöhlen...

Ein schrecklicher Handschuh wird das Gleichgewicht wieder herstellen, dachte Leto.

Dann war er eingeschlafen.

32

Ich habe sein Blut gesehen sowie ein Stück seiner Kleidung, das von scharfen Krallen zerfetzt worden war. Seine Schwester berichtete mit aller Deutlichkeit von den Tigern und ihrem Angriff. Wir haben einen der Verschwörer verhört. Die anderen sind entweder tot oder befinden sich in sicherem Gewahrsam. Alles deutet auf eine Aktion der Corrinos hin. Eine Wahrsagerin hat diese Vermutung bestätigt.

Stilgars Aussage vor der Kommission des Landsraads

Farad'n musterte Duncan Idaho durch eine Beobachtungsanlage und versuchte zu einer Entscheidung zu kommen, warum der Mann sich so seltsam benahm. Mittag war gerade vorüber, und Idaho wartete vor dem Quartier, das man Lady Jessica zugewiesen hatte, weil er mit ihr sprechen wollte. Ob er auch ihn sah? Natürlich rechneten beide damit, daß man sie beobachtete, aber die Frage war: Konnten sie ihn sehen, während er sie beobachtete?

Farad'n befand sich in dem Raum, in dem Tyekanik die Ausbildung der Laza-Tiger in Angriff genommen hatte. Der Raum war illegal, ohne Zweifel – und zudem angefüllt mit Instrumenten, die von den Tleilaxu und Ixianern stammten und ebenso außerhalb der Legalität standen. Farad'n brauchte lediglich einen Schalter unterhalb seiner rechten Hand zu betätigen, dann konnte er Idaho aus sechs verschiedenen Blickwinkeln sehen. Ebenso einfach war es, die Anlage umzustellen und in die Räume hinüberzuwechseln, in denen sich Lady Jessica aufhielt.

Es waren Idahos Augen, die Farad'n am meisten störten. Die runden Metallkugeln, mit dem die Tleilaxu ihren Ghola nach seiner Behandlung in ihren Regenerationstanks ausgestattet hatten, unterschieden ihn von allen anderen Menschen. Farad'n berührte seine Lider und fühlte die harten Oberflächen der Kontaktlinsen, die verbargen, daß auch seine Augen in Wahrheit das absolute Blau der Gewürzabhängigen zeigten. Idahos Augen mußten das Universum völlig anders aufnehmen. Anders war es gar nicht möglich. Es reizte Farad'n geradezu, Kontakt mit den Tleilaxu-Chirurgen aufzunehmen und sie selbst zu fragen.

Warum hat Idaho versucht, sich umzubringen?

Hat er das überhaupt versucht? Er mußte doch damit rechnen, daß wir das nicht zulassen würden.

Idaho ist ein einziges, großes Fragezeichen.

Tyekanik wollte ihn entweder für immer auf Salusa behalten oder ihn töten. Vielleicht war das das beste.

Farad'n betrachtete ihn von vorne. Idaho saß auf einer harten Bank außerhalb der Räume Lady Jessicas, einem fensterlosen Foyer, dessen Wände mit Holz verkleidet und mit Zierlanzen dekoriert waren. Obwohl der Mann bereits seit über einer Stunde dort saß, erweckte er den Eindruck, durchaus bereit zu sein, eine Ewigkeit auf der Bank auszuharren. Farad'n beugte sich näher über den Bildschirm. Dem loyalen Schwertmeister der Atreides und Lehrer Paul Muad'dibs hatten die langen harten Jahre auf Arrakis offensichtlich in keiner Weise geschadet. Schon bei seiner Ankunft hatte er jugendlich gewirkt. Natürlich lag das auch an der fortwährenden Gewürzdiät. Und der rätselhaften metabolischen Balance, mit dem die Tleilaxu ihn ausgestattet hatten. Ob Idaho sich wirklich an jene Zeit erinnerte, die vor seinem Tod gewesen war? Es hieß, daß diese Erinnerung bisher keinem Geschöpf der Tleilaxu gelungen war. Welch rätselhafter Mensch dieser Idaho war!

Die Bibliothek enthielt Berichte über seinen Tod. Die

Sardaukar, denen es endlich gelungen war, ihn zu erschlagen, gestanden, daß er neunzehn Mann getötet hatte, bevor er selbst zu Boden gegangen war. Neunzehn Sardaukar! Kein Wunder, daß man ihn für würdig befunden hatte, ins Leben zurückgerufen zu werden. Aber die Tleilaxu hatten einen Mentaten aus ihm gemacht. Eine fremdartige Kreatur in einem neugewachsenen Körper. Was mußte es für ein Gefühl sein, zusätzlich zu all den anderen Talenten noch die Fähigkeiten eines menschlichen Computers zu besitzen?

Warum hat er versucht, sich umzubringen?

Farad'n, der seine eigenen Talente kannte und sich ihretwegen wenig Illusionen machte, war Historiker, Archäologe und besaß einige Menschenkenntnis. Die Notwendigkeit hatte ihn dazu gezwungen, ein Experte in jenen Wissensgebieten zu werden, die ihm dienlich sein konnten. Und dazu gehörte auch die Notwendigkeit, alles über die Atreides zu wissen. Es war für ihn der Preis, den seine Zugehörigkeit zur Aristokratie verlangte. Herrschen bedeutete, in der Lage zu sein, genaue und treffende Urteile innerhalb jener Gebiete abgeben zu können, die einen Einfluß auf seine Macht ausübten. Mehr als ein Herrscher hatte sich nur deswegen dem Untergang nicht entziehen können, weil er sich auf die Fähigkeiten seiner Untergebenen verlassen hatte. Und das Studium der Atreides hatte ergeben, daß sie ein außergewöhnliches Talent dazu besaßen, sich mit den richtigen Leuten zu umgeben. Sie wußten, wie man Loyalität erzeugte und den Eifer ihrer Truppen anstachelte.

Idaho benahm sich nicht seiner Rolle gemäß.

Weswegen?

Farad'n kniff die Augen zusammen, als versuche er, hinter die Haut dieses Mannes zu blicken. Idaho strahlte eine absolute Sicherheit aus, als sei nichts in der Lage, ihn aus der Bahn zu werfen. Er machte den Eindruck eines selbstsicheren, durch und durch organisierten Ganzen. Die Regenerationstanks der Tleilaxu hatten in ihm also

noch etwas anderes als das Übliche in Bewegung versetzt. Farad'n spürte es. Der Mann war Gesetzmäßigkeiten unterworfen, die nicht faßbar waren, als erneuere er seine Kräfte von innen heraus und bewegte sich in einer Art, als sei sein Weg ihm genau vorgezeichnet. Wie ein Satellit, der einen Planeten umkreiste. Er würde jedem Druck von außen widerstehen, ohne auseinanderzubrechen. Im Höchstfall würde er seinen Kurs unmerklich korrigieren – aber keinesfalls etwas tun, das seinen Grundsätzen widersprach.

Warum also hat er sich die Handfläche zerschnitten?

Was immer auch sein Motiv gewesen sein mochte: Er hatte es mit Sicherheit für die Atreides getan – für das Haus, dem er diente. Und die Atreides stellten den Planeten dar, den er auf seiner Bahn umkreiste.

Irgendwie geht er von der Annahme aus, daß dadurch, daß ich Lady Jessica hier festhalte, sich die Position des Hauses Atreides verbessert.

Und er erinnerte sich: *Ein Mentat denkt so.*

Es verlieh seinem Gedankengang zusätzliche Tiefe. Mentaten begingen Fehler – aber nicht oft.

Zu diesem Schluß gekommen, war er beinahe soweit, seine Leute zu rufen und ihnen mitzuteilen, Lady Jessica mit Idaho wegzuschicken. Aber im letzten Moment hielt er sich zurück.

Alle beide – sowohl der Ghola-Mentat als auch die Bene-Gesserit-Hexe – würden in diesem Fall Unbekannte in diesem Spiel um die Macht bleiben. Er mußte Idaho zurückschicken, weil dies möglicherweise neue Zwischenfälle auf Arrakis provozieren wurde. Jessica mußte hierbleiben, da man ihre seltsamen Kräfte ebenso für das Haus Corrino in Anspruch nehmen konnte. Farad'n wußte, daß er damit ein ungewisses und tödliches Spiel herausforderte. Aber im Laufe der Jahre, seit ihm bewußt geworden war, daß seine Intelligenz und Weitsicht jene der Leute, die ihn umgaben, überragte, hatte er sich auf eine Situation wie diese vorbereiten können. Es war

eine furchterregende Entdeckung für ihn gewesen, als er noch ein Kind war, und es war nur seiner Bibliothek und seinem Lehrer zu verdanken, daß er daran nicht zerbrochen war.

Dennoch fraßen auch jetzt noch Zweifel an ihm, und er fragte sich, ob er diesem Spiel gewachsen war. Er würde seine Mutter gegen sich aufbringen und ihre Unterstützung verlieren, aber schließlich hatte auch sie in seinem Namen Entscheidungen gefällt, die gefährlich für ihn gewesen waren. Tiger! Daß man sie dressiert hatte, war eine Gemeinheit gewesen - und daß sie zum Einsatz gekommen waren, eine Dummheit. Wie leicht diese Spur zu verfolgen war! Sie sollte ihm dankbar dafür sein, daß nicht mehr auf sie zukam als nur die Verbannung. Im übrigen war der Vorschlag Lady Jessicas ihm nicht einmal unangenehm gewesen. Er mußte seiner Mutter unbedingt klarmachen, woher dieser Gedanke stammte.

Farad'ns Zweifel zerstreute sich. Er dachte an das Wiedererstarken seiner Sardaukar unter brutalem Training und dem völligen Entzug jeglicher Bequemlichkeiten. Seine Truppenverbände waren nicht mehr sonderlich groß, aber sie stellten immer noch eine gute Mannschaft gegen die Fremen dar. Und daß die Legionen von Arrakis sich zudem noch in einem desolaten, von bürgerkriegsähnlichen Ausschreitungen hervorgerufenen Zustand befanden, erweiterte die Grenzen, denen die Sardaukar bisher unterlegen gewesen waren Auch wenn die Fremen sie zahlenmäßig ausstechen konnten - die Verwicklungen auf ihrem Planeten hatten auch ihnen einen schweren Schlag versetzt.

Aber es war noch zu früh für einen Kampf zwischen den Sardaukar und den Fremen. Er brauchte Zeit. Er benötigte Verbündete aus den Reihen der unzufriedenen Hohen und der in letzter Zeit mächtiger gewordenen Kleineren Häuser. Und Zugang zum Kapital der MAFEA. Er brauchte die Zeit, um die Sardaukar stärker und die Fremen weicher werden zu lassen.

Erneut warf Farad'n einen Blick auf den Bildschirm, der den geduldigen Ghola zeigte. Warum wollte Idaho Lady Jessica ausgerechnet zu dieser Zeit sprechen? Er konnte sich doch genau ausrechnen, daß man sie abhören würde, daß man jedes Wort mithörte, das sie sprachen, jede Geste analysieren würde, die sie machten.

Warum?

Farad'ns Blick wandte sich von dem Bildschirm ab und fiel auf den Sims, der sich neben der Schaltkonsole befand. In blassem, elektronischem Licht konnte er die Spulen ausmachen, die die letzten Berichte von Arrakis enthielten. Seine Spione waren durchgekommen. Er würde sie belohnen lassen. In den Berichten stand viel, das ihn sowohl erfreute als auch Hoffnung gab. Er schloß die Augen und rief sich die Höhepunkte jener Berichte in Erinnerung zurück, die er für seine eigenen Zwecke in bearbeiteter Form in die Spulen übertragen hatte:

Sobald der Planet fruchtbar gemacht worden ist und die Fremen nicht mehr an bestimmte Gebiete gebunden sind, verlieren ihre Sietchs den traditionellen Festungscharakter. In den alten Sietch-Kulturen brachte man den Kindern bei: »Wie die Gewißheit unseres eigenen Daseins, formt der Sietch eine sichere Basis, von der, wenn du ihn verläßt, das Universum ausgeht.«

Der traditionsbewußte Fremen sagt: »Schau auf das Massiv«, und drückt damit aus, daß das Gesetz die absolute Wissenschaft darstellt. Aber die neue Sozialstruktur löst die alten Begrenzungen auf; die Disziplin wird lax. Die neuen Führer der Fremen kennen lediglich noch den Kleinen Katechismus ihrer Vorfahren, während sich ihre Geschichte nur noch in der mythischen Struktur ihrer Lieder manifestiert. Die Bewohner der neuen Gemeinschaften sind verhandlungsbereiter, offener geworden; sie streiten sich öfter und fühlen sich weniger der Autorität verpflichtet. Die alten Sietch-Bewohner sind disziplinierter, tendieren weiterhin dazu, in der Gruppe zu agieren und arbeiten härter; sie sind sich ihres Ursprungs noch be-

wußt. Die alten Leute stehen auf dem Standpunkt, daß nur die ordentliche Gesellschaft die Erfüllung des Individuums sein kann. Die Jungen aber machen sich von diesem Glauben frei. Und jene Vertreter der alten Kultur, die übriggeblieben sind, wenden sich den Vertretern der jungen Generation zu und sagen: »Der Todeswind hat ihre Vergangenheit weggeweht.«

Die Scharfsinnigkeit seiner eigenen Zusammenfassung gefiel Farad'n. Die Spaltung der Generationen auf Arrakis mußte irgendwann zu Gewaltakten führen. Auch zu diesem Thema hatte er seine ersten Schlüsse in die Spulen gegeben:

Die Religion Muad'dibs basiert fest auf der alten fremenitischen Sietch-Kultur und ihren Traditionen, während die neue sich immer weiter davon entfernt.

Nicht zum erstenmal fragte Farad'n sich, warum Tyekanik diese Religion angenommen hatte. Der neue Moralismus, dessen er sich befleißigte, stand ihm nicht gut zu Gesicht. Obwohl er äußerlich einen selbstsicheren Anschein erweckte, schien er sich nicht wohl zu fühlen und führte sich auf, als schleppe er gegen seinen Willen eine Last mit sich. Er wirkte wie jemand, der es gewagt hatte, sich in einen Wirbelsturm hineinzubegeben und von Kräften ergriffen worden war, die außerhalb seiner Reichweite lagen. Die Verwandlung Tyekaniks beunruhigte Farad'n hauptsächlich wegen seiner Labilität, ja Charakterlosigkeit. Es war ein Widerspruch zu allem, was die Ansichten der Sardaukar im Allgemeinen betraf. Und genau das warnte ihn davor, daß die jungen Fremen einst genauso werden könnten: Daß sie sich plötzlich, aus einer Laune heraus, wieder den alten Traditionen zuwenden mochten.

Erneut dachte Farad'n an die Berichtspulen. Sie erzählten eine beunruhigende Geschichte: der Wiederkehr eines kulturellen Überbleibsels aus uralten Zeiten – dem ›Wasser des Verstehens‹, bei dem die Flüssigkeit, die jedes Kind bei der Geburt umgab, destilliert wurde und seine erste Nahrung darstellte. Die traditionelle Form

dieses Kults verlangte nach einer Ehrwürdigen Mutter, die dieses Wasser segnete und sprach: »Hier ist das Wasser deines Verstehens.« Selbst die jungen Fremen folgten bereits wieder diesem Ritual mit ihren Neugeborenen.

Das Wasser deines Verstehens.

Farad'n fühlte bei dem Gedanken, die eklige Flüssigkeit seiner Geburt trinken zu müssen, schieres Entsetzen. Und er dachte an den überlebenden Zwilling Ghanima, deren Mutter bereits tot gewesen war, als man sie dieser Prozedur unterzogen hatte. Ob sie später jemals daran gedacht hatte? Möglicherweise nicht. Sie war unter den Fremen aufgewachsen. Was für sie eine natürliche und akzeptable Sache war, mußte das gleiche auch für das Mädchen bedeuten.

Farad'n bedauerte flüchtig den frühen Tod des zweiten Leto. Es wäre sicher interessant gewesen, mit ihm darüber zu sprechen. Vielleicht ergab sich aber auch einmal die Gelegenheit, dies mit Ghanima zu tun.

Warum hat Idaho sich die Hand aufgeschnitten?

Die Frage bewegte ihn jedesmal, wenn er einen Blick auf den Bildschirm warf, aufs neue. Wieder ergriffen ihn Zweifel. Er sehnte sich nach der Möglichkeit, sich einer Gewürztrance zu unterwerfen wie Paul Muad'dib, um die Zukunft zu sehen und Antworten auf seine Fragen zu erhalten. Gleichgültig, wieviel Gewürz er nahm, sein Bewußtsein würde niemals in der Lage sein, das Jetzt zu überspringen. Es reflektierte lediglich das Universum mit all seinen Unsicherheiten.

Der Bildschirm zeigte jetzt eine Bedienstete, die Lady Jessicas Tür öffnete. Die Frau nickte Idaho zu, der von seiner Bank aufstand und eintrat. Was die Bedienstete anging und ihren Bericht, so konnte das warten. Farad'n, von Neugierde geplagt, betätigte einen anderen Schalter. Das Bild wechselte. Er sah Idaho das Wohnzimmer Jessicas betreten.

Wie kühl und beherrscht der Mentat erschien. Und wie unergründlich waren seine Ghola-Augen.

33

Über allem anderen muß der Mentat ein Generalist, keinesfalls aber ein Spezialist sein. Es ist vorteilhafter, Entscheidungen von größter Wichtigkeit von einem Generalisten treffen zu lassen: Experten und Spezialisten führen einen geradewegs ins Chaos, denn sie sind die Quelle aller Haarspaltereien und kämpfen um jedes Komma. Der Generalist-Mentat, auf der anderen Seite, bringt, wenn er Entscheidungen trifft, vor allen Dingen seinen gesunden Menschenverstand mit. Er darf sich nicht selbst von den breiten Strömungen des Universums abschneiden. Er sollte ständig in der Lage sein, sagen zu können: »Im Moment gibt mir diese Aufgabe noch keine wirklichen Rätsel auf. Und mehr wollen wir jetzt auch gar nicht. Es mag sich später herausstellen, daß meine Ansicht falsch war, aber spätestens dann können wir sie korrigieren.« Der Generalist-Mentat muß erkennen, daß alles, was wir als unser Universum identifizieren können, lediglich Teil eines weitaus größeren Phänomens ist. Aber der Experte blickt zurück und sieht doch nicht mehr als den beschränkten Horizont seines Spezialistentums. Der Generalist hingegen richtet seine Sinne nach außen; sucht nach existierenden Gründen und weiß mit vollem Bewußtsein, daß sich solche Grundsätze im Verlauf ihrer Existenz ändern. Es sind die Charakteristika der Veränderung, die der Generalist-Mentat finden muß. Und eine allgemeingültige Aufzählung derartiger Veränderungen kann es ebensowenig geben wie ein diesbezügliches Handbuch. Es bleibt einem nichts anderes übrig, als die Dinge mit so wenig

Vorurteilen wie möglich zu betrachten und sich zu fragen: »Was werden sie jetzt tun?«

Das Handbuch des Mentaten

Es war der Tag des Kwisatz Haderach, der höchste Heilige Tag derjenigen, die an Muad'dib glaubten. Er beschrieb die göttliche Gestalt des Paul Atreides als Person, die allgegenwärtig sein konnte, als den männlichen Bene Gesserit, der die Kräfte all seiner männlichen Bene Gesserit, der die Kräfte all seiner männlichen und weiblichen Vorfahren in sich vereinigte. Die Gläubigen nannten diesen Tag Ayil, was ›das Opfer‹ bedeutete, um klarzumachen, daß es gerade sein Tod gewesen war, der seine Gegenwart ›an allen Orten wirklich machte‹.

Der Prediger hatte sich diesen Tag ausgesucht, um erneut auf dem Platz vor Alias Tempel zu erscheinen, ohne sich um die Anweisung zu scheren, daß er zu verhaften war, sobald er auftauchte, was jedermann wußte. Der heikle Waffenstillstand, der zwischen Alias Priesterschaft und den rebellierenden Stämmen die Oberhand gewonnen hatte, war zwar spürbar, aber seine Gegenwart wurde als unbefriedigend in der ganzen Stadt Arrakeen empfunden. Und auch der Prediger zerstreute diese Stimmung nicht.

Es war der achtundzwanzigste Tag des offiziellen Klagens um den Tod von Muad'dibs Sohn, sechs Tage nach dem Gedenkritus, der am Alten Paß stattfinden sollte, wegen der Rebellion jedoch verschoben worden war. Aber auch die Kämpfe hatten den Hadj nicht stoppen können. Der Prediger wußte, daß der Tempelvorplatz an diesem Tag voller Menschen sein würde. Die meisten Pilger schienen extra deswegen gekommen zu sein, um den Ayil zu erleben, ›um die Anwesenheit des Heiligen Kwisatz Haderach an Seinem Tag‹ zu fühlen.

Der Prediger betrat den Platz beim ersten Sonnen-

strahl und fand ihn bereits mit Gläubigen überfüllt. Er legte eine Hand auf die Schulter seines jungen Führers und fühlte den zynischen Stolz in den Bewegungen des Burschen. Dann, als der Prediger erschien, begutachteten die Pilger jede Nuance seiner Bewegungen. Dem jungen Führer schien die Gafferei offenbar nichts auszumachen. Der Prediger akzeptierte sie als Notwendigkeit.

Nachdem er die dritte Stufe der Freitreppe erklommen hatte, wartete der Prediger auf Ruhe. Erst als Stille sich über die Menge gesenkt hatte und die letzten Neugierigen sich stumm in die Reihen der Wartenden begeben hatten, räusperte er sich. Noch immer herrschte die Morgenkühle vor. Die Scheinwerfer auf den Dächern der umliegenden Gebäude waren erloschen.

»Ich bin gekommen, um im Angedenken und zu Ehren von Leto Atreides II. zu sprechen«, sagte er mit der lauten Stimme eines Mannes, der es gewohnt ist, auf dem Rücken eines Sandwurms zu stehen und Kommandos zu erteilen. »Ich tue dies aus Mitleid mit all denen, die dies zuließen. Und ich sage euch, daß der tote Leto lernte, daß es ein Morgen nicht und niemals geben wird. Dieser Augenblick stellt die einzige beobachtbare Zeit für uns in unserem Universum dar. Ich sage euch, daß ihr diesen Moment auskosten sollt und versteht, was er uns lehrt. Und ich sage euch, daß man den Untergang einer Regierung am Untergang des eigenen Volkes ablesen kann.«

Verstörtes Gemurmel erfüllte den Platz. Verspottete er etwa den Tod Letos? Die Leute warteten darauf, daß jeden Moment die Tempelwache erschien und den Prediger festnahm.

Alia wußte allerdings, daß es keine Unterbrechung dieses Predigers geben würde. Sie hatte die Anweisung ausgegeben, daß er an diesem Tag ungeschoren davonkommen sollte, und sich selbst in guter Verkleidung – sie trug einen Destillanzug und eine Atemmaske, die ihr Gesicht gänzlich verbarg – unter die Zuschauer gemischt. Zusätzlich trug sie eine Kapuze, die ihr Haar verbarg.

Während sie in der zweiten Reihe unterhalb des Predigers stand, beobachtete sie ihn eingehend. War dies Paul? Es mochten die Jahre sein, die ihn derart verändert hatten. Und was seine Stimme betraf – er hatte immer die Fähigkeit gehabt, mit ihr so umzugehen, daß es schwierig war, sie zu identifizieren. Und auch dieser Prediger konnte mit seiner Stimme machen, was er wollte. Paul hätte sie nicht besser beherrschen können. Sie mußte einfach mehr über seine Identität herausfinden, bevor sie gegen ihn vorgehen konnte. Wie seine Worte sie alle blendeten!

In dem, was der Prediger gesagt hatte, spürte sie nicht die geringste Ironie. Er benutzte einfach die verführerische Anziehungskraft bestimmter Sätze und sprach sie mit einer wirkungsvollen Sicherheit aus. Die Leute, die ihm zuhörten, mochten dann und wann über eine seiner Aussagen stolpern, aber ebenso schnell mußten sie begreifen, daß er bestimmte Redewendungen nur deshalb gebrauchte, weil er ihnen damit etwas beibringen wollte. Und in der Tat nahm er jetzt das Gemurmel der Menge als Antwort und fuhr fort: »Man benutzt die Ironie meist dazu, um hinter ihrer Maske zu verbergen, daß man nicht weiter denken kann, als die eigene Vorstellungskraft reicht. Ich beabsichtigte nicht, ironisch zu sein. Ghanima hat euch gesagt, daß man das Blut ihres Bruders nicht wird wegwaschen können. Damit stimme ich überein.

Man wird sagen, daß Leto dorthin gegangen ist, wohin sein Vater ging; daß er getan hat, was sein Vater tat. Muad'dibs Kirche sagt, er entschied sich aufgrund seiner eigenen Menschlichkeit zu einem Schritt, der vielleicht absurd und närrisch erscheinen mag, den die Geschichte jedoch erklären wird, die bereits jetzt eine Veränderung erfährt. Aber ich sage euch, daß aus diesen Leben und ihrem Ende eine andere Lehre zu ziehen ist.«

Alia, die jedes seiner Worte mit größter Konzentration analysierte, fragte sich, warum der Prediger vom Ende

eines Lebens gesprochen hatte, anstatt vom Tod. Wollte er damit sagen, daß Leto oder Paul – oder möglicherweise alle beide – gar nicht tot waren? War das möglich? Aber eine Wahrsagerin hatte Ghanimas Geschichte bestätigt. Welche Ziele verfolgte dieser Prediger dann? Galt seine Feststellung einem Mythos oder der Wirklichkeit?

»Und merkt euch diese andere Lehre gut!« donnerte er und hob die Arme. »Wenn ihr euch in den Besitz eurer eigenen Menschlichkeit setzen wollt – laßt das Universum fahren!«

Er ließ die Arme wieder sinken und richtete den Blick seiner leeren Augenhöhlen direkt auf Alia, als habe er sie persönlich gemeint. Der Eindruck war so offensichtlich, daß viele der Umstehenden fragend in ihre Richtung blickten. Unter der sich auf sie richtenden Kraft erzitterte sie. Es konnte Paul sein. Er konnte es sein!

»Aber ich stelle fest«, sagte der Prediger, »daß die Menschen nicht sehr viel Realität ertragen können. Die meisten Leben sind eine Flucht vor dem eigenen Ich. Man bevorzugt die Wahrheiten des Stalles, steckt die Köpfe durch die Gitterstäbe und schmatzt vor sich hin, bis man stirbt. Man wird von anderen ausgenutzt und hat keine Gelegenheit, den Stall zu verlassen, den Kopf zu heben und seine *eigene* Kreatur zu sein. Muad'dib kam, um euch dies zu sagen. Wenn man seine Botschaft nicht versteht, ist man auch nicht in der Lage, ihn zu ehren!«

Irgend jemand innerhalb der Menschenmenge – möglicherweise ein verkleideter Priester – konnte sich nicht mehr zurückhalten. Mit heiserer Stimme schrie er: »Du hast das Leben Muad'dibs nicht gelebt! Wie kannst du es wagen, anderen zu erzählen, auf welche Weise man ihn ehren soll?«

»Weil er tot ist!« donnerte der Prediger ihn an.

Alia wandte sich um, weil sie wissen wollte, wer den Prediger herausgefordert hatte. Der Mann blieb unsichtbar für sie, aber seine Stimme drang über die ihn verber-

genden Köpfe mit einem weiteren Ausruf hinweg: »Wenn du glaubst, daß er wirklich tot ist, wirst du von nun an allein sein!«

Es handelte sich zweifellos um einen Priester, dachte Alia. Aber es gelang ihr nicht, ihn an der Stimme zu erkennen.

»Ich bin nur gekommen«, sagte der Prediger, »um eine einfache Frage zu stellen. Bedingt der Tod Muad'dibs den moralischen Selbstmord der gesamten Menschheit? Sind das die unvermeidlichen Folgen eines Messias?«

»Dann gibst du zu, daß er ein Messias war?« schrie die Stimme aus der Menge zurück.

»Warum nicht, wenn ich der Prophet seiner Zeiten bin?« gab der Prediger zur Antwort.

In seinem Tonfall lag soviel kühle Sicherheit, daß sogar sein Herausforderer in Schweigen verfiel. Die Menge antwortete ihm mit verstörtem Gemurmel.

»Ja«, wiederholte der Prediger. »Ich bin der Prophet dieser Zeit.«

Alia, die ihn keine Sekunde lang aus den Augen ließ, glaubte aus ihm die verdeckte Kraft der *Stimme* herauszuhören. Der Mann hatte die Menge sicher im Griff. Hatte er die Ausbildung der Bene Gesserit genossen? Stellte er lediglich einen anderen Strohmann der Missionaria Protectiva dar? War er gar nicht Paul, sondern lediglich ein neuer Trick in diesem endlosen Spiel um die Macht?

»Ich artikuliere die Mythen und den Traum!« rief der Prediger. »Ich bin der Arzt, der das Kind zur Welt bringt und bekanntgibt, daß es geboren ist. Und dennoch komme ich zu euch in einer Zeit des Todes. Macht euch das nicht nachdenklich? Es sollte eure Seelen wachrütteln!«

Obwohl seine Worte in ihr starken Ärger hervorriefen, verstand Alia, auf was er hinauswollte. Mit anderen, die sie mitzogen, fand sie sich plötzlich vor den Treppenstufen wieder. Der große Mann in der Wüstenkleidung

wurde immer mehr umringt. Alia betrachtete seinen jungen Führer: Wie frech er wirkte, und wie seine Augen leuchteten! Würde Muad'dib sich mit einem solch zynisch wirkenden Jugendlichen umgeben?

»Es ist meine Absicht, euch aufzurütteln!« rief der Prediger jetzt. »Und genau das will ich tun! Ich bin gekommen, um den Schwindel und die Illusionen eurer konventionellen, institutionalisierten Religion aufzudecken und zu bekämpfen! Denn wie alle solche Religionen nähert sich auch die eure der Trägheit, Selbstzufriedenheit und Zweifelhaftigkeit.«

Von der Mitte der Menschenmenge her breitete sich wütendes Gemurmel aus.

Alia, die die aufkeimende Spannung fühlte, fragte sich, ob es möglich war, daß sich daraus ein Aufruhr entwickelte. War der Prediger in der Lage, die Gefühle der Menschen unter Kontrolle zu halten? Wenn er dazu nicht in der Lage war, grub er sich möglicherweise jetzt schon das eigene Grab.

»Der Priester, der mich herausgefordert hat!« rief der Prediger und deutete auf einen bestimmten Punkt in der Menge.

Er weiß es! dachte Alia. Ein Schauder, der beinahe sexuell auf sie einwirkte, lief ihren Rücken hinab. Der Prediger spielte ein gefährliches Spiel mit Vollendung.

»Du, Priester in Verkleidung«, rief der Prediger, »bist ein Geistlicher der Selbstzufriedenen. Ich bin nicht gekommen, um Muad'dib, sondern um dich herauszufordern! Kann deine Religion wirklich sein, wenn in ihrem Namen Unaussprechliches begangen wird? Selbst hier in eurer Heiligen Stadt? Kann sie wirklich sein, wenn sie dich nichts kostet und keinerlei Risiken für dich bereithält? Kann sie wirklich sein, wenn du dich an ihr mästest? Auf welche Gründe führst du die Abwertung der einstigen Offenbarung zurück? Antworte mir, Pfäfflein!«

Aber der Herausforderer schwieg. Alia stellte fest, daß die Menge erneut mit begehrlicher Unterwürfigkeit jedem

Wort des Predigers ihr Ohr schenkte. Solange er die Priesterschaft angriff, besaß er ihre Sympathie! Und wenn ihre Spione recht hatten, glaubten die meisten Pilger und Fremen auf Arrakis, daß dieser Mann Muad'dib war.

»Der Sohn Muad'dibs riskierte etwas!« rief der Prediger, und Alia glaubte zu erkennen, daß er dem Weinen nahe war. »Ebenso wie Muad'dib selbst! Sie zahlten beide ihren Preis! Und was hat Muad'dib davon gehabt? Eine Religion, die mit ihm nichts mehr zu tun hat! Von der behaglich die Pfaffen sich mästen!«

Wie anders diese Worte sind, falls sie von Paul stammen, dachte Alia. *Ich muß es herausfinden!* Sie näherte sich noch weiter den Stufen, während andere ihr folgten. Sie drängte sich durch die Menge, bis sie so nahe an ihn herankam, daß sie nur die Hand auszustrecken brauchte, um den mysteriösen Prediger anzufassen. Er roch nach Wüste, einem Gemisch von Gewürz und Staub. Sowohl der Prediger als auch sein junger Führer waren von Staub bedeckt, als wären sie erst kürzlich aus der Bled gekommen. Alia erkannte, daß die Hände des Mannes von kräftigen Venen durchzogen wurden, und daß er an einem Finger seiner linken Hand einst einen Ring getragen hatte. Man konnte die Stelle noch immer erkennen.

Auch Paul hatte an dieser Hand einen Ring getragen: Den Falken der Atreides, der jetzt in Sietch Tabr aufbewahrt wurde. Irgendwann einmal hätte Leto ihn bekommen sollen - am Tag seiner Thronbesteigung.

Erneut richtete der Prediger seine leeren Augenhöhlen auf Alia und sagte mit einer Lautstärke, die man noch am Ende des Tempelvorplatzes verstehen konnte: »Muad'dib zeigte euch zwei Dinge: Eine sichere und eine ungewisse Zukunft. Mit vollem Bewußtsein stellte er sich der äußersten Ungewißheit des größeren Universums. Er verließ blindlings seine Position in dieser Welt. Und er zeigte uns damit, daß es den Menschen bestimmt ist, ebenso zu handeln und die Ungewißheit der Gewißheit vorzuziehen.«

Seine Stimme, bemerkte Alia, hatte bei dieser Feststellung einen beinahe bittenden Tonfall angenommen.

Sie schaute sich kurz um und legte eine Hand auf den Griff ihres Crysmessers. *Wenn ich ihn jetzt umbrächte,* fragte sie sich, *was würden sie tun?* Erneut überfiel sie ein Schauder. *Wenn ich ihn umbrächte, mich zu erkennen gäbe und den Prediger als Ketzer und Spitzel bezeichnete?*

Aber was war, wenn sich herausstellte, daß sich hinter seiner Maske Paul verbarg?

Irgend jemand schob Alia von hinten näher auf den Prediger zu. Der Gedanke, ihm derart nahe zu sein, bezauberte sie genauso wie er ihren Zorn hervorrief. War es Paul? Götter der Unterwelt! Was sollte sie nur tun?

»Warum ist uns schon wieder ein Leto genommen worden?« verlangte der Prediger zu wissen. Es war echter Schmerz in seiner Stimme. »Antwortet mir, wenn ihr könnt! Ah, die Botschaft ist klar: Verwerft die Gewißheit.« Und er wiederholte den letzten Satz mit einer rollenden Donnerstimme: »Verwerft die Gewißheit! Das ist die höchste Forderung des Lebens. Wir müssen uns dem Unbekannten und der Ungewißheit unterwerfen. Warum versteht ihr Muad'dib nicht? Wenn die Gewißheit bedeutet, die Zukunft absolut zu kennen und ihr nicht ausweichen zu können, stellt sie nichts anderes als den sicheren Tod in Verkleidung dar! Auf solch eine Zukunft bewegen wir uns *jetzt* zu! Muad'dib hat sie euch gezeigt!«

Mit einer erschreckenden Direktheit streckte der Prediger den Arm aus und packte Alias Hand. Er tat es ohne das geringste Zögern. Sie versuchte, sich seinem Zugriff zu entwinden, aber er hielt sie mit schmerzhafter Stärke und sprach sie persönlich an, während die anderen sich verwirrt etwas zurückzogen.

»Was hat Paul Atreides dir gesagt, Frau?« verlangte er zu wissen.

Woher weiß er, daß ich eine Frau bin? fragte Alia sich. In diesem Augenblick sehnte sie nichts sehnlicher her-

bei, als sich in ihre inneren Leben zurückzuziehen und dort Schutz zu suchen. Aber die Welt, die sich in ihr befand, blieb furchterregend still, als habe diese seltsame Gestalt der Vergangenheit sie ausradiert.

»Er sagte dir, daß die Erfüllung den Tod bedeutet!« rief der Prediger. »Und die absolute Voraussage *ist* die Erfüllung - und der Tod!«

Sie versuchte, seine Finger abzuschütteln. Sie wollte nach ihrem Messer greifen und ihn von sich wegstoßen, aber sie traute sich nicht. Noch niemals zuvor hatte sie sich derart entmutigt gefühlt.

Der Prediger hob das Kinn in Richtung auf die Menge und schrie: »Ich sage euch, was Muad'dib sagte! ›Ich werde euch mit den Nasen direkt in die Dinge, die ihr euch anzusehen weigert, hineinstoßen. Ich finde es nicht einmal ungewöhnlich, daß alles, was ihr glauben wollt, nur das umfaßt, was euch nicht in eurer Bequemlichkeit aufschreckt. Wie sonst erfinden die Menschen die Fallen, die uns dazu verleiten, dem Mittelmaß zu frönen? Wie definieren wir Feigheit?‹ Das war es, was er euch sagte!«

Abrupt ließ er Alias Arm los und stieß sie in die Menge zurück. Sie hatte es nur der festen Mauer der hinter ihr stehenden Leute zu verdanken, daß sie nicht hinfiel.

»Existieren heißt vorzutreten, sich vom Hintergrund zu lösen«, sagte der Prediger. »Niemand denkt oder existiert wirklich, wenn er nicht bereit ist, um seine Existenz zu beurteilen, seine Gesundheit zu riskieren.«

Er machte einen Schritt nach vorn und ergriff erneut Alias Arm ohne zu zögern. Allerdings packte er dieses Mal weniger grob zu, beugte sich nahe an sie heran, daß nur ihre Ohren verstehen konnten, was er ihr mitzuteilen hatte, und sagte: »Versuch es nicht noch einmal, mich in den Hintergrund zurückzuziehen, Schwester.«

Dann, eine Hand auf die Schulter seines jungen Führers gelegt, mischte er sich unter die Menge. Man machte

dem seltsamen Paar Platz. Hände streckten sich aus, um den Prediger zu berühren, aber die Leute reagierten dennoch mit einer gewissen Vorsicht, als fürchteten sie sich, unter der staubigen Robe des Mannes etwas Unerwartetes zu entdecken.

Alia stand schockiert da, während die Gasse sich hinter dem ausschreitenden Prediger wieder schloß.

Gewißheit erfüllte sie. Es war Paul. Es gab keinen Zweifel mehr. Es war ihr Bruder. Sie fühlte das gleiche, was auch die Menge gefühlt hatte. Sie hatte im Schatten seiner geheiligten Gegenwart gestanden, und jetzt schien das Universum um sie herum in Stücke zu fallen. Sie wollte hinter ihm herlaufen, ihn bitten, sie zu retten, aber sie konnte sich nicht bewegen. Während andere sich aufmachten, dem Prediger und seinem Führer zu folgen, stand sie wie gelähmt da, in absoluter Verzweiflung, die so tief war, daß sie nur noch zitterte. Sie war unfähig, auch nur einen Muskel zu rühren.

Was werde ich tun? Was werde ich tun? fragte sie sich.

Sie hatte jetzt nicht einmal mehr Duncan, an den sie sich anlehnen konnte – und auch nicht ihre Mutter. Die inneren Stimmen schwiegen immer noch. Da war noch Ghanima, die in der Kuppel unter Bewachung stand, aber Alia brachte es nicht über sich, ihr Elend dem überlebenden Zwilling zu offenbaren.

Alle haben sich gegen mich gewandt. Was soll ich nur tun?

34

Die einäugige Sicht unseres Universums sagt, daß du nicht weit hinaus zu blicken brauchst, um Probleme aufzuspüren. Solche Probleme werden wahrscheinlich niemals auftreten. Wende dich statt dessen dem Wolf zu, der sich auf deiner Weide befindet. Es ist nicht einmal sicher, daß die Rudel, die man außerhalb vermutet, überhaupt existieren.

Das Azhar-Buch; Shamra I, 4

Jessica erwartete Idaho am Fenster ihres Wohnraums, der komfortabel eingerichtet war und weiche Diwane und altmodische Stühle enthielt. In der ganzen Suite befand sich kein einziger Suspensorsessel, und sogar die Leuchtgloben schienen einem anderen Zeitalter anzugehören. Vom Fenster aus blickte man auf den ein Stockwerk tiefer liegenden Garten.

Sie hörte, wie die Bedienstete die Tür öffnete und dann den Klang von Idahos Schritten, die sich zuerst über den hölzernen Fußboden, dann über den Teppich bewegten. Sie lauschte den Schritten, ohne sich umzudrehen, und hielt den Blick auf den unter gesprenkeltem Licht daliegenden grünen Teppich des Gartens gerichtet. Sie mußte den stillen, furchterfüllenden Kampf ihrer Emotionen jetzt unterdrücken. Tief sog sie die Luft ein. Die *Prana-Bindu*-Technik erlaubte es ihr, innerhalb kürzester Zeit wieder kühl und gelassen zu wirken.

Die hochstehende Sonne warf einen Lichtstrahl in den Garten und ließ tanzende Staubpartikel erkennen. Das Netz einer Spinne, hoch oben auf der Spitze einer Linde, die beinahe bis zu ihrem Fenster hinaufreichte, leuchtete silbern auf. Es war kühl in diesen Räumen, aber draußen

flimmerte die Luft vor Hitze. Burg Corrino lag inmitten einer verödeten Umgebung, die das Grün des Palastgartens Lügen strafte.

Sie hörte, daß Idaho direkt hinter ihr stehenblieb.

Ohne sich umzuwenden, sagte sie: »Das Talent, mit Worten umzugehen, ist das Talent der Täuschung und Illusionen, Duncan. Warum wollen Sie sich mit mir unterhalten?«

»Es ist sehr leicht möglich, daß nur einer von uns beiden überlebt«, erwiderte er.

»Und Sie wünschen, daß ich einen guten Bericht über ihre Anstrengungen liefere?« Sie drehte sich um und sah, daß er gelassen dastand und sie mit diesen grauen Metallaugen ansah. Wie sie glänzten!

»Duncan, ist es möglich, daß Sie damit unzufrieden sind, welchen Platz Ihnen die Geschichte zuwies?«

Der anklagende Tonfall, dessen sie sich bediente, erinnerte sie daran, daß sie schon einmal in einer ähnlichen Situation mit ihm konfrontiert gewesen war. Idaho hatte sich betrunken. Man hatte ihn beauftragt, ihr nachzuspionieren, was ihn in bittere Konflikte stürzte, mit denen er nicht fertigwerden konnte. Aber das war jener Duncan gewesen, der vor dem Ghola existiert hatte. Dies hier war ein völlig anderer Mensch. Er war zwar in verschiedene Dinge verwickelt, aber innerlich nicht zerrissen.

Er begegnete ihrer Schlußfolgerung mit einem Lächeln. »Die Geschichte«, meinte er, »hält sich einen eigenen Hofstaat und spricht ihre eigenen Urteile. Ich bezweifle, daß sie mich überhaupt zur Kenntnis nehmen wird, wenn meine Papiere bei ihr anlangen.«

»Weswegen sind Sie hier?«

»Aus den gleichen Gründen wie Sie, Mylady.«

Es gab keinerlei Anzeichen dafür, daß er die Unwahrheit sagte, aber Jessica fragte sich dennoch: *Weiß er wirklich, weswegen ich hier bin?*

Wie konnte das sein? Nur Ghanima konnte davon wis-

sen. Verfügte er etwa über genügend Daten, um selbst einen richtigen Schluß gezogen zu haben? Das war nicht unmöglich. Was war, wenn er etwas sagte, das sie kompromittierte? Bestand dazu die Möglichkeit, wenn er die Gründe, aus denen sie hier war, teilte? Er mußte doch wissen, daß jedes Wort, das sie sprachen, und jede Bewegung, die sie machten, von Farad'n oder seinen Leuten gesehen wurde.

»Das Haus Atreides steht an einem bitteren Scheideweg«, sagte sie. »Die Familie richtet sich gegen sich selbst. Sie gehörten zu den loyalsten Männern meines Herzogs, Duncan. Als Baron Harkonnen...«

»Lassen Sie uns bitte nicht über die Harkonnens sprechen«, unterbrach Idaho sie. »Sie gehörten einem anderen Zeitalter an. Und Ihr Herzog lebt nicht mehr.«

Und er fragte sich: *Kann sie nicht erraten, daß Paul das Harkonnenblut der Atreides erkannte?* Das Risiko, das Paul damit eingegangen war, hatte Idaho noch viel stärker an ihn gebunden, obwohl er sich damit einer Gefahr aussetzte, die so groß war, daß er sie unmöglich hätte einschätzen können: Paul hatte gewußt, was die Harkonnens Idaho angetan hatten.

»Das Haus Atreides ist nicht tot«, sagte Jessica.

»Wer ist das Haus Atreides?« fragte Idaho. »Sind Sie es? Oder Alia? Ghanima? Sind es die Leute, die ihm dienen? Ich sehe mir diese Leute an und erkenne, daß sie den Stempel der Mühsal tragen, für den ich keine Worte finde. Wie können sie die Atreides sein? Ihr Sohn sagte richtig: ›Mühsal und Verfolgung werden das Los all derer sein, die mir folgen.‹ Ich würde mich davon nicht ausnehmen, Mylady.«

»Sind Sie wirklich zu Farad'n übergelaufen?«

»Haben Sie das nicht auch getan, Mylady? Kamen Sie nicht hierher, um ihm mitzuteilen, daß eine Heirat zwischen ihm und Ghanima alle Probleme lösen würde?«

Glaubt er das wirklich? fragte sie sich. *Oder redet er nur so, weil er weiß, daß man mithört?*

»Das Haus Atreides hat immer auf einer grundsätzlichen Idee basiert«, sagte sie. »Das wissen Sie, Duncan. Wir haben uns stets Loyalität mit Gegenloyalität erkauft.«

»Dem Volke dienen«, stieß Idaho hervor. »Ah, wie oft habe ich den Herzog dies sagen hören. Er muß recht unbequem in seinem Grab liegen, Mylady.«

»Glauben Sie wirklich, daß wir so tief gesunken sind?«

»Mylady, wußten Sie nicht, daß es fremenitische Rebellen gibt, die sich selbst die ›Maquis der Inneren Wüste‹ nennen, die das Haus Atreides – und sogar auch Muad'dib – verfluchen?«

»Ich hörte Farad'n darüber sprechen«, erwiderte sie und fragte sich, in welche Richtung er die Konversation zu lenken versuchte.

»Mehr als das, Mylady, mehr als das. Mehr als Farad'ns Bericht. Ich habe diese Flüche mit eigenen Ohren gehört. Und sie gingen so: ›Die Flammen mögen euch fressen, Atreides! Ihr sollt weder Seelen, noch Geist, noch Körper, noch Schatten, noch Knochen, noch Haare, noch Worte besitzen. Ihr sollt weder ein Grab, noch ein Haus, noch ein Loch besitzen, in dem ihr euch verkriechen könnt. Ihr sollt weder Gärten, noch Bäume, noch Büsche besitzen und weder Wasser, noch Brot, noch Licht oder Feuer. Ihr sollt weder Familien, noch Kinder, noch Erben, noch Stämme besitzen. Ihr sollt weder Arme, noch Köpfe, noch Beine, noch Zeugungsorgane besitzen. Ihr sollt auf keinem Planeten Ruhe finden. Es soll euren Seelen niemals erlaubt sein, die Tiefen zu verlassen und mit den anderen an der Oberfläche zusammenzuleben. Und niemals sollt ihr den Shai-Hulud mehr schauen, weil ihr geteert und gefedert in den tiefsten Niederungen der Verdammnis dahinvegetiert und eure Seelen nie wieder in das herrliche Licht eintauchen werden, für immer und alle Zeiten.‹ – So werden die Atreides verflucht, Mylady. Können Sie sich überhaupt von einem Fremen einen solchen Wut-

ausbruch vorstellen? Sie rechnen alle Atreides der linken Hand der Verdammten zu und überlassen sie der brennenden Sonne.«

Jessica schauderte.

Idaho hatte den Fluch zweifellos in der gleichen Tonart wiederholt, in der er ihn gehört hatte. Warum tat er dies vor den Augen des Hauses Corrino? Sie konnte sich sehr gut einen haßerfüllten Fremen vorstellen, der vor seinem Stamm stand und diesen Fluch herausschrie. Aber warum wollte Idaho, daß auch Farad'n ihn hörte?

»Das ist ein starkes Argument für die Heirat von Ghanima und Farad'n«, sagte sie.

»Sie haben schon immer die Tendenz gehabt, Probleme nur aus einem Blickwinkel zu sehen«, erwiderte Idaho. »Ghanima ist eine Fremen. Sie kann lediglich jemanden heiraten, der keine Fai – keine Steuern für irgendwelchen Schutz bezahlt. Das Haus Corrino verzichtete zugunsten Ihres Sohnes und seiner Erben auf alle Anteile an der MAFEA. Farad'n wird von den Atreides nur geduldet. Und erinnern Sie sich daran, wie Ihr Herzog das Habichtbanner auf Arrakis aufpflanzte, und an das, was er sagte: ›Hier bin ich, und hier bleibe ich!‹ Seine Gebeine sind immer noch da. Und Farad'n würde auf Arrakis leben müssen, mit seinen Sardaukar.« Allein schon beim Gedanken an eine solche Allianz schüttelte Idaho den Kopf.

»Es gibt eine alte Redensart, nach der man Probleme in der gleichen Weise angehen soll, in der man eine Zwiebel schält«, sagte Jessica mit kalter Stimme. *Wie kann er es wagen, mir Belehrungen zu erteilen? Es sei denn, er tut es nur, weil Farad'n uns überwacht...*

»Egal, ich kann mir jedenfalls nicht vorstellen, daß die Fremen und die Sardaukar zusammen auf einem Planeten leben«, fuhr Idaho fort. »So ist es nun einmal.«

Da es ihr nicht gefiel, welche Schlüsse Farad'ns Beobachter möglicherweise aus seinen Worten zogen, sagte

sie gereizt: »Das Haus Atreides repräsentiert noch immer das Gesetz des Imperiums!« Und sie dachte: *Will Idaho Farad'n etwa glauben machen, er könne den Thron auch ohne die Atreides besteigen?*

»Oh, ja!« sagte Idaho. »Das hatte ich beinahe vergessen. Das Gesetz der Atreides! Natürlich in der Interpretation der Priester vom Goldenen Elixier. Ich brauche nur die Augen zu schließen und schon höre ich die Stimme Ihres Herzogs sagen, daß unbewegliche Habe stets von Vorteil ist, da man sie nicht mit Gewalt, sondern der Bedrohung wegen, die sie selbst darstellt, halten muß. Das Glück geht an jedem mal vorbei, wie Gurney zu singen pflegte. Was ich damit sagen will? Nun, es ist wirklich völlig unwichtig, ob man unter der öffentlich sichtbaren Faust der fremenitischen Legionen oder der Sardaukar lebt oder unter jener, die das Gesetz der Atreides repräsentiert. Die Faust ist jedenfalls da. Und wissen Sie, Mylady, welche der beiden Farad'n den Vorzug gibt?«

Was hat er vor? fragte sich Jessica. Das Haus Corrino würde seine Argumente nur so in sich hineinsaugen, um sich daran zu ergötzen.

»Sie glauben also, die Priester würden es nicht zulassen, daß Ghanima Farad'n heiratet?« fragte sie, um herauszufinden, in welche Richtung Idahos Gedanken zielten.

»Nicht zulassen? Ihr Götter! Die Priester werden Alia alles tun lassen, was sie will. Sie könnte sogar Farad'n selbst heiraten!«

Ist es das, worauf er hinauswill? fragte Jessica sich.

»Nein, Mylady«, sagte Duncan, »das ist es nicht. Die Menschen in diesem Imperium vermögen gar nicht zwischen der Regierung der Atreides und der des Ungeheuers Rabban zu unterscheiden. An jedem Tag sterben Menschen in den Kerkern von Arrakeen. Ich bin nur gegangen, weil ich nicht mehr bereit war, noch einmal meinen Schwertarm für die Atreides zu erheben. Ver-

stehen Sie nicht, warum ich, als der den Atreides am nächsten stehende Repräsentant, zu Ihnen kam? Das Imperium der Atreides hat sowohl Ihren Herzog als auch Ihren Sohn betrogen. Ich liebte Ihre Tochter, aber unsere Wege trennten sich. Wenn es soweit kommen sollte, würde ich Farad'n empfehlen, Ghanimas Hand – oder die Alias – lediglich zu seinen eigenen Bedingungen zu akzeptieren!«

Ahhh, er bereitet sich auf einen ehrenvollen Rückzug aus den Diensten der Atreides vor, dachte sie. Aber was die anderen Dinge, über die er gesprochen hatte, anging: Wußte er möglicherweise, wie gut sie ihr in die Hände arbeiteten? Sie sah ihn stirnrunzelnd an. »Sie wissen doch, daß jedes unserer Worte hier abgehört wird, nicht wahr?«

»Abgehört?« Er grinste. »Sie tun genau das, was ich an ihrer Stelle auch tun würde. Merken Sie nicht, wie meine Loyalität andere Wege beschreitet? Ich habe viele Nächte draußen in der Wüste verbracht, und was die Fremen über sie sagen, stimmt. In der Wüste – speziell in der Nacht – erkennt man die Gefahren schwieriger Gedankengänge.«

»Haben Sie dort auch diesen Fluch gehört?«

»Ja. Bei den al-Ourouba. Auf Bitten des Predigers hin stattete ich ihnen einen Besuch ab, Mylady, und ich trat ihnen bei. Wir nennen uns selbst die Zarr Sadus – die, die sich weigern, den Priestern zu gehorchen. Ich bin gekommen, um einer Atreides die formelle Mitteilung zu machen, daß ich mich selbst in ein gegnerisches Gebiet begeben habe.«

Jessica musterte ihn eingehend und suchte seine Gesichtszüge nach Anzeichen eines Widerspruchs ab, aber nichts deutete darauf hin, daß er die Unwahrheit sagte oder andere geheime Pläne verfolgte. War es möglich, daß er wirklich zu Farad'n übergelaufen war? Sie fühlte sich an eine Maxime der Schwesternschaft erinnert: *Menschliche Angelegenheiten unterliegen keiner*

Dauerhaftigkeit; sie folgen einer Spirale, drehen sich im Kreis und aus. Wenn Idaho den Atreides seine Dienste aufgekündigt hatte, würde dies zumindest sein Benehmen erklären. Es war eine Möglichkeit, die sie zumindest nicht außer acht lassen durfte.

Aber warum hat er darauf hingewiesen, daß er damit einer Bitte des Predigers nachgekommen ist?

Ihr Bewußtsein raste, und nachdem sie mögliche Alternativen verworfen hatte, kam ihr in den Sinn, daß sie Idaho vielleicht umbringen mußte. Der Plan, auf den sie sich konzentriert hatte, war so heikel, daß sie niemandem und nichts erlauben konnte, ihm in die Quere zu kommen. Nichts. Und Idahos Worte deuteten darauf hin, daß er diesen Plan kannte. Sie schätzte die relativen Möglichkeiten ab, die ihr der Raum bot, machte ein paar Schritte und nahm eine Position ein, die es ihr erlaubte, einen tödlichen Schlag zu führen.

»Ich habe den normalisierenden Effekt der Faufreluches immer als eine Säule unserer Stärke angesehen«, sagte sie. Mochte er sich ruhig darüber wundern, wieso sie jetzt plötzlich ganz andere Ansichten über das Klassensystem des Imperiums äußerte. »Die Landsraadversammlung der Hohen Häuser, die regionalen Sysselraads, alle dienen unserer...«

»Sie werden mich nicht ablenken«, sagte Idaho.

Er wunderte sich darüber, wie durchsichtig ihre Absichten geworden waren. Lag es daran, daß sie sich nicht mehr die Mühe machte, ihre Vorhaben zu tarnen, oder war es ihm endlich gelungen, eine Bresche in die Mauer ihrer Bene-Gesserit-Ausbildung zu schlagen? Letzteres, sagte er sich, aber einiges lag auch an Jessica selbst. Das zunehmende Alter hatte sie verändert. Es machte ihn traurig, das mitansehen zu müssen, genauso wie es ihn traurig machte mitanzusehen, in welcher Art die neuen Fremen sich von den alten unterschieden. Der Rückzug der Wüste hatte gleichermaßen etwas in den Menschen verschwinden lassen; eine Struktur, die er nicht be-

schreiben konnte, ebensowenig wie jene, die zugelassen hatte, was aus Lady Jessica geworden war.

Jessica starrte Idaho mit offensichtlichem Erstaunen an, ohne zu versuchen, ihre Reaktion zu verbergen. War sie von seiner Seite aus so leicht zu durchschauen?

»Sie werden mich nicht umbringen«, sagte er und benutzte die Worte, die die Fremen sagten, wenn sie jemandem eine Warnung erteilten: »Benetze mein Messer nicht mit deinem Blut.« Und er dachte: *Ich bin wirklich zu einem Fremen geworden.* Der Gedanke konnte allerdings nur einen verzerrten Eindruck der Tatsache wiedergeben, mit welcher Inbrunst er sich den Sitten angepaßt hatte, die auf dem Planeten herrschten, dem er sein zweites Leben zu widmen im Begriff war.

»Ich glaube, Sie gehen jetzt besser«, sagte Jessica.

»Nicht, ehe Sie meine Entlassung aus den Diensten des Hauses Atreides akzeptiert haben.«

»Akzeptiert!« stieß Jessica hervor. Kaum hatte sie das Wort ausgesprochen, wurde ihr bewußt, wieviel purer Reflex in ihrer Reaktion lag. Sie brauchte Zeit, um nachzudenken und sich über einiges klarzuwerden. Woher hatte Idaho gewußt, was sie vorgehabt hatte? Sie glaubte nicht, daß er fähig war, in die Zukunft zu sehen.

Idaho bewegte sich rückwärts von ihr fort, bis er hinter sich die Tür fühlte. Er verbeugte sich. »Noch einmal werde ich Sie Mylady nennen, und dann niemals wieder. Ich werde Farad'n raten, Sie zurück nach Wallach zu schicken, schnell und heimlich, zum frühestmöglichen Termin. Sie stellen ein zu gefährliches Spielzeug dar, als daß man sie einfach herumlaufen lassen könnte. Obwohl ich nicht glaube, daß er Sie für ein Spielzeug hält. Sie arbeiten für die Schwesternschaft, nicht für die Atreides. Ich frage mich allerdings jetzt, ob Sie überhaupt je für die Atreides gearbeitet haben. Ihr Hexen bewegt euch in einer zu tiefen Dunkelheit, als daß ein gewöhnlicher Sterblicher euch trauen könnte.«

»Ein Ghola bezeichnet sich selbst als einen gewöhnlichen Sterblichen?« fragte Jessica.

»Im Vergleich mit Ihnen«, sagte Idaho.

»Gehen Sie!« befahl Jessica.

»Genau das ist meine Absicht.« Idaho schlüpfte hinaus und ging an den neugierig blickenden Bediensteten vorbei, die offensichtlich gelauscht hatten.

Es ist geschafft, dachte er. *Und sie werden daraus nur einen Schluß ziehen können.*

35

Nur auf dem Gebiet der Mathematik kann man Muad'dibs präzise Zukunftssicht verstehen. Und zwar so: Zuerst postulieren wir eine beliebige Anzahl stufenartiger Dimensionen innerhalb eines Raums. (Es handelt sich hierbei um den klassischen n-Falz, einer offenen Ansammlung von n-Dimensionen.) Innerhalb dieses Rahmens erfährt auch die Zeit, wie sie allgemein begriffen wird, eine Anhäufung eindimensionaler Eigenschaften. Angewandt auf das Phänomen Muad'dib, erkennen wir, daß wir entweder mit neuen Eigenschaften der Zeit konfrontiert werden, oder (bei Reduktion der Infinitesimalrechnung) uns mit getrennten Systemen, die die Eigenschaften von n-Körpern besitzen, auseinandersetzen müssen. Was Muad'dib betrifft, nehmen wir den letzteren Fall an. Wie die Reduktion demonstriert, können stufenartige Dimensionen der n-Falte lediglich getrennt innerhalb unterschiedlicher Zeiträume existieren. Getrennte Zeitdimensionen sind also erwiesenermaßen gleichzeitig existent. Da auch dies für Muad'dib klar war, erforderten seine Vorhersagen, daß er die n-Falte nicht als offene Ansammlung wahrnahm, sondern als Wirkung innerhalb eines einfachen Rahmenwerkes. Daraus ist zu schließen, daß er sein Universum in jenem Rahmen erstarren ließ, der seine Sicht der Zeit wiedergab.

Palimbasha: ›Vorlesung im Sietch Tabr‹

Leto lag auf einem Dünenkamm und spähte über die offene Wüste zu einer gewundenen Felserhebung hinüber.

Der Felsen lag wie ein immenser Wurm auf dem Sand, flach und bedrohlich im Licht der Morgensonne. Nichts rührte sich hier. Weder kreisten Vögel über ihm, noch schien sich zwischen dem Gestein irgendein anderes Tier aufzuhalten. Aber er sah die Einschnitte einer Windfalle, die sich beinahe im Mittelpunkt des ›Wurmrückens‹ befanden. Wasser würde also da sein. Wäre das totale Fehlen jeglichen Lebens nicht so offenbar gewesen – der wurmähnliche Hügel hätte beinahe heimatliche Gefühle in ihm erweckt. Aber momentan lag Leto noch still und mit Sand bedeckt auf der Düne und hielt Ausschau.

Eine von Gurney Hallecks Melodien kam ihm mit monotoner Beharrlichkeit in den Sinn:

Unten am Hügel, wo der Fuchs sich regt,
Und Sonnenstrahlen tanzen,
Dort hält sich mein Geliebter auf.

Unten am Hügel, wo der Fenchel wächst,
Schau ich ihn an, der nie erwacht.
Er liegt in seinem Grab,
Dort unten am Hügel.

Leto fragte sich, wo der Eingang liegen mochte Er spürte mit Sicherheit, daß dies hier Jacurutu/Fondak war, aber die Tatsache, daß sich hier keine Tiere zeigten, deutete darauf hin, daß irgend etwas nicht stimmte. Etwas aus seinem Unterbewußtsein warnte ihn.

Was lag hinter diesen Felswänden?

Daß sich hier keine Tiere aufhielten, störte ihn und erweckte sein Mißtrauen: *Wenn es darauf ankommt, in der Wüste zu überleben, sagt das Fehlen von irgend etwas mehr aus als dessen Anwesenheit.* Aber da war die Windfalle. Das bedeutete, daß es Wasser geben mußte, und Menschen, die es benutzten. Dies war der verbotene Ort, der sich hinter dem Namen Fondak verbarg, während seine wahre Identität bereits sogar aus dem Bewußtsein

der meisten Fremen ausgelöscht war. Aber hier hielten sich weder Vögel noch andere Tiere auf. Auch keine Menschen. Dennoch war dies hier der Ausgangspunkt des Goldenen Pfades.

Sein Vater hatte einmal gesagt: ›Weil einen überall das Unbekannte umgibt, sucht man nach Wissen.‹

Leto warf einen Blick nach rechts über den Dünenkamm. Vor kurzem war ein Sturm gewesen. Der Azraksee, jene Fläche aus Gips, hatte sich bereits von seiner Sanddecke befreit. Ein fremenitischer Aberglaube besagte, daß jeder, der ein Biyan, eins der Weißen Gebiete, zu Gesicht bekam, einen Wunsch frei hatte, der zwei Seiten besaß: Er konnte sich auch gegen einen wenden. Aber für Leto sagte die Gipsfläche nichts anderes aus, als daß es einst offenes Wasser auf Arrakis gegeben haben mußte.

So wie es eines Tages wieder existieren würde.

Er schaute nach oben und konzentrierte sich auf eventuelle Bewegungen, die ihm entgangen waren. Die Folgen des Sturms hatten den Himmel porös gemacht, und das ihn jetzt durchdringende Licht erzeugte einen milchigen Schimmer in der Atmosphäre, über dem einsam und verloren eine silberne Sonne hing, deren Strahlen von den in großer Höhe dahinziehenden Staubteppichen reflektiert wurden.

Erneut schaute Leto auf den Hügel. Dann nahm er das Fernglas aus seinem Überlebenspack, stellte die Linsen ein und richtete es auf den nackten, grauen Klotz, in dem einst die Bewohner Jacurutus gelebt hatten. Die Feineinstellung zeigte ihm einen Dornbusch, den man gemeinhin als Königin der Nacht bezeichnete. Er wuchs an einer in den Felsen hineinragenden Stelle, die möglicherweise den Eingang des alten Sietchs bildete. Letos Blick wanderte der Länge nach über die Erhebung. Die silbernen Sonnenstrahlen veränderten Rot in Grau und verliehen der Felsformation eine ungewisse Glätte.

Leto rollte sich herum, wandte Jacurutu den Rücken

zu und versuchte, den Weg auszumachen, der ihn durch die Dünen geführt hatte. Nichts in dieser Wildnis deutete darauf hin, daß hier noch vor kurzem sich jemand genähert hatte. Bereits jetzt hatte der Wind all seine Spuren beseitigt. Nur eine schwach erkennbare Vertiefung war dort zurückgeblieben, wo er während der Nacht von seinem Wurm gesprungen war.

Wieder konzentrierte er seinen Blick auf Jacurutu. Wenn die Windfalle nicht gewesen wäre, hätte kein Anzeichen darauf hingewiesen, daß sich hier jemals Menschen aufgehalten hatten. Ohne den gewundenen Felsenhügel, der sich aus dem gebleichten Sand erhob, würde dies eine Ödnis sein, die sich von Horizont zu Horizont erstreckte.

Leto spürte plötzlich, daß er sich an diesem Ort aufhielt, weil er sich weigerte, in ein System einbezogen zu werden, das ihm von seinen Vorfahren aufgezwungen werden sollte. Er dachte daran zurück, was die Leute in ihm gesehen hatten. Jeder ihrer Blicke war auf ein universales Mißverständnis zurückzuführen.

Ich muß die Verantwortung für unseren gemeinsamen Plan akzeptieren, dachte er.

Noch einmal suchte er der Länge nach den Felsenhügel ab. Alle Beschreibungen waren sich darin einig, daß dies Fondak war. Und Fondak war mit Jacurutu identisch. Er fühlte, was diesen Ort anbetraf, eine seltsame innere Resonanz und öffnete in der Art der Bene Gesserit sein Bewußtsein, ohne zu versuchen, etwas über Jacurutu wissen zu wollen. Wissen stellte eine Barriere dar, die einen daran hinderte, etwas in Erfahrung zu bringen. Nur für einen kurzen Augenblick gestattete er sich Vermutungen, ohne jedoch Fragen oder Forderungen zu stellen.

Was ihm auffiel, war das absolute Fehlen tierischen Lebens, und das alarmierte ihn. Es gab hier keine Aasvögel – keine Adler, keine Geier, keine Falken. Selbst wenn alles andere Leben sich versteckte, Aasvögel muß-

ten zu sehen sein. Jede Wasserstelle in der Wüste war in der Regel von einer kompletten Nahrungskette umgeben – und das Ende dieser Kette waren die unausweichlichen, allgegenwärtigen Aasvögel. Keiner von ihnen war durch seine Gegenwart angelockt worden. Und dabei kannte er jene ›Sietch-Wachhunde‹, die in Reihen hingeduckt auf den Klippen eines jeden Wohnortes zu sitzen und auf Fleisch zu warten pflegten, sehr gut. Die Fremen bezeichneten sie als ›unsere Mitbewerber‹, aber sie sagten dies ohne Eifersucht, weil sie ihnen oft durch ihr Verhalten verrieten, wenn Fremde auftauchten.

Was ist, wenn selbst die Schmuggler Fondak aufgegeben haben?

Leto nahm einen Schluck aus seiner Fangtasche.

Was, wenn es hier überhaupt kein Wasser gibt?

Er dachte über seine Position nach. Er hatte zwei Würmer geritten, um hierher zu kommen; er hatte sie angetrieben und halbtot freigelassen. Er befand sich hier tief in der Inneren Wüste, wo sich der Stützpunkt der Schmuggler befinden mußte. Wenn es hier Leben gab, wenn es hier existieren konnte, dann nur in der Nähe von Wasser.

Was, wenn es kein Wasser gibt? Was, wenn dies gar nicht Fondak/Jacurutu ist?

Er richtete das Fernglas noch einmal auf die Windfalle. Ihre äußeren Ränder schienen vom Sand zerfressen zu sein und hatte eine Reparatur nötig, aber es war noch genug von ihr übrig, um Wasser aufzufangen.

Aber was, wenn es trotzdem keines gab?

Ein aufgegebener Sietch konnte sein Wasser an die Luft verlieren. Aber warum sollte er aufgegeben worden sein? Warum hielten sich hier keine Aasvögel auf? Hatte man sie wegen ihres Wassers getötet? Aber wer hatte das getan? Und wer wollte es geschafft haben, sie alle auszurotten? Hatte man sie vergiftet?

Vergiftetes Wasser.

Die Legenden, die man sich über Jacurutu erzählte, berichteten nichts darüber, daß man die Zisternen vergiftet hätte, aber die Möglichkeit bestand natürlich. Doch selbst wenn man die ehemaligen Bewohner ausgerottet hatte – würde das Gift nach dieser langen Zeit nicht seine Wirkung verlieren? Es war Generationen her, daß man die Iduali vernichtet hatte – von Gift erzählte keine der zahlreichen Geschichten, die man über sie verbreitete. Leto setzte wieder das Fernglas an die Augen. Wie konnte man einen kompletten Sietch ausrotten? Sicherlich waren einige der Leute entkommen, denn es kam selten vor, daß sich die ganze Gemeinschaft zu gleicher Zeit daheim befand. Es war immer jemand unterwegs, entweder in der Wüste oder in den Dörfern.

Mit einem resignierenden Seufzer steckte Leto das Fernglas ein, glitt an der dem Sietch abgewandten Seite die Düne hinunter und nahm sich die Zeit, sorgfältig sein Destillzelt zu tarnen, in dem er die heißen Stunden des Tages zu verbringen gedachte. Auch beseitigte er alle Spuren, die darauf hindeuteten, daß sich jemand auf dem Dünenkamm aufgehalten hatte. Als er sich in der Dunkelheit des Zelts befand, wurden seine Bewegungen träger. In seinem sicheren Schutz verbrachte er die meiste Zeit des Tages damit, schläfrig vor sich hinzudösen und gleichzeitig über mögliche Fehler nachzudenken, die er gemacht haben könnte. Seine Träume beschützten ihn, aber gegenüber dem Urteil, dem er und Ghanima sich unterworfen hatten, würde es keinen Selbstschutz geben. Ein Versagen würde ihre Seelen verbrennen. Er aß Gewürzbiskuits, schlief, erwachte, um noch einmal zu essen, etwas zu trinken und sank erneut in den Schlaf zurück. Es war eine lange Reise gewesen, eine harte Prüfung für die Muskeln eines Kindes.

Gegen Abend erwachte er, fühlte sich erfrischt und lauschte nach Anzeichen von Leben. Dann kroch er aus der sandigen Hülle. Hoch oben in der Luft trieben Sandwolken dahin, und er fühlte, wie vereinzelte Körner, die

aus einer anderen Richtung kamen, gegen seine Wangen schlugen. Er fühlte, daß ein Sturm im Anzug war.

Vorsichtig robbte er dem Dünenkamm zu und warf noch einmal einen Blick auf die geheimnisvollen Felsen. Die zwischen ihm und dem Sietch liegende Luft war gelb. Das deutete auf einen Coriolissturm hin, jenem Wind, der den Tod mit sich trug. Er würde einen Windteppich aus Sand mit sich führen, der in der Lage war, ein Gebiet zu überspülen, das vier Breitengrade umfaßte. Die desolat wirkende Leere der Gipspfanne leuchtete jetzt, die Wolken reflektierend, ebenfalls in einem gelben Schimmer. Der falsche Friede des Abends hüllte ihn ein. Dann zerbrach der Tag, und die Nacht kam mit der Plötzlichkeit der Wüste. Die Felsen verwandelten sich im Licht des Ersten Mondes in winklige Zackenlandschaften. Er fühlte die Aufschläge von Sanddornen auf der Haut. Das Getöse trockenen Donners klang wie das Echo ferner Trommeln, und in der erleuchteten Zone zwischen Mond und Finsternis erkannte er plötzliche Bewegungen: Fledermäuse. Er hörte das Rascheln ihrer Schwingen ebenso wie das Quieken ihrer dünnen Stimmchen.

Fledermäuse!

Ob es nun Absicht war oder Zufall: Dieser Ort vermittelte den Eindruck einer aufgegebenen Ödnis. Und dennoch sollte hier der Platz sein, an dem sich die halblegendäre Festung der Schmuggler befand: Fondak. Aber was, wenn er das nicht war? Was, wenn das Tabu immer gegolten hatte – und er lediglich der leeren Hülle des geisterhaften Jacurutu gegenüberstand?

Leto kroch in den Dünenschatten zurück und wartete darauf, daß die Nacht in den ihr eigenen Rhythmus verfiel. Geduld und Vorsicht – Vorsicht und Geduld. Er vertrieb sich die Zeit damit, sich über Chaucers Reiseweg von London nach Canterbury zu amüsieren und listete die Entfernungen von Southwark zu den umgebenden Ortschaften auf: Zwei Meilen nach St. Thomas, sechs

Meilen nach Greenwich, dreißig Meilen nach Rochester, vierzig Meilen nach Sittingbourne, fünfundfünfzig Meilen nach Boughton-under-Blean, achtundfünfzig Meilen nach Harbledown und sechzig Meilen nach Canterbury. Es vermittelte ihm das Gefühl einer auf dem Strom der Zeitlosigkeit treibenden Boje, zu wissen, daß nur wenige in diesem Universum sich an Chaucer erinnern konnten oder irgendein London kannten außer jenem Dorf auf Gansireed. St. Thomas wurde in der Orange-Katholischen-Bibel und im Azhar-Buch erwähnt, aber Canterbury war ebenso aus dem Bewußtsein der Menschen verschwunden wie der Planet, auf dem sich die Stadt befunden hatte. Dort lag auch die Quelle seiner Erinnerungen verborgen und die jener Leben, die drohten, ihn zu verschlingen. Irgendwann würde er dieses Canterbury aufsuchen.

Aber dennoch war seine derzeitige Reise länger und weitaus gefahrvoller.

Leto erhob sich, überquerte den Dünenkamm und bewegte sich auf die mondbeschienenen Felsen zu. Er hielt sich in den Schatten verborgen und vermied jedes Geräusch, das dazu dienen konnte, seine Gegenwart zu verraten.

Der Staub hatte sich, wie es oft vor einem Sturm geschah, verzogen. Die Nacht leuchtete klar. Obwohl der Tag nicht die geringste Bewegung offenbart hatte, hörte er jetzt kleine Geschöpfe zwischen den Steinen umherhuschen.

In der Senke zwischen zwei Dünen stieß er auf eine Jerboa-Familie, die bei seinem Erscheinen das Weite suchte. Er setzte über die nächste Sandanhäufung hinweg, während eine bange Frage ihn beschäftigte: Die Spalte, die er aus der Ferne gesehen hatte – stellte sie wirklich den Zugang zum Sietch dar? Und es gab noch andere Dinge zu bedenken: Die Sietchs der alten Zeit enthielten Fallen – vergiftete Widerhaken auf dem Boden von Fallgruben, vergiftete Stacheln von Pflanzen. Ein fre-

menitischer Ausdruck fiel ihm ein: *Die Nacht der Ohren.* Und er horchte auf das kleinste Geräusch.

Die grauen Felsen türmten sich nun vor ihm auf, und je näher er ihnen kam, desto gigantischer wurden sie. Als er lauschte, hörte er unsichtbare Vögel in den Klippen und den sanften Ruf geflügelter Räuber. Was hatte ihre Welt nur so auf den Kopf gestellt? Menschliche Dressur?

Er fror plötzlich. Zwischen den Klippen leuchtete ein Feuer auf, ein glitzernder Schein von Edelsteinen, die sich vor dem dunklen Mantel der Nacht abhoben. Es hätte eines jener Signale sein können, die man von einem Sietch aus irgendwelchen Wanderern in der Bled gab. Wer waren die Bewohner dieses Ortes? Er kroch in die tiefsten Schatten des Klippengebiets hinein, glitt mit der Hand über das Gestein und suchte nach der Spalte, die er im hellen Tageslicht von seinem Beobachtungspunkt aus entdeckt hatte. Nach dem achten Schritt machte er sie aus, nahm den Sandschnorchel in die Hand und überprüfte die Dunkelheit. Als er sich bewegte, legte sich etwas Enges und Festes über seine Schultern und Arme und machte ihn bewegungsunfähig.

Schlingpflanzen!

Er widerstand dem Bedürfnis, sich dagegen zur Wehr zu setzen; es würde lediglich dazu führen, daß der Zugriff der Ranken sich verstärkte. Er ließ den Schnorchel fallen, bewegte die Finger seiner rechten Hand und versuchte, das an der Hüfte hängende Messer zu erreichen.

Er kam sich wie ein Narr vor, daß er nicht zumindest versucht hatte, in der Dunkelheit etwas in die Spalte hineinzuwerfen, um ihre Gefahren kennenzulernen. Wahrscheinlich hatte das Feuer auf den Klippen seine ganze Aufmerksamkeit beansprucht.

Obwohl jede seiner Bewegungen die Schlingen nur noch enger machte, schaffte er es schließlich, an den Griff des Messers heranzukommen. Langsam und gedul-

dig umklammerte er es und zog es vorsichtig aus der Scheide.

Leuchtende Helligkeit umgab ihn plötzlich und ließ jegliche Bewegung erstarren.

»Oh, da ist uns ja ein hübscher Fang ins Netz gegangen.« Die Stimme gehörte einem Mann, der sich momentan hinter Leto aufhielt, und sie kam ihm entfernt bekannt vor. Er versuchte den Kopf zu drehen, obwohl er wußte, daß die Ranken ihn bei allzu heftigen Bewegungen zerquetschen würden.

Bevor er den Mann sehen konnte, hatte dieser ihm das Messer abgenommen. Dann glitt eine Hand über seinen Körper und fand jedes auch noch so kleine Hilfsmittel, die Ghanima und er ständig bei sich verborgen trugen. Nichts entging dieser Hand, nicht einmal die Würgeschlinge aus Shigadraht, die in seinem Haar verborgen war.

Leto hatte den Mann immer noch nicht gesehen.

Die Finger des Unbekannten stellten irgend etwas mit den Ranken an, und Leto fühlte, daß er besser atmen konnte. Der Mann sagte: »Sträube dich nicht, Leto Atreides. Ich habe dein Wasser in meiner Tasse.«

Mit äußerster Anstrengung, einen kühlen Kopf zu bewahren, erwiderte Leto: »Du weißt, wie ich heiße?«

»Natürlich. Wenn jemand eine Falle aufstellt, tut er das nicht ohne Grund. Man zielt auf eine bestimmte Beute ab, oder?«

Obwohl Letos Gedanken wild durcheinanderwirbelten, verhielt er sich still.

»Du fühlst dich betrogen«, sagte die tiefe Stimme. Hände drehten ihn herum. Sie fühlten sich gleichzeitig freundlich und streng an. Ein männlicher Erwachsener klärte ein Kind über Unterschiede auf.

Leto versuchte hinter das helle Licht zu sehen und erkannte die dunklen Umrisse eines von einer Destillanzugmaske vermummten Gesichts unter einer Kapuze.

Nachdem sich seine Augen mehr an das Licht gewöhnt

hatten, machte er einen dunklen Hautstreifen und die gänzlich blauen Augen eines Gewürzabhängigen aus.

»Du fragst dich sicher, was das alles zu bedeuten hat«, sagte der Mann. Seine Stimme klang durch die Maske dumpf; als versuche er, einen bestimmten Akzent zu verbergen.

»Ich habe schon vor langer Zeit aufgegeben, mich danach zu fragen, warum so viele Leute es gerne sähen, wenn die Atreides-Zwillinge tot wären«, erwiderte Leto. »Weil ihre Gründe offensichtlich sind.«

Während er sprach, waren seine Gedanken ununterbrochen in Bewegung. Eine vorbereitete Falle? Aber wer hatte davon gewußt, daß er hier auftauchen würde außer Ghanima? Unmöglich! Ghanima würde doch nicht ihren eigenen Bruder in eine Falle schicken. Gab es etwa jemanden, der ihn gut genug kannte, um seine Vorhaben vorauszuberechnen? Wer sollte das sein? Seine Großmutter? Aber wieso?

»Man kann nicht zulassen, daß du so weitermachst wie bisher«, sagte der Mann. »Schade. Aber bevor du den Thron besteigst, benötigst du eine bestimmte Erziehung.« Die Augen, die keinerlei Weiß enthielten, sahen auf ihn herab. »Du fragst dich sicher, wie jemand annehmen kann, in der Lage zu sein, einen Menschen wie dich zu erziehen, wo du über das Wissen unzähliger Geister verfügst, die dir ihre Erinnerungen gaben. Aber genau das ist es, verstehst du? Du glaubst gerade deswegen, daß man dir nichts mehr beibringen könne, obwohl ihr Wissen in dir lediglich wie in einem Lagerraum herumliegt. Bis jetzt hast du noch keinerlei Eigenleben geführt. Du bist nichts weiter als das bewegliche Abbild all dieser anderen. Und verfolgst nur ein Ziel – den Tod zu suchen. Es ist nicht gut für einen Herrscher, wenn er dem Tod nachläuft. Statt dessen solltest du deine Umgebung mit Leichen bedecken. Dein Vater, beispielsweise, verstand niemals die...«

»Du wagst es, auf diese Art von ihm zu sprechen?«

»Ich tue das nicht zum erstenmal. Immerhin war er lediglich Paul Atreides. Aber wie dem auch sei, mein Junge: Willkommen in deiner Schule.«

Der Mann schob eine Hand unter der Robe hervor und berührte Letos Wange. Er fühlte einen plötzlichen Ruck und fiel seitwärts in die Dunkelheit hinein, in der eine grüne Flagge wehte. Es war das Banner der Atreides, und es trug die Tag- und Nachtsymbole und den Dünenstab, der fraglos ein Wasserrohr darstellte. Bevor die Bewußtlosigkeit ihn einhüllte, hörte er das Gurgeln von Flüssigkeit. Oder war es ein Kichern?

36

Wir können uns noch immer an die goldenen Tage vor Heisenberg erinnern, der uns die Mauern, die unsere Schlußfolgerungen begrenzten, zeigte. Die Leben in meinem Innern finden das amüsant. Wissen, versteht ihr, ist nicht von Nutzen, wenn man damit keine Ziele verfolgt. Aber es sind gerade die Ziele, die in uns Mauern errichten.

Leto Atreides II.,
seine Stimme

Im Foyer des Tempels schrie Alia wutentbrannt auf die Wachen ein. Es waren neun Mann, und sie trugen die staubbedeckten Uniformen der Vorstadtpatrouille. Sie keuchten und schwitzten vor Anstrengung. Hinter ihnen drang das Licht des Spätnachmittags durch die Tür herein. Der Vorplatz war von den Pilgern geräumt worden.

»Meine Befehle bedeuten also überhaupt nichts für euch?« verlangte sie zu wissen.

Sie wunderte sich nicht nur über ihren eigenen Ärger, sondern auch über die Tatsache, daß sie ihn nicht unterdrückte, sondern aller Welt offen zeigte. Ihr ganzer Körper zitterte in sichtbarer Gereiztheit. Idaho verschwunden... Lady Jessica... keine Berichte... außer den Gerüchten, daß sie sich auf Salusa aufhielten. Warum hatte Idaho ihr keine Botschaft zukommen lassen? Was hatte er getan? Ob er etwas über Jarvid herausgefunden hatte?

Alia trug das gelbe Gewand, das auf Arrakis das Zeichen der Klage symbolisierte und eine brennende Sonne aus der Geschichte der Fremen verdeutlichte. In wenigen Minuten würde sie die zweite und letzte Prozession zum Alten Tor leiten, um dort das Steinzeichen für ihren ver-

lorenen Neffen fertigzustellen. Die Arbeiten daran würden noch in dieser Nacht beendet sein; eine Widmung an jenen, dem es bestimmt gewesen war, eines Tages die Fremen zu führen.

Angesichts ihres Ärgers machten die priesterlichen Wachen dennoch nicht den Eindruck, besonders niedergeschlagen zu sein; im Gegenteil. Sie standen in einer Front vor Alia, während das Licht die Umrisse ihrer Körper nachzeichnete. Der Schweißgeruch, den sie normalerweise ausgeströmt hätten, wurde von den leichten Destillanzügen aufgefangen. Ihr Führer, ein hochgewachsener blonder Kaza, dessen Bourka die Symbole der Familie Cadelam trug, schob die Maske seines Destillanzugs zur Seite, um besser sprechen zu können. Seine Stimme hatte den stolzen Tonfall einer Familie, die einst den Sietch Abbir beherrscht hatte.

»Natürlich haben wir versucht, ihn gefangenzunehmen!«

Der Mann schien offensichtlich wütend über ihren Angriff zu sein. »Er lästert Gott! Wir kennen nicht nur Ihre Befehle, sondern haben seine Worte sogar mit unseren eigenen Ohren gehört!«

»Aber Sie haben ihn nicht festnehmen können«, sagte Alia ruhig und anklagend zugleich.

Eine der anderen Wachen, eine untersetzte junge Frau, unternahm den Versuch, den Kaza zu verteidigen. »Die Menge war einfach zu groß. Ich schwöre, daß die Leute uns nicht durchgelassen haben!«

»Wir werden ihn weiterhin verfolgen«, sagte der Cadelam. »Wir werden nicht immer versagen.«

Alia sah ihn finster an. »Warum wollten Sie einfach nicht verstehen und mir gehorchen?«

»Mylady, wir...«

»Was wollen Sie tun, Sie *Cade-Lamm,* wenn sie ihn festsetzen und herausfinden, daß er wirklich mein Bruder ist?«

Der Mann ging auf die Verballhornung seines Namens nicht ein, obwohl seine Erziehung eigentlich hätte vor-

aussetzen müssen, daß er in der Lage war, Wortspiele dieser Art zu verstehen.

Er schluckte und erwiderte: »Wir müssen ihn umbringen, denn es ist sein Ziel, Aufruhr anzuzetteln.«

Die anderen sahen ihn bestürzt an, ohne jedoch das geringste an Keckheit einzubüßen. Sie hatten begriffen, was sie gehört hatten.

»Er ruft die Stämme dazu auf, sich gegen Sie zusammenzuschließen«, sagte der Cadelam.

Alia wußte jetzt, wie sie ihn zu behandeln hatte. In einem ruhigen, sachlichen Tonfall sagte sie: »Ich verstehe. Wenn Sie sich also auf diese Weise selbst opfern wollen, sollten Sie das in einer offenen Konfrontation tun, die für alle sichtbar ist, damit man erfährt, wer Sie sind und was Sie vorhaben – denn ich fürchte, das müssen Sie.«

»Mich opfern...« Er brach ab und warf seinen Kollegen einen kurzen Blick zu. Als Kaza einer Gruppe, als deren ernannter Führer, besaß er zwar das Recht, für die anderen zu sprechen, aber momentan deutete an ihm alles darauf hin, daß er es vorzog, nichts zu sagen. Die anderen Wachen rührten sich unbehaglich. Die Erhitzung der Verfolgungsjagd war schuld daran gewesen, daß sie es gewagt hatten, Alia zu trotzen. Nun begannen sie zum erstenmal über ihre Frechheit gegenüber dem ›Schoß des Himmels‹ nachzudenken. Mit erkennbarem Unbehagen wichen sie von ihrem Kaza ab.

»Um der Kirche willen, meinen Sie, sollte unsere offizielle Reaktion hart ausfallen«, sagte Alia. »So meinten Sie das doch, nicht wahr?«

»Aber, er...«

»Ich habe seine Worte selbst vernommen«, unterbrach ihn Alia. »Aber trotzdem handelt es sich hier um einen speziellen Fall.«

»Er kann nicht Muad'dib sein, Mylady!«

Wie wenig du doch weißt! dachte sie und sagte: »Wir können es einfach nicht riskieren, in aller Öffentlichkeit

über ihn herzufallen, ihm etwas zu tun, wenn die halbe Welt dabei zuschaut. Wir müssen eine günstige Gelegenheit abwarten.«

»Aber gerade in diesen Tagen ist er ständig von einem Menschenknäuel umgeben!«

»Ich fürchte, Ihnen wird nichts anderes übrigbleiben, als Geduld zu entwickeln. Wenn Sie natürlich darauf beharren, mich herauszufordern...« Sie ließ die Konsequenzen unausgesprochen, obwohl jeder sie verstand. Der Cadelam war ein ambitiöser Charakter, vor ihm lag eine glänzende Karriere.

»Wir wollten Sie nicht herausfordern, Mylady.« Der Mann hatte sich jetzt wieder unter Kontrolle. »Wir sind etwas zu rasch vorgegangen; ich sehe das jetzt ein. Verzeihen Sie uns, aber er...«

»Es ist nichts geschehen; also habe ich auch nichts zu vergeben«, erwiderte Alia und benutzte damit die allgemeingültige Formel der Fremen. Es war eine jener alten Kompromißansprüche, die dazu dienten, den Stammesfrieden zu erhalten, und glücklicherweise besaß der Cadelam noch genügend Traditionsbewußtsein, um sich daran zu erinnern. Immerhin hatte seine Familie eine ganze Reihe bekannter Führerpersönlichkeiten hervorgebracht. Die Schuldfrage zu stellen, war eine der Waffen, die ein Naib besaß, aber es war ratsam, sie sparsam anzuwenden: Die Fremen funktionierten stets dann am besten, wenn sie keinerlei Schuldgefühle in sich aufkeimen ließen.

Er erkannte Alias Aussage dadurch an, daß er sich verbeugte und sagte: »Zum Guten des Stammes; ich verstehe.«

»Machen Sie sich nun frisch«, sagte Alia. »In wenigen Minuten beginnt bereits die Prozession.«

»Jawohl, Mylady.« Sie zogen sich zurück, und jede einzelne ihrer Bewegungen deutete darauf hin, daß sie diesen Rückzug als Flucht werteten.

In Alias Kopf polterte eine tiefe Stimme: »Ah, du bist

mit dieser Situation ja wirklich spielend fertiggeworden. Mindestens ein paar dieser Leute glauben immer noch, daß du den Tod dieses Predigers willst. Sie werden schon einen Weg finden.«

»Sei still«, zischte sie. »Sei still! Ich hätte dir niemals zuhören sollen! Schau, was du angerichtet hast...«

»Du befindest dich auf dem Weg in die Unsterblichkeit«, sagte die Baßstimme.

Das Echo in ihrem Kopf erschien ihr wie ein ferner Schmerz, und sie dachte: *Wo kann ich mich verstecken? Es gibt keinen Ort, an den ich gehen kann!*

»Ghanimas Messer ist scharf«, sagte der Baron. »Vergiß das nicht.«

Alia klapperte mit den Wimpern. Ja, das durfte sie nicht vergessen. Ghanimas Messer war wirklich scharf. Vielleicht würde es sie irgendwann aus ihrer schrecklichen Lage befreien.

37

Wenn man bestimmten Worten Glauben schenkt, glaubt man auch an ihre versteckten Implikationen. Wenn man glaubt, daß etwas richtig oder falsch, wahr oder unwahr ist, glaubt man auch den hinter diesen Worten stehenden Annahmen, die diese Schlüsse ausdrücken. Solche Annahmen sind meistens voller logischer Löcher, dennoch rufen sie höchste Überzeugung hervor.

›Die unendliche Prüfung‹,
aus der ›Panoplia Prophetica‹

Letos Bewußtsein floß in einem Strom aromatischer Gerüche dahin. Er erkannte das schwere Aroma von Zimt und Melange, die Schweißausdünstungen hart arbeitender menschlicher Körper, den ätzenden Duft einer unverschlossenen Totendestille und verschiedene Arten von Staub und Feuerstein. Die Gerüche formierten sich zu einer Spur durch den Sand seiner Träume, erschufen Nebel in einem toten Land. Ihm war klar, daß sie ihm etwas zu sagen hatten, aber noch war er unfähig, ihnen zuzuhören.

Geisterhafte Gedanken flossen durch sein Bewußtsein: *Ich besitze keine mir eigenen Glieder; ich bin die Gesamtheit meiner Vorfahren. Die Sonne, die auf den Sand herabscheint, scheint in meine Seele. Einst war eine große Menge in mir, aber das hat aufgehört. Ich bin ein Fremen und werde mein Ende wie einer der ihren hinnehmen. Der Goldene Pfad ist zu Ende, bevor er begann. Er war eine Spur, die der Wind geblasen hat. Wir Fremen kennen alle Tricks, uns zu verbergen: Wir lassen weder Gesichter, noch Wasser, noch Spuren zurück... Sieh zu, wie meine Spur vergeht.*

In der Nähe seines Ohrs sagte eine männliche Stimme: »Ich könnte dich umbringen, Atreides. Ich könnte dich umbringen, Atreides.« Es wiederholte sich wieder und wieder, bis es seine Bedeutung verlor und zu einer sinnlosen Ansammlung von Worten wurde, eine Art Litanei: »Ich könnte dich umbringen, Atreides.«

Leto räusperte sich und stellte fest, daß diese einfache Reaktion seine Sinne aufrüttelte. Röchelnd sagte er: »Wer...?«

Die Stimme neben ihm erwiderte: »Ich bin ein ausgebildeter Fremen und habe noch immer mein Opfer bekommen. Ihr habt uns unsere Götter genommen, Atreides. Was kümmert uns euer verrotteter Muad'dib? Eure Götter sind tot!«

War das wirklich die Stimme eines Ourbaba, oder gehörte auch das zu seinem Traum? Leto öffnete die Augen und stellte fest, daß er ungefesselt auf einer harten Couch lag. Er blickte nach oben, sah eine felsige Decke, gedämpfte Leuchtgloben und ein unmaskiertes Gesicht, das sich ihm so nahe befand, daß er den Atem des Mannes riechen konnte, der darauf hinwies, daß man auch hier die Nahrung verwendete, die in einem Sietch üblich war. Es war das Gesicht eines Fremen, von dunkler Farbe, mit scharfen Zügen und wettergegerbter Haut. Dies war kein aufgeschwemmter Stadtbewohner, sondern ein Wüstenbewohner.

»Ich bin Namri, der Vater Jarvids«, sagte der Fremen. »Erkennst du mich jetzt, Atreides?«

»Ich kenne Jarvid«, keuchte Leto.

»Ja, deine Familie kennt meinen Sohn sehr gut. Ich bin stolz auf ihn. Aber ihr Atreides werdet ihn recht bald noch besser kennenlernen.«

»Was...«

»Ich bin einer deiner Lehrer, Atreides. Ich habe nur eine Funktion: Ich bin derjenige, der dich umbringen kann. Ich würde es mit Freuden tun. In dieser Schule besteht man seine Prüfungen, denn sie sind gleichbedeu-

tend mit dem Leben. Wer versagt, wird mir übergeben. Ich bin der Tod.«

Leto hörte eine unerbittliche Sicherheit in diesen Worten. Die Stimme ließ ihn frösteln. Sie war ein menschliches Gom Jabbar, ein nicht zu unterschätzender Gegner, der sein Recht, sich zu den Menschen zu zählen, auf eine harte Probe stellte. Er spürte hinter alldem die Hand seiner Großmutter, während sich hinter ihr wiederum die gesichtslosen Massen der Bene Gesserit drängten. Bei dem Gedanken krümmte er sich zusammen.

»Deine Erziehung beginnt durch mich«, sagte Namri. »Das ist gerecht. Und der Sache angemessen. Denn sie könnte auch durch mich enden. Hör mir jetzt aufmerksam zu. Jedes Wort, das ich dir sage, könnte ebenso deinem Leben wie auch deinem Tod förderlich sein.«

Letos Blick raste durch den Raum. Er sah Felswände. Sonst gab es nur diese Couch, die matt leuchtenden Globen und einen dunklen Gang hinter Namris Rücken.

»Du wirst nicht an mir vorbeikommen«, sagte Namri, und Leto glaubte ihm.

»Warum tust du das?« fragte er.

»Das ist bereits erklärt worden. Denk an die Pläne in deinem Kopf! Du bist hier und kannst in deinem derzeitigen Zustand auf keine Zukunft hoffen. Das Jetzt und die Zukunft passen nicht zusammen. Aber wenn du deine Vergangenheit wirklich kennst, wenn du auf sie zurückblickst und erkennst, was du einmal warst, gibt es vielleicht noch eine Möglichkeit. Wenn nicht, wirst du sterben.«

Leto stellte fest, daß Namris Tonfall keinesfalls unfreundlich war, auch wenn er keine Anstalten machte, die darin enthaltene Todesdrohung zu verschleiern.

Namri machte einen Schritt zurück und starrte auf die Felsendecke. »In alten Zeiten wandten sich die Fremen beim Morgengrauen dem Osten zu. *Eos*, verstehst du? In der alten Sprache bedeutet es Morgengrauen.«

Mit bitterem Stolz erwiderte Leto: »Ich kenne diese Sprache.«

»Dann hast du mir trotzdem nicht richtig zugehört«, erwiderte Namri mit messerscharfer Stimme. »Die Nacht war die Zeit des Chaos, der Tag die Zeit der Ordnung. So war es jedenfalls in jenen Zeiten, deren Sprache du zu sprechen glaubst: Dunkelheit/Unordnung, Helligkeit/Ordnung des Lichts. Wir Fremen haben dies geändert. Eos stellte das Licht dar, dem wir mißtrauten. Wir bevorzugten das Licht des Mondes und der Sterne. Die echte Helligkeit bedeutete zuviel an Ordnung – und das konnte sich fatal auswirken. Siehst du nun, was ihr Atreides Eos getan habt? Der Mensch ist nur eine Kreatur jenes Lichts, das ihn beschützt. Die Sonne dieses Planeten war stets unser Gegner.« Namris Blick senkte sich wieder. »Welches Licht bevorzugst du, Atreides?«

Leto sah es Namris Standfestigkeit an, daß diese Frage für ihn von hohem Gewicht war. Würde er ihn umbringen, wenn er etwas Falsches sagte? Möglicherweise ja. Namris Hand ruhte auf dem Knauf eines Crysmessers. Auf seiner Messerhand leuchtete ein magischer Ring in Form einer Schildkröte.

Leto drückte sich mit den Ellbogen von der Couch hoch und versenkte sich in jene Dinge, an die die Fremen glaubten. Sie vertrauten auf das Gesetz und wurden nicht müde, sich von den darauf basierenden Lehren erzählen zu lassen. Das Licht des Mondes?

»Ich bevorzuge... das Licht der Lisanu L'haqq«, sagte Leto und beobachtete Namri, um zu sehen, wie er darauf reagierte. Der Mann schien enttäuscht zu sein, aber immerhin löste sich seine Hand vom Griff des Messers... »Es ist das Licht der Wahrheit, das Licht des perfekten Menschen, in dem man den Einfluß al-Mutakal-lims deutlich erkennen kann«, fuhr er fort. »Welches Licht könnte ein Mensch sonst bevorzugen?«

»Du spricht wie jemand, der etwas rezitiert und nicht wie jemand, der wirklich glaubt«, sagte Namri.

Und Leto dachte: *Ich rezitiere wirklich.* Aber er begann die Strömung von Namris Gedanken zu erkennen, auch wenn das uralte Rätsel seine Worte filterte. Zur Ausbildung eines Fremen gehörten Tausende solcher Rätsel, und Leto brauchte seine Aufmerksamkeit nur auf sie zu konzentrieren: Schon wurde sein Bewußtsein von Beispielen überflutet. *Frage: Die Stille? Antwort: Der Freund des Gejagten.*

Als würde Namri seine Gedanken teilen, nickte er vor sich hin und sagte: »Es gibt eine Höhle, die für die Fremen die Höhle des Lebens darstellt. Es ist eine wirklich existierende Höhle, die in der Wüste versteckt liegt. Shai-Hulud, der Urgroßvater aller Fremen, hat sie verschlossen. Es war mein Onkel Ziamad, der mir von dieser Höhle erzählte. Er hat mich niemals belogen. Diese Höhle existiert wirklich.«

Die Stille, die Namris Worten folgte, war herausfordernd. *Die Höhle des Lebens?* »Auch mein Onkel, Stilgar, erzählte mir von ihr«, sagte er. »Sie wurde verschlossen, um Feiglingen nicht die Möglichkeit zu geben, sich in ihr zu verstecken.«

Das Licht der Globen warf einen Schatten über Namris Augen. Er fragte: »Würdet ihr Atreides diese Höhle öffnen? Ihr versucht, das Leben durch Verwaltung zu reglementieren: durch das Zentralamt für Information, Auqaf und Hadj. Der amtierende Maulana wird Kausar genannt. Er hat einen langen Weg von den Salzminen seiner Vorfahren in Niazi zurückgelegt. Erzähle mir, Atreides, was stimmt mit euren Ministerien nicht?«

Leto setzte sich aufrecht hin und wurde sich bewußt, daß er sich mitten in dieses Rätselspiel hineinbegeben hatte, dessen Strafe nur der Tod sein konnte. Der Mann erweckte in ihm den Eindruck, daß er bei der ersten falschen Antwort wirklich von seinem Messer Gebrauch machen würde.

Namri, der merkte, was in Leto vorging, sagte: »Glaube

mir, Atreides – ich bin derjenige, der die Narren zerschmettert. Ich bin der eiserne Hammer.«

Jetzt verstand Leto. Namri sah sich selbst als Mirzabah an, jenen eisernen Hammer, mit dem die Toten zerschmettert wurden, die nicht in der Lage waren, die Fragen zu beantworten, die ihnen den Eintritt ins Paradies ermöglichten.

Was stimmte nicht an dem Zentralamt, das Alia und ihre Priester gegründet hatten?

Er dachte über die Gründe nach, aus denen er in die Wüste gegangen war. Eine kleine Hoffnung, daß der Goldene Pfad sich doch noch in diesem Universum für ihn auftun würde, ergriff ihn wieder. Was dieser Namri mit seinen Fragen zu erfahren beabsichtigte, war nichts anderes als das Motiv, das Muad'dibs Sohn in die Wüste hinausgetrieben hatte.

»Es ist Gottes Sache, uns den Weg zu zeigen«, sagte er.

Namris Kinnlade klappte herunter. Er warf Leto einen prüfenden Blick zu. »Und du glaubst das wirklich?« fragte er fordernd.

»Deswegen bin ich hier«, erwiderte Leto.

»Um den Weg zu finden?«

»Um ihn für mich selbst zu finden.« Leto schob die Beine über den Rand der Couch. Der felsige Boden war unbedeckt und kalt. »Die Priester gründeten das Zentralamt, um den Weg dahinter zu verschleiern.«

»Du sprichst wie ein echter Rebell«, sagte Namri und strich mit der Hand über den Schildkrötenring. »Wir werden sehen. Und nun hör mir noch einmal sorgfältig zu. Kennst du den hohen Schildwall von Jalal-ud-Din? Er trägt die eingekratzten Zeichen meiner Familie von den ersten Tagen an. Jarvid, mein Sohn, hat diese Zeichen gesehen. Abedi Jalal, mein Neffe, sah sie ebenfalls. Und auch Mujahid Shafqat von den anderen. Während der Zeit der Stürme, in der Nähe von Sukkar, kam ich mit meinem Freund Abad in diese Gegend. Die Winde, von denen wir unsere Tänze lernten, waren so heiß, daß die

Haut Blasen warf. Wir hatten nicht mehr die Zeit, uns die Zeichen anzusehen, weil uns ein plötzlicher Sturm den Weg abschnitt. Aber als er vorbei war, erschien auf dem aufgeworfenen Sand die Vision Thattas. Ebenso war einen Moment lang das Gesicht Shakri Alis zu sehen. Er blickte auf seine Gräberstadt hinab. Obwohl die Vision schnell wieder verschwand, sahen wir sie beide. Kannst du mir sagen, Atreides, wo ich diese Gräberstadt finden kann?«

Die Wirbelwinde, von denen wir unsere Tänze lernten, dachte Leto. *Die Vision von Thatta und Shakri Ali.* Dies waren die Worte eines Zensunni-Wanderers, eines Menschen, der nur sich und seinesgleichen als das wahre Geschöpf der Wüste anerkannte.

Und Fremen war es verboten, Gräber zu besitzen.

»Die Stadt der Gräber befindet sich am Ende des Pfades, dem alle Menschen folgen«, sagte Leto und erinnerte sich an die seligmachenden Worte der Zensunni: »Es ist ein Garten, der tausend Schritte lang und breit ist. Vor ihm liegt ein herrlicher Korridor, der zweihundertdreißig Schritte lang und einhundert Schritte breit ist. Er ist von Marmor bedeckt, das aus dem alten Jaipur stammt. Und in ihm lebt ar-Razzaq, der allen Nahrung gibt, die ihn darum bitten. Und alle, die sich am Tag der Abrechnung erheben und die Stadt der Gräber suchen, werden sie nicht finden. Denn es steht geschrieben: ›Das was du kennst in der einen Welt, sollst du nicht finden in der anderen.‹«

»Schon wieder rezitierst du ohne Glauben«, knurrte Namri. »Aber ich will mich für jetzt damit zufriedengeben, weil ich glaube, daß du weißt, weswegen du hier bist.« Ein kaltes Lächeln überzog sein Gesicht. »Ich werde dir eine *provisorische* Zukunft geben, Atreides.«

Leto musterte den Mann. Er war unangenehm betroffen. War dies schon wieder eine versteckte Frage?

»Gut«, sagte Namri. »Dein Bewußtsein ist auf alles vorbereitet. Ich ziehe die Widerhaken nicht zurück. Aber

noch etwas: Hast du davon gehört, daß man in Kadrish imitierte Destillanzüge trägt?«

Da Namri auf eine Antwort zu warten schien, überlegte Leto, ob er vielleicht auf etwas ganz anderes hinauswollte. *Imitierte Destillanzüge? Sie wurden nicht nur in Kadrish getragen.* Er sagte: »Das geckenhafte Verhalten der Leute von Kadrish ist eine alte und oft erzählte Geschichte. Man sagt, daß sich sogar Tiere unter ihnen befinden, die sie nicht einmal mehr als solche erkennen.«

Namri nickte bedächtig. Dann sagte er: »Derjenige, der dir die Falle stellte, wird gleich kommen und mit dir sprechen. Du solltest nicht versuchen, diesen Raum zu verlassen. Es wäre dein sicherer Tod.« Seine Gestalt straffte sich, und er ging durch den dunklen Korridor hinaus.

Noch lange nachdem er gegangen war, warf Leto ihm einen nachdenklichen Blick nach. Von draußen hörte er Stimmen; die leisen Gespräche von Männern, die Wache standen. Noch immer dachte Leto über die wunderhafte Vision nach, von der Namri gesprochen hatte. Sie erinnerte ihn an den langen Weg, der hinter ihm lag. Es störte ihn jetzt nicht mehr, ob er sich nun in Jacurutu/Fondak oder sonstwo befand. Namri war zumindest kein Schmuggler. Er war irgend etwas Wichtigeres. Und das Spiel, das er spielte, roch verdächtig nach Lady Jessica. Es stank förmlich nach Bene Gesserit. Er glaubte, darin eine Gefahr zu erblicken. Aber der dunkle Gang, in dem Namri verschwunden war, schien der einzige Ausgang aus diesem Raum zu sein. Dahinter lag ein seltsamer Sietch, und dahinter wiederum die Wüste. Die harte Tatsache ihrer Anwesenheit, das geordnete Chaos, das sie ausstrahlte, die Wunder, die sie enthielt und die endlosen Dünen erschienen Leto wie Teile jener Falle, in der er nun gefangen war. Er konnte sie natürlich ein zweitesmal durchqueren, aber wohin würde sein Fluchtweg dann führen? Der Gedanke war wie vergiftetes Wasser. Es konnte seinen Durst nicht löschen.

38

Aufgrund des einseitigen Zeitbewußtseins, in dem der konventionelle Geist gefangen ist, tendieren Menschen dazu, über alles in einem aufeinander aufbauenden, wortorientierten Rahmen nachzudenken. Diese geistige Falle ruft sehr kurzfristige Konzepte von Effektivität und Konsequenz hervor; einen Zustand konstanter, ungeplanter Erwiderungen auf Krisen.

Liet-Kynes, ›Das Arbeitsbuch von Arrakis‹

Meine Worte und Bewegungen müssen miteinander übereinstimmen, erinnerte sich Jessica, als sie sich auf die Ankunft des angekündigten Besuchers vorbereitete.

Es war kurz nach dem Frühstück, die goldene Sonne von Salusa Secundus war eben dabei, über die Gartenmauer zu klettern, was sie von ihrem Fenster aus beobachten konnte. Sie hatte sich mit Sorgfalt gekleidet und trug den schwarzen Kapuzenumhang einer Ehrwürdigen Mutter, der an den Rändern und den Ärmeln mit der goldenen Biese der Atreides abgesetzt war. Jessica korrigierte den Sitz ihrer Kleidung, wandte dem Fenster den Rücken zu und legte den rechten Arm auf die Hüfte, um auf das Habichtmotiv hinzuweisen, das sich dort befand.

Farad'n bemerkte, als er den Raum betrat, sofort, auf was sie ihn hinweisen wollte, aber er zeigte weder Verärgerung noch Überraschung. Seine Stimme klang so, als würde er sich unterschwellig sogar amüsieren, und das verwunderte Jessica nun doch. Sie stellte fest, daß er den grauen Anzug trug, den sie erwartet hatte, placierte ihn auf den niedrigen, grünen Diwan und sah zu, wie er sich entspannte.

Warum vertraue ich ihr überhaupt? fragte sich Farad'n. *Sie ist immerhin eine Bene-Gesserit-Hexe!*

Jessica, die seine Gedanken aus dem Widerspruch seiner entspannten Gestalt zum Ausdruck seines Gesichts erriet, lächelte und sagte: »Sie vertrauen mir, weil Sie wissen, daß unser Handel ein guter ist, und Sie möchten, daß ich Ihnen etwas beibringe.«

Als sie sah, daß er die Stirn runzelte und die Augenbrauen hob, winkte sie ab, um ihn zu beruhigen. »Nein, ich kann keine Gedanken lesen. Aber ich verstehe es, meine Schlüsse daraus zu ziehen, wie jemand den Körper bewegt, das Gesicht verzieht, wie seine Stimme klingt oder welche Gesten er macht. Jeder, der die Ausbildung der Bene Gesserit besitzt, kann das.«

»Und das werden Sie auch mir beibringen?«

»Ich bin sicher, daß Sie eine Menge Berichte über uns gelesen haben«, sagte Jessica. »Können Sie sich an einen erinnern, der davon spricht, daß wir je unser Wort gebrochen haben?«

»Das nicht, aber...«

»Wir überleben zu einem Großteil deswegen, weil die Leute auf unsere Zuverlässigkeit vertrauen. Daran hat sich nichts geändert.«

»Ein angemessener Weg«, sagte Farad'n. »Ich kann es kaum noch erwarten, damit zu beginnen.«

»Es überrascht mich, daß Sie die Bene Gesserit niemals um eine Lehrerin gebeten haben«, sagte Jessica. »Sie hätten die Möglichkeit, Sie in ihrer Schuld zu wissen, niemals abgelehnt.«

»Meine Mutter hätte es niemals erlaubt, wenn ich sie darum gebeten hätte«, sagte Farad'n. »Aber jetzt...« Er zuckte die Achseln, als sei dies der einzige Kommentar, den er für Wensicias Verbannung übrig habe. »Fangen wir jetzt an?«

»Es wäre besser gewesen, Sie hätten damit angefangen, als Sie noch jünger waren«, sagte Jessica. »Es wird jetzt etwas schwerer sein und mehr Zeit in Anspruch

nehmen. Wir werden damit anfangen, zu lernen, wie man Geduld entwickelt. Extreme Geduld. Ich hoffe, daß Sie nicht der Ansicht sind, daß der Preis, den Sie zahlen werden, zu hoch ist.«

»Angesichts der Belohnung, die Sie mir bieten, kann ich das wohl nicht sagen.«

Sie hörte die Sicherheit, den Druck der auf ihm liegenden Erwartungen und den Anflug von Gewißheit in seiner Stimme. All das schien ihr auf eine gute Ausgangsposition für einen Anfang hinzudeuten. Sie sagte: »Das Erlernen von Geduld beginnt mit einigen einfachen *Prana-Bindu*-Übungen der Beine und Arme und dem Atmen. Die Hände und Finger sparen wir uns für später auf. Sind Sie soweit?«

Sie nahm auf einem Stuhl ihm gegenüber Platz.

Farad'n nickte und mimte, um seine Furcht nicht offenbar werden zu lassen, einen erwartungsvollen Blick. Tyekanik hatte ihn davor gewarnt, daß sich hinter Lady Jessicas Angebot möglicherweise ein von der Schwesternschaft inszenierter Betrug verbarg. »Man kann einfach nicht sichergehen, ob sie sich nicht ein zweitesmal von dieser Organisation losgesagt hat – oder von ihr verstoßen wurde.« Farad'n war diesem Argument mit einem Ausbruch entgegengetreten, für den er sich jetzt noch schämte. Und gerade diese vorschnelle Reaktion seines Bewußtseins hatte ihn mißtrauisch gemacht. Er warf einen raschen Blick durch den Raum und musterte die in die Wände eingelassenen, juwelenartigen Steine, die keine waren. Alles, was in diesem Raum geschah, würde aufgezeichnet und von anderen Leuten auf jede Nuance, jedes Wort und jede Bewegung hin analysiert werden.

Jessica, der nicht verborgen blieb, wem sein Interesse galt, und trotzdem nicht zeigte, was sie wußte, lächelte. Sie sagte: »Um die Geduld zu erlernen, wie es die Bene Gesserit tun, müssen Sie die Instabilität unseres Universums als etwas Grundsätzliches anerkennen. Wir nen-

nen die Natur - und zwar in der Ganzheit ihrer Manifestationen - das ultimative Non-Absolutum. Um Ihre Vision zu befreien und Ihnen zu gestatten, die Bedingungen, die den Wechsel der Natur hervorrufen, zu erkennen, werden Sie zunächst beide Hände eine Armlänge von sich entfernt halten. Starren Sie auf ihre ausgestreckten Hände, zuerst auf die Handflächen und dann auf die Rückseiten. Erkennen Sie Ihre Finger - von allen Seiten. Fangen Sie an.«

Farad'n tat, wie ihm geheißen, aber er kam sich dabei wie ein Trottel vor. Immerhin handelte es sich um seine eigenen Hände. Und die kannte er.

»Stellen Sie sich vor, daß Ihre Hände altern«, sagte Jessica. »Sie müssen sich vor Ihren Augen in die Hände eines Greises verwandeln. Sie müssen alt werden, sehr alt. Bemerken Sie, wie trocken Ihre Haut...«

»Mit meinen Händen verändert sich gar nichts«, sagte Farad'n. Allerdings spürte er, wie seine Armmuskeln zu zittern begannen.

»Hören Sie nicht auf, Ihre Hände anzusehen. Machen Sie sie alt, so alt, wie Sie es sich nur vorstellen können. Es kann eine Zeit dauern. Aber sobald Sie sie altern sehen, kehren Sie den Prozeß um. Machen Sie sie wieder jung - so jung, wie es Ihnen möglich ist. Versuchen Sie, sie dazu zu bewegen, sich von Kinder- in Greisenhände zu verwandeln und wieder zurück. Hin und zurück.«

»Aber sie verändern sich gar nicht!« protestierte Farad'n. Jetzt schmerzten auch schon seine Schultern.

»Wenn Sie es Ihren Sinnen befehlen, werden sie sich verändern«, sagte Jessica. »Konzentrieren Sie sich auf einen sichtbaren Zeitstrom: Von der Kindheit zum Alter, vom Alter zur Kindheit. Es kann Stunden, Tage oder Monate dauern. Aber man kann es ausführen. Und wenn Sie den Wechselfluß umkehren, werden Sie erkennen, daß jedes System sich lediglich in relativer Stabilität befindet.«

»Ich dachte, ich würde Geduld lernen.« Seine Stimme klang ärgerlich und frustriert.

»Und relative Stabilität«, erwiderte Jessica. »Diese Perspektive hat in Ihnen Ihr eigener Glaube erzeugt, und den Glauben kann man mit der Vorstellungskraft manipulieren. Sie haben bisher lediglich eine sehr begrenzte Möglichkeit besessen, sich das Universum zu vergegenwärtigen. Jetzt müssen Sie aus ihm eine eigene Schöpfung machen. Das wird Ihnen erlauben, jede relative Stabilität für den eigenen Bedarf nutzbar zu machen; für jeden Bedarf, den man sich nur vorstellen kann.«

»Wie lange, sagten Sie, kann das dauern?«

»Geduld«, erinnerte sie ihn.

Ein spontanes Grinsen legte sich auf seine Lippen. Er sah Jessica interessiert an.

»Schauen Sie auf Ihre Hände!« sagte sie barsch.

Das Grinsen erlosch. Sofort fiel sein Blick wieder auf die ausgestreckten Hände.

»Was tue ich, wenn meine Arme müde werden?« fragte Farad'n.

»Aufhören zu reden und sich konzentrieren«, erwiderte Jessica. »Wenn Sie zu müde werden, hören Sie einfach auf. Ruhen Sie sich ein paar Minuten lang aus und beginnen sie erneut. Sie müssen so lange weitermachen, bis es klappt. In Ihrem gegenwärtigen Stadium ist das wichtiger, als Sie möglicherweise glauben. Entweder Sie lernen diese Lektion, oder es wird keine weiteren geben.«

Farad'n holte Luft, biß sich auf die Lippe und starrte auf seine Hände. Langsam drehte er sie um. Vorderseite, Rückseite, Vorderseite, Rückseite. Nichts passierte.

Jessica stand auf und ging auf die einzige Tür zu.

Ohne sich von den Händen abzuwenden, sagte Farad'n: »Wohin gehen Sie?«

»Sie werden es eher schaffen, wenn Sie allein sind. In einer Stunde komme ich zurück. Und haben Sie Geduld.«

»Ich weiß.«

Sie schaute ihn kurz an. Wie angespannt er aussah. Mit einer abrupten Beklemmung erinnerte sie sich an ihren eigenen verlorenen Sohn, erlaubte sich einen Seufzer und sagte: »Wenn ich zurückkomme, werde ich Ihnen zeigen, wie man die Muskeln wieder entspannt. Geben Sie nicht auf. Es wird Sie überraschen, was der Körper und die Sinne alles fertigbringen.«

Dann ging sie hinaus.

Als sie auf die Halle zuging, marschierten die allgegenwärtigen Wachen drei Schritte hinter ihr her. Sie waren gleichzeitig ängstlich und mißtrauisch; Sardaukar, die man nicht erst vor ihren geheimnisvollen Kräften zu warnen brauchte. Diese Männer hatten ihre Lektion bereits auf Arrakis gelernt. Diese Hexe war gleichzeitig eine Ehrwürdige Mutter der Fremen, eine Bene Gesserit und eine Atreides.

Als Jessica sich umwandte, sah sie nichts als starre Gesichter. Sie erreichte die Treppe, ging hinunter und betrat über einen kurzen Korridor den unter ihrem Fenster liegenden Garten.

Unter ihren Füßen erstreckte sich ein Weg. Die Gartenpflanzen filterten das Sonnenlicht. Und sie dachte: *Wenn nur Duncan und Gurney ihren Rollen gerecht werden.*

39

Der nächste Schritt in Ihrer Mentatenausbildung wird das Erlernen integrierter Kommunikationsmethoden sein. Hierbei handelt es sich um eine Tätigkeit, die die Datenwege Ihres Bewußtseins überlagern, Komplexitäten aufbauen und Massen von Eingaben aus dem Mentaten-Indexkatalog, den Sie ja bereits gemeistert haben, hervorrufen kann. Ihr Anfangsproblem wird der Spannungszusammenbruch sein, der aus den divergierenden Einzelheiten/Daten erwächst. Seien Sie gewarnt! Ohne Anwendung der Mentaten-Überlagerungsintegration können Sie im Babel-Problem versinken, was den Zustand bezeichnet, der sich aus der allgegenwärtigen Gefahr des Ziehens falscher Schlüsse trotz zutreffender Informationen ergibt.

Das Handbuch des Mentaten

Das Geräusch aneinander reibender Textilien rief in Leto Wellen der Wachsamkeit hervor. Er war überrascht, daß seine Sensitivität bereits so abgestimmt war, daß er die Art der Textilien schon an den Geräuschen, die sie erzeugten, erkennen konnte: Das Reiben stammte von einer fremenitischen Robe, die mit einem Türvorhang in Berührung gekommen war. Er wandte sich der Richtung des Geräusches zu. Es kam aus dem Gang, durch den Namri erst wenige Minuten zuvor verschwunden war. Im gleichen Augenblick, in dem er sich drehte, sah er den Mann eintreten, der ihn gefangen hatte. Noch immer war von seinem Gesicht lediglich jene Stelle zu sehen, die oberhalb der Destillanzugsmaske lag. Ein Blick aus harten Augen traf ihn. Dann hob der Mann die Hand, löste

das Fangrohr von der Nase, zog die Maske herab und warf im gleichen Augenblick die Kapuze zurück. Noch bevor er dazu kam, die Narbe am Kinn des Fremden zu sehen, erkannte Leto ihn. Die Erkenntnis war so total, daß er gar nicht mehr nach anderen Erkennungszeichen zu suchen brauchte. Kein Zweifel, dieser menschliche Koloß, dieser Kämpfer-Troubadour, war niemand anderes als Gurney Halleck!

Leto ballte die Hände zu Fäusten. Diese Überraschung mußte er erst einmal verdauen. Niemand, der je in den Diensten der Atreides gestanden hatte, war je loyaler gewesen. Keiner besser im Schildkampf. Er war Pauls Lehrer und Vertrauter gewesen.

Und er war Lady Jessicas Bediensteter.

Diese Erkenntnis und vieles andere zuckte durch Letos Gehirn. Gurney hatte ihn festgesetzt. Er arbeitete mit Namri bei dieser Verschwörung zusammen. Also gehörte auch Lady Jessica dazu.

»Ich habe gehört, daß Sie schon unseren Namri kennengelernt haben«, sagte Halleck. »Ich bete darum, daß Sie ihm glauben, junger Herr. Er versieht hier wirklich nur eine einzige Funktion. Und die besteht darin, daß er Sie umbringt, sollten die Notwendigkeiten es erfordern.«

Leto imitierte unwillkürlich den Tonfall seines Vaters, als er sagte: »Also bist du zu meinen Feinden übergelaufen, Gurney! Ich hätte niemals gedacht, daß...«

»Versuche keinen deiner teuflischen Tricks an mir, Bursche«, sagte Halleck streng. »Ich bin gegen jeden gewappnet. Ich befolge die Befehle Ihrer Großmutter. Sie hat Ihre Ausbildung bis ins kleinste Detail geplant und war mit der Auswahl Namris einverstanden. Auch das, was als nächstes auf Sie zukommt – so schmerzlich es auch sein mag –, geschieht auf ihre Anweisung hin.«

»Und was hat sie angewiesen?«

Halleck zog eine Hand aus den Falten seiner Robe und zeigte einen fremenitischen Injektor. Er war zwar pri-

mitiv, aber effizient. In der transparenten Röhre befand sich eine blaue Flüssigkeit.

Leto machte einen Satz nach hinten, aber die Felswand unterband weitere Fluchtversuche auf der Stelle. Er hatte sich kaum bewegt, als Namri hereinkam, sich neben Halleck stellte und eine Hand auf den Griff seines Crysmessers legte. So wie die beiden Männer jetzt standen, blockierten sie den einzigen Ausgang.

»Ich stelle fest, daß du die Gewürzessenz erkannt hast«, sagte Halleck. »Wir begeben uns jetzt auf einen Trip, mein Junge. Es gibt keinen anderen Weg. Wenn du dich weigerst, das zu tun, was dein Vater wagte, wirst du dein Leben lang darunter zu leiden haben.«

Leto schüttelte wortlos den Kopf. Dies war genau die Situation, die sie beide, weder Ghanima noch er durchstehen konnten. Dieser Gurney war ein ignoranter Narr! Wie konnte Jessica nur... In seinem Bewußtsein tauchte plötzlich die Gegenwärtigkeit seines Vaters auf. Er drängte sich in seinen Geist und versuchte, die Abwehrgefühle zu durchbrechen. Leto wollte in hellem Entsetzen aufschreien, aber kein Laut drang über seine Lippen. Hier ging es um genau das, was sein Vorgeborenen-Bewußtsein am allermeisten fürchtete. Sie wollten ihn dazu zwingen, sich einer Gewürztrance hinzugeben, um eine unwandelbare Zukunft mit all ihren Schrecknissen zu erkennen. Nicht einmal Jessica konnte so schlecht sein, ihren Enkel einem solchen Schicksal auszusetzen. Dennoch war ihre Gegenwart in seinem Geist verschwommen zu erkennen. Die Litanei gegen die Furcht schwoll in Letos Kopf zu einem übermächtigen Dröhnen an: *›Ich darf mich nicht fürchten. Die Furcht tötet das Bewußtsein. Sie ist der kleine Tod, der die Vernichtung bringt. Ich will meiner ins Auge schauen. Ich will ihr erlauben, mich zu durchdringen und...‹*

Mit einem Fluch, der bereits uralt gewesen war, als Chaldäa noch in voller Blüte stand, versuchte Leto zu entwischen - aber seine Muskeln waren wie taub. Als

hätte ihn die Trance bereits ergriffen, sah er, wie sich Hallecks Hand bewegte und den Injektor hob. Im Licht der Globen leuchtete die blaue Flüssigkeit auf. Der Injektor berührte Letos linken Arm. Eine Schmerzwelle durchbohrte ihn und schoß bis in seine Halsmuskeln hinauf und dann in seinen Kopf.

Plötzlich sah er eine junge Frau, die vor einer primitiven Hütte im Morgenlicht saß. Sie saß ihm genau gegenüber und röstete Kaffeebohnen, die sie mit Cardamom und Melange vermischte. Irgendwo hinter ihm erklang das Krächzen eines Raben. Der Klang wiederholte und wiederholte sich, bis er endlich in sein Bewußtsein drang, ohne aufzuhören. Er übergoß seinen Körper, und er fühlte sich plötzlich groß, ungeheuer groß und überhaupt nicht mehr wie ein Kind. Aber die Haut, die er trug, war nicht die seine. Er kannte diese Empfindung! Es war nicht seine Haut. Wärme durchpulste seinen Körper. So abrupt, wie diese Vision gekommen war, fand er sich plötzlich in der Dunkelheit wieder. Es war Nacht. Sterne fielen wie glühende Funken scharenweise durch den Kosmos.

Obwohl ein Teil seines Ichs wußte, daß er keine Möglichkeit des Entkommens hatte, kämpfte der andere dagegen an. Dann fühlte er wieder die Gegenwart seines Vaters. »Ich werde dich beschützen, solange du hilflos bist. Niemand wird dir etwas tun.«

Der Wind warf Leto um. Er fiel hin und rollte über den Boden. Der Wind zischte, überschüttete ihn mit Staub und Sand, riß an seinen Armen und seinem Gesicht, zerrte ihm die Kleider vom Leibe und ließ die Stoffreste flattern. Aber er fühlte keinen Schmerz. Er rollte, vom Wind getrieben, dahin. Und die Haut, die er trug, war nicht seine eigene.

Es wird geschehen! dachte er.

Aber der Gedanke schien aus weiter Ferne zu kommen, als sei auch er nicht sein eigener Gedanke, genausowenig wie die Haut die seine war.

Die Vision absorbierte ihn. Sie wurde zu einer mehrdimensionalen Erinnerung, die Vergangenheit und Gegenwart, Zukunft und Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit umfaßte. Jeder einzelne Teil mündete in einem Brennpunkt, den er als multidimensionale Reliefkarte seiner eigenen zukünftigen Existenz begriff.

Er dachte: *Die Zeit ist ein Kriterium des Raums, so wie ein Mensch ein Kriterium des Raums ist. Aber Kriterien fesseln uns.*

Er spürte, daß der Trancezustand sich vertiefte. Er kam wie eine Ausdehnung innerlicher Erkenntnis, die seine Identität aufsaugte und ihn spüren ließ, daß er sich veränderte. Es war lebende Zeit, aber er war unfähig, einen Teil von ihr festzuhalten. Erinnerungsfetzen, Zukunft und Vergangenheit, überschwemmten ihn wie sich bewegende Montagen. Ihre Beziehungen unterlagen einem permanenten Tanz. Sein Bewußtsein war eine Linse, ein leuchtender Suchscheinwerfer, der sich auf verschiedene Fragmente richtete und sie isolierte, ohne indes fähig zu sein, die unaufhörlichen Bewegungen und Modifikationen, die an ihm vorbeirauschten, zu bremsen.

Das, was er und Ghanima geplant hatten, rückte ins Blickfeld des Scheinwerfers und rückte alles andere an den Rand – aber nun erschreckte es ihn. Die Realität dieser Vision verursachte Schmerzen. Sein Ego duckte sich angesichts der Unvermeidbarkeit.

Und die Haut, die er trug, war nicht die seine! Vergangenheit und Gegenwart wälzten sich durch ihn hindurch und prallten gegen die Barrieren seines Entsetzens. Er konnte sie nicht teilen. Einen Augenblick lang sah er sich selbst Butlers Djihad fortsetzen, den Feldzug, der sich gegen alle Maschinen gerichtet hatte, die menschliches Bewußtsein besaßen. Das mußte die Vergangenheit sein – sie war vergangen und vergessen. Dennoch dauerte es eine Weile, bis seine Sinne die Erfahrung hinter sich brachten. Er hörte einen Ministerialassistenten von einer Kanzel aus verkünden: *»Wir müssen die Denkma-*

schinen vernichten. Die Menschheit muß sich nach ihren eigenen Richtlinien verhalten. Das können Maschinen nicht für sie erledigen. Urteilskraft beruht auf Programmierung, nicht auf Technik. Und wir sind das ultimative Programm!«

Er hörte die Stimme deutlich und erkannte seine Umgebung – eine weite, finstere Halle mit verdunkelten Fenstern – außerordentlich klar. Die einzigen Lichtquellen waren brennende Fackeln. Und der Ministerialassistent sagte: *»Unser Djihad ist ein Dämpfungsprogramm. Wir verweisen alles, was unsere Rolle als Menschen zerstören kann, in seine Schranken!«*

Und er wußte plötzlich, daß dieser Sprecher sich gegen die Computer gewandt hatte, weil er einst ihr Diener gewesen war und sie kannte. Aber auch diese Szene verschwand. Ghanima stand vor ihm und sagte: *»Gurney weiß Bescheid. Er hat es mir gesagt. Er benutzte Duncans Worte, und Duncan ist ein Mentat. ›Indem man Gutes tut, entgeht man der Offenkundigkeit; indem man Schlechtes tut, entgeht man der Selbsterkenntnis‹.«*

Das mußte die Zukunft sein – eine ferne Zukunft. Aber er fühlte ihre Realität. Sie war so intensiv wie jede einzelne der Vergangenheiten seiner inneren Leben. Und er flüsterte: »Ist es nicht wahr, Vater?«

Aber die Gegenwärtigkeit seines Vaters in ihm sagte warnend: *»Fordere keine Katastrophe heraus! Du bist im Begriff, stroboskopische Bewußtheit zu erfahren. Ohne sie könntest du dich selbst überrennen und deine Platzmarkierung in der Zeit verlieren!«*

Die nebelhafte Empfindung verschwand. Es donnerte wieder auf Leto nieder. Vergangenheit – Gegenwart – Jetzt. Es gab keine Unterteilung mehr. Er wußte, daß er sich auf diesem Strom würde treiben lassen müssen, aber davor fürchtete er sich. Wie sollte er je zu einem Ort zurückkehren können, den er kannte? Irgend etwas in ihm drängte ihn, den Widerstand aufzugeben. Es war unmöglich, dieses neue Universum und die ihm entströ-

menden Informationen zum Stillstand zu bewegen. Es klappte nicht. Aber sie konnten doch nicht für ewig und alle Zeiten so weiterfließen! Er mußte den Wechselrhythmus finden und dazwischenzukommen versuchen. Ohne zu wissen, wie es angefangen hatte, fand er sich plötzlich innerhalb eines gigantischen *moment bienheureux* wieder und war fähig, die Vergangenheit von der Zukunft, von der Gegenwart aus die Vergangenheit und das *Jetzt* sowohl von der Vergangenheit als auch von der Zukunft aus zu erkennen. Es war eine Ansammlung von Jahrhunderten, die sich ihm zwischen zwei Herzschlägen vermittelte.

Letos Bewußtsein bewegte sich frei dahin, ohne daß sich Barrieren vor ihm aufrichteten. Namris ›provisorische Zukunft‹ blieb ebenso in ihm wie viele andere. Und während dieser zerbrochenen Gewißheit wurden alle die der Vergangenheit angehörenden inneren Leben zu seinem eigenen. Er beherrschte sie alle. Sie gehörten *ihm*.

Er dachte: *Wenn man ein Objekt aus der Ferne betrachtet, vermag man nur sein Prinzip zu erkennen.* Er hatte die Entfernung bezwungen und konnte nun sein eigenes Leben erkennen: Die Multi-Vergangenheit und ihre Erinnerungen waren seine Bürde, aber auch seine Freude und Notwendigkeit. Aber der Wurmritt hatte dem noch eine zusätzliche Dimension hinzugefügt: Sein Vater brauchte nicht mehr länger in ihm zu sein, um ihn zu bewachen, weil es dafür keinen Grund mehr gab. Leto durchschaute mit Klarheit die Distanzen: Vergangenheit/Gegenwart. Und die Vergangenheit konfrontierte ihn mit seinem ultimativen Vorfahren – einem Mann, den man Harum nannte, und ohne den die ferne Zukunft nicht sein würde. Diese klaren Zwischenräume sorgten für neue Prinzipien, neue Dimensionen, die es zu teilen galt. Welches Leben er von nun an auch wählte, er würde es in einer autonomen Sphäre eines Kollektivbewußtseins leben, einer Kette von Geistern, die

so zahlreich waren, daß kein Leben lang genug war, um ihre Generationen zu zählen. Einmal erweckt, verfügte das Kollektivbewußtsein über genügend Kraft, jeglichen in ihm schlummernden Egoismus zu dämpfen. Er konnte dafür sorgen, daß es von einem Individuum ebenso gefühlt werden konnte wie von einer Nation, Gesellschaft oder einer ganzen Zivilisation. Und deswegen, natürlich, hatte Gurney versucht, ihm Angst einzujagen, und deshalb wartete Namris Messer auf ihn. Sie durften keinesfalls erfahren, über welche Kraft er verfügte. Niemand durfte sie in ihrer Gänze erkennen – nicht einmal Ghanima.

Leto erhob sich, setzte sich auf und blickte um sich. Er stellte fest, daß nur noch Namri anwesend war. Sie beobachtete ihn.

Mit einer greisenhaften Stimme sagte Leto: »Es gibt keine festgesetzten Grenzen für alle Menschen. Universale Voraussagen sind nichts als ein Mythos. Man kann lediglich die weltbewegendsten lokalen Strömungen vorhersagen. Aber in einem unendlichen Universum kann es *lokal* so gigantische Gebiete umfassen, daß das Gehirn vor ihnen zusammenschrumpft.«

Namri schüttelte verständnislos den Kopf.

»Wo ist Gurney?« fragte Leto.

»Er ging, bevor er mitansehen mußte, wie ich dich erschlage.«

»Willst du das tun, Namri?« Es klang beinahe wie eine Bitte.

Namri nahm die Hand von seinem Messer. »Weil du mich darum bittest, tue ich es nicht. Wenn du dich indifferent gezeigt hättest...«

»Es ist die Krankheit der Indifferenz, die viele Dinge zerstört«, sagte Leto. Er nickte bedächtig. »Ja... selbst Zvilisationen sterben daran. Es ist beinahe so, als sei das der Preis, den man für das Erlangen neuer Bewußtseinsstufen zu zahlen hat.« Er schaute zu Namri auf. »Man hat dir also aufgetragen, mich auf Indifferenzen hin zu

beobachten?« Und er sah, daß Namri mehr war als nur ein Killer – er war falsch.

»Als Anzeichen ungezähmter Kraft«, erwiderte Namri, aber das war eine Lüge.

»Gleichgültige Kräfte, sicher.« Leto setzte sich auf und seufzte tief. »Es hat keine moralische Größe im Leben meines Vaters gegeben, Namri; nur eine örtliche Falle, die er für sich selbst erbaute.«

40

Oh, Paul Muad'dib,
Mahdi aller Menschen,
Dein Atem entweicht,
Erzeugt den Sturm.

Lieder des Muad'dib

»Niemals!« sagte Ghanima. »Ich bringe ihn schon in unserer Hochzeitsnacht um!« Sie sprach mit einer solch wütenden Sturheit, daß bisher alle Überredungsversuche fehlgeschlagen waren. Alia und ihre Berater hatten es die halbe Nacht versucht, hielten die Regentschaftsquartiere in einem ruhelosen Zustand besetzt und schickten nach Verstärkung, Nahrung und Getränken. Der gesamte Tempel litt unter den Frustrationen ungetroffener Entscheidungen.

Ghanima saß wie gemalt in einem grünen Schmiegesessel ihrer eigenen Räume, einem großen Zimmer, dessen Wände aus imitierten Felsen bestanden, um die Umgebung eines Sietchs künstlich hervorzurufen. Die Decke allerdings war aus Imbarkristall, und den Boden bedeckten schwarze Kacheln. Die Einrichtung war spartanisch: Ein kleiner Schreibtisch, fünf Schmiegesessel und ein kleiner Diwan aus Fremenproduktion, der in einem Alkoven stand. Bekleidet war Ghanima mit einer gelben Robe.

»So frei, daß du über jeden Aspekt deines Lebens entscheiden kannst, bist du auch nicht«, sagte Alia möglicherweise zum einhundertstenmal. *Diese kleine Närrin muß es früher oder später doch einsehen! Sie muß die Verlobung mit Farad'n anerkennen! Sie muß! Meinetwegen soll sie ihn anschließend umbringen, aber*

die Verlobung erforderte eine offene Anerkennung der Fremen.

»Er hat meinen Bruder umgebracht«, sagte Ghanima und stützte sich damit auf ihr Hauptgegenargument. »Jedermann weiß das. Die Fremen würden bei jeder Nennung meines Namens ausspucken, wenn ich dazu meine Einwilligung gäbe.«

›Und das ist einer der Gründe, weswegen ich deine Einwilligung haben muß‹, dachte Alia. Sie sagte: »Seine Mutter hat das getan. Er hat sie für diese Tat in die Verbannung geschickt. Was willst du sonst noch von ihm?«

»Sein Blut«, erwiderte Ghanima. »Er ist ein Corrino.«

»Er hat seine eigene Mutter angezeigt«, protestierte Alia. »Und weswegen solltest du dich wegen der Fremenmeute aufregen? Sie nehmen alles hin, was man ihnen zum Akzeptieren vorlegt. Ghani, der Frieden des Imperiums verlangt einfach...«

»Ich gebe meine Einwilligung nicht«, sagte Ghanima. »Und ohne sie kannst du die Verlobung nicht bekanntgeben.«

Irulan, die den Raum gerade betreten hatte, während Ghanima sprach, warf Alia einen durchdringenden Blick zu und musterte die beiden weiblichen Ratgeber, die neben ihr standen. Sie sah, daß Alia wütend die Arme hob und sich in einen Ghanima gegenüber stehenden Sessel warf.

»Sprich du mit ihr, Irulan«, sagte sie.

Irulan zog sich einen Schmiegesessel heran und nahm neben Alia Platz.

»Du bist eine Corrino, Irulan«, sagte Ghanima. »Es ist sinnlos, daß du an mir dein Glück versuchst.« Ghanima stand auf, ging auf den kleinen Diwan zu und setzte sich mit gekreuzten Beinen. Sie warf den beiden Frauen einen Blick zu. Irulan, stellte sie fest, trug eine schwarze Aba, deren Kapuze zurückgeschlagen war und ihr goldenes Haar freiließ. Es leuchtete unter den Strahlen der sanft scheinenden Globen.

Irulan sah Alia an, stand wieder auf und durchquerte den Raum, um vor Ghanima stehenzubleiben. »Ghani, wenn ich der Meinung wäre, daß man auf diese Art Probleme aus der Welt schaffen kann, würde ich ihn selbst töten. Und Farad'n ist mein eigenes Fleisch und Blut, wie du freundlicherweise angedeutet hast. Aber du hast Verpflichtungen, die weitaus größer sind als die, die du den Fremen gegenüber zu haben glaubst...«

»Auch wenn es von dir kommt, hört es sich nicht besser an, als von meiner liebenswerten Tante«, erwiderte Ghanima. »Das Blut eines Bruders kann man nicht abwaschen. Und das ist wahrlich mehr als nur ein kleiner fremenitischer Aphorismus.«

Irulan preßte die Lippen zusammen. Schließlich meinte sie: »Farad'n hält deine Großmutter gefangen. Er hat auch Duncan, und wenn wir nicht...«

»Ich bin nicht zufrieden mit den Geschichten, wie das angeblich alles geschehen ist«, sagte Ghanima und sah an Irulan und Alia vorbei. »Duncan starb einmal, um meinen Vater nicht in die Hände seiner Feinde fallen zu lassen. Vielleicht ist sein neuer Ghola-Körper nicht mehr der gleiche wie...«

»Duncan hatte den Auftrag, das Leben deiner Großmutter zu beschützen!« fauchte Alia und wirbelte mitsamt dem Schmiegesessel herum. »Ich bin sicher, daß er dem einzigen Weg gefolgt ist, der ihm möglich erschien.« Und sie dachte: *Duncan! Duncan! So hättest du es nicht tun sollen!*

Ghanima, die hinter den Worten ihrer Tante eine gewisse Künstlichkeit witterte, starrte Alia an. »Du lügst, o Schoß des Himmels. Ich habe von dem Kampf, den du mit meiner Großmutter hattest, gehört. Was ist es, das du über sie und deinen Duncan zu erzählen fürchtest?«

»Du weißt alles«, sagte Alia, aber sie fühlte die versteckte Anschuldigung hinter Ghanimas Worten. Sie stand auf und meinte: »Alles, was ich weiß, weißt auch

du.« Und an Irulan gewandt: »Bearbeite sie weiter. Sie muß einfach...«

Ghanima unterbrach sie mit einem fremenitischen Fluch, der heiser aus ihrer Kehle kam und die Frauen offensichtlich schockierte. In die plötzliche Stille hinein sagte sie: »Du hältst mich wirklich noch für ein Kind und glaubst, daß man nur den richtigen Ton zu treffen braucht, um mich dahin zu bekommen, wohin du mich haben willst. Denk nach, o himmlische Regentin. Gerade du solltest doch am besten wissen, wie alt ich in Wirklichkeit bin. Ich verlasse mich auf die Erfahrung der Jahre, die in mir sind, nicht auf deine Worte.«

Alia unterdrückte eine spontane Antwort und starrte Ghanima an. War auch sie verdammt? Wer war dieses Kind? Erneut begann die Angst vor Ghanima in ihr aufzusteigen. Hatte auch sie einen Kompromiß mit ihrem inneren Leben geschlossen? Sie sagte: »Es ist an der Zeit, daß du die Gründe anerkennst.«

»Es ist höchstens an der Zeit, Farad'ns Blut an meinem Messer zu sehen«, sagte Ghanima. »Verlaß dich darauf. Sobald man mich mit ihm allein ließe, würde einer von uns beiden sein Leben verlieren.«

»Glaubst du, daß du deinen Bruder mehr liebtest als ich?« verlangte Irulan zu wissen. »Du benimmst dich wie eine Närrin! Ich war für ihn ebenso eine Mutter wie für dich. Ich war...«

»Du hast ihn nicht richtig kennengelernt«, sagte Ghanima. »Ihr alle, mit der gelegentlichen Ausnahme meiner *heißgeliebten Tante*, habt in uns immer nur Kinder gesehen. Ihr seid die Narren, und das weiß Alia genau! Schau dir nur an, wie sie flieht vor...«

»Ich fliehe vor nichts«, sagte Alia, wandte Ghanima und Irulan den Rücken zu und schaute auf die beiden Amazonen, die so taten, als bekämen sie keines der gewechselten Worte mit. Was sie anging, so hatten sie Ghanima aufgegeben. Vielleicht sympathisierten sie sogar

mit ihr. Wütend befahl Alia ihnen, den Raum zu verlassen. Als sie gingen, wirkten ihre Gesichter erleichtert.

»Du fliehst«, wiederholte Ghanima.

»Ich habe mir eine Lebensart ausgesucht, die zu mir paßt«, sagte Alia und drehte sich um, um Ghanima anzustarren, die noch immer mit gekreuzten Beinen dasaß. War es möglich, daß auch sie den inneren Kompromiß eingegangen war? Alia versuchte in Ghanimas Gesicht Anzeichen zu erkennen, die darauf hindeuteten, aber sie sah nichts. Und sie fragte sich: *Weiß sie, was mit mir los ist? Aber woran sollte sie es erkennen?*

»Du fürchtest dich davor, lediglich ein Sprungbrett für die anderen zu sein«, sagte Ghanima. »Aber wir sind die Vorgeborenen und wir wissen das. Du wirst zu ihrem Sprungbrett werden – bewußt oder unbewußt. Du bist nicht in der Lage, sie zurückzuhalten.« Und sie dachte: *Ja, ich weiß, daß du verdammt bist. Vielleicht wird es mir nicht anders ergehen, aber jetzt ist es mir noch möglich, Mitleid zu empfinden und dich zu bedauern.*

Die eisige Stille, die sich nun zwischen Ghanima und Alia hinabsenkte, aktivierte in Irulan sofort das Bewußtsein einer Bene Gesserit. Sie schaute von der einen zur anderen und sagte schließlich: »Warum seid ihr plötzlich so still?«

»Mir kam gerade ein Gedanke, der einiger Überlegungen bedarf«, sagte Alia.

»Du solltest überlegen, wie du dich entspannst, liebe Tante«, spottete Ghanima.

Alia, die ihre Wut mit aller Kraft unterdrückte, sagte: »Genug für heute! Laß sie allein. Vielleicht kommt sie doch noch zu Sinnen.«

Irulan stand auf und sagte: »Es ist sowieso bald Morgen. Ghani, bevor wir gehen, würdest du bitte der neuesten Botschaft von Farad'n zuhören. Sie...«

»Das werde ich nicht«, sagte Ghanima. »Und von jetzt an verlange ich von euch, daß ihr mit der lächerlichen Verniedlichung meines Vornamens aufhört. Ghani! Das

allein zeigt schon mit aller Deutlichkeit, daß ihr mich für ein Kleinkind haltet, mit dem man...«

»Warum seid Alia und du eben so still geworden?« fragte Irulan erneut und versuchte sogar, unterschwellig die Kraft ihrer Stimme anzuwenden.

Ghanima warf den Kopf in den Nacken und lachte. »Irulan! Du versuchst, die Stimme auf mich anzuwenden?«

»Was?« Irulan schien bestürzt.

»Genausogut könntest du versuchen, deiner Großmutter beizubringen, wie man Eier austrinkt«, sagte Ghanima.

»Ich könnte *was?*«

»Die Tatsache, daß ich mich an diesen Ausdruck erinnere, und du noch nie etwas von ihm gehört hast, sollte dich zum Nachdenken veranlassen«, erklärte Ghanima. »Es war eine spöttische Redensart zur Zeit, als die Bene Gesserit noch jung waren. Aber wenn du ihn nicht verstehst - vielleicht solltest du mal darüber nachdenken, an was deine Eltern dachten, als sie dich auf den Namen Irulan tauften. Oder lautet er Ruinal?«

Ungeachtet ihrer Ausbildung wurde Irulan rot. »Du versuchst mich zu veralbern, Ghanima.«

»Und du versuchst, die Stimme gegen mich anzuwenden. Gegen mich! Ich erinnere mich an die ersten menschlichen Versuche in dieser Richtung. Ich *erinnere* mich an sie! Und jetzt, verschwindet hier! Alle beide!«

Aber Alias Müdigkeit war plötzlich verflogen. Ihre Neugier war erweckt. Sie sagte: »Vielleicht habe ich einen Vorschlag, der deine Meinung ändern könnte, Ghani.«

»Schon wieder Ghani!« Ein helles Lachen entschlüpfte ihr, dann fuhr sie fort: »Stell dir vor: Wenn ich mich danach sehnte, Farad'n zu töten, bräuchte ich nur in euren Plan einzuwilligen. Ich nehme an, daß du *daran* gedacht hast. Man muß *Ghani* nur zu lenken wissen. Du siehst also, ich bin äußerst aufrichtig mit dir.«

»Darauf hoffte ich«, sagte Alia. »Wenn du...«

»Das Blut eines Bruders kann nicht abgewaschen werden«, sagte Ghanima. »Ich werde nicht vor meine geliebten Fremen hintreten und mich ihnen als Verräter an dieser Sache präsentieren. *Niemals vergeben, niemals vergessen.* Ist das nicht unser Katechismus? Ich warne euch und wiederhole es noch einmal, sogar in der Öffentlichkeit: Ihr könnt mich nicht mit Farad'n verloben. Wer von denen, die mich kennen, würde eine solche Nachricht glauben? Nicht einmal Farad'n selbst. Jeder Fremen, der davon hörte, würde in die hohle Hand lachen und sagen: ›Aha, sie lockt ihn in eine Falle!‹ Wenn du...«

»Ich verstehe das«, sagte Alia und stellte sich neben Irulan. Sie bemerkte, daß die blonde Frau still und schockiert dastand, als wisse sie bereits, in welche Richtung diese Konversation ziele.

»Und das wäre das einzige, was ich tun würde«, sagte Ghanima. »Ihn in eine Falle locken. Wenn du bereit bist, diese falsche Verlobung nur zu diesem Zweck zu verkünden, bin ich einverstanden. Was Großmutter und Duncan angeht, so sind sie dein Problem, Alia. Siehe zu, wie du sie zurückbekommst. Was Farad'n angeht, so gehört er mir. *Ich* werde ihn töten.«

Bevor Alia darauf etwas erwidern konnte, wirbelte Irulan herum und sah sie an. »Alia! Erinnere dich daran, was wir...« Sie brach ab, während Alia lächelnd darüber nachdachte, welche potentielle Wut dies unter den Hohen Häusern des Faufreluches erwecken, welche möglichen Konsequenzen den Glauben an die Ehrenhaftigkeit der Atreides erschüttern und welchen Vertrauensverlust die ganze religiöse Bewegung erfahren würde, wenn Ghanima Farad'n heiratete. Das ganze Universum würde kopfstehen.

»Wir könnten uns damit selbst schaden«, protestierte Irulan. »Jeder Glaube an Pauls seherische Fähigkeiten würde dadurch zerstört werden. Es... das Imperium...«

»Wer würde es wagen, unser Recht, zu entscheiden,

was gut und was schlecht ist, anzuzweifeln?« sagte Alia mit sanfter Stimme. »Wir entscheiden diese Frage ganz allein. Ich brauchte nur zu proklamieren...«

»Du kannst das nicht zulassen!« protestierte Irulan. »Die Erinnerung der Leute an Paul...«

»...stellen auch nur ein Werkzeug der Kirche und des Staates dar«, sagte Ghanima. »Du solltest dich nicht so närrisch benehmen, Irulan.« Ghanima berührte das an ihrer Hüfte hängende Crysmesser und schaute zu Alia auf. »Ich habe meine clevere Tante, die Regentin aller Heiligkeiten in Muad'dibs Imperium, offenbar falsch eingeschätzt. Ich habe allerdings auch dich falsch eingeschätzt, Irulan. Locken wir Farad'n also in unser Gästezimmer, wenn ihr wollt.«

»Das wäre die reinste Unbesonnenheit!« jammerte Irulan.

»Du bist also mit der Verlobung einverstanden, Ghanima?« fragte Alia, Irulan völlig ignorierend.

»Zu meinen Bedingungen«, erwiderte Ghanima. Ihre Hand lag noch immer auf dem Messergriff.

»Damit will ich nichts zu tun haben«, sagte Irulan händeringend. »Ich bin in dem Glauben hier erschienen, mich für eine Verlobung einzusetzen, die dem Imperium...«

»Alia und ich geben dir eine andere Aufgabe, für deren Erledigung du dich einsetzen kannst«, sagte Ghanima. »Sorge dafür, daß Farad'n schnell kommt, wenn er überhaupt kommen will. Und möglicherweise will er das ja. Warum sollte er auch einem Kind meines Alters mißtrauen? Die Erfordernis seiner Anwesenheit begründen wir formell mit der Planung der Verlobungsfeierlichkeiten. Ich verlange nur, daß man mir die Möglichkeit gibt, irgendwann mit ihm allein zu sein... für eine oder zwei Minuten.«

Die Tatsache, daß Ghanima sich als eine echte Fremen entpuppte und sich trotz ihres kindlichen Äußeren nicht von einem rachedurstigen Erwachsenen unter-

schied, entsetzte Irulan. Es war bei den Fremen Tradition, daß die Kinder die Schlachtfelder nach Verwundeten absuchten und sie töteten, während die Frauen die Leichen abtransportierten und in den Totendestillen deren Wasser nahmen. Ghanima, die jetzt mit der Stimme eines fremenitischen Kindes gesprochen hatte, erzeugte mit jedem Wort, das sie hervorstieß, einen Schrekken nach dem anderen. Das Verlangen nach einer Vendetta umgab sie wie eine Aura.

»Geschafft«, sagte Alia erleichtert und unterdrückte die Regung, laut zu jubeln. »Wir werden also die Verlobungsurkunden vorbereiten. Als Zeugen werden einige Vertreter Hoher Häuser gegenzeichnen müssen. Hoffentlich wird Farad'n nicht anzweifeln...«

»Natürlich wird er Zweifel haben, aber sie werden ihn nicht davon abhalten, trotzdem zu kommen«, unterbrach Ghanima. »Er steht schließlich unter ständiger Bewachung. Aber wer käme schon auf die Idee, daß man ihn vor mir schützen müßte?«

»Unter Berücksichtigung all dessen, was Paul für die Leute bedeutet«, warf Irulan ein, »laßt uns wenigstens den Anschein erwecken, daß Farad'ns Tod ein Unfall war - oder eine von außerhalb gesteuerte Aktion.«

»Nichts würde mir mehr Freude bereiten, als meinen Mitbrüdern das blutbefleckte Messer zu zeigen«, sagte Ghanima.

»Alia, ich bitte dich«, sagte Irulan verzweifelt. »Unterlass diesen Wahnsinn. Erklär eine Kanly gegen Farad'n, oder...«

»Wir brauchen ihm gegenüber keine formalen Erklärungen abzugeben«, sagte Ghanima. »Das gesamte Imperium kann sich vorstellen, welche Gefühle wir gegen ihn hegen.« Sie deutete auf einen Ärmel ihrer Robe. »Wir tragen das Gelb des Klagens. Glaubst du, wenn ich es gegen das Schwarz einer Verlobten tausche, würde das jemanden narren?«

»Bete darum, daß es wenigstens Farad'n narrt«, sagte

Alia, »und die Delegierten der Hohen Häuser, die wir einladen müssen, damit sie an der Zeremonie teilnehmen.«

»Jeder einzelne Delegierte wird sich gegen dich wenden«, sagte Irulan. »Das weißt du genau!«

»Das ist ein wichtiger Punkt«, sagte Ghanima. »Du solltest diese Delegierten mit größter Sorgfalt auswählen, Alia. Auf keinen Fall sollten Leute darunter sein, um die es uns leid tun könnte, wenn wir sie später eliminieren müßten.«

Irulan riß verzweifelt die Arme hoch, wandte sich ab und lief hinaus.

»Du solltest sie beschatten lassen, damit sie nicht auf den Gedanken kommt, ihren Neffen zu warnen«, sagte Ghanima.

»Du brauchst mir nicht zu sagen, wie man eine Verschwörung dirigiert«, sagte Alia. Sie drehte sich ebenfalls um und folgte Irulan, jedoch ohne Eile. Die vor der Tür stehenden Wachen und Berater nahmen sofort Schritt auf.

Als sich die Tür geschlossen hatte, wiegte Ghanima bedächtig den Kopf und dachte: *Es ist genauso einfach, wie Leto und ich dachten. Oh, ihr Götter! Ich wünschte, der Tiger hätte anstatt ihn mich erwischt.*

41

Es waren viele Kräfte, die versuchten, Kontrollen über das Leben der Atreides-Zwillinge zu erlangen - aber als Letos Tod bekanntgegeben wurde, verstärkten sie sich noch. Und jede Kraft hatte ein anderes Motiv: Die Schwesternschaft fürchtete Alia, eine erwachsene Verdammte, verlangte aber trotzdem nach der Kontrolle der genetischen Charakteristika, die den Atreides zu eigen waren. Die kirchliche Hierarchie des Auqaf und Hadj sah die einzige Möglichkeit zur Machterhaltung darin, daß sie über die Erben Muad'dibs verfügte. Die MAFEA wollte einen Zugang zum Reichtum des Wüstenplaneten. Farad'n und seine Sardaukar trachteten danach, dem Haus Corrino wieder den alten Glanz zu verleihen. Die Raumgilde wiederum fürchtete sich vor der Gleichung Arrakis = Melange, weil sie ohne das Gewürz nicht navigieren konnte. Jessica wollte wiedergutmachen, was ihr Ungehorsam den Bene Gesserit angetan hatte. Niemand verschwendete einen Gedanken daran, wie die Pläne der Zwillinge aussehen mochten - bis es zu spät war.

Das Buch Kreos

Kurz nach dem Abendessen sah Leto einen Mann am Torbogen seines Raums vorbeigehen. Seine Gedanken folgten ihm. Da der Gang jetzt offen war, konnte Leto hinter ihm einige Dinge erkennen. Gewürzkörbe wurden vorbeigereicht. Er sah drei Frauen, die offen erkennbar Fremdweltlerkleidung trugen, was besagte, daß sie zu den Schmugglern gehörten. Der Mann, der Letos Gedanken beschäftigt hielt, hätte normalerweise keinen ande-

ren Eindruck in ihm hervorgerufen. Aber er bewegte sich wie Stilgar - wie ein viel jüngerer Stilgar allerdings.

Es war ein eigenwilliger Gang, der Letos Geist anzog. Die Zeit füllte plötzlich sein Gehirn aus wie ein sternförmiger Globus. Er sah in unendliche Zeiträume, aber bevor er erfuhr, wo sich sein eigener Körper befand, mußte er in seine eigene Zukunft durchbrechen. Seine vielschichtigen inneren Leben brandeten heran und wichen zurück, aber jetzt gehörten sie ihm. Sie erschienen ihm wie Wellen, die gegen einen Strand rollten. Wurden sie zu hoch, brauchte er ihnen nur eine Anweisung zu geben, worauf sie sich zurückzogen und nur noch Harum zurückließen.

Wieder und wieder hörte er ihnen zu. Manchmal erinnerten die Stimmen ihn an einen Souffleur, der seinen Kopf auf die Bühne steckte und ihn auf sein Benehmen hinwies. Sein Vater tauchte auf und sagte: »Du bist ein Kind, das versucht, ein Mann zu sein. Und wenn du ein Mann bist, wirst du dir wünschen, wieder ein Kind zu sein.«

Während der ganzen Zeit fühlte er sich den Angriffen der Flöhe und Läuse ausgesetzt, die dieser alte Sietch beherbergte. Keiner von denen, die ihn mit der gewürzdurchsetzten Nahrung versorgten, schien sich an ihnen zu stören. Lag es daran, daß sie gegen sie immun waren - oder lebten sie bereits so lange mit ihnen zusammen, daß sie ihre Anwesenheit nicht einmal mehr bemerkten?

Wer waren diese Leute, die sich um Gurney versammelt hatten? Wir waren sie hierhergekommen? War dies Jacurutu? Das Kollektivbewußtsein gab ihm Antworten, die ihm nicht gefielen. Die Leute hier waren häßlich, und Gurney war der häßlichste von allen. Dennoch erweckten sie unter ihrer häßlichen Oberfläche den Eindruck von Perfektion und ständiger Bereitschaft.

Ein Teil von ihm wußte, daß er immer noch an das Gewürz gebunden war, daß man ihm mit jeder Mahlzeit in

starken Dosierungen verabreichte. Während sein kindhafter Körper versuchte, dagegen anzukämpfen, unterhielt sich sein Ich mit den nebelhaften Gestalten unzähliger, äonenalter Bewußtseine.

Er ließ von diesen Gedanken ab und fragte sich, ob sein Körper überhaupt noch existierte. Das Gewürz verwirrte die Sinne. Er fühlte den Druck der Selbstbegrenzungen, die sich von allen Seiten gegen ihn warfen, wie eine Düne, die auf eine Felsenklippe zuwanderte. Zunächst würden nur vereinzelte Sandkörner die Wand überqueren, dann noch welche und immer mehr, bis der Himmel nur noch auf einen sandbedeckten Hügel herabsah.

Aber der Felsen würde immer noch darunterliegen.

Ich bin immer noch in Trance, dachte er.

Er wußte, daß er bald einem Weg gegenüberstehen würde, der Leben und Tod trennte. Die Leute, die ihn gefangenhielten, würden ihn in diesem Zustand halten, weil sie nicht mit dem zufrieden waren, was er nach jedem Erwachen sagte. Und ständig lauerte der verräterische Namri mit seinem Messer auf ihn. Obwohl Leto zahllose Vergangenheiten und Zukünfte kannte, mußte er erst einmal herausfinden, was Namri befriedigte... oder Gurney Halleck. Sie wollten etwas, das außerhalb seiner Visionen lag. Der Kreuzweg übte auf Leto einen seltsamen Reiz aus. Sein Leben, das wurde ihm klar, mußte irgendeine Bedeutung haben, die es über die Visionen hinaushob. Diese Erkenntnis führte dazu, daß er zu der Ansicht gelangte, in seinem Bewußtsein besser aufgehoben zu sein als in der äußeren Welt. Es erschreckte ihn. Er wollte einfach nicht mehr bewußt in diesen Sietch mit all seinen Flöhen, Namris und Gurney Hallecks zurückkehren.

Ich bin ein Feigling, dachte er.

Aber selbst ein Feigling mußte dazu in der Lage sein, mit einer trotzigen Geste zu sterben. Welche Geste aber war es, die ihm wieder Auftrieb geben konnte? Wie stellte

er es an, aus der Trance zu erwachen und einen Blick in das Universum zu tun, auf das Gurney aus war? Wenn es ihm nicht gelang, dies zu tun, hatte er nur noch die Wahl, in einem Gefängnis zu sterben, das er um sich selbst errichtete. Und auch darin würde ihm vielleicht nichts anderes übrigbleiben, als mit denen, die ihn gefangenhielten, zu kooperieren. Er mußte zur Weisheit gelangen und seine Selbstsicherheit wiederfinden. Schaffte er das, konnte er das Universum reflektieren und zu überlegener Stärke zurückkehren. Nur dann würde er weiter nach dem Goldenen Pfad suchen und die Haut, die nicht die seine war, überleben können.

Irgendwo draußen im Sietch spielte jemand auf einem Baliset. Leto kam zu dem Schluß, daß sein Körper die Töne dieser Musik möglicherweise aus der Gegenwart empfing. Er spürte den Diwan unter dem Rücken. Er konnte die Musik hören. Es war Gurney, der das Instrument handhabte, denn es gab keinen anderen Menschen, der in ähnlich meisterhafter Weise mit diesem komplizierten Ding fertig wurde. Er spielte ein altes Lied der Fremen; ein *Hadith*, das deswegen so bezeichnet wurde, weil Stücke dieser Art sich mit dem Leben in der Wüste, speziell aber dem Überleben in ihr, erzählend auseinandersetzten. Dieser Hadith befaßte sich mit den verschiedenen Berufen der Bewohner einer Sietch-Gemeinschaft.

Die Musik versetzte Leto in einer wunderliche, altertümliche Grotte. Er sah Frauen, die Gewürzrückstände zerstießen, die man als Brennstoff benutzen konnte, die geronnenes Gewürz zur Gärung brachten oder Kleidungsstücke herstellten. Melange war in diesem Sietch allgegenwärtig.

Und es kamen Momente, in denen Leto nicht mehr in der Lage war, zwischen der Musik und den Höhlenleuten seiner Vision zu unterscheiden. Die Geräusche eines arbeitenden Webstuhls waren gleichzeitig die Klänge eines Balisets. Aber sein inneres Auge richtete sich weiter auf

die aus menschlichem Haar gewobenen Kleider, auf die gestapelten Pelze mutierter Ratten und andere Dinge. Er sah die Sietch-Schule. Die gesamte Ökosprache des Planeten durchlief seinen Geist in den Klängen der Musik. Er glitt durch Küchen und eine lange Kammer, in der man Destillanzüge herstellte und reparierte. Er sah Wettermänner, die ihre Schlüsse aus den markierten Stöcken zogen, die sie von draußen aus dem Sand mitgebracht hatten.

Irgendwann während dieser Reise brachte ihm jemand etwas zu essen, hielt seinen Kopf mit starkem Arm hoch und fütterte ihn. Leto begriff dies als wirkliches Geschehen, blieb aber weiterhin von der verwunderlichen Bewegtheit des Spiels gefangen.

Als hätte der letzte Bissen der gewürzdurchsetzten Nahrung es hervorgerufen, sah er einen dahinrasenden Sandsturm. Sich innerhalb des Sturmes bewegende Punkte entpuppten sich als Mottenaugen, die im Licht der Sonne golden leuchteten. Sein ganzes Leben reduzierte sich auf die zähflüssigen Bewegungen eines krabbelnden Insekts.

Worte der Panoplia Prophetica zogen durch sein Bewußtsein: »Es heißt, daß nichts im Universum standfest, ausbalanciert und dauerhaft ist – daß nichts in seinem Urzustand verbleibt, daß jeder Tag, manchmal sogar jede Stunde, einen Wechsel mit sich bringt.«

Die alte Missionaria Protectiva wußte, was sie tat, dachte er. *Sie wußte über schreckliche Bestimmungen Bescheid. Sie wußte, wie man Menschen und Religionen manipuliert. Selbst mein Vater konnte ihr letztlich nicht entgehen.*

Und darin lag der Schlüssel, nach dem er suchte. Leto konzentrierte sich darauf. Er spürte, wie seine alte Kraft zurückkehrte. Das Kollektivbewußtsein wälzte sich herum und blickte in das Universum. Leto setzte sich auf und stellte fest, daß er sich allein in der im Halbdunkel liegenden Zelle befand. Ein einsames Licht schien durch den Gang, an dem der Mann vorbeigegangen war.

»Viel Glück für uns alle!« rief Leto in der traditionellen Art der Fremen.

Gurney Halleck erschien im Torbogen, sein Kopf war eine dunkle Silhouette im schwachen Schein des von außen eindringenden Lichts.

»Mach Licht«, sagte Leto.

»Du verlangst nach einem weiteren Test?«

Leto lachte. »Nein. Jetzt bin ich an der Reihe, euch zu testen.«

»Wir werden sehen.« Halleck verschwand und tauchte gleich darauf wieder auf. Unter dem linken Arm trug er einen blauschimmernden Leuchtglobus, den er innerhalb des Raums freigab und an die Decke schweben ließ.

»Wo ist Namri?« fragte Leto.

»Draußen. Aber ich kann ihn rufen.«

»Ah, der Alte Ewige Vater wartet ständig mit Geduld«, sagte Leto. Er fühlte sich seltsam befreit.

»Du gibst Namri den Namen, der Shai-Hulud gehört?« fragte Halleck.

»Sein Messer ist ein Wurmzahn«, sagte Leto. »Also ist er auch der Alte Ewige Vater.«

Halleck lächelte grimmig, sagte aber nichts.

»Du wartest noch immer darauf, daß du dir ein Urteil über mich bilden kannst«, sagte Leto. »Und da es keinen Weg gibt, mir gegen meinen Willen Informationen zu entreißen, stehst du hilflos da. Man kann das Universum nicht bitten, auf Befehle zu reagieren.«

Ein rasselndes Geräusch hinter Halleck zeigte Leto Namris Erscheinen an. Er blieb einen halben Schritt links von ihm stehen.

»Ah, die linke Hand der Verdammnis«, sagte Leto.

»Es zeugt nicht von Weisheit, über die Unendlichkeit und das Absolute Scherze zu machen«, knurrte Namri. Er warf Halleck von der Seite einen Blick zu.

»Bist du Gott, Namri, daß du die Absolutheit erflehst?« fragte Leto. Er behielt Halleck im Auge. Er war derjenige, der ein Urteil über ihn abgeben würde.

Beide Männer starrten ihn wortlos an.

»Jedwedes Urteil bewegt sich am Rande eines Irrtums entlang«, erklärte Leto. »Absolute Gewißheit zu erfahren, bedeutet zu einem Monster zu werden. Jegliches Wissen unterliegt einem nichtendenden, abenteuerlichen Ritt vorbei am Rande der Ungewißheit.«

»Was sollen diese Wortspielereien?« fragte Halleck.

»Laß ihn ausreden«, sagte Namri.

»Es ist das Spiel, in das Namri mich eingeweiht hat«, sagte Leto und bemerkte, wie der alte Fremen zustimmend nickte. Sicherlich hatte er das alte Rätselspiel erkannt. »Unsere Sinne verfügen über mindestens zwei Ebenen.«

»Eine für die Kleinigkeiten und eine für die wichtigen Dinge«, sagte Namri.

»Exzellent!« erwiderte Leto. »Ihr habt mir die Bagatellen aufgehalst; ich werde euch die Wichtigkeiten liefern. Ich sehe, höre, rieche, fühle. Ich registriere Temperaturschwankungen und schmecke. Ich fühle den Strom der Zeit. Ich will euch ein emotionelles Beispiel geben: Ahhhhh! Ich bin glücklich. Verstehst du, Gurney? Und du, Namri? Es gibt kein Geheimnis des menschlichen Lebens. Es gibt keine zu lösenden Probleme, sondern es sind für mich erfahrbare Realitäten.«

»Du stellst unsere Geduld auf eine harte Probe, Bursche«, sagte Namri. »Hast du wirklich vor, an diesem Ort zu sterben?«

Halleck streckte abwehrend die Hand aus.

»Zunächst einmal bin ich kein Bursche«, sagte Leto und ballte die Faust an seinem rechten Ohr. »Du wirst mich nicht töten, denn ich habe dir eine Wasserschuld aufgebürdet.«

Namri riß das Crysmesser halb aus der Scheide und schrie: »Ich schulde dir nichts!«

»Aber Gott erschuf Arrakis, um die Gläubigen zu schmieden«, erwiderte Leto. »Ich habe dir nicht nur meinen Glauben gezeigt, sondern dir auch deine eigene Exi-

stenz bewußtgemacht. Das Leben erfordert Dispute. Man hat dir *bewußt*gemacht - durch mich! -, daß deine Realität sich von der aller anderen unterscheidet; also weißt du, daß du lebst.«

»Es ist eine gefährliche Sache, sich mir gegenüber nicht ehrerbietig zu zeigen«, knurrte Namri. Er hielt das Crysmesser noch immer halb gezogen.

»Unehrerbietigkeit«, erwiderte Leto, »ist der notwendigste Bestandteil der Religion. Gar nicht zu reden davon, wie wichtig sie für die Philosophie ist. Unehrerbietigkeit ist die einzige Möglichkeit für uns geblieben, das Universum auf die Probe zu stellen.«

»Du glaubst also, das Universum zu verstehen?« fragte Halleck und öffnete einen kleinen Spalt zwischen sich und Namri.

»Ja-a-a«, sagte Namri.

Es war Tod in seiner Stimme.

»Nur der Wind kann das Universum verstehen«, sagte Leto. »Es gibt keinen machtausübenden Raum der Vernunft in unserem Gehirn. Schöpfung ist Offenbarung. Gott entdeckte uns in der Leere, weil wir uns vor einem Hintergrund bewegten, den er bereits kannte. Die Mauer war hell. Und auf ihr bewegte sich etwas.«

»Du spielst Versteck mit dem Tod«, sagte Halleck warnend.

»Aber ihr seid doch beide meine Freunde«, erwiderte Leto. Er sah Namri an. »Wenn du einem Kandidaten anbietest, sich zu den Freunden deines Sietchs zu zählen, tötest du dann nicht einen Habicht und einen Adler, um das Angebot zu unterstreichen?«

Namris Hand ließ das Messer fahren. Die Klinge rutschte in das Innere der Scheide zurück. Mit weitaufgerissenen Augen starrte er Leto an. Jeder Sietch hatte seine eigenen, streng gehüteten Aufnahmeriten, und das, was Leto gesagt hatte, stellte einen Teil davon dar.

Trotzdem fragte Halleck: »Bedeutet dieser Ort dein Ende?«

»Ich weiß, was du von mir willst, Gurney«, erwiderte Leto und erkannte das Widerspiel von Hoffnung und Mißtrauen auf dem häßlichen Gesicht seines Gegenübers. Er berührte seine Brust. »Dieses Kind ist nie ein Kind gewesen. Mein Vater lebt in mir, aber ich bin nicht er. Du hast ihn geliebt, und er war ein tapferer Mensch, dessen Taten hohe Wellen schlugen. Es war seine Absicht, die Kriegszyklen zurückzuschrauben, aber er unterschätzte die Bewegungen der Unendlichkeit, die sich im Leben ausdrücken. Das ist Rhajia! Namri weiß es. Seine Bewegungen können von jedem Sterblichen wahrgenommen werden. Man hüte sich vor Wegen, die die Möglichkeiten der Zukunft einengen. Sie lenken dich von der Unendlichkeit ab und führen dich in tödliche Fallen.«

»Was sollte ich von dir erfahren?« fragte Halleck.

»Er spielt nur mit Worten«, warf Namri ein. Aber seine Stimme kam zögernd und zweifelnd.

»Ich verbünde mich mit Namri gegen meinen Vater«, sagte Leto. »Und mein Vater in mir verbündet sich ebenso mit uns gegen das, was man aus ihm gemacht hat.«

»Warum?« verlangte Halleck zu wissen.

»Weil ich das *amor fati* über die Menschheit bringen werde, den Akt der äußersten Selbstprüfung. Ich habe mich entschlossen, in diesem Universum mit jeder Kraft zusammenzuarbeiten, die dagegen ankämpft, daß die Menschheit erniedrigt wird. Gurney! Gurney! Du bist weder in der Wüste geboren, noch in ihr aufgewachsen. Dein Fleisch ist nicht fähig, die Wahrheit zu erkennen, von der ich spreche. Aber Namri kann es. Im offenen Land ist jede Richtung so gut wie die andere.«

»Ich habe immer noch nicht das gehört, was ich hören muß«, schnarrte Gurney.

»Er spricht für den Krieg und gegen den Frieden«, sagte Namri.

»Nein«, erwiderte Leto. »Auch mein Vater hat nicht gegen den Krieg gesprochen. Aber seht, was man aus ihm

gemacht hat. In diesem Imperium hat der Friede nur eine Bedeutung: Er dient der Weiterverbreitung einer bestimmten Lebensweise. Man redet euch ein, zufrieden zu sein. Das Leben soll uniform sein; auf jedem Planeten so wie hier. Damit es für die Mächtigen überblickbarer bleibt. Die Hauptbemühungen aller Studien der Priesterschaft gehen dahin, die korrekten Formen menschlichen Benehmens zu erlassen. Alles bis ins kleinste zu reglementieren. Und dazu benutzen sie die Worte Muad'dibs! Sag mir, Namri, bist zu zufrieden?«

»Nein.« Er spuckte das Wort aus, eine spontane Ablehnung.

»Aber du beschwerst dich?«

»Natürlich nicht!«

»Aber du bist nicht zufrieden. Siehst du, Gurney? Namri beweist es uns. Es gibt nicht für jede Frage und jedes Problem eine feststehende Antwort. Man muß Mannigfaltigkeiten zulassen. Ein Monolith ist labil. Warum also erwartest du eine bestimmte Feststellung von mir? Sollen auf diesem Grund die Kriterien deiner Urteilsfindung wachsen?«

»Willst du mich dazu zwingen, dich zu töten?« fragte Halleck mit tödlichem Schmerz.

»Nein, ich habe Mitleid mit dir«, erwiderte Leto. »Sende meiner Großmutter die Nachricht, daß ich bereit bin, mit ihr zusammenzuarbeiten. Die Schwesternschaft wird meine Bereitschaft vielleicht anzweifeln, aber ein Atreides pflegt sein Wort zu halten.«

»Eine Wahrsagerin sollte das überprüfen«, sagte Namri. »Diese Atreides...«

»Er wird die Chance, seiner Großmutter zu sagen, was gesagt werden muß, erhalten«, unterbrach ihn Halleck. Er deutete mit einem Nicken in Richtung Eingang.

Namri blieb, bevor er ging, noch eine Weile stehen und sah Leto an. »Ich bete darum, daß wir das Richtige tun, indem wir ihn am Leben lassen.«

»Geht, Freunde«, sagte Leto. »Geht und denkt nach.«

Als die beiden Männer gegangen waren, warf Leto sich auf den Diwan zurück. Er spürte, wie die kalte Oberfläche gegen seine Wirbelsäule drückte. Die Bewegung schickte sein noch unter dem Einfluß des Gewürzes stehendes Bewußtsein in die Welt hinaus. In diesem Augenblick sah er den gesamten Planeten – jedes Dorf, jede Niederlassung, jede Stadt, die Wüste und die Oasen. All die Silhouetten, die in seine Vision einströmten, zeigten bestimmte Strukturen, die mit denen der imperialen Gesellschaft und den physischen Strukturen all ihrer Planeten und Gemeinschaften identisch waren. Eine gewaltige Enthüllung ließ ihn diese Offenbarung so sehen, wie sie war: Ein Fenster, das geradewegs in die unsichtbaren Zonen der Gesellschaft hineinführte. Ihm wurde klar, daß jedes System über ein solches Fenster verfügte. Selbst das System, dem er und das Universum unterworfen waren. Und er begann durch dieses hindurchzusehen, ein kosmischer Voyeur.

Dies war es, was seine Großmutter und die Schwesternschaft suchten! Er wußte es. Sein Geist schwebte auf einer neuen, höheren Ebene dahin. Er fühlte die Vergangenheit, die er in seinen Zellen mit sich trug, in seinem Bewußtsein und den Urformen, die seine Annahmen bestätigten. Er fühlte sie in den Mythen, die ihn umschlossen, in seinen Sprachen und ihrem prähistorischen Geröll. Es waren alle Umrisse, die auf seine menschliche und nichtmenschliche Vergangenheit zurückgingen und sich über die Leben erstreckten, die er, weil sie endlich in ihn integriert waren, steuerte. Er empfand sich selbst als eine Kreatur, die schließlich von Ebbe und Flut gepackt, auf einen urweltlichen Strand geworfen wurde.

Vor der Kulisse der Unendlichkeit wurde er zu einem Geschöpf, für das Geburt und Tod das gleiche bedeuteten, auch wenn er sowohl den Beginn wie auch das Ende repräsentierte, ein Produkt molekularer Erinnerungen.

Wir Menschen sind eine Form von Massenorganismus, dachte er.

Sie wollten seine Mitarbeit. Sein Versprechen hatte ihm noch einmal einen Aufschub vor dem Stoß von Namris Messer gewährt. Indem sie seine Mitarbeit gesucht hatten, hatten sie zu erkennen gegeben, daß sie ihn brauchten.

Und er dachte: *Aber ich werde ihnen nicht die soziale Ordnung bringen, die sie erwarten!*

Letos Mund verzog sich zu einer Grimasse. Er wußte, daß er nicht die unbewußten Böswilligkeiten heraufbeschwören würde wie sein Vater – Despotismus auf der einen und Sklaverei auf der anderen Seite –, aber dieses Universum mochte schon jetzt um die ›gute alte Zeit‹ beten.

Das Vater-Imago in seinem Innern sprach ihn an, tastete sich sorgfältig voran, unfähig, seine Aufmerksamkeit zu erregen.

Und Leto sagte: »Nein, wir werden sie mit Verwicklungen konfrontieren, die in ihr Bewußtsein dringen. Es gibt viele Wege, der Gefahr zu entfliehen. Woher wollen sie wissen, wie gefährlich ich bin, ehe sie mich nicht tausend Jahre ertragen haben? Ja, Vater, wir werden ihnen Fragezeichen setzen.«

42

In euch ist weder Schuld noch Unschuld. All das gehört der Vergangenheit an. Schuld prügelt die Toten, und ich bin nicht der eiserne Hammer. Ihr seid nichts als die Geister jener Verstorbenen, die einst bestimmte Dinge taten. Und die Erinnerung an sie beleuchtet meinen Weg.

Leto II. zu seinen inneren Leben,
nach Harq al-Ada

»Es ging ganz von selbst!« sagte Farad'n mit leiser Stimme.

Er stand über Jessicas Bett gebeugt, während sich hinter ihm eine Kette von Wachen drängte. Jessica selbst hatte sich aufgesetzt. Sie trug ein seidenes, weißes Nachthemd, und ihr kupferfarbenes Haar wurde von einem Band zusammengehalten. Es war erst zwei Sekunden her, daß Farad'n in ihr Schlafzimmer gestürmt war. Er trug immer noch den grauen Anzug und zeigte eine schweißbedeckte Stirn, was sicherlich auf den schnellen Lauf durch die Palastkorridore zurückzuführen war.

»Wie spät ist es?« fragte Jessica.

»Wie spät?«

Farad'n schien völlig fassungslos zu sein.

Einer der Wächter sagte: »Es ist die dritte Stunde nach Mitternacht, Mylady.« Er schaute Farad'n mit einem ängstlichen Blick an. Offensichtlich wußte er nicht, was er von seinem Benehmen zu halten hatte. Farad'n war durch die hellerleuchteten Palastgänge gestürmt und hatte ihn und seine Kollegen einfach mitgenommen.

»Aber es funktioniert«, sagte Farad'n. Er streckte erst die linke, dann die rechte Hand aus. »Ich sah, wie meine Hände sich in kleine, feste Fäustchen verwandelten und

erinnerte mich! So hatten sie ausgesehen, als ich noch ein kleines Kind war. Und mir fiel ein, wie es damals gewesen ist... nur viel klarer. Meine alten Erinnerungen kehrten zurück!«

»Sehr gut«, erwiderte Jessica. Seine Begeisterung war beinahe ansteckend. »Und was geschah, als Ihre Hände alt wurden?«

»Mein Bewußtsein war... träge«, sagte Farad'n. »Ich fühlte Schmerzen im Rücken. Genau hier.« Er deutet auf eine Stelle über der rechten Niere.

»Sie haben die wichtigste Lektion gelernt«, sagte Jessica. »Wissen Sie, um welche es sich handelt?«

Farad'n ließ die Arme fallen und starrte sie an. Schließlich sagte er: »Mein Bewußtsein kontrolliert mein Dasein.« Seine Augen begannen zu leuchten, und mit lauter Stimme wiederholte er: »Mein Bewußtsein kontrolliert mein Dasein.«

»Das ist erst der Anfang der *Prana-Bindu*-Balance«, sagte Jessica. »Wirklich nur der Anfang.«

»Was werde ich als nächstes tun?« fragte Farad'n.

»Mylady«, sagte die Wache, die eben Jessicas Frage nach der Zeit beantwortet hatte, »es ist spät.«

Sind ihre Spitzel um diese Zeit etwa nicht auf ihrem Posten? fragte sich Jessica und sagte laut: »Gehen Sie. Wir haben zu arbeiten.«

»Aber Mylady«, sagte der Wächter und starrte unentschlossen von Jessica auf Farad'n.

»Glauben Sie etwa, daß ich ihn verführen will?« fragte sie.

Der Mann erstarrte.

Farad'n lachte. Es war ein freudiger Ausbruch. Er winkte seinen Leuten zu gehen. »Ihr habt sie gehört. Verschwindet!«

Die Wachen sahen sich verstört an, aber sie gehorchten.

Farad'n setzte sich auf den Bettrand. »Was kommt als nächstes?« fragte er und schüttelte den Kopf. »Zuerst

wollte ich Ihnen ja glauben, aber mit der Zeit... Plötzlich hatte ich den Eindruck, als zerfließe mein Bewußtsein. Ich war müde. Ich gab den inneren Kampf gegen Sie auf. Und dann geschah es. Ganz einfach so!« Er schnippte mit den Fingern.

»Es war nicht ich, gegen den Sie gekämpft haben«, erwiderte Jessica.

»Natürlich nicht«, gab Farad'n zu. »Ich kämpfte gegen mich selbst, gegen all den Unsinn, den ich in meinem Leben gelernt habe. Aber – was kommt jetzt?«

Jessica lächelte. »Ich gestehe, nicht damit gerechnet zu haben, daß Sie diese Aufgabe so schnell meistern. Es hat nur acht Tage gedauert, und...«

»Ich war eben geduldig«, meinte Farad'n grinsend.

»Und Sie haben es auch gelernt, den Anfang der Geduld zu erlernen«, nickte Jessica.

»Den Anfang?«

»Sie sind gerade erst über die erste Stufe gekrabbelt«, erklärte Jessica. »Jetzt sind Sie wirklich ein Kind. Vorher... waren Sie nur ein potentielles, noch nicht einmal Geborenes.«

Er zog die Mundwinkel herab.

»Seien Sie nicht enttäuscht«, sagte Jessica. »Sie haben es geschafft, nur das zählt. Wer kann schon von sich behaupten, zum zweitenmal geboren worden zu sein?«

»Aber was kommt als nächstes?« fragte er erneut.

»Sie werden diese neue Erfahrung zunächst einmal praktizieren«, sagte Jessica. »Ich möchte, daß Sie sie wiederholen können, wann Sie wollen. Später werden wir den Raum Ihres Bewußtseins, den diese Erfahrung geöffnet hat, mit etwas anderem ausfüllen. Mit der Fähigkeit, jedwede Realität auch gegen bestehende Vorurteile zu überprüfen.«

»Das ist alles, was ich jetzt tun soll? Zu praktizieren, was...«

»Nein. Wir können jetzt auch mit dem Muskeltraining

anfangen. Können Sie den kleinen Zeh Ihres linken Fußes krümmen, ohne irgendeinen anderen Muskel Ihres Körpers zu bewegen?«

»Mein...« Sie sah seinem Gesicht an, daß er in diesem Moment versuchte, den Zeh zu bewegen. Plötzlich sah er an seinem Bein hinab und starrte auf den Fuß. Auf seiner Stirn bildeten sich Schweißperlen, und er stieß verwirrt die Luft aus. »Das kann ich nicht.«

»Natürlich können Sie es«, erwiderte Jessica. »Zumindest werden Sie es lernen, ebenso, wie Sie es lernen werden, jeden einzelnen Muskel Ihres Körpers zu bewegen. So wie Sie jetzt schon Ihre Hände kennen.«

Farad'n schluckte bei dieser Aussicht und fragte: »Was stellen Sie eigentlich mit mir an? Welche Pläne haben Sie in bezug auf mich?«

»Ich habe die Absicht, Sie vom Universum zu lösen«, erklärte Jessica. »Sie werden zu dem werden, was Sie sich am allermeisten ersehnen.«

»Was ich am allermeisten ersehne?«

»Ja.«

»Das ist unmöglich!«

»Es sei denn, daß Sie nicht lernen, Ihre Sehnsüchte in der gleichen Weise zu kontrollieren wie Ihre Realität«, erwiderte Jessica und dachte: *Da! Das sollen seine Fachleute analysieren. Sie werden es mit vorsichtiger Billigung schlucken, aber inzwischen wird Farad'n auf dem Weg zur Erkenntnis dessen, was ich wirklich vorhabe, bereits einen Schritt weitergekommen sein.*

Er rief ihren Argwohn herauf, indem er sagte: »Jemandem zu erzählen, er sei in der Lage, seine tiefsten Sehnsüchte zu erkennen und diese Erkenntnis wahr werden zu lassen, sind zwei verschiedene Dinge.«

»Sie sind weitergekommen, als ich dachte«, sagte Jessica. »Sehr gut. Ich verspreche Ihnen: Wenn Sie dieses Lehrprogramm hinter sich haben, werden Sie ihr eigener Mensch sein. Was auch immer Sie tun – es wird geschehen, weil Sie es tun *wollen*.«

Und darauf können sie sogar eine Wahrsagerin ansetzen, dachte sie.

Farad'n stand auf, und in dem Ausdruck, den er nun zeigte, schien ihr etwas von Vertrautheit und Kameraderie zu liegen.

»Sie wissen, daß ich Ihnen glaube«, sagte er. »Ich weiß selbst nicht, warum, aber ich glaube Ihnen. Ich sage Ihnen das, obwohl ich kein Wort über all die anderen Dinge sage, über die ich nachdenke.«

Als er das Schlafzimmer verließ, schaute Jessica seinem entschwindenden Rücken nach. Dann löschte sie das Licht und lehnte sich zurück Dieser Farad'n hatte Tiefe. Er hatte ihr fast zu verstehen gegeben, daß er ihre Absichten kannte. Aber trotzdem nahm er an ihrer Verschwörung aus eigener Entscheidung teil.

Warten wir ab, bis er sich über seine eigenen Gefühle klar wird, dachte sie.

Sie wollte jetzt schlafen. Der Morgen, wußte sie, würde eine Reihe von Begegnungen mit dem Palastpersonal bringen, das vordergründig harmlose Fragen stellte.

43

Die Menschheit durchläuft periodisch Zeitalter höchster Blüte und wird sich erst dadurch bewußt, daß sie sich in einem Rennen zwischen der erneuerbaren Vitalität ihres Lebens und einem lockenden Abstieg in die Dekadenz befindet. In diesem Rennen wird jede Pause zum Luxus. Aber nur in einer solchen kann man reflektieren, daß man die Freiheit zu allem hat und alles möglich ist.

Muad'dibs Apokryphen

Die Berührung des Sandes ist wichtig, sagte sich Leto.

Er saß in leuchtender Helligkeit und konnte ihn unter sich knirschen hören. Man hatte ihn dazu gezwungen, eine weitere starke Gewürzdosis zu sich zu nehmen, was dazu geführt hatte, daß sich in seinem Geist alles wie in einem Kreisel drehte. Und innerhalb dieses sich drehenden Trichters lag eine unbeantwortete Frage: *Warum bestehen sie darauf, daß ich es sage?* Und zudem befolgte er die Befehle der Lady Jessica.

Um ihm diese ›Lektion‹ zu erteilen, hatten sie ihn aus dem Sietch hinausgebracht und dem Tageslicht ausgesetzt. Während der Zeit des Transports glaubte er in seinem Innern einen Kampf zu spüren. Leto I. gegen den alten Baron Harkonnen. Sie hatten sich in seinem Innern gegeneinander gewandt, durchzogen seinen Geist, ohne je aufeinanderzutreffen, da er es nicht zuließ, daß sie in direkten Kontakt miteinander kamen. Und der Kampf lehrte ihn, was mit Alia passiert war. Arme Alia.

Es war richtig, mich vor dem Gewürz zu fürchten, dachte er.

Eine tiefe Bitterkeit überkam ihn, wenn er an Lady Jessica dachte. Ihr verdammtes Gom Jabbar! Bekämpfe es und siege, oder stirb. Da sie nicht in der Lage war, ihm die vergiftete Nadel an den Hals zu setzen, war sie dahin ausgewichen, ihn in das gleiche Tal der Verdammnis zu schicken, in dem ihre Tochter bereits hauste.

Schnüffelnde Laute drangen in seinen Geist. Sie rollten heran, wurden lauter, dann wieder leiser, lauter... leiser. Es gab keine Möglichkeit für ihn herauszufinden, ob sie in der Realität existierten oder von seiner Trance erzeugt wurden.

Leto versuchte sich aufzurichten. Er fühlte den heißen Sand, auf dem er saß, und sah vor sich eine grobe Decke liegen. Über die Decke fiel ein Schatten: Namri. Leto starrte das Muster der Decke an. Blasen schienen von ihr aufzusteigen. Sein Bewußtsein trieb durch eine Landschaft, die sich bis zum Horizont erstreckte. Unter ihm war alles grün.

Trommeln dröhnten in seinem Schädel. Er spürte Hitze und Fieber. Das Fieber drückte sich brennend auf sein Ich, erfüllte seine Sinne, erstreckte sich über seine Muskeln, bis er die sich bewegenden Schatten des Bösen ausmachen konnte. Namri und das Messer. Dieser Druck... dieser Druck... Schließlich lag er wieder zwischen Himmel und Sand, sein Bewußtsein dem Fieber völlig untertan. Er wartete jetzt darauf, daß etwas geschah, und wußte, daß dieses Geschehnis von größter Wichtigkeit sein mußte.

Die Sonnenstrahlen knallten heiß auf ihn nieder, gnadenlos und dennoch heilend. *Wo ist mein Goldener Pfad?* Überall schienen Käfer zu krabbeln. *Die Haut, die nicht die meine ist.* Er sandte Botschaften durch seine Nervenbahnen, wartete auf die Erwiderungen der inneren Leben, die sich mit einem ziehenden Gefühl bemerkbar machen würden.

Kopf hoch, befahl er seinen Nerven.

Ein Kopf, der hätte der seinige sein können, hob sich

und suchte in der Leere des glänzenden Lichts nach Flecken.

Jemand sagte leise: »Jetzt hat es ihn gepackt.«

Keine Antwort.

Brenne, feurige Sonne. Hitze und Hitze.

Langsam, vorsichtig, trieb ihn der Fluß des Bewußtseins durch eine grüne Leere. Und dort, über einige niedrige gestreckte Dünenfalten hinweg, kaum mehr als ein Kilometer entfernt hinter der langgezogenen Linie eines Kalkfelsens, *dort* lag die grüne, sprießende Zukunft, zeigte sich, wurde zu einem endlosen Grün, schwoll an. Das Grün erstreckte sich endlos in alle Richtungen.

Aber in all diesem Grün gab es keinen einzigen Wurm.

Die Vegetation erstreckte sich überall hin, aber nirgendwo sah man Shai-Hulud.

Leto spürte, daß er sich hinter den Linien alter Grenzen bewegte. Vor ihm erstreckte sich Neuland, das lediglich seine Vorstellungskraft zum Zeugen besaß. Er schaute geradewegs durch jene Schleier, die für die Menschheit das *Unbekannte* symbolisierte.

Dahinter erstreckte sich eine schreckliche Realität.

Er fühlte sich als rote Frucht des Lebens, die sich mitsamt des Astes, an dem sie hing, über den Rand eines Abgrunds senkte. Flüssigkeit spritzte aus ihr heraus und ergoß sich in die Tiefe. Sie symbolisierte die Gewürzessenz, die durch seine Adern pulste.

Und ohne Shai-Hulud würde es kein Gewürz mehr geben.

Er hatte eine Zukunft gesehen, in der es die riesigen, sich dahinschlängelnden grauen Würmer nicht mehr gab. Obwohl er sich dieser Tatsache völlig bewußt war, gelang es ihm unter dem Einfluß der Trance nicht, sich dagegen zu sträuben.

Abrupt taumelte sein Geist vor dieser tödlichen Zukunft zurück. Er fixierte seinen Geist auf seine Gedärme, schwamm in einem Fluß einfacher, primitiver Emotionen. Er stellte fest, daß er nicht fähig war, auch nur einen

einzigen Aspekt dieser Vision scharf einzustellen. In ihm war eine Stimme. Sie redete in einer uralten Sprache, und er verstand sie. Die Stimme war wie Musik, sie bewegte sich auf und ab, aber die Worte, die sie benutzte, erschienen ihm wie Knüppelschläge.

»Es ist nicht die Gegenwart, die die Zukunft beeinflußt, du Narr, sondern genau umgekehrt: Es ist die Zukunft, die die Gegenwart formt. Da diese Zukunft bereits festliegt, ist die Entfaltung von Ereignissen, die sie sicherstellen, notwendig und unausweichlich.«

Die Worte durchbohrten ihn. Er fühlte, wie das Entsetzen seinen Körper durchschoß, und stellte erst dadurch fest, daß er überhaupt noch existierte, wenn auch die Tatsache der empfangenen Botschaft dazu führte, daß er keinen Muskel rühren konnte. Und all die inneren Leben, die ihn einst glauben gemacht hatten, er sei sein eigener Herr, partizipierten an diesem Fluß der Informationen. Furcht ergriff ihn. Er glaubte, die innere Gewalt über sie zu verlieren und schließlich doch noch der Verdammnis anheimzufallen.

Er krümmte sich vor Grauen.

Er hatte sich auf seinen Sieg über all diese inneren Leben verlassen und deswegen ihre Kooperationsbereitschaft vorausgesetzt. Doch nun hatten sie sich gegen ihn gewandt, ohne Ausnahme – selbst Harum, dem er getraut hatte. Er lag schimmernd auf einer Oberfläche, die keinerlei Wurzeln besaß, unfähig, seinem Leben einen Ausdruck zu verleihen. Er bemühte sich, ein geistiges Selbstbildnis zu erzeugen und wurde konfrontiert mit einer Montage von Eindrücken, die sich überlappten: Er sah sich als Kind und schwankenden Greis und erinnerte sich an die frühe Ausbildung seines Vaters: *Laß deine Hände erst alt werden, dann jung.* Aber sein gesamter Körper war nun in dieser verlorenen Realität gefangen, während der Versuch, sich das eigene Aussehen ins Gedächtnis zurückzurufen, in einem Chaos endete: Alles verschmolz zu einem Wirbel von

Gesichtern, die die Züge derjenigen trugen, deren Erinnerungen er besaß.

Ein diamantener Blitzstrahl zerriß ihn.

Leto fühlte, wie Teile seines Bewußtseins auseinandertrieben und kam dennoch zu dem Schluß, daß sich sein Ich in einem Zustand zwischen Sein und Nichtsein befand. Als er seinen Körper atmen hörte, stieg seine Hoffnung an. Einatmen... ausatmen. Er sog tief die Luft ein: *Yin.* Und ließ sie wieder hinaus: *Yang.*

Irgendwo, ein kleines Stück hinter der Grenze seines Begriffsvermögens, lag der Ort der Unabhängigkeit, der ihm den Sieg über die Mannigfaltigkeit seiner inneren Leben bringen würde. Er würde ihn nicht mit Gewalt erringen, sondern auf andere Weise. Er erkannte jetzt, welchen Fehler er begangen hatte: Während des Trancezustandes war er mit aller Kraft gegen sie vorgegangen, anstatt den Ängsten ins Gesicht zu sehen, die Ghanima und er selbst in sich hervorgerufen hatten.

Die Angst hatte Alia besiegt!

Aber seine Suche nach Kraft hatte eine andere Falle abgedeckt, die für Ablenkung in die Phantasie sorgte. Er sah die Illusion. Der gesamte illusionäre Prozeß bewegte sich jetzt mit halber Kraft, und plötzlich fand er eine Stelle, von der aus es möglich war, den Flug seiner Visionen und inneren Leben zu beobachten.

Erleichterung durchflutete ihn und führte dazu, daß er das Bedürfnis verspürte, zu lachen. Er unterließ es jedoch, sich diesen Luxus zu gestatten. Es würde die Tore seiner Erinnerung verbarrikadieren.

Ah, meine Erinnerungen, dachte er. *Ich habe eure Illusion nun gesehen. Nicht länger mehr werdet ihr die nächsten Momente für mich erdichten. Ihr werdet von nun an lediglich aufzeigen, wie man sie erschafft. Ich werde mich nicht mehr der Wahrheit verschließen.*

Der Gedanke durchdrang ihn so stark, als reibe er eine Oberfläche sauber, und im Moment seiner Geburt fühlte Leto seinen gesamten Körper, jede Zelle, jeden Nerv. Er

wechselte in ein Stadium absoluter Ruhe hinüber, in der er Stimmen hörte, von denen er wußte, daß sie aus großer Entfernung kamen, auch wenn er sie so deutlich vernahm, als würden sie von einem mächtigen Echo auf ihn zurückgeworfen.

Eine dieser Stimmen gehörte Halleck. »Vielleicht haben wir ihm zuviel gegeben.«

Namri antwortete: »Wir haben ihm genauso viel gegeben, wie sie uns gesagt hat.«

Halleck: »Vielleicht sollten wir hinausgehen und noch einmal nach ihm sehen.«

Namri: »Sabiha wird das schon machen. Wenn irgend etwas schiefgeht, wird sie uns schon rufen.«

Halleck: »Ich beneide sie nicht um ihre Aufgabe.«

Namri: »Sie ist ein notwendiger Bestandteil.«

Leto spürte, daß um ihn herum helles Licht leuchtete, während in ihm selbst alles dunkel war. Aber die Finsternis war Geborgenheit, Schutz und Wärme. Das Licht loderte auf, und er wußte plötzlich, daß es aus dem inneren Dunkel erzeugt wurde und wie eine strahlende Wolke nach außen drang. Sein Körper wurde durchsichtig, ließ ihn beinahe schweben, dennoch brach der Kontakt mit den Zellen und Nerven nicht ab. Die Mannigfaltigkeit des inneren Lebens wich zurück, tauchte unter, wurde zu einem Spiegelbild innerlicher Stille.

Und Leto sprach zu ihm: »Ich bin euer Geist. Ich stelle das einzige Leben dar, das ihr euch vorstellen könnt. Ich bin das Haus eures Geistes im Land, das es nicht gibt, jenem Land, das die letzte, euch verbliebene Heimat darstellt. Ohne mich gerät das erfaßbare Universum in ein Chaos. Schöpfung und Untergang sind untrennbar in mir vereint; nur ich bin in der Lage, zwischen ihnen zu vermitteln. Ohne mich wird die Menschheit im nichtigen Schlamm des Wissens versinken. Durch mich werdet ihr und sie den einzigen Ausweg aus dem Chaos finden: *Indem man durch Erleben versteht.*«

Damit ließ Leto es bewenden. Er wurde wieder zu

sich selbst, zu seinem eigenen Herren. Es war weder ein Sieg, noch eine Niederlage, die sie oder er hatten hinnehmen müssen, sondern eine ganz neue Sache, die sie miteinander zu teilen hatten. Er ließ sie in sich einströmen und jede Zelle, jeden Nerv seines Körpers in Besitz nehmen.

Eine Weile später erwachte er in weißer Dunkelheit. Ein Blitz der Erkenntnis sagte ihm, wo er sich befand: Einen Kilometer vom Sietch entfernt, mitten im Sand. Er wußte jetzt, wie der Sietch hieß. Es war Jacurutu, gleichzeitig aber auch Fondak. Aber er unterschied sich sehr stark von den Mythen und Legenden, die die Schmuggler verbreiteten.

Direkt vor ihm, auf der Decke, saß eine junge Frau. Sie hielt einen Leuchtglobus, der mit einer Schnur an ihrem linken Ärmel befestigt war und dicht über ihrem Kopf schwebte. Als Leto den Blick von der Lampe löste und nach oben sah, nahm er die Sterne wahr. Er kannte diese junge Frau, hatte sie bereits in einer seiner Visionen gesehen. Sie hatte Kaffee geröstet. Sie war nicht nur Namris Nichte, sondern auch ebenso schnell mit dem Messer, das auf ihrem Schoß lag. Sie trug über dem Destillanzug eine einfache grüne Robe. Ihr Name war Sabiha, und Namri hatte seine eigenen Pläne mit ihr.

Als Sabiha in seinen Augen das Erwachen sah, sagte sie: »Es ist beinahe Morgen. Du hast die ganze Nacht hier draußen verbracht.«

»Und den größten Teil des Tages«, erwiderte Leto. »Du machst guten Kaffee.«

Obwohl diese Feststellung sie sichtlich verwirrte, ignorierte sie sie mit einer Nonchalance, die deutlich darauf hinwies, daß man sie einer harten Ausbildung unterworfen und mit bestimmten Befehlen versehen hatte.

»Es ist die Stunde der Meuchelmörder«, sagte Leto. »Aber dein Messer wird nicht länger gebraucht.« Er warf einen Blick auf die in ihrem Schoß liegende Klinge.

»Namri wird das beurteilen«, sagte sie.

Also nicht Halleck. Sie bestätigte lediglich das, was er schon wußte.

»Shai-Hulud ist ein großartiger Müllsammler, Vertilger unerwünschter Beweise«, sagte Leto. »Ich habe ihn selbst schon in dieser Hinsicht benutzt.«

Sie ließ ihre Hand langsam auf den Messergriff sinken.

»Wieviel offenbart es doch, wie und wo wir sitzen«, sagte Leto. »Du sitzt auf einer Decke, und ich auf dem Sand.«

Ihre Hand schloß sich um den Griff.

Leto gähnte und riß dabei so weit den Mund auf, daß seine Kinnmuskeln schmerzten. »Ich hatte eine Vision, in der auch du vorkamst«, meinte er.

Ihre Schultern entspannten sich leicht.

»Wir beurteilen Arrakis sehr einseitig«, sagte Leto. »Das ist irgendwie barbarisch. Es liegt eine bestimmte Triebkraft hinter dem, was wir tun müssen, aber jetzt müssen einige unserer Arbeiten wohl ungetan bleiben. Die Skalen müssen in ein besseres Gleichgewicht gebracht werden.«

Sabiha runzelte verstört die Stirn.

»Meine Vision«, sagte Leto. »Wenn wir den Tanz des Lebens auf diesem Planeten nicht wieder in einen Gleichklang bekommen, wird der Drache des Wüstenbodens denselben nie wieder kreuzen.«

Es war nur die Tatsache, daß er einen alten Fremenausdruck für den großen Wurm benutzt hatte, daß sie ihn verstand. Zögernd fragte sie: »Der Wurm?«

»Wir befinden uns in einem dunklen Tunnel«, sagte Leto. »Ohne das Gewürz bricht das Imperium auseinander. Die Gilde kann sich nicht mehr bewegen. Die einzelnen Planeten werden allmählich die Verbindung miteinander verlieren. Der Weltraum wird zu einer Ödnis werden, wenn die Navigatoren die Fähigkeit verlieren, ihn zu durchqueren. So wie sich die Bewohner anderer Planeten auf sich selbst gestellt finden werden, werden wir unsere Dünenkämme erklimmen und uns

nicht mehr daran stören, was über und unter uns existiert.«

»Du sagst sehr seltsame Dinge«, sagte Sabiha. »Wie habe *ich* in deiner Vision ausgesehen?«

Vertraue auf den Aberglauben der Fremen! dachte Leto. Und er sagte: »Ich wurde zu einer Pasigraphie. Ich bin ein lebender Glyph, der die Veränderungen aufschreiben muß, die auf uns zukommen. Tue ich das nicht, wirst du einem Schmerz unterliegen, den ich keinem Menschen wünsche.«

»Was hat das zu bedeuten?« fragte Sabiha. Ihre Hand blieb leicht auf dem Messer liegen.

Leto wandte den Kopf den Felsenklippen von Jacurutu zu und entdeckte den Zweiten Mond, der sich anschickte, hinter den Felsen den heraufdämmernden Morgen anzukündigen. Der Todesschrei eines Wüstenhasen erklang. Er stellte fest, das Sabiha schauderte. Dann erklang lauter Flügelschlag - es waren Raubtiere, Kreaturen der Nacht. Er sah das Leuchten ihrer Augen, als sich ein ganzer Schwarm über sie dahinbewegte und auf die Klippenausläufer zuflog.

»Ich muß den Anweisungen meines Herzens folgen«, sagte Leto. »Für dich bin ich nur ein Kind, Sabiha, aber...«

»Man hat mich vor dir gewarnt«, sagte Sabiha. Die Versteifung ihrer Muskeln deutet darauf hin, daß sie sich vorbereitete.

Als er die Furcht in ihrer Stimme wahrnahm, sagte er: »Du brauchst keine Angst vor mir zu haben, Sabiha. Du hast acht Jahre länger gelebt als der Körper, der vor dir steht. Dafür verehre ich dich. Aber in mir sind Tausende von Jahren anderer Leben, weit mehr, als du ahnst. Nimm mich nicht wahr, wie man ein Kind wahrnimmt. Ich habe viele Zukünfte überbrückt, und in einer von ihnen sah ich uns, in Liebe einander zugetan. Dich und mich, Sabiha.«

»Was sind... Das kann nicht...« Sie brach verwirrt ab.

»Du solltest dich mit diesem Gedanken vertraut machen«, sagte Leto. »Aber jetzt hilf mir zum Sietch zurück, denn ich war an fernen Orten und bin erschöpft von den Anstrengungen meiner Reise. Namri muß erfahren, wo ich gewesen bin.«

Er sah die Unentschlossenheit in ihrem Gesicht und fuhr fort: »Bin ich nicht der Gast der Höhle? Namri muß erfahren, was ich erfahren habe. Wir werden viele Dinge tun müssen, um unser Universum zu erhalten.«

»Ich glaube das nicht... das mit den Würmern«, sagte sie.

»Ebensowenig wie unsere Liebe?«

Sie schüttelte den Kopf, aber er sah, daß in ihrem Kopf die Gedanken herumwirbelten wie von einem Sturm dahingewehte Federn. Seine Worte hatten sie ebenso angezogen wie abgestoßen. Die Gefährtin eines Mächtigen zu sein, hatte schon seinen Reiz – aber da waren die Befehle ihres Onkels. Aber ebenso möglich war es, daß dieser Sohn Muad'dibs eines Tages den Planeten beherrschen und die Macht über das Universum – bis an dessen fernste Grenzen – ausüben würde. In ihr erwachte die typische Aversion einer Fremen gegen eine solche Zukunft. Die Gefährtin Letos würde von jedermann angesehen werden und das Objekt von Klatsch und Spekulationen sein. Aber dennoch konnte sie in Wohlstand leben und...

»Ich bin der Sohn Muad'dibs«, sagte Leto. »Ich kann in die Zukunft schauen.«

Langsam schob Sabiha das Messer wieder in die Scheide zurück, erhob sich von der Decke, machte zwei Schritte auf ihn zu und half ihm auf die Beine. Was sie dann tat, amüsierte Leto: Sie hob die Decke auf, schlug sie aus und faltete sie ordentlich zusammen, um sie über die Schulter zu hängen. Sie schaute ihn an und schätzte den Größenunterschied, der sie trennte, als erinnere sie sich an seine Worte und überprüfte sie auf ihre Verwirklichungsmöglichkeit.

Aber auch Größe ist etwas, das sich ändert, dachte er.

Dann legte sie eine Hand auf seinen Arm, um ihm zu seinem Gleichgewicht zu verhelfen. Leto stolperte, und bei dem Geräusch, das er dabei machte, sagte sie scharf: »Dafür sind wir *zu weit* vom Sietch entfernt!« Offenbar hatte sie Angst, einen Wurm anzulocken.

Leto hatte den Eindruck, als sei sein Körper die verlassene, leere Hülle einer Muschel. Er begriff: Sie war eins mit der Gesellschaft, die sich über den Melangehandel und die Religion des Goldenen Elixiers gestülpt hatte. Es waren die Exzesse dieser Gesellschaft, die sie geleert hatte. Muad'dibs hohe Ziele waren dem Bann einer Scharlatanerie verfallen, die sich mit militärischer Kraft an der Macht hielt. Seine Religion hatte jetzt sogar einen anderen Namen: Shien-san-Shao. Es war eine Bezeichnung, mit der die Ixianer die Kraft und den Wahnsinn jener beschrieben, die glaubten, das Universum mit ihren Crysmessern in ein Paradies verwandeln zu können. Aber auch das würde sich ändern, ebenso wie die Ixianer, die zwar die Bezeichnung für ihren eigenen Planeten noch mit seiner Position in Zusammenhang brachten; die Sprache, der sie diesen Namen verdankten, aber schon längst vergessen hatten.

»Der Djihad«, murmelte Leto, »war eine Massenpsychose. Er war ein kollektiver Wahnsinn.«

»Wie?« Sabiha, die sich den ganzen Weg über schärfstens darauf konzentrierte, Leto ohne einen bestimmten Rhythmus hervorzurufen ausschreiten zu lassen, sah kurz auf. Sie hatte seine Worte zwar gehört, kam aber schnell zum Schluß, daß auch sie nichts weiter waren als ein Ausdruck seiner offensichtlichen Geistesabwesenheit. Sie fühlte die von dem Trancezustand erzeugte Schwäche in ihm und empfand das, was man mit ihm angestellt hatte, als grausam und sinnlos. Wenn er sowieso, wie Namri gesagt hatte, getötet werden mußte, hätte man es besser gleich und schnell und ohne all diese Verzögerungen getan. Aber Leto hatte von einer ungeheuren Enthüllung gesprochen. Vielleicht war es das, was Namri in-

teressierte. Und sicherlich war dies auch das Motiv hinter dem Verhalten der Großmutter dieses Kindes. Warum sonst würde die Lady der Dünen ihre Einwilligung für die Behandlung eines Kindes geben?

Ein Kind?

Erneut erinnerte sie sich an seine Worte. Sie hatten jetzt die Wand erreicht. Sabiha hielt an und ließ Leto in der Sicherheit der Felsen zu sich selbst finden. Während das matte Licht der Dämmerung sie beschien, fragte sie: »Wie könnte es dazu kommen, daß es keine Würmer mehr gibt?«

»Nur ich kann das verhindern«, erwiderte Leto. »Fürchte dich nicht. Ich kann alles verhindern.«

»Aber...«

»Auf manche Fragen gibt es keine Antworten«, sagte er. »Ich habe diese Zukunft gesehen, aber die Widersprüche würden dich nur verwirren. Wir leben in einem sich verändernden Universum und sind selbst die Kraft, die sich am meisten verändert hat. Wir sind vielen Einflüssen unterworfen. Unsere Zukünfte erfordern es, auf den neuesten Stand gebracht zu werden. Aber es gibt eine Barriere, die wir überwinden müssen. Sie erfordert, daß wir brutale Dinge tun, daß wir uns gegen etwas wenden, was tief in uns verankert ist... Aber wir haben keine andere Wahl.«

»Was muß getan werden?«

»Hast du jemals einen Freund umgebracht?« fragte Leto, drehte sich um und nahm den Weg, der sie geradewegs zum versteckten Eingang des Sietchs bringen würde. Er bewegte sich so schnell, wie es sein Zustand erlaubte, aber Sabiha war sofort hinter ihm, packte seine Robe und zwang ihn zum Stehenbleiben.

»Was hat das zu bedeuten, einen Freund umzubringen?«

»Er wird sowieso sterben«, erwiderte Leto. »Ich werde ihn zwar nicht töten, aber ich werde es auch nicht verhindern. Ist das nicht dasselbe wie ihn umzubringen?«

»Wer...? Wer wird sterben?«

»Die Alternativen verpflichten mich zum Schweigen«, sagte Leto. »Sonst würde ich meine Schwester einem Ungeheuer ausliefern.«

Erneut wandte er sich von ihr ab. Als sie diesmal an seiner Robe zerrte, widerstand Leto ihr und ließ ihre Fragen unbeantwortet.

Es ist besser, wenn sie nichts weiß, bis die Zeit gekommen ist, dachte er.

44

Man hat die natürliche Auslese in der Weise beschrieben, daß die Umwelt auf die Fortpflanzung der Arten wie ein Sieb wirkt. Soweit das den Menschen betrifft, ist dieser Standpunkt von extremer Kurzsichtigkeit. Fortpflanzung durch Geschlechtlichkeit zielt auf Experiment und Innovation ab. Sie wirft zudem viele Fragen auf, einschließlich jener uralten, ob die Umwelt selbst eine selektiv wirkende Kraft ist oder aufgrund der Tatsache, daß sie selbst durch Selektionsstadien gelaufen ist, für alles auf ihr Lebende die optimalen Lebensgrundlagen bietet. Auch der Wüstenplanet konnte auf diese Fragen keine befriedigenden Antworten geben. Er warf lediglich neue auf, die Leto und die Schwesternschaft über die nächsten fünfhundert Generationen zu beantworten versuchen mögen.

Die Wüstenplanet-Katastrophe,
nach Harq al-Ada

Die leuchtendbraunen Felsen des Schildwalls, die in der Ferne sichtbar waren, erschienen Ghanima wie die Verkörperung der Zukunft. Sie stand am Rande des Dachgartens auf der Kuppel und spürte die Sonne im Rücken, Staubwolken, die ihre Strahlen brachen, erzeugten ein orangefarbenes Leuchten. Die Farbe erinnerte Ghanima an das Innere eines Wurmmauls. Sie seufzte und dachte: *Alia... Alia... Wird dein Schicksal zu meinem werden?*

Die inneren Leben waren in letzter Zeit zunehmend stärker geworden. Ob es nun am Unterschied der Geschlechter lag oder nicht – irgendwie schienen Frauen

gegen diese Bedrohung weniger gefeit zu sein. Ihre Großmutter hatte sie gewarnt, daß sie versuchen würden, in ihr Ränke zu schmieden und an das angesammelte Wissen der Bene Gesserit heranzukommen, um dadurch eine Bedrohung Ghanimas hervorzurufen.

»Die Verdammnis«, hatte Jessica gesagt, »wie unsere Bezeichnung für das Vorgeborensein lautet, hat eine lange, bittere Geschichte der Erfahrung hinter sich. Es scheint so zu sein, daß die inneren Leben sich teilen. Die Gütigen bleiben steuerbar und nützlich, die Bösen scheinen sich jeweils zu vereinigen, werden zu einer mächtigen Kraft, versuchen den Körper und den Geist zu übernehmen. Man weiß, daß solche Prozesse eine gewisse Zeit erfordern, aber ihre Anzeichen sind nicht zu übersehen.«

»Warum hast du Alia verlassen?« hatte Ghanima gefragt.

»Ich bin voller Entsetzen vor dem, was ich in die Welt gesetzt hatte, geflüchtet«, hatte Jessica erwidert. »Ich gab einfach auf. Aber was mich jetzt bedrückt, ist... daß ich vielleicht zu früh aufgegeben habe.«

»Was meinst du damit?«

»Ich kann es jetzt noch nicht erklären, aber... vielleicht... Nein! Ich kann dir keine falschen Hoffnungen machen. Ghafla, der unaussprechliche Wahnsinn, hat in der menschlichen Mythologie eine lange Tradition. Man hat diesen Zustand mit vielen Worten belegt, aber hauptsächlich nannte man ihn Besessenheit. Und genau das scheint es zu sein. Man verliert sich an die Bösen und wird von ihnen besessen.«

»Leto... fürchtet das Gewürz«, hatte Ghanima gesagt. Ihr war aufgefallen, daß sie darüber sogar ruhig reden konnte.

»Und mit gutem Grund«, hatte Jessica geantwortet. Kurz und knapp, ohne auf Weiteres einzugehen.

Aber dennoch hatte Ghanima den risikoreichen Versuch unternommen, in die inneren Leben vorzustoßen. Sie hatte durch einen seltsam verschwommenen Schleier

geblickt, der sofort die uralten Ängste der Bene Gesserit verstärkte. Aber das erklärte nicht, wem Alia zum Opfer gefallen war. Da das angesammelte Wissen der Bene Gesserit ihr ebensogut hätte einen Ausweg aus dieser Falle zeigen können, verstand Ghanima nichts. Als sie selbst diesen Vorstoß unternommen hatte, war ihr die Anwesenheit der Mohalata, jenes Bundes der Gütigen, sofort aufgefallen. Warum sollten diese sie nicht beschützen?

Sie erinnerte sich daran, als sie im Licht der Sonne auf dem Dachgarten der Kuppel stand. Unerwartet spürte sie die geistige Anwesenheit ihrer Mutter. Chani stand da, wie ein wabernder Nebel zwischen der Kuppel und den fernen Klippen.

»Wenn du diesen Weg gehst«, sagte Chani, »wirst du die Früchte der Hölle essen! Verriegle diese Tür, meine Tochter – es ist zu deinem eigenen Besten!«

Die innere Umklammerung richtete sich auf und griff nach der Vision, während Ghanima sich mit vollem Bewußtsein in das Credo der Schwesternschaft flüchtete, obwohl sie mehr aus Verzweiflung als aus wahrem Glauben reagierte. Schnell rezitierte sie die Worte, bewegte die Lippen und ließ ihre Stimme dabei zu einem Flüstern herabsinken: *»Religion stellt den Versuch des Erwachsenen dar, ein Kind zu bleiben. Sie ist das Sicheinkapseln in die Glaubenswelt der Vergangenheit. Sie dokumentiert Nichtwissen und hängt in blindem Vertrauen Lehren an, die Erleuchtung versprechen. Und immer wieder lautet ihr ultimativer, unausgesprochener Befehl: ›Du sollst keine Fragen stellen!‹ Aber wir stellen Fragen und ignorieren diesen Befehl aus ganz natürlichen Gründen. Denn die Aufgabe, die wir uns gestellt haben, besteht darin, die Vorstellungskraft zu befreien und die Ketten zu zerreißen, die den Menschen an der Entfaltung seiner Kreativität hindern.«*

Langsam kehrte die Ruhe in Ghanimas Sinne zurück. Aber sie wußte dennoch, daß ihr Körper zitterte und wie

zerbrechlich ihr derzeitiger Zustand noch war. Auch war der nebelhafte Schleier noch in ihr.

»Leb Kamai«, flüsterte sie. »Herz meines Feindes – du sollst mein Herz nicht sein.«

Und sie rief sich Farad'ns Gesichtszüge in Erinnerung zurück, das hübsche Gesicht mit den schweren Augenbrauen und dem festen Mund.

Der Haß wird mich stärken, dachte sie. *Er wird dafür sorgen, daß ich mich Alias Schicksal widersetzen kann.*

Dennoch ebbte das Gefühl der Zerbrechlichkeit in ihr nicht ab. Alles, an was sie zu denken vermochte, war, wie stark Farad'n seinem Onkel, dem verblichenen Shaddam IV., ähnelte.

»Also hier bist du!«

Es war Irulan, die rechterhand von Ghanima auftauchte und mit Bewegungen, die an einen Mann erinnerten, am Geländer entlangging. Sich umdrehend, dachte Ghanima: *Und sie ist Shaddams Tochter.*

»Warum schleichst du hier draußen allein herum?« fragte Irulan mit Nachdruck, blieb vor Ghanima stehen und sah sie stirnrunzelnd an.

Ghanima unterließ es, ihr zu sagen, daß sie gar nicht allein sei, daß die Wachen sie hatten das Dach betreten sehen. Was Irulans Ärger hervorrief, war die Tatsache, daß sie sich hier im Freien aufhielt, und daß es nicht unmöglich war, hier von einer weitreichenden Waffe getroffen zu werden.

»Du trägst keinen Destillanzug«, sagte Ghanima. »Wußtest du, daß man in alten Zeiten jeden, den man außerhalb eines Sietchs ohne Destillanzug antraf, automatisch tötete? Die Verschwendung von Wasser gefährdet den Stamm.«

»Wasser! Wasser!« entgegnete Irulan entrüstet. »Ich möchte wissen, warum du dich selbst auf diese Art gefährdest. Komm mit rein. Du wirst uns allen nur Ärger bereiten.«

»Welche Gefahr besteht denn hier für mich?« fragte

Ghanima. »Stilgar hat die Verräter erledigt. Und überall halten sich Alias Wachen auf.«

Irulan schaute auf den sich verdunkelnden Himmel. Die ersten Sterne waren vor dem graublauen Hintergrund bereits sichtbar. Dann wandte sie sich Ghanima zu. »Ich habe keine Lust, mich mit dir herumzustreiten. Man hat mich zu dir geschickt, um dir zu sagen, daß wir eine Nachricht von Farad'n erhalten haben. Er akzeptiert, aber aus irgendwelchen Gründen möchte er, daß die Zeremonie hinausgeschoben wird.«

»Für wie lange?«

»Das wissen wir noch nicht. Es wird Verhandlungssache sein. Aber Duncan ist auf dem Weg zurück.«

»Und meine Großmutter?«

»Sie wird für diese Zeit auf Salusa bleiben.«

»Wer kann es ihr verübeln?« fragte Ghanima.

»Dieser unsinnige Kampf mit Alia...«

»Versuch nicht, mich zum Narren zu machen, Irulan. Dieser Kampf war nicht unsinnig. Ich habe gewisse Geschichten gehört.«

»Die Befürchtungen der Schwesternschaft...«

»...sind real«, sagte Ghanima. »Nun, du hast deine Botschaft abgeliefert. Willst du die Gelegenheit nicht nützen, mir noch einmal von meinem Vorhaben abzuraten?«

»Das habe ich aufgegeben.«

»Du solltest mich besser kennen, als zu glauben, ich wüßte nicht, daß das eine Lüge ist«, sagte Ghanima.

»Na gut. Ich bleibe also dabei, es zu versuchen, dich umzustimmen. Dein Kurs führt in den Wahnsinn.« Und Irulan wunderte sich darüber, wieso diese Worte Ghanima irritierten. Eine Bene Gesserit ließ sich in der Regel von nichts aus der Fassung bringen. Sie sagte: »Ich bin von der extremen Gefahr, der du dich aussetzt, ebenfalls betroffen, das weißt du. Ghani, Ghani... du bist Pauls Tochter. Wie kannst du...«

»Eben weil ich seine Tochter bin«, erwiderte Ghanima. »Wir Atreides können unsere Linie bis auf Agamem-

non zurückverfolgen und wissen, was wir unserem Blut schuldig sind. Vergiß das nie, o kinderlose Ehefrau meines Vaters. Wir Atreides haben eine blutige Geschichte und wir sind mit ihr noch lange nicht fertig.«

Überrascht fragte Irulan: »Wer war Agamemnon?«

»Als wie klein sich doch die Bildung der Bene Gesserit entpuppt«, erwiderte Ghanima. »Ich vergaß, daß ihr die Geschichte verkürztet. Meine Erinnerungen gehen zurück bis...« Sie brach ab; es war besser, sie weckte die schlafenden Geister jetzt nicht.

»Gleichgültig, an was du dich erinnerst«, wandte Irulan ein. »Du solltest wissen, wie gefährlich dieser Kurs ist, den du...«

»Ich werde ihn umbringen«, sagte Ghanima »Er ist mir noch ein Leben schuldig.«

»Und ich werde es verhindern, wenn ich kann.«

»Das wissen wir bereits. Aber du wirst die Möglichkeit dazu nicht erhalten. Alia wird dich in den Süden hinunterschicken, in eine der neuen Städte, bis wir es hinter uns gebracht haben.«

Irulan schüttelte bestürzt den Kopf. »Ghani, ich habe einen Eid abgelegt, daß ich dich vor jeder Gefahr beschützen würde. Ich werde notfalls mein eigenes Leben dafür einsetzen. Falls du glaubst, man könnte mich in irgendein aus Ziegelmauern bestehendes Djedida schikken, während du...«

»Es gibt auch noch die Huanui«, sagte Ghanima mit sanfter Stimme. »Die Totendestille. Auch sie ist eine Alternative. Ich bin sicher, daß du von dort aus keine Möglichkeit hast, mein Vorhaben zu stören.«

Irulan wurde blaß, schlug sich mit der Hand gegen den Mund und vergaß für einen Moment ihre gesamte Ausbildung. An ihrer Reaktion konnte man ablesen, wieviel sie in Ghanima investiert hatte. All das wandte sich nun gegen sie. Im Moment fühlte sie nichts als tierische Angst. Als sie antwortete, zitterten ihre Lippen. »Ghani, ich habe keine Angst um mein Leben. Ich würde mich

für dich sogar in den Schlund eines Wurmes stürzen. Ja, ich bin genau das, was du mich nennst – die kinderlose Ehefrau deines Vaters; aber du bist das Kind, das ich niemals besaß. Ich bitte dich...« In ihren Augenwinkeln glitzerten Tränen.

Ghanima kämpfte eine plötzliche Enge in ihrer Kehle nieder und erwiderte: »Noch etwas unterscheidet uns. Du bist niemals eine Fremen gewesen. Und ich bin gar nichts. Das ist die Kluft, die uns voneinander trennt. Und Alia weiß das. Was immer sie sein mag, sie ist sich dessen bewußt.«

»Wer kann schon sagen, was Alia bewußt ist«, sagte Irulan mit einem bitteren Tonfall. »Wenn ich nicht wüßte, daß sie eine Atreides ist, würde ich beschwören, daß sie es darauf anlegt, die ganze Familie zu zerstören.«

Und woher willst du wissen, daß sie noch eine Atreides ist? dachte Ghanima. Sie wunderte sich über die Blindheit Irulans. Immerhin war sie eine Bene Gesserit. Gab es sonst noch jemanden, der so viel über die Verdammnis wußte wie eine der ihren? Sie konnte nicht einmal darüber nachgedacht, geschweige denn eine Spur entdeckt haben. Alia hatte diese arme Frau völlig verhext.

Ghanima sagte: »Ich schulde dir eine Wasserlast. Deswegen werde ich dein Leben schützen. Aber das deines Neffen ist verwirkt. Und jetzt will ich nichts mehr davon hören.«

Irulan wartete, bis ihre Lippen nicht mehr zitterten, dann wischte sie sich die Tränen ab. »Ich habe deinen Vater geliebt«, sagte sie leise. »Ich habe es selbst nicht gemerkt – erst als er tot war...«

»Aber vielleicht ist er gar nicht tot«, sagte Ghanima. »Dieser Prediger...«

»Ghani! Manchmal verstehe ich dich wirklich nicht! Würde Paul seine eigene Familie angreifen?«

Ghanima zuckte die Achseln. Sie warf einen Blick auf den sich verdunkelnden Himmel. »Vielleicht findet er Vergnügen in solch einer...«

»Wie kannst du nur auf diese Art...«

»Um die Tiefen der Finsternis abzuhalten«, erwiderte Ghanima. »Ich verspotte dich nicht. Die Götter wissen, daß ich das nicht tue. Aber ich bin eben nicht nur die Tochter meines Vaters. Ich bin jede Person, die etwas zur Linie der Atreides beigetragen hat. Du würdest nicht an die Verdammnis denken, aber ich denke an nichts anderes mehr. Ich bin eine Vorgeborene. Ich weiß, was in mir ist.«

»Dieser närrische alte Aberglaube...«

»Nicht!« Ghanima legte eine Hand über Irulans Mund. »Ich bin jede Bene Gesserit ihres verdammten Zuchtprogramms einschließlich meiner Großmutter. Aber ich bin auch noch viel mehr.« Sie riß mit einem Fingernagel eine Wunde in die linke Handfläche. »Dieser Körper ist jung, aber die Erfahrungen, die er gemacht hat... Oh, *Götter*, Irulan! Meine Erfahrungen! Nein!« Als Irulan näherkam, streckte sie die Hand noch einmal aus. »Ich kenne alle Zukünfte, die mein Vater jemals erforschte. Ich habe die Weisheit unzähliger Lebensalter – und ebenso die gesamte Ignoranz und all ihre Fehltritte. Wenn du mir helfen willst, Irulan, müßtest du zuerst erfahren, wer ich bin.«

Instinktiv beugte sich Irulan herunter, riß Ghanima in die Arme und hielt sie eng an sich gepreßt, Wange an Wange.

Nichts darf mich dazu bringen, diese Frau zu töten, dachte Ghanima. *Nichts auf der Welt.*

Und im gleichen Moment, als dieser Gedanke sie durchzuckte, senkte sich die Nacht über die Wüste herab.

45

Ein kleiner Vogel rief dich,
Mit rotgestreiftem Schnabel.
Er rief nach dir am Sietch Tabr,
Du aber gingst hinaus zur Ebene der Toten.

Klagelied für Leto II.

Leto erwachte vom Klirren der Wasserringe im Haar einer Frau. Er warf einen Blick auf den offenen Torbogen seiner Zelle und sah Sabiha dort sitzen. Sein noch immer halbbetäubtes Bewußtsein erblickte sie als Skizze dessen, was seine Vision über sie offenbart hatte. Sie war in dem Alter, in dem eine Fremen bereits seit zwei Jahren verheiratet, zumindest aber verlobt war. Das bedeutete, daß ihre Familie sie für etwas aufsparte... oder für irgend jemanden. Daß sie im heiratsfähigen Alter war, konnte niemand bezweifeln. Letos von der Vision verengte Augen erkannten in ihr das Abbild der terranischen Vergangenheit der Menschen: Sie hatte dunkles Haar und eine helle Haut. Ihre völlig blauen Augen wurden von Höhlen überschattet, die ihr einen grünen Glanz verliehen. Ihre Nase war klein, ihr Mund breit, ihr Kinn wie gemeißelt. Und sie war das lebendige Zeichen für ihn, daß man den Plan der Bene Gesserit hier in Jacurutu kannte oder zumindest vermutete. Hatte man sich erhofft, durch ihn eine Art pharaonenhaften Imperialismus wiederaufleben lassen zu können? Oder worauf sollte die Absicht, ihn mit der eigenen Schwester zu verheiraten, hindeuten? Natürlich könnte Sabiha das nicht verhindern.

Diejenigen, die ihn gefangenhielten, kannten also den Plan. Und wie hatten sie davon erfahren? Sie hatten seine

Vision nicht geteilt. Sie waren nicht mit ihm dort gewesen, wo aus dem Leben eine sich bewegende Membrane wurde, die mit anderen Dimensionen korrespondierte. Die zurückwirkenden und sich im Kreise bewegenden Subjektivitäten der Visionen, die sich mit Sabiha beschäftigten, gehörten ihm, und zwar ganz allein.

Erneut klingelten die Wasserringe in ihrem Haar und brachten seine Visionen in Bewegung. Er wußte, wo er gewesen war und was er erfahren hatte. Nichts konnte das aus ihm herausstreichen. Er befand sich nicht in einer Sänfte auf dem Rücken eines großen Sandwurms, und das Geklingel stellte nicht die Untermalung von gesungenen Liedern der Reisenden dar. Nein... Er war in einer Zelle in Jacurutu und hatte sich auf die gefährlichste aller Reisen eingelassen: Von der realen Welt der Sinne in die des Ahl as-sunna wal-jamas.

Was tat sie nur da. Sie saß nur herum und ließ die Wasserringe klingeln? Oh, ja. Sie mischte mehr von der Paste an, die ihn, wie sie glaubte, gefangenhielt. Nahrung, durchsetzt mit Gewürz, um ihn so lange in einem Halbleben zu halten, bis er entweder starb oder der Plan seiner Großmutter erfolgreich war. Und jedesmal, wenn er schon glaubte, gewonnen zu haben, schickte sie ihn zurück. Natürlich hatte Lady Jessica recht mit dem, was sie tat - die alte Hexe. Aber was nützte es ihr? Die totale Erinnerungskraft all jener Leben in ihm nützte ihm überhaupt nichts, solange er nicht dazu in der Lage war, die Daten zu organisieren und spontan abzurufen. Die Leben in seinem Innern hatten den Rohstoff der Anarchie dargestellt. Eines oder alle zusammen wären in der Lage gewesen, ihn zu überwältigen. Das Gewürz und seine Verwendung hier in Jacurutu waren ein reines Spiel der Verzweiflung gewesen.

Jetzt wartet Gurney auf das Zeichen, das ich mich weigere ihm zu geben. Wie lange wird seine Geduld noch währen?

Er starrte zu Sabiha hinüber. Sie hatte ihre Kapuze

zurückgeschlagen und zeigte ihm so die Tätowierung ihrer Schläfen. Im ersten Augenblick erkannte er sie nicht gleich, aber dann wurde es ihm klar: Ja, Jacurutu lebte noch immer.

Leto wußte nicht, ob er seine Großmutter hassen sollte oder sich ihr gegenüber dankbar zeigen mußte. Sie wollte, daß er anfing, Instinkte zu entwickeln. Aber Instinkte waren nur Rassenerinnerungen, die einen lehrten, sich in Krisenzeiten zu behaupten. Die direkten Erinnerungen seiner inneren Leben vermochten jedoch viel mehr. Jetzt, wo er sie alle unter Kontrolle hatte, sah er eine Gefahr darin, sich Gurney zu offenbaren. Es gab keine Möglichkeit, daß Namri nicht auch davon erfuhr. Und Namri war ein anderes Problem.

Sabiha betrat den Raum. Sie trug ein Glas in den Händen. Es gefiel Leto, wie das von außen eindringende Licht Glanz auf ihrem Haar erzeugte. Sanft hob sie seinen Kopf und begann ihn zu füttern. Erst dadurch erkannte Leto, wie schwach er noch war. Er erlaubte es ihr, ihn zu füttern und dachte über das Gespräch mit Gurney und Namri nach. Sie glaubten ihm! Namri mehr als Gurney, aber selbst der alte Kämpfer konnte sich nicht gegen die Erkenntnisse äußern, die ihm seine eigenen Sinne schon über diesen Planeten mitgeteilt hatten.

Sabiha wischte Leto mit dem Saum ihrer Robe den Mund ab.

Ah, Sabiha, dachte er und sah jene andere Vision vor sich, die sein Herz mit Schmerz erfüllte. *Viele Nächte träumte ich neben dem offenen Wasser, hörte, wie der Wind über mich hinstrich. Viele Nächte lang lag mein Körper neben der Schlangengrube, und ich träumte von Sabiha in der Hitze des Sommers. Ich sah sie Gewürzbrote stapeln, gebacken auf heißrotem Plastahl. Ich sah das klare Wasser im Qanat, plätschernd und glänzend, und mein Herz wurde von einem Sturmwind gepackt. Sie trinkt einen Schluck Kaffee und ißt. Ihre Zähne leuchten in der Sonne. Der Bernsteinduft ihres Busens entflammt*

meine innersten Sinne. Sie martert und quält mich allein durch ihre Existenz.

Unter dem Druck seiner Erinnerungen zerbrach in seinem Innern eine Mauer. Er fühlte die Anwesenheit ineinander verschlungener Körper, die Geräusche leidenschaftlicher Umarmungen, Rhythmen, die jeden seiner Sinne folterten: Lippen, Atem, feuchte Küsse, Zungen. Irgendwo in dieser Vision tauchten die Umrisse von Diamanten auf, kohlenschwarz, und er fühlte die Schläge ihrer Bewegungen, als sie sich in ihm drehten. In seinem Schädel flehte eine Stimme: »Bitte, bitte, bitte, bitte...« In seinen Lenden schwoll etwas an. Er schnappte nach Luft, schlug mit den Armen um sich, tauchte ein in einen ekstatischen Taumel. Dann stöhnte er auf, sackte zurück in ungeheurer Süße, brach zusammen.

Oh, wie herrlich war es gewesen, dies Wirklichkeit werden zu lassen!

»Sabiha«, flüsterte er. »Oh, meine Sabiha.«

Als er wieder in den Trancezustand hinübergewechselt war, nahm Sabiha das Glas, aus dem er gegessen hatte, ging hinaus und sagte zu dem am Eingang wartenden Namri: »Er hat schon wieder meinen Namen genannt.«

»Geh zurück und bleibe bei ihm«, erwiderte Namri. »Ich werde Halleck suchen und mit ihm darüber sprechen.«

Sabiha stellte das Glas neben den Eingang und kehrte in die Zelle zurück. Sie nahm auf dem Rand des Diwans Platz und starrte in Letos überschattetes Gesicht. Plötzlich öffnete er die Augen, streckte die Hand aus und berührte ihre Wange. Er sprach zu ihr, erzählte von der Vision, in der er sie gesehen hatte.

Während die Worte über seine Lippen kamen, nahm Sabiha seine Hand und bedeckte sie mit der ihren. Wie süß er doch war... wie süß...

Sie sank nach hinten, wurde von Leto aufgefangen und verlor das Bewußtsein, noch ehe er seine Hand aus

der ihren zog. Leto setzte sich auf und spürte seine Schwäche. Das Gewürz und die Visionen hatten ihn arg mitgenommen. Er erforschte seine Zellen nach jedem Überbleibsel an Energie und kletterte dann über das Mädchen hinweg, ohne sie zu berühren. Er mußte jetzt gehen, auch wenn er wußte, daß sein Weg nicht weit sein würde. Sorgfältig siegelte er seinen Destillanzug, zog die Robe enger um sich und schlüpfte durch den Torbogen in den äußeren Gang. Er traf auf ein paar Leute, die mit irgendwelchen Dingen beschäftigt waren, aber sie nahmen keine Notiz von ihm. Sie kannten ihn zwar, aber er gehörte nicht zu ihrem Aufgabenbereich. Namri und Halleck würden schon wissen, was sie taten; außerdem konnte Sabiha nicht weit sein.

Leto fand den Nebenausgang, den er suchte und passierte ihn.

Hinter ihm schlief Sabiha friedlich, bis Halleck sie schüttelte.

Sie setzte sich auf, rieb sich die Augen, sah den leeren Diwan und den hinter Halleck stehenden Namri. Ihre Gesichter waren voller Wut.

Es war Namri, der ihre stumme Frage beantwortete: »Ja, er ist verschwunden.«

»Wie konntest du ihn nur entkommen lassen?« fauchte Halleck. »Wie war das nur möglich?«

»Man hat gesehen, daß er zu einem der unteren Ausgänge ging«, sagte Namri mit kühler Stimme.

Sabiha reckte sich. Dann kam die Erinnerung.

»Wie?« bohrte Halleck.

»Ich weiß nicht. Ich weiß nicht.«

»Es ist Nacht, und er ist schwach«, sagte Namri. »Er wird nicht weit kommen.«

Halleck wirbelte herum. »Du willst, daß der Junge stirbt!«

»Es würde mich nicht traurig stimmen.«

Halleck baute sich erneut vor Sabiha auf. »Erzähl mir, was passiert ist.«

»Er berührte meine Wange. Er sprach mit mir über seine Vision... über die, in der wir beide zusammen waren.« Sie sah auf den leeren Diwan nieder. »Er hat mich zum Einschlafen gebracht. Er hat irgendeine Zauberkraft gebraucht.«

Halleck sah Namri an. »Könnte er sich irgendwo hier drinnen versteckt halten?«

»Nirgendwo. Er würde gefunden werden. Man würde ihn sehen. Er ist zum Ausgang gelaufen. Er ist irgendwo da draußen.«

»Zauberei«, murmelte Sabiha.

»Das war keine Zauberei«, sagte Namri. »Er hat sie hypnotisiert. Fast hätte er es auch bei mir geschafft, erinnert ihr euch? Sagte, ich sei sein Freund.«

»Er ist sehr schwach«, gab Halleck zu bedenken.

»Nur sein Körper«, erwiderte Namri. »Er wird trotzdem nicht weit kommen. Ich habe die Fersenpumpen seines Destillanzuges unbrauchbar gemacht. Ohne Wasser wird er, wenn wir ihn nicht finden, sterben.«

Es hätte nicht viel gefehlt, und Halleck hätte sich umgedreht und auf Namri eingeschlagen, aber er hielt seine Gefühle unter bewundernswerter Kontrolle. Jessica hatte ihn davor gewarnt, daß Namri den Jungen eventuell würde töten müssen. Götter der Unterwelt! Wie weit waren sie gekommen: Atreides gegen Atreides. Er sagte: »Ist es möglich, daß er nur in diesem Trancezustand herumwandert?«

»Welchen Unterschied würde das machen?« fragte Namri. »Wenn er uns entkommt, muß er sterben.«

»Sobald wir etwas sehen können«, sagte Halleck, »starten wir eine Suchaktion. Hat er einen Überlebenspack?«

»Neben dem Türsiegel liegen immer einige herum«, erwiderte Namri. »Er wäre ein Narr, hätte er sich keinen davon genommen. Und als Narr ist er mir nie erschienen.«

»Dann sende eine Botschaft an unsere Freunde«, sagte Halleck. »Sie müssen erfahren, was geschehen ist.«

»In dieser Nacht wird es keine Botschaften geben«, sagte Namri. »Ein Sturm ist im Anzug. Die Stämme kündigten ihn schon vor drei Tagen an. Er wird uns um Mitternacht erreichen. Die Kommunikation ist bereits zusammengebrochen. Die Satelliten sind von diesem Sektor seit zwei Stunden abgeschnitten.«

Halleck stöhnte auf. Wenn der Sandsturm den Jungen dort draußen erwischen würde, war sein Tod unausweichlich. Er würde ihm das Fleisch von den Knochen blasen und die Knochen selbst zu feinem Staub zermahlen. Sein vorgetäuschter Tod würde zu einem echten werden.

Halleck schlug mit der Faust gegen die Handfläche. Der Sturm würde sie selbst im Sietch festhalten. Sie konnten nicht einmal nach ihm suchen. Und der Sietch war außerdem noch isoliert.

»Distrans«, sagte er und dachte daran, die Stimme einer Fledermaus mit einer Nachricht auszustatten und das Tier als Eilboten zu verwenden.

Namri schüttelte den Kopf. »Auch Fledermäuse würden in einem Sturm nicht fliegen. Das solltest du doch wissen. Sie sind noch viel empfindlicher als wir Menschen. Sie werden sich in den Klippen verkriechen, bis alles vorbei ist. Am besten warten wir darauf, bis die Satelliten uns wieder empfangen. Dann können wir versuchen, seine Überreste zusammenzukratzen.«

»Das werden wir nicht, wenn er einen Überlebenspack hat und sich im Sand versteckt«, sagte Sabiha.

Mit wilden Flüchen, die ihm kaum Zeit zum Atmen ließen, wandte sich Halleck ab und verließ den Raum.

46

Der Friede verlangt Lösungen, die wir aber nie erreichen, obwohl wir ständig an ihnen arbeiten. Eine festgelegte Lösung ist, laut Definition, eine tote Lösung. Der Verdruß, den einem der Friede bereitet, liegt darin, daß er darauf abzielt, Fehler zu verdammen, anstatt einen guten Vorschlag zu belohnen.

Die Worte meines Vaters:
Eine Rechtfertigung Muad'dibs,
rekonstruiert von Harq al-Ada

»Sie trainiert ihn? Sie bildet Farad'n aus?«

Alia musterte Duncan Idaho nachdenklich mit einer Mischung aus Ärger und Ungläubigkeit. Der Heighliner der Raumgilde, der ihn gebracht hatte, war gegen Mittag örtlicher Zeit in eine Kreisbahn um Arrakis eingeschwenkt. Eine Stunde später war Idaho in einen Leichter umgestiegen und in Arrakeen gelandet. Zwar war seine Ankunft nicht offiziell bekanntgegeben worden, aber dennoch war sie vielen Leuten nicht verborgen geblieben. Ein Thopter hatte ihn Minuten später aufgenommen und auf dem Dach der Kuppel abgesetzt. Alia, die ebenfalls über seine Rückkehr informiert gewesen war, hatte ihn dort mit kühler Zurückhaltung in Empfang genommen und begrüßt. Und jetzt befanden sie sich in ihrem Privatquartier. Duncan hatte ihr wahrheitsgemäß und präzise seinen Bericht geliefert.

»Sie hat völlig den Verstand verloren«, sagte Alia.

Duncan faßte ihre Feststellung als Frage auf. »Alle Daten beweisen eindeutig, daß sie völlig im Gleichgewicht und gesund ist«, erwiderte er. »Ich würde sogar noch weiter gehen und behaupten...«

»Hör auf damit!« sagte Alia schroff. »Was hat sie sich nur dabei gedacht?«

Idaho, der wußte, daß er sein emotionales Gleichgewicht nur aufrechterhalten konnte, wenn er sich in die Berechnungen seines mentatenhaften Bewußtseins zurückzog, sagte: »Ich bin der Meinung, sie denkt in erster Linie an die Verlobung ihrer Enkelin.« Seine Gesichtszüge blieben bei diesen Worten leer. Sie maskierten meisterhaft den Kummer, der ihn hinwegzuspülen drohte. Es war gar keine Alia mehr um ihn. Alia war tot. Er hatte sich zeitweise eingeredet, jener Alia gegenüberzustehen, die er aus der Vergangenheit kannte, aber lange waren die Sinne eines Mentaten auf diese Weise nicht zu narren. Dieses vor ihm stehende Geschöpf in menschlicher Verkleidung war besessen, wurde von der Psyche eines Dämons gesteuert. Seine stählernen Augen mit den Myriaden von Facetten hatten ihm zwar auf eigenen Wunsch eine Anzahl von mythischen Alias vorgegaukelt, aber jedesmal, wenn er sich auf eine davon konzentrierte, erloschen sie. Ihre Züge verschwammen. Sie war nichts als eine leere Hülle, die sich einer anderen Kraft unterworfen hatte.

»Wo ist Ghanima?« fragte er.

Sie tat seine Frage mit einer Handbewegung ab. »Ich habe sie zusammen mit Irulan zu Stilgars Sietch geschickt.«

Neutrales Gebiet, dachte Idaho. *Sie hat also bereits wieder mit den rebellischen Stämmen verhandelt. Sie verliert an Boden und merkt es nicht einmal - oder doch? Hatte sie dazu vielleicht einen anderen Grund? Ist Stilgar zu ihr übergelaufen?*

»Reden wir über die Verlobung«, sagte Alia. »Wie sieht die Sache derzeit bei den Corrinos aus?«

»Der ganze Planet ist von Verwandten der Familie überlaufen. Sie rechnen wohl alle damit, daß auch für sie etwas abfällt, wenn Farad'n an die Macht zurückkehrt.«

»Und sie bildet ihn in der Art der Bene Gesserit aus...«

»Sollte ein Ehemann Ghanimas diese Ausbildung nicht besitzen?«

Alia lächelte vor sich hin und dachte an Ghanimas beinharten Zorn. Sollte sie Farad'n ruhig ausbilden. Er war jetzt schon eine Leiche. Alles würde so ablaufen, wie geplant.

»Ich werde darüber nachdenken«, sagte sie. Und dann: »Du bist sehr still, Duncan.«

»Ich warte auf deine Fragen.«

»Ich verstehe. Weißt du, ich war sehr wütend auf dich. Daß du sie einfach zu Farad'n gebracht hast...«

»Du hast mich dazu angehalten, es möglichst echt aussehen zu lassen.«

»Ich war dazu gezwungen, verbreiten zu lassen, daß man euch beide gefangengenommen hätte«, erwiderte Alia.

»Ich habe nur deinen Befehlen gehorcht.«

»Du nimmst manche Dinge einfach zu wörtlich, Duncan. Manchmal fürchte ich mich fast vor dir. Aber wenn...«

»Ich habe Lady Jessica jeglicher Gefahr entzogen«, sagte Idaho. »Und was Ghanima anbetrifft, sollten wir dankbar sein, daß...«

»Außerordentlich dankbar«, stimmte sie ihm zu und dachte: *Ich kann ihm nicht länger mein Vertrauen schenken. Er ist immer noch voll dieser verdammten Loyalität gegenüber der Familie. Ich muß ihn unter irgendeinem Vorwand wegschicken... und eliminieren lassen. Durch einen Unfall natürlich.*

Sie berührte seine Wange.

Idaho zwang sich dazu, ihre Hand zu nehmen und zu küssen.

»Duncan, Duncan«, sagte Alia, »es ist wirklich traurig, aber ich kann dich nicht hier bei mir behalten. Es ist so viel geschehen, und es sind so wenige um mich, denen ich hundertprozentig trauen kann.«

Er ließ ihre Hand los und wartete.

»Ich war dazu *gezwungen*, Ghanima nach Tabr zu schicken«, fuhr Alia fort. »Die Lage ist hier einfach zu unruhig. Banditen aus dem Zerbrochenen Land zerstörten die Qanats am Kaggebecken und ließen das gesamte Wasser in den Sand laufen. Arrakeen muß das Wasser zur Zeit rationieren. Das Becken wimmelt von Sandforellen, die sich über die Flüssigkeit hermachen. Natürlich werden wir damit fertigwerden, aber im Moment haben wir einfach zu wenige Leute.«

Es war Idaho bereits aufgefallen, wie wenig Amazonen sich innerhalb der Kuppel aufhielten. Und er dachte: *Die Maquis der inneren Wüste prüfen wahrscheinlich auf diese Weise nur, wie stark sie ist. Erkennt sie das nicht?*

»Tabr stellt noch immer neutralen Grund und Boden dar«, sagte Alia. »Dort werden auch die Verhandlungen geführt. Jarvid befindet sich dort mit einer Delegation der Priesterschaft. Aber mir wäre es lieber, wenn auch du dich dort aufhieltest. Um sie zu überwachen – und speziell Irulan.«

»Sie ist eine Corrino«, stimmte er zu.

Aber er konnte es ihren Augen ansehen, daß sie ihn lediglich loswerden wollte. Wie durchsichtig war doch dieses Geschöpf geworden.

Sie hob die Hand und sagte: »Geh jetzt, Duncan, bevor ich wieder weich werde und dich hierbehalte. Ich habe dich so vermißt...«

»Und ich dich ebenfalls«, sagte er und legte seinen ganzen Kummer in diesen einen Satz.

Sie starrte ihn an. Offenbar verwirrt von seiner Traurigkeit. Schließlich erwiderte sie: »Tu es um meinetwillen, Duncan.« Und sie dachte: *Schade um dich.* »Zia wird dich nach Tabr bringen. Wir brauchen den Thopter bald zurück.«

Ihre Lieblingsamazone, dachte Idaho. *Ich muß vor ihr auf der Hut sein.*

»Ich verstehe«, sagte er und griff erneut nach ihrer Hand und küßte sie. Er starrte auf den geliebten Körper,

der einstmals Alia gewesen war. Er schaffte es nicht, ihr ins Gesicht zu sehen, als er sie verließ. Hinter ihren Augen hockte jemand, der ihn mit eiskalten lauernden Blicken verfolgte.

Als Idaho zum Dachlandeplatz der Kuppel hinaufstieg, überfielen ihn viele unbeantwortete Fragen. Das Zusammentreffen mit Alia war für jenen Teil in ihm, der den Mentaten repräsentierte, eine extreme Versuchung gewesen. Beim Thopter angekommen, wartete er im Beisein einer ihm unbekannten Amazone auf Zia, die noch nicht zur Stelle war. Er schaute nach Süden und ließ seine Vorstellungskraft über den Schildwall nach Tabr hinüberziehen.

Warum begleitet Zia mich wirklich nach Tabr? dachte er. *Um einen Thopter zurückzufliegen, bedient man sich normalerweise eines niedrigeren Dienstgrads. Wieso muß ich überhaupt auf sie warten? Erhält sie in diesem Augenblick spezielle Instruktionen?*

Idaho warf der wachsamen Amazone einen kurzen Blick zu und schwang sich dann in den Pilotensitz des Thopters. Sich hinauslehnend rief er: »Sagen Sie Alia, daß ich die Maschine sofort nach meiner Ankunft von einem von Stilgars Männern zurückbringen lasse.«

Bevor die Amazone auch nur protestieren konnte, hatte er die Tür geschlossen und startete. Er sah das Mädchen unentschlossen auf dem Landeplatz herumstehen. Wer konnte es sich schon erlauben, Alias Gefährten Fragen zu stellen? Er hatte den Thopter in der Luft, ehe sie noch recht wußte, wie sie sich verhalten sollte.

In der Einsamkeit der Maschine ließ Idaho seinen Gefühlen freien Lauf. Er schluchzte. Alia war gegangen. Sie hatte sich für immer von ihm getrennt. Während seinen Tleilaxu-Augen die Tränen entquollen, flüsterte er: »Auch wenn alle Wasser dieses Planeten in den Sand fließen - sie werden die Menge meiner Tränen nicht übertreffen.«

Seine Verhaltensweise war unmentatenhaft, das wußte

er. Und die Erkenntnis führte dazu, daß er sich dazu zwang, auf der Stelle eine nüchternere Position einzunehmen und sich auf die gegenwärtigen Notwendigkeiten zu konzentrieren. Der Thopter verlangte all seine Aufmerksamkeit. Die Tatsache, daß er sich in der Luft befand, erleichterte ihn und führte dazu, daß er bald wieder in geregelten Bahnen dachte.

Ghanima ist wieder bei Stilgar, dachte er. *Und Irulan ebenfalls.*

Warum hatte Zia ihn unbedingt begleiten sollen? Er machte aus dieser Frage eine Mentatenaufgabe. Die Antwort versetzte ihn in Schrecken. *Ich hätte einen tödlichen Unfall erlitten.*

47

Der Schrein dieses Herrschers verführt niemanden mehr zum Beten. Er ist zu einem Ort des Klagens geworden. Nur der Wind hört seine Stimme. Die Schreie der Nachtgeschöpfe und das Licht der beiden Monde sagen, daß seine Tage vorbei sind. Es kommen keine Bittsteller mehr. Die Besucher bleiben aus. Wie leer sind die Wege, die von diesem Berg herunterführen.

Inschrift auf dem Schrein eines Atreides-Herzogs, Verfasser unbekannt

Die Angelegenheit übte auf Leto den Eindruck täuschender Einfachheit aus. Er brauchte lediglich seine Visionen zu ignorieren und an ihrer Stelle das zu tun, was er nicht gesehen hatte. Dennoch lag in dieser Spekulation ein Fehler. Er wußte, wie scheinbar zufällig sich die Fäden unterschiedlicher Zukünfte miteinander verweben konnten, bis sie einen gefangenhielten. Aber irgendwie mußte mit diesen Fäden umzugehen sein. Er hatte sich zum Beispiel in keiner seiner Zukunftsvisionen von Jacurutu fortlaufen sehen. Also mußte der Faden, der zu Sabiha führte, als erster zerschnitten werden.

Momentan kroch er über die im letzten Licht des Tages liegenden östlichen Felsausläufer dahin, unter denen sich Jacurutu verbarg. Der Überlebenssatz hatte ihn mit Energietabletten und Nahrung versorgt, und er wartete darauf, wieder zu Kräften zu kommen. Westlich von ihm lag der Azraksee, jene gipsweiße Fläche, die in den Tagen, bevor die Würmer hier gelebt hatten, eine offene Wasserfläche gewesen war. Irgendwo im Osten lag das Gebiet Bene Sherk, in dem sich verstreute, neue Nie-

derlassungen befanden. Im Süden lag das Tancerouft, das Land des Schreckens: Dreitausendachthundert Kilometer Wüstenland, das nur gelegentlich von ein paar mit magerem Grün bewachsenen Dünen unterbrochen wurde, auf denen sich Windfallen befanden, die sie bewässerten, ein Produkt jener ökologischen Umwälzung, die die Landschaft von Arrakis zurückentwickelte. Sie wurden aus der Luft versorgt, aber niemand hielt sich lange bei ihnen auf.

Ich werde nach Süden gehen, sagte er sich. *Gurney wird genau das von mir erwarten.* Dies war nicht der Augenblick, Dinge zu tun, mit denen niemand rechnete.

Bald würde es dunkel sein. Er konnte dann sein gegenwärtiges Versteck verlassen. Leto starrte den südlichen Himmel an. Schwarzbraune Wolken ballten sich dort zusammen, zogen sich wie eine Schleppe aus Rauch dahin, umgeben von hellen Linien glitzernden Staubs. Ein Sturm. Leto sah, wie sich das Sturmzentrum aus der großen Sandfläche hervorhob und in die Luft hinein aufragte, wie ein neugieriger Wurm. Er beobachtete es eine volle Minute lang und entdeckte, daß es sich weder nach links, noch nach rechts bewegte. Ein altes Sprichwort der Fremen fiel ihm ein: *Wenn sich das Sturmzentrum nicht bewegt, befindest du dich genau auf der Linie seines Weges.*

Dieser Sturm veränderte natürlich einiges.

Leto starrte einen Moment lang nach Westen, auf Tabr zu. Er fühlte den täuschenden Frieden dieses Wüstenabends und sah das helle Gipsbecken, die von windgerundeten Kieselsteinen umgeben war. Seine desolate Leere, seine unwirkliche Oberfläche aus leuchtendem Weiß reflektierte bereits die hoch in der Luft dahinschwebende Staubwolke. Nirgendwo in seinen Visionen hatte er sich den Auswirkungen eines ausgewachsenen Muttersturms ausgesetzt gesehen. Er hatte sich auch nicht in den Sand gegraben, um einen solchen zu überstehen. Ihm fiel nur ein, daß es eine Situation gegeben hatte, während der er

von einem Wind ergriffen und über den Boden gerollt worden war... aber das würde erst später sein.

Dort draußen braute sich ein Sturm zusammen, der sich über mehrere Breitengrade dahinziehen und seiner Welt eine Tracht Prügel verabreichen würde. Man konnte es riskieren. Alte Geschichten, die vom Freund auf den Freund weitergegeben wurden, berichteten davon, daß es möglich war, einen erschöpften Wurm an der Oberfläche festzuhalten, indem man einen Bringerhaken unterhalb seiner Körperringe befestigte und, wenn man ihn dermaßen bewegungsunfähig gemacht hatte, dem Sturm im Schutz seiner Windschattenseite überstehen konnte. Eine Mischung aus Dreistigkeit und Unbekümmertheit, diesen Versuch zu unternehmen, reizte ihn plötzlich. Der Sturm würde dieses Gebiet frühestens gegen Mitternacht erreichen, er hatte also noch Zeit. Wieviele Fäden würde er damit zerschneiden? Alle? Einschließlich des letzten?

Gurney wird von mir erwarten, daß ich nach Süden gehe, aber nicht mitten in einen Sturm hinein.

Leto schaute nach Süden und suchte nach einem Pfad, der ihn aus diesen Klippen hinaus und hinunter auf das flache Land führen konnte. Er entdeckte eine schmale Kluft, die ihm geeignet erschien, und schulterte seinen Überlebenspack. In den Nischen der Kluft hatte sich Sand angesammelt, der sich bis in ihre Mitte erstreckte und ihm das Gefühl verlieh, auf Wasser zu laufen. Er spürte, wie der feine Staub Durst erzeugte. Er gelangte in einen Canyon. Es war immer noch hell genug, daß man ihn sehen konnte.

Als er das Ende des Canyons erreichte, senkte sich auch schon die schnelle Wüstennacht auf ihn herab. Jetzt hatte er nur noch das Mondlicht, um den Weg zum Tancerouft zurückzulegen. Unter dem Druck der Befürchtungen seiner Erinnerungen wurde sein Herzschlag schneller. Irgendwie kam es ihm so vor, als sei er auf dem Weg, in die Huanui-naa hinabzusteigen, jene Toten-

destille, von der die Fremen behaupteten, daß sie einem alle Flüssigkeit nahm und sie in der Erde versickern ließ. Aber was auch auf ihn zukam: Es würde nichts sein, was er in seinen Visionen vorausgesehen hatte. Jeder Schritt entfernte ihn weiter von der durch die Wirkung des Gewürzes hervorgerufenen Dhyana, der allgegenwärtigen Bewußtheit ihrer intuitiv-kreativ wirkenden Natur und ihrer sich auf eine starre Zukunft auswirkenden Kausalkette. Für jeweils hundert Schritte, die er jetzt machte, entfernte er sich um einen von seiner Bestimmung, hinein in die Gemeinschaft seiner neuen, inneren Realität.

Egal wie, Vater, dachte er. *Ich komme zu dir.*

Vögel nisteten unsichtbar in den Felsen ringsum und machten sich lediglich durch Geräusche bemerkbar. Wie es Sitte der Fremen war, orientierte er sich anhand der von ihnen hervorgerufenen Echos, welchen Weg er nehmen mußte. Des öfteren, wenn er an kleineren Felsspalten vorbeikam, erkannte er in ihnen das Leuchten furchtsamer, grüner Augen. Die Tiere versteckten sich, weil sie genau wußten, daß ein Sturm im Anzug war.

Schließlich erreichte er die Wüste. Der Sand um ihn herum und unter seinen Füßen schien zu leben und zu atmen. Noch einmal ließ er den Blick über die gezackten Felsen gleiten, die Jacurutu umgaben. Die gesamte Struktur der Hügellandschaft erschien von dieser Seite wie unter großem Druck entstanden. Was seine Zukunft anbelangte, hatte Arrakis noch einiges zu erzählen. Leto stieß den Klopfer in die Erde, um einen Wurm anzulocken und zog sich, als das Gerät anfing, seine Signale auszusenden, in eine beobachtende Position zurück. Intuitiv griff seine rechte Hand in die Falten seiner Dishdasha und tastete nach dem Falkenring der Atreides. Gurney hatte ihn gefunden, aber er hatte ihn ihm gelassen. Was mochte er beim Anblick von Pauls Ring empfunden haben?

Vater, erwarte mich bald.

Der Wurm kam aus dem Süden. Er glitt in einem

Zickzackkurs dahin, um nicht mit den Felsen in Berührung zu kommen, und er war auch nicht so groß, wie Leto erhofft hatte, aber das war jetzt gleichgültig. Er schätzte den Weg ab, den das Tier nehmen würde, schwang seine Haken und glitt, als es in einer Staubwolke über den Klopfer hinwegfegte, an seiner schuppigen Haut hinauf. Der Wurm drehte unter dem sanften Druck der Haken sofort ab, legte sich auf die Seite. Der von ihm erzeugte Fahrtwind zerrte an Letos Robe. Er warf einen Blick auf die südlichen Sterne, die durch den Staub kaum noch zu erkennen waren und leitete den Wurm in diese Richtung.

Geradewegs in den Sturm hinein.

Leto schätzte die Höhe des Sturms ab und veranschlagte die Zeit seiner Ankunft. Nicht vor dem Morgen, denn er breitete sich aus, als sammle er noch mehr Kraft für das, was er vorhatte. Für die ökologischen Umwandlungsgruppen würde es eine Menge Arbeit geben. Es war beinahe so, als bekämpfe der Planet diese Leute hier draußen mit einer Wut, die mit jedem Meter verlorenen Landes größer wurde.

Die ganze Nacht über lenkte Leto den Wurm südwärts und berechnete ständig dessen Kraftreserven durch den direkten Kontakt seiner Füße. Gelegentlich ließ er das Tier nach Westen ausbrechen und gab damit seinem eigenen Drängen nach, das darauf beruhen mochte, daß es sich scheute, die Grenzen seines eigenen Gebiets zu überschreiten. Vielleicht aber fürchtete es sich ebenfalls nur vor dem herannahenden Unwetter. Normalerweise gruben sich die Würmer, um dem Ansturm des Sandes zu entgehen, tief in den Boden ein, aber diesem hier war die Möglichkeit nicht gegeben: Die Haken, die Letos Hände festhielten, verhinderten, daß er seine Körperringe schloß. Und mit offenen Ringen konnte er nicht abtauchen.

Gegen Mitternacht zeigte der Wurm starke Anzeichen von Erschöpfung. Leto löste die Haken etwas und er-

laubte ihm, eine langsamere Gangart einzulegen, achtete jedoch strikt auf die Einhaltung des Kurses.

Kurz nach Tagesanbruch raste der Sturm heran. Leto sah zunächst nichts als die vor ihm liegenden, sich aneinander schmiegenden Dünen. Dann zwang ihn die erste heranwehende Staubwolke, die Kapuze zu verschließen. Der Wind, der jetzt auf ihn eindrang, trug soviel Staub mit sich, daß die Wüste um ihn herum in einem konturenlosen Grau zerfloß. Sandkörner prallten gegen seine Wangen und erzeugten die Schmerzen tausender Nadelstiche. Sein Mund war plötzlich ausgetrocknet. Er wußte, daß jetzt der Augenblick der Entscheidung gekommen war. Sollte er wirklich das Risiko jener alten Geschichten eingehen? Der Wurm war total erschöpft und würde froh sein, wenn er bewegungslos irgendwo liegenbleiben konnte. Leto brauchte nur die Zeit eines einzigen Herzschlages, um sich zu entscheiden. Er lief über den Rücken des Tieres seinem Schwanzende entgegen und löste die dort placierten Steuerhaken. Sofort – wenn auch mit unendlicher Langsamkeit – begann der Wurm sich einzugraben. Aber die starke Hitzeentwicklung, der er die ganze Zeit über ausgesetzt worden war, hatte an seinem Ende einen Zyklopenofen erzeugt, der gewisse Gefahren heraufbeschwor. Schon die Kinder der Fremen wurden mit den ersten Geschichten, die man ihnen erzählte, damit vertraut gemacht, wie gefährlich es war, sich dem Schwanz eines hitzeabstrahlenden Sandwurms zu nähern. Würmer waren nichts anderes als Sauerstofffabriken; in ihrer Körperöffnung am Schwanz brannte ein ständiges Feuer, das durch chemische Umwandlungsprozesse ihres Innern erzeugt wurde.

Sand peitschte gegen Letos Füße. Er löste die Steuerhaken ganz und brachte sich mit einem gewaltigen Sprung vor dem Fegefeuer der Schwanzöffnung in Sicherheit. Alles hing jetzt davon ab, ob er es schaffte, sich in der hinter ihm aufragenden Dünenwand, die der Gasausstoß des Wurmes aufgelockert hatte, zu verkriechen.

Das Vielzweckwerkzeug in der linken Hand, wissend, daß der Wurm jetzt zu müde war, um sich noch einmal nach ihm umzudrehen und ihn mit seinem weißorangenen Maul zu verschlingen, machte er sich an die Arbeit. Er grub mit der Linken und zerrte mit der Rechten gleichzeitig das Destillzelt aus dem Überlebenspack. Es mußte noch aufgeblasen werden. Das Ganze nahm weniger als eine Minute in Anspruch. Schließlich schob er die Zelthülle in das entstandene Loch, blies es auf und kroch hinein. Bevor er den Einstieg versiegelte, streckte er eine Hand mit dem Vielzweckwerkzeug aus und brachte damit den Überhang der Düne zum Einsturz. Nur wenigen Sandkörnern gelang es, in das Zelt hineinzufallen, bevor Leto es versiegelt hatte.

Aber auch jetzt gab es noch Arbeit zu tun, die schnell erledigt werden mußte. Kein Sandschnorchel war lang genug, um ihn hier mit Atemluft zu versorgen. Hier handelte es sich um einen wirklich großen Sturm, den selten jemand überlebte. Die Windfracht würde diese Stelle mit Tonnen von Sand bedecken, und er würde es nur seinem Destillzelt und der äußeren, sich verhärtenden Oberfläche zu verdanken haben, wenn er nicht zugrundeging.

Leto legte sich flach auf den Rücken, faltete die Hände über der Brust und versetzte sich in eine Trance, die es seinen Lungen gestattete, lediglich einmal in der Stunde zu atmen. Damit lieferte er sich dem Ungewissen aus. Der Sturm würde vorübergehen. Falls er sein zerbrechliches Versteck verschonte und nicht zermalmte, bestand die Möglichkeit, daß er es wieder verließ - oder in das Madinat as-Salam einging, den ewigen Frieden. Was immer auch geschehen würde, er wußte, daß er die Fäden zu zerreißen hatte, einen nach dem anderen, bis am Schluß nur noch der Goldene Pfad übrigblieb. Entweder es geschah so, oder er würde nie wieder in das Reich der Erben seines Vaters zurückkehren. Und ebensowenig würde er je wieder die lebendige Lüge des Desposyni, jenes schreckli-

chen Reiches, erleben, dessen Gesänge seinen Vater nötigten. Nie wieder würde er gezwungen sein, sich still zu verhalten, wenn ein großmäuliger Pfaffe dreist hanebüchenen Unsinn verbreitete: *»Sein Crysmesser wird die Dämonen beseitigen!«*

Dieser Tatsache voll bewußt, wechselte Letos Geist in die zeitlose Sphäre des Dao über.

48

Jedes planetarische System ist offensichtlich Einflüssen höherer Ordnung unterworfen. Am deutlichsten stellt sich dies beim Import terrageformten Lebens auf neuentdeckte Planeten heraus. In jedem dieser Fälle entwickelte das Leben dort auffallend ähnliche Formen der Anpassungsfähigkeit. Aber diese Formen angepaßten Lebens bedeuten viel mehr als lediglich ein Muster; sie sagen uns, daß es dort ein organisiertes Überleben gibt, das aus Beziehungen besteht, die auf Entsprechungen basieren. Die Suche des Menschen nach Erkenntnissen über diese Form der Ordnung stellt eine bedeutende Notwendigkeit dar. Aber sie kann auch pervertiert werden, indem man von ihr auf Einförmigkeit schließt. Dies hat sich noch immer als für jedes System tödlich erwiesen.

Die Wüstenplanet-Katastrophe,
nach Harq al-Ada

»Mein Sohn hat nicht wirklich die *Zukunft* gesehen; er sah den Prozeß ihrer Schöpfung und ihre Beziehung zu den Mythen, die in den Menschen schlummerten«, sagte Jessica. Sie sprach rasch, aber ohne den Eindruck zu erwecken, als wolle sie die Sache schnell hinter sich bringen. Sie wußte genau, daß versteckte Beobachter immer eine Möglichkeit finden würden, sie zu unterbrechen, sobald sie herausfanden, was sie tat.

Farad'n saß auf dem Fußboden. Das hinter ihm liegende Fenster ließ die Sonnenstrahlen des Nachmittags herein und wärmte seinen Rücken. Jessica konnte, wenn

sie sich Mühe gab, von ihrem Standort an der gegenüberliegenden Wand aus gerade die Spitze des Baumes erkennen, der unter dem Fenster stand. Es war etwas Neues an Farad'n, stellte sie fest: Er war schlanker und nerviger geworden. Die langen Trainingsmonate hatten ihre Auswirkungen gehabt. Als er sie ansah, glitzerten seine Augen.

»Er sah die Umrisse dessen, was einmal werden könnte, wenn die bereits existierenden Kräfte sich ihrer bemächtigten«, sagte Jessica. »Und bevor er sich gegen seine eigenen Leute wandte, wandte er sich gegen sich selbst. Er lehnte es ab, nur das anzuerkennen, was seiner Bequemlichkeit diente, weil das für ihn moralische Feigheit war.«

Farad'n hatte inzwischen gelernt, wie man zuhörte, abwägte und seine Fragen solange zurückhielt, bis aus ihr fertige Formulierungen geworden waren. Sie hatte über die Ansichten der Bene Gesserit in bezug auf die molekulare Erinnerung gesprochen und geflissentlich unterschieden, auf welche Art die Schwesternschaft Paul Muad'dib analysierte. Jedenfalls sah Farad'n hinter ihren Worten und Gesten ein nebelhaftes Spiel, eine Projektion ungewisser Formen, die mit der Oberfläche ihrer Feststellungen nicht recht in Einklang zu bringen war.

»Von all unseren Beobachtungen ist dies die wichtigste«, hatte sie gesagt. »Das Leben stellt eine Maske dar, durch die sich das Universum selbst ausdrückt. Wir nehmen an, daß die Menschheit und die sie unterstützenden Lebensformen eine *natürliche* Gemeinschaft bilden, und daß das Schicksal allen Lebens der Preis des Schicksals des Individuums ist. Wenn es also zur ultimativen Selbstprüfung kommt – zum *amor fati* –, hören wir damit auf, Gott zu spielen und kehren zurück zum Lernprozeß.«

Er sah jetzt, wohin sie wollte, und erkannte auch den Effekt, den dies auf jene ausübte, die ihnen durch die Spionaugen zusahen. Nur ein trainiertes Bewußtsein konnte die momentane Gleichgewichtslosigkeit erken-

nen, aber Jessica sah sie und lächelte. Ein Lächeln konnte schließlich alles und jedes bedeuten.

»Dies ist eine Art Abschlußprüfung«, sagte Jessica. »Ich bin sehr zufrieden mit Ihnen, Farad'n. Wollen Sie bitte aufstehen?«

Farad'n gehorchte und verbaute ihr mit dem Rücken die Aussicht auf den Baum vor dem Fenster.

Jessica stemmte beide Hände in die Hüften und sagte: »Man hat mir aufgetragen, Ihnen folgendes zu sagen: ›Ich befinde mich in der Gegenwart eines Menschen. So wie ich jetzt hier stehe, wirst auch du eines Tages stehen. Ich bete darum, daß dies einst sein wird. Die Zukunft bleibt ungewiß, und so soll es sein, denn sie ist die Leinwand, auf die wir unsere Sehnsüchte schreiben. Und so wird es sein, daß jeder Mensch seiner eigenen, leeren Leinwand gegenübersteht. Wir besitzen nur diesen Moment, indem wir uns selbst fortgesetzt der opferbereiten Gegenwart widmen, die wir teilen und erschaffen.‹«

Als Jessica fertig war, öffnete sich eine Tür zu ihrer Linken und Tyekanik kam herein. Er bewegte sich mit einer Ruhe, die der Ausdruck seines Gesichts Lügen strafte. »Mylord«, sagte er. Aber es war bereits zu spät. Jessicas Worte und all das, was sie vorher getan hatte, begannen bereits zu wirken. Farad'n war nicht länger ein Corrino. Er war ein Bene Gesserit.

49

Was ihr Herren des MAFEA-Direktorats offenbar nicht verstehen könnt, ist die Tatsache, daß ihr so selten echte Loyalität im Bereich des Kommerzes findet. Wann habt ihr zum letztenmal von einem Angestellten gehört, der für eure Gesellschaft sein Leben ließ? Möglicherweise liegt dieser Mangel daran, daß ihr glaubt, daß man das Denken und die Kooperationsbereitschaft auf Bestellung erhalten kann. Aber das ist schon immer ein Irrtum gewesen, ob dies nun bei Religionsgemeinschaften oder Generalstäben der Fall war. Generalstäbe verfügen übrigens über weitreichende Aufzeichnungen, die die Vernichtung ihrer eigenen Gesellschaft betreffen. Und was die Religionsgemeinschaften angeht, so empfehle ich immer wieder die Lektüre der Werke des guten alten Thomas von Aquin. Es ist wirklich unglaublich, welchen Unfug Sie, meine Herren von der MAFEA, glauben! Menschen müssen Dinge stets aus eigenem Antrieb tun wollen. Es sind die Leute, und nicht die kommerziellen Organisationen und mächtigen Konzerne, die eine große Zivilisation am Leben erhalten. Jede Zivilisation muß sich auf die kleinen Individuen verlassen können, die sie hervorgebracht hat. Wenn man sie jedoch überorganisiert, kommandiert und ihr Streben nach Größe unterdrückt - dann können sie nicht arbeiten. Und ihre Zivilisation zerbricht.

Ein Brief an die MAFEA,
dem Prediger zugeschrieben

Leto verließ seinen Trancezustand mit einer solchen Sanftheit, daß er es kaum spürte. Mit einemmal war er wieder bei Bewußtsein.

Er wußte, wo er war. Seine Energie kehrte zurück, aber die abgestandene Tödlichkeit der sauerstoffarmen Luft innerhalb des Destillzeltes rief ihm eine Warnung zu. Wenn er sich jetzt nicht bewegte, würde der zeitlose Schlaf ihn bald wieder übermannen. Diese Aussichten übten auf ihn einen verführerischen Reiz aus. Er sah die Zeit als ein Abkommen an, das er mit dem kollektiven Bewußtsein seiner Empfindsamkeit getroffen hatte. Raum und Zeit waren Kategorien, die lediglich in seinem Innern existierten. Er brauchte sich nur frei zu machen von der Vielfalt der Visionen, die ihn lockten. Eine mutige Entscheidung konnte eine Reihe provisorisch existierender Zukünfte verändern.

Aber welchen Mutes bedurfte dieser Moment am meisten?

Das Trancestadium lockte ihn. Leto stellte fest, daß er das *Alam al-Mithal* gegen das Universum der Realität eingetauscht hatte, nur um feststellen zu müssen, daß beide miteinander identisch waren. Er wünschte sich, die Rihani-Magie dieser Offenbarung aufrechtzuerhalten, aber wenn er überleben wollte, verlangte die Situation Entscheidungen von ihm. Sein unerbittlicher Lebenswille sandte Impulse über sein Nervensystem aus.

Abrupt streckte er die rechte Hand aus und tastete nach der Stelle, an der er das Vielzweckwerkzeug abgelegt hatte. Er packte es, rollte sich auf den Bauch und öffnete den Zeltverschluß. Sand wirbelte auf seine Hand nieder. Er arbeitete in Dunkelheit und abgestandener Luft, rasch und sicher, und grub seinen Tunnel in einem steilen Winkel nach oben. Es waren sechs Körperlängen, die er zurückzulegen hatte, bevor er endlich ins Freie stieß und saubere Luft atmete. Er kroch über die mondbeschienene Oberfläche der Dünen und stellte fest, daß er sich nur ein Drittel ihrer Höhe vom Kamm entfernt befand.

Über ihm leuchtete der Zweite Mond. Er bewegte sich rasch über ihn hinweg, verschwand hinter dem Dünenkamm und ließ nur noch den Glanz der Sterne zurück, die wie einen Pfad begrenzende Edelsteine wirkten. Leto suchte nach dem Sternbild des Wanderers, fand es und ließ den Blick seinem ausgestreckten Arm in die Richtung Foum-al-Houts, des südlichen Polarsterns, folgen.

Da hast du dein verdammtes Universum! dachte er. Aus der Nähe gesehen unterschied es sich nicht im geringsten von der Betriebsamkeit des Sandes, der ihn umgab. Auch er war ein Ort ständiger Veränderung, in dem sich Einmaligkeiten aneinanderreihten. Aus der Ferne betrachtet stellten beide eine Herausforderung dar, die einen dazu verführten, an Absolutheiten zu glauben.

Wenn wir das tun, verlieren wir unseren Weg. Der Gedanke erinnerte ihn an ein Liedchen der Fremen, das *›Wer in der Tancerouft vom Weg abkommt, ist des Todes‹* hieß. Das, was die Wüste äußerlich ausmachte, konnte einen aus ihr herausführen. Es konnte einen aber ebensogut in eine Falle locken. Man durfte nie vergessen, daß sie ihr Aussehen ständig änderte.

Leto sog tief die Luft ein und zwang sich zur Aktion. Er rutschte zu dem von ihm gegrabenen Tunnel zurück, brach das Zelt ab, brachte es hinaus und verstaute es in seinem Überlebenspack.

Am östlichen Horizont nahm er ein Leuchten wahr. Mit geschultertem Gepäck erklomm er den Dünenkamm und blieb dort in der kühlen Luft des heraufdämmernden Morgens stehen, bis er die ersten Sonnenstrahlen auf der rechten Wange spürte. Dann schwärzte er seine Augenhöhlen, um die Reflexion des Lichts zu reduzieren. Es war immer besser, wenn man der Wüste entgegenkam, anstatt sie zu bekämpfen. Nachdem er die Schwärze wieder verstaut hatte, nahm er einen der Wasserfangschläuche in den Mund und versuchte zu trinken. Zuerst kamen ein paar Tropfen – dann nur noch Luft.

Er kniete sich hin, überprüfte den Destillanzug und kam schließlich zu den Fersenpumpen. Man hatte sie ziemlich geschickt mit einem Nadelmesser zerschnitten. Leto zog den Anzug aus und reparierte ihn, aber daran, daß er bereits die Hälfte der Flüssigkeit seines Körpers verschwendet hatte, war nichts mehr zu ändern. Wären die Fangtaschen des Destillzeltes nicht gewesen... Er sinnierte, während er in den Destillanzug zurückschlüpfte, darüber nach, wie beängstigend es war, daß er so etwas nicht vermutet hatte.

Schließlich kauerte er sich auf dem Dünenkamm hin und genoß die Einsamkeit der Umgebung. Sein Blick wanderte über die Landschaft hin und suchte nach irgendwelchen Anzeichen von Gewürzfeldern oder Wurmaktivitäten. Aber der Sturm hatte der Landschaft den Stempel der Uniformität aufgedrückt. Er nahm den Klopfer aus dem Überlebenspack, aktivierte ihn und ließ durch dessen Vibrationen einen Shai-Hulud herbeirufen. Dann stand er auf und wartete.

Der Wurm kam aus weiter Ferne. Noch ehe Leto ihn erblickte, konnte er ihn bereits hören und wandte sich ostwärts, wo die vibrierende Erde die Luft zum Erzittern brachte. Er rechnete jeden Moment damit, daß der Wurm den Kopf hob. Als das schließlich geschah und er mit einem lauten Zischen nach oben schoß, warf Leto sich durch die von ihm erzeugte Staubwolke blitzschnell nach vorne. Der gigantische graue Körper ragte neben ihm auf. Die Haken packten zu, und mit schnellen Schritten erklomm Leto die sich vor ihm auftürmende lebendige Mauer. Im gleichen Moment steuerte er das Tier bereits in eine andere Richtung.

Unter dem Druck seiner Haken nahm der Wurm auf der Stelle Geschwindigkeit auf. Der Fahrtwind klatschte Leto die Robe gegen den Körper und erzeugte so in ihm das Gefühl, gleich seinem Reittier angetrieben zu werden.

Der Wurm gehörte einer Unterart an, die von den Fre-

men ›Brummer‹ genannt wurde, weil die ihr angehörenden Tiere die Angewohnheit hatten, gelegentlich mit der Unterseite ihres Vorderkörpers in lose Sandwächten einzutauchen, während ihr Schwanz sie weiter vorantrieb. Dies erzeugte diese eigentümlichen Geräusche, weil ihre Körper sich dabei ein Stück aus dem Sand hoben und die nächste Bewegung beinahe zu einem Sprung machten. Dennoch hatte er einen schnellen Wurm erwischt.

Während sie nach Süden rasten, erlaubte Leto seinen Gedanken, sich zu entspannen. Er versuchte, in dieser Reise eine neue Zeremonie zu sehen, die ihn davon abhalten würde, jenen den Umständen entsprechenden Preis des Goldenen Pfades zu zahlen. Wie die Fremen alter Zeiten wußte er, daß auf ihn noch eine Reihe anderer Zeremonien zukommen würde, die sein Bewußtsein davon abhielten, sich in unterschiedliche Fraktionen aufzuspalten und die unerbittlichen Jäger seiner Seele in Schach zu halten. Sich widersprechende Impulse, die niemals auf einen Nenner zu bringen waren, mußten in eingekapselter Spannung gehalten werden, wie eine polarisierende Kraft, die ihn von innen heraus antrieb.

Ständig aufnahmebereit bleiben, dachte er. *Ich muß ständig in der Lage sein, die neuen Fäden aus meiner Vision herauszufinden.*

Am frühen Nachmittag wurde seine Aufmerksamkeit auf etwas gelenkt, das geradeaus, etwas rechts von ihm, lag. Langsam wurde daraus ein kleiner, alleinstehender Berg, ein aufragender Felsen, der genau an der Stelle lag, wo er ihn vermutet hatte.

Jetzt, Namri... Jetzt, Sabiha, laßt uns sehen, wie eure Mitstreiter meine Gegenwart aufnehmen, dachte er. Der Faden, den er jetzt aufzunehmen hatte, lag direkt vor ihm, aber er war weniger wegen seiner Verlockung gefährlich, als seiner tatsächlichen Bedrohlichkeit wegen.

Eine lange Zeit über wechselte der Hügel seine Dimensionen. Es erschien beinahe, als käme er auf Leto zu, als nähere dieser sich ihm.

Der Wurm – er war offensichtlich bereits sehr erschöpft – schob sich weiterhin nach links. Leto glitt über seinen Rücken dahin, ordnete die Haken neu an und hielt den Koloss auf einem geraden Kurs. Plötzlich drang ihm Melangegeruch in die Nase, Anzeichen einer reichhaltigen Fundstelle. Sie passierten eine violette Stelle im Sand, wo eine Gewürzexplosion stattgefunden hatte, und Leto zwang den Wurm zu einem harten Ausweichmanöver, bis sie hinter ihnen lag. Die Duftbrise folgte ihnen noch eine Weile mit ihrem Zimtgeruch und hüllte sie ein, bis Leto den Wurm auf einen anderen Kurs brachte und direkt auf den alleinstehenden Felsenhügel zusteuerte.

Aus der südlichen Bled leuchteten plötzlich Farben auf: Dort bewegte sich offenbar etwas, das von Menschenhand erschaffen war. Leto tastete nach seinem Fernglas, stellte die Flüssigkeitslinsen ein und sah in der Ferne die ausgestreckten Schwingen eines Gewürzjägers, die im Sonnenlicht glitzerten. Direkt unter ihm bewegte sich eine große Erntefabrik dahin. Als Leto das Fernglas senkte, schrumpfte der Ernter zusammen und wurde zu einem kleinen Punkt. Schlagartig überfiel Leto das Haddab, das Gefühl des absoluten Alleinseins in der Wüste. Gleichzeitig wußte er, daß die Leute, die im Innern des Gewürzjägers am Himmel ihre Kreise zogen, auch ihn sehen mußten: Ein dunkles Objekt, das sich zwischen Himmel und Sand bewegte, war für jeden Fremen ein Symbol für einen Menschen. Natürlich würden sie ihn wahrnehmen. Und sie würden vorsichtig sein. Sie würden warten. Fremen waren in der Wüste einander gegenüber immer mißtrauisch, bevor sie nicht wußten, ob der Neuankömmling für sie nicht eine Bedrohung darstellte. Selbst innerhalb des Imperiums und seinen Gesetzen waren sie im Grunde halbwilde Räuber geblieben, die niemals vergaßen, daß ein Crysmesser sich beim Tode seines Besitzers auflöste.

Das ist es, was uns retten könnte, dachte Leto. *Diese Wildheit.*

Der in der Ferne fliegende Gewürzjäger scherte erst nach rechts, dann nach links aus. Er gab den Leuten unter sich damit ein Zeichen. Er stellte sich vor, daß sie im Moment die hinter ihm liegende Landschaft absuchten, weil sie sich nicht darüber im klaren sein konnten, ob er allein gekommen war.

Leto steuerte den Wurm nach links, hielt ihn, bis er den Kurs voll eingeschlagen hatte, sprang dann von ihm ab und hetzte davon. Der Wurm, jetzt von seiner Last befreit, blieb einige Atemzüge lang liegen. Dann sank sein erstes Drittel in den Sand ein, um sich zu erholen. Es war ein sicheres Anzeichen dafür, daß er völlig erschöpft war.

Leto wandte sich von ihm ab. Der Wurm würde hierbleiben. Der Gewürzjäger umkreiste nun die Erntefabrik. Immer noch gab er mit seinen Schwingen Signale. Es mußte sich um irgendwelche von den Schmugglern bezahlte Abtrünnige handeln, die über keine elektronische Kommunikationsgeräte verfügten. Und sie waren wegen des Gewürzes hier draußen, soviel bestätigte die Anwesenheit des Sandkriechers.

Der Gewürzjäger umkreiste die Fabrik noch einmal, ließ die Schwingen flattern und flog dann direkt auf Leto zu. Er erkannte in dem Fabrikat einen der leichten Thopter, die seinerzeit sein Großvater nach Arrakis gebracht hatte. Die Maschine kreiste über seinem Kopf, glitt über die Düne dahin, an deren Rand er stand und machte Anstalten, im Gegenwind zu landen. Zehn Meter von ihm entfernt setzte sie in einer Staubwolke auf. In der Leto zugewandten Seite öffnete sich eine Tür und entließ einen einzelnen Mann mit einer Fremenrobe, über dessen rechter Brust das Symbol einer Lanze leuchtete.

Der Mann kam langsam auf ihn zu, als wolle er ihnen beiden genug Zeit lassen, einander zu studieren. Er war hochgewachsen und hatte völlig blaue Augen. Eine Destillanzugsmaske bedeckte die untere Hälfte seines Gesichts, während er, wie um seine Stirn vor der Sonne zu

schützen, die Kapuze tief ins Gesicht gezogen hatte. Die Art, in der die Robe vom Körper des Mannes abstand, deutete darauf hin, daß er unter ihr eine Maula-Pistole verbarg.

Zwei Schritte vor Leto blieb der Mann stehen und maß ihn mit einem verstörten Blick.

»Viel Glück für uns alle«, sagte Leto.

Der Mann sah sich nach allen Seiten um, entdeckte, daß niemand sonst sich in der Umgebung aufhielt und wandte sich wieder Leto zu. »Was machst du hier draußen, Kind?« fragte er. Unter der Maske seines Anzugs klang seine Stimme gedämpft. »Versuchst du, dich zum Korken eines Wurmlochs zu machen?«

Eine weitere Redensart der Fremen gebrauchend, erwiderte Leto: »Die Wüste ist meine Heimat.«

»Wrenn?« fragte der Mann. *Welchen Weg gehst du?*

»Von Jacurutu aus nach Süden.«

Der Mann lachte plötzlich auf. »Aber, aber, Batigh! Du bist wirklich die seltenste Wüstenpflanze, die mir je unter die Augen gekommen ist.«

»Ich bin keine *kleine Melone*«, sagte Leto und wies damit die Bezeichnung ›Batigh‹ von sich, die man auf eine am Rande der Wüste wachsende Frucht anwendete, deren Wasser demjenigen gehörte, der sie fand.

»Wir haben auch nicht vor, dich auszutrinken, Batigh«, sagte der Mann. »Ich heiße Muriz. Ich bin der Arifa dieses Taif.« Er deutete mit einer Handbewegung auf den Ernter in der Ferne.

Leto bemerkte, daß der Mann sich selbst als Richter seiner Gruppe bezeichnete und seine Leute als Taif, was soviel bedeutete wie ›Bande‹ oder ›Gesellschaft‹. Auf jeden Fall hatte er es hier nicht mit Ichwans zu tun, die eine Gruppe von Brüdern bildeten. Sicher waren sie Abtrünnige, die von irgendwem bezahlt wurden. Sie stellten genau den Faden dar, den er benötigte.

Da Leto schwieg, fragte Muriz: »Hast du einen Namen?«

»Bleiben wir bei Batigh.«

Muriz kicherte. »Aber du hast mir immer noch nicht gesagt, was du hier tust.«

»Ich suche nach den Fußabdrücken eines Wurms«, sagte Leto und benutzte damit eine religiöse Phrase, die besagte, daß er sich auf dem Hadj nach seiner Umma – seiner persönlichen Offenbarung – befand.

»Jemand, der so jung ist?« fragte Muriz verwundert. Er schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, was ich mit dir anfangen soll. Du hast uns gesehen.«

»Was habe ich gesehen?« fragte Leto. »Ich sprach von Jacurutu, ohne daß du darauf eingegangen bist.«

»Rätselspiele«, sagte Muriz. »Was, glaubst du, ist das da?« Er deutete mit einer Kopfbewegung auf den alleinstehenden Berg.

»Nur Shuloch«, erwiderte Leto und erinnerte sich an seine Vision.

Muriz versteifte sich. Leto fühlte, wie sich sein Pulsschlag erhöhte.

Während der nun entstehenden Stille sah Leto ganz deutlich, wie es hinter der Stirn des Mannes arbeitete. Er formulierte Erwiderungen und verwarf sie. *Shuloch!* In den stillen Stunden nach dem Mittagessen, wenn die beste Zeit zum Geschichtenerzählen war, konnte man manche Berichte über diese Karawanserei hören. Die Zuhörer glaubten im allgemeinen, daß Shuloch nichts als ein Mythos war, ein erfundener Ort, der lediglich dazu herhalten mußte, spannende oder rätselhafte Geschichten zu schmücken. An eine dieser Erzählungen erinnerte Leto sich: Man hatte am Rande der Wüste ein elternloses Kind gefunden und in einen Sietch gebracht. Zunächst weigerte sich das Kind, auf die Fragen seiner Retter Antwort zu geben, und als es schließlich sprach, verstand niemand seine Worte. Die Tage vergingen, und noch immer zeigte das Kind keinerlei Bereitschaft zur Kommunikation, weigerte sich, sich selbst anzuziehen oder in irgendeiner Art Gemeinschaftsgeist zu zeigen. Jedesmal, wenn man es allein ließ, machte es unver-

ständliche Handbewegungen. Man rief alle Spezialisten des Sietchs zusammen, aber auch sie konnten sich über das rätselhafte Verhalten des Kindes nicht klarwerden. Dann ging eine sehr alte Frau am Raum des Kindes vorbei, sah die Handbewegungen und lachte. »Es imitiert nur seinen Vater, der aus Gewürzfasern ein Seil herstellt«, erklärte sie. »So tun sie es in Shuloch. Es hat nichts anderes versucht, als sich weniger einsam zu fühlen.« Und die Moral war: *›In den alten Sitten von Shuloch zeigt sich die sichere Gewißheit, Bestandteil des goldenen Lebensfadens zu sein.‹*

Da Muriz weiterhin schwieg, sagte Leto: »Ich bin das verlorene Kind von Shuloch, das nur weiß, wie man die Hände bewegt.«

An der schnellen Kopfbewegung des Mannes erkannte er, daß auch Muriz diese Geschichte kannte. Langsam, mit tiefer und bedrohlich wirkender Stimme fragte der Mann: »Bist du ein Mensch?«

»Ein Mensch wie du«, erwiderte Leto.

»Du sprichst sehr seltsam für ein Kind. Ich erinnere dich daran, daß ich ein Richter bin und auf die Taqwa eingehen kann.«

Ah, ja, dachte Leto. Im Mund eines solchen Richters konnte die Taqwa nichts anderes als unmittelbaren Verrat bedeuten. Taqwa stellte die Furcht dar, die einen während der Anwesenheit eines Dämons beschlich; ein immer noch weitverbreiteter Glaube unter älteren Fremen. Der Arifa war derjenige, der diesen Dämon zu bannen wußte, denn er besaß die Fähigkeit, unbarmherzig zu sein, ohne grausam zu werden, und wußte, ab wann Freundlichkeit dazu diente, nur noch mehr Grausamkeiten zu erzeugen.

Aber da Leto mit dem bisherigen Verlauf der Unterhaltung zufrieden war, sagte er: »Ich kann mich einem Mashhad unterwerfen.«

»Ich werde der Richter jeder geistigen Prüfung sein«, sagte Muriz. »Bist du damit einverstanden?«

»Bi-la kaifa«, sagte Leto. *Ohne Einschränkung.*

Ein listiger Ausdruck erschien auf Muriz' Gesicht. Er sagte: »Ich weiß gar nicht, warum ich mich dazu bereiterkläre. Am besten wäre es, ich würde dich mit einer Hand umbringen. Aber du bist nichts als ein kleiner Batigh – und ich hatte einmal einen Sohn, der gestorben ist. Komm, wir werden nach Shuloch gehen. Ich werde den Isnan zusammenrufen, damit er eine Entscheidung über dich trifft.«

Leto, der bemerkte, daß jede der Bewegungen des Mannes eine tödliche Entscheidung verriet, fragte sich, wie jemand auf seine Versprechungen hereinfallen konnte. Deswegen sagte er: »Ich weiß, daß Shuloch das Ahl as-sunna wal-jamas ist.«

»Was weiß schon ein Kind von der realen Welt?« fragte Muriz und kam auf Leto zu, um ihn zum Thopter zu führen.

Leto gehorchte ihm, aber er lauschte vorsichtig jedem Geräusch, das die Füße des hinter ihm gehenden Mannes erzeugten. »Der beste Weg, ein Geheimnis zu bewahren«, sagte er, »ist, den Leuten einzureden, daß sie es bereits kennen. Sie hören dann auf, Fragen zu stellen. Es war schlau von euch, hier ebenfalls eine Station einzurichten. Wer würde schon annehmen, daß es Shuloch, diesen Märchenort, wirklich gibt? Und wie gut er für die Zwecke der Schmuggler und alle anderen, die Zugang nach Arrakis haben wollen, geeignet ist.«

Der Klang von Muriz' Schritten verstummte. Leto drehte sich mit dem Rücken dem Thopter zu, so daß die Schwinge zu seiner Linken lag.

Muriz stand mit gezogener Maula-Pistole einen halben Schritt von ihm entfernt und sah ihn direkt an. »Du bist also gar kein Kind«, sagte er. »Ein verfluchter Zwerg, den man hergeschickt hat, um uns auszuspionieren! Ich hatte sofort den Eindruck, daß du zuviel weißt für ein Kind, aber du hast mich beinahe betrunken geredet.«

»Aber ich habe noch nicht alles gesagt«, erwiderte

Leto. »Ich bin Leto, der Sohn Muad'dibs. Wenn du mich umbringst, werden deine Leute und du sterben. Wenn du mich verschonst, werde ich euch mächtig machen.«

»Versuch nicht, mich zum Narren zu halten, Zwerg«, schnarrte Muriz. »Leto befindet sich in Jacurutu, wo...« Er brach plötzlich ab. Die Hand, in der er die Pistole hielt, sank herab. Nachdenklich runzelte er die Stirn. Nur für einen kleinen Moment war sein Blick unschlüssig.

Es war genau das Zögern, das Leto vorausberechnet hatte. Seine Hände schossen vor, ergriffen Muriz' Waffenhand und schlugen sie mit aller Macht gegen die Thopterschwinge. Die Maula-Pistole flog im hohen Bogen davon; bevor sich der Mann von dieser Überraschung erholt hatte, spürte er bereits die Spitze seines Crysmessers im Rücken.

»Die Spitze ist vergiftet«, sagte Leto. »Sage deinem in der Maschine wartenden Freund, er soll genau dort bleiben, wo er ist, ohne sich zu bewegen. Ansonsten wäre ich leider gezwungen, dich umzubringen.«

Muriz, der an seiner verletzten Hand lutschte, wandte der im Innern des Thopters sitzenden Gestalt den Kopf zu und sagte: »Mein Kollege Behaleth hat dich gehört. Er wird zu einem Felsen werden.«

Da er wußte, daß er nur über wenig Zeit verfügte, bevor die beiden etwas gegen ihn ausheckten oder ihre Freunde kamen, um nach ihnen zu sehen, sagte Leto: »Ihr braucht mich, Muriz. Ohne mich werden die Würmer und das Gewürz von diesem Planeten verschwinden.« Er spürte, wie sich der Mann versteifte.

»Aber woher weißt du von Shuloch?« fragte Muriz. »Ich weiß, daß man darüber in Jacurutu nicht spricht.«

»Du glaubst also, daß ich Leto Atreides bin?«

»Wer könntest du sonst sein? Woher weißt du...?«

»Weil ihr euch hier aufhaltet«, sagte Leto. »Shuloch existiert, und den Rest kann man sich schnell zusammenreimen. Ihr seid diejenigen, die entkamen, als Jacu-

rutu vernichtet wurde. Ich sah dich mit den Schwingen ein Signal geben, also verfügt ihr über keine Geräte, die längere Distanzen überwinden können. Da ihr Gewürz sammelt, handelt ihr auch damit. Aber ihr könnt höchstens mit den Schmugglern Geschäfte machen. Auch ihr seid Schmuggler, aber ihr seid auch Fremen. Ihr müßt also zu Shuloch gehören.«

»Warum hast du versucht, mich umzubringen?«

»Um zu verhindern, daß du dasselbe mit mir machst, bevor wir nach Shuloch zurückgekehrt wären.«

Muriz' Körper verkrampfte sich.

»Vorsichtig, Muriz«, warnte Leto den Mann. »Ich weiß über euch Bescheid. Ihr habt schon früher davon gelebt, daß ihr das Wasser schutzloser Reisender nahmt, und ich glaube, daß ihr auch heute noch diesem Ritual frönt. Welch bessere Möglichkeit gäbe es, diejenigen, die euch entdecken, zum Schweigen zu bringen? Wie sonst euer Geheimnis bewahren? Batigh! Du hast nichts anderes vorgehabt, als mich mit freundlichen Worten in eine Falle zu locken, und das erschien dir wirklich besser, als mein Wasser vom Wüstensand aufsaugen zu lassen. Und wenn ich verschwunden wäre, hätte kein Hahn nach mir gekräht. Es hätte geheißen, die Tancerouft habe mich verschlungen.«

Muriz machte mit seiner rechten Hand das Hörner-des-Wurms-Zeichen, um damit die Rihani abzuwehren, die Letos Worte hervorriefen. Und Leto, der wußte, wie stark ältere Fremen jeden Mentatenfähigkeiten oder logischen Gedankengängen mißtrauisch gegenüberstanden, unterdrückte ein Lächeln.

»Namri hat in Jacurutu über uns gesprochen«, sagte Muriz. »Ich werde mir sein Wasser holen, wenn...«

»Du wirst nichts anderes bekommen, als eine Handvoll Sand, wenn du dich weiterhin wie ein Trottel aufführst«, sagte Leto. »Was werdet ihr tun, Muriz, wenn die gesamte Oberfläche dieses Planeten aus grünem Gras, Bäumen und offenen Wasserflächen besteht?«

»Soweit wird es niemals kommen!«

»Es geschieht bereits, ohne daß ihr es merkt.«

Leto hörte, daß Muriz' Zähne voller Wut und Frustration aufeinanderschlugen. Plötzlich fragte der Mann: »Und wie würdest du das verhindern?«

»Ich kenne den gesamten Umwandlungsplan«, sagte Leto. »Ich kenne sowohl seine Stärken als auch seine Schwächen. Ohne mich wird Shai-Hulud für immer verschwinden.«

Ein listiger Ton kehrte in Muriz' Stimme zurück, als er fragte: »Nun, warum stehen wir dann hier herum und streiten uns? Wir sitzen beide in der Klemme. Du hast dein Messer. Du könntest mich töten, aber Behaleth würde dich erschießen.«

»Ich würde dich nicht töten, bevor ich nicht deine Pistole hätte«, erwiderte Leto. »Und damit hätte ich auch den Thopter. Ja, ich kann ihn fliegen.«

Muriz runzelte die Stirn. »Was ist, wenn du nicht derjenige bist, als den du dich bezeichnest?«

»Wäre mein Vater nicht in der Lage, mich zu identifizieren?« fragte Leto.

»Ahhh«, meinte Muriz. »Daher weißt du also von uns, he? Aber...« Er brach ab, schüttelte den Kopf. »Mein eigener Sohn führt ihn. Er sagt, ihr beide hättet euch nie... Wie könnte...«

»Du glaubst also nicht daran, daß Muad'dib die Zukunft lesen kann«, sagte Leto.

»Natürlich glauben wir daran! Aber er sagt, daß er selbst...« Erneut brach der Mann ab, blickte ihn mißtrauisch an.

»Und du glaubtest, er wüßte nichts von deinem Mißtrauen«, sagte Leto. »Ich bin genau zu dieser Zeit zu diesem Ort gekommen, um dich zu treffen, Muriz. Ich weiß alles über dich, weil ich dich *gesehen* habe... dich und deinen Sohn. Ich weiß, für wie sicher ihr euch hier haltet, wie ihr über Muad'dib spottet, welche Ränke ihr schmiedet, um euer kleines Versteck in der Wüste ge-

heimzuhalten. Aber euer kleines Versteck ist ohne mich zum Tode verurteilt, Muriz. Es wird untergehen. Man ist auf diesem Planeten bereits zu weit gegangen. Mein Vater hat bereits seit langem keine Vision mehr. Ihr habt keine andere Wahl, als euch jetzt mir zuzuwenden.«

»Dieser blinde...« Muriz brach ab und schluckte.

»Er wird bald aus Arrakeen zurückkehren«, sagte Leto. »Und dann werden wir sehen, wie blind er ist. Wie weit habt ihr euch von den alten Sitten der Fremen entfernt, Muriz?«

»Was?«

»Er ist Wadquiyas für euch. Ihr fandet ihn allein in der Wüste und brachtet ihn nach Shuloch. Welch wertvolle Entdeckung er für euch war! Wertvoller als jede Gewürzablagerung. Wadquiyas! Er hat mit euch zusammengelebt; sein Wasser hat sich mit dem eures Stammes vermischt. Er ist ein Teil eures Bewußtseinsflusses geworden.« Leto drückte die Messerspitze hart gegen Muriz' Robe. »Vorsichtig, Muriz.« Er hob die linke Hand, öffnete den Gesichtsschleier des Mannes und ließ ihn los.

Muriz, der wußte, was Leto vorhatte, sagte: »Wohin würdest du gehen, wenn du uns beide töten könntest?«

»Zurück nach Jacurutu.«

Leto preßte die Daumenkuppe gegen den Mund des Mannes und sagte: »Beiß zu und trinke, Muriz. Entweder du tust es, oder du wirst sterben.«

Muriz zögerte, dann biß er in Letos Daumen.

Leto beobachtete den Kehlkopf des Mannes, sah, daß er Schluckbewegungen machte, zog das Messer zurück und gab es Muriz.

»Wadquiyas«, murmelte er. »Ich mußte den Stamm erst verletzen, bevor ich ihm mein Wasser geben konnte.«

Muriz nickte.

»Deine Pistole liegt dort drüben« Leto deutete mit dem Kinn auf sie.

»Du vertraust mir jetzt?« fragte Muriz.

Erneut tauchte der listige Ausdruck in seinem Gesicht

auf, aber Leto kam zu dem Schluß, daß er diesmal eher abwägend war und eine erwartungsvolle Haltung bedeutete. Mit einer abrupten Bestimmtheit, die davon zeugte, daß der Mann zu einer Entscheidung gelangt war, wandte er sich um, nahm die Pistole an sich und kehrte zum Thopter zurück. »Komm jetzt«, sagte er. »Wir haben uns schon zu lange im Wurmgebiet aufgehalten.«

50

Die vorausgesehene Zukunft kann nicht immer anhand der Gesetze der Vergangenheit gesehen werden. Existenzfäden verwickeln sich aufgrund zu vieler unbekannter Spielregeln. Die vorausgesehene Zukunft besteht aus ihren eigenen Gesetzen heraus. Sie kann weder den Ordnungsvorstellungen der Zensunni noch denen der Wissenschaften entsprechen. Jedes seherische Bild ist nur von relativer Einheitlichkeit, ein Produkt des Augenblicks, und es enthält die Warnung, daß es nicht möglich ist, jeden Faden in den Stoff, den die Vergangenheit hervorbringt, hineinzuweben.

Kalima: ›Die Worte Muad'dibs‹,
die Shuloch-Kommentare

Muriz brachte den Thopter mit Leichtigkeit nach Shuloch zurück. Leto, der neben ihm saß, vergaß keinen Moment die bewaffnete Gegenwart Behaleths, der hinter ihm Platz genommen hatte. Von jetzt an hing alles von ihrem Vertrauen ab – und dem dünnen Faden der Vision, an den er sich klammerte. Wenn es schiefging – Allah akhbar. Manchmal mußte man sich einer mächtigeren Ordnung unterwerfen.

Der einzelne Berg in der Wüste, der Shuloch darstellte, sah eindrucksvoll aus. Daß er in den Karten nicht verzeichnet war, deutete darauf hin, daß man eine Menge Bestechungsgelder ausgab, daß man eine Reihe von Freunden in hohen Positionen besaß und möglicherweise auch dazu viele neugierige Geister hatte umbringen müssen. Als sie über den Mittelpunkt des Berges dahinflogen, konnte Leto unter sich einen Talkessel erken-

nen, von dem mehrere Canyons abgingen, die jedoch blind endeten. Schattenspendende Salzbüsche wuchsen in diesen Canyons und Palmen, was darauf hindeutete, daß dieser Ort über genügend Wasser verfügte. In der Nähe der Palmen hatte man primitive Hütten aus Gewürzfasern und Grünzeug gebaut, die aus der Höhe wie grüne Köpfe wirkten, die jemand im Sand verloren hatte. Hier lebten die Ausgestoßenen, für die es nur noch eine einzige Art von gesellschaftlichem Abstieg gab: den in den Tod.

Muriz landete in einer Vertiefung am Anfang eines der Canyons. Eine alleinstehende Hütte tauchte direkt vor ihnen auf. Sie bestand aus Wüstenranken und Bejatozweigen, die man mit hitzefusionierten Gewürzrückständen verschmolzen hatte. Die Hütte war ein Paradebeispiel der allerersten, primitiven Destillzelte und zeugte davon, wie tief jene, die in Shuloch lebten, heruntergekommen waren. Leto wußte, daß Hütten dieser Art niemals hundertprozentig dicht waren. Jeder, der in ihnen schlief, würde genügend Flüssigkeit verlieren, um die in den umliegenden Gewächsen dahindämmernden Insekten anzulocken. Also hier lebte sein Vater. Arme Sabiha. Hier würde sie eine rauhe Behandlung erwarten.

Auf Muriz' Anweisung hin verließ Leto den Thopter, sprang in den Sand hinunter und strebte auf die Hütte zu. Etwas weiter von ihm entfernt sah er einige Leute unter den Palmen arbeiten. Sie sahen zerlumpt aus und arm, und die Tatsache, daß sie ihn kaum ansahen oder einen Blick auf den Thopter warfen, sagte viel darüber aus, welchem Druck sie hier ausgesetzt waren. Hinter den Leuten sah er die felsige Umfriedung eines Qanats. Er roch die Feuchtigkeit förmlich. Also gab es auch hier offenes Wasser. Als er an der Hütte vorbeiging, stellte er fest, daß sie genauso primitiv war, wie sie aus der Höhe ausgesehen hatte. Als er den Qanat erreichte, sah er in den dunklen Wassern einen dahinschießenden Raubfisch. Die Arbeiter, die seinem Blick auswichen, fuhren

damit fort, Sandanwehungen aus den Felsöffnungen zu kratzen.

Muriz tauchte plötzlich hinter Leto auf und sagte: »Du stehst auf der Grenze zwischen den Fischen und den Würmern. Jeder von diesen Canyons besitzt seinen eigenen Wurm. Bald werden wir den Qanat öffnen und die Fische herausnehmen, um die Sandforellen anzulocken.«

»Natürlich«, sagte Leto. »Eine Zuchtfarm. Ihr verkauft Sandforellen und Würmer an die Fremdweltler.«

»Es war Muad'dibs Anweisung!«

»Ich weiß. Aber keiner eurer Würmer und Sandforellen wird auf anderen Planeten gedeihen. Sie erwecken nur falsche Hoffnungen, aber sie sind dem Tod geweiht. Sie gedeihen nicht.«

»Jetzt noch nicht«, sagte Muriz. »Aber eines Tages...«

»Nicht in zehntausend Jahren«, sagte Leto, und als er sich umwandte, begegnete er Muriz' gequältem Blick. Auf seinem Gesicht zeichneten sich Fragen ab, die wie die Wasser eines Qanats dahinflossen. War der Sohn Muad'dibs wirklich in der Lage, die Zukunft zu sehen? Manche Leute glaubten immer noch daran, daß auch Muad'dib dies konnte, aber... Wie sollte man eine solche Sache richtig beurteilen?

Muriz wandte sich plötzlich um und führte Leto zu der Hütte zurück. Er öffnete das primitive Türsiegel und bedeutete Leto, einzutreten. An der gegenüberliegenden Wand brannte eine Gewürzöllampe, unter der eine kleine Gestalt kniete. Sie wandte der Tür den Rücken zu. Die brennende Lampe strömte einen schweren Zimtgeruch aus.

»Sie haben mir eine neue Gefangene für Muad'dibs Sietch geschickt«, spöttelte Muriz. »Wenn sie es lernt, gut zu dienen, wird sie ihr Wasser möglicherweise noch eine Zeitlang bewahren.« Er wandte sich Leto zu. »Manche halten es für schlecht, solches Wasser zu nehmen. Aber die Fremen, deren Roben mit Spitzen besetzt sind und

die in diesen neuen Dörfern leben, sind einfach nicht mehr in der Lage, etwas Anständiges herzustellen. Von diesem Schund hier produzieren sie allerdings Massen. Wann hat man auf Arrakis je solche Massen gesehen? Jedesmal, wenn wir eine wie diese kriegen...« – er deutet auf die kniende Gestalt unter der Lampe – »...sind sie entweder halb verrückt vor Angst oder wissen so wenig von unserer Kultur, daß sie schon gar keine Fremen mehr sind. Verstehst du mich, Leto-Batigh?«

»Ich verstehe.« Die kniende Gestalt hatte sich bis jetzt noch kein einziges Mal bewegt.

»Du sprachst davon, uns zur Größe zu führen«, sagte Muriz. »Fremen werden immer von Männern geführt, die für uns geblutet haben. Aber in was führst du uns hinein?«

»Kralizec«, sagte Leto, der immer noch die stumme Gestalt anstarrte.

Muriz sah ihn an. Die Brauen seiner indigofarbenen Augen hoben sich. Kralizec? Das bedeutet nicht nur Krieg und Revolution. Kralizec war der Kampf, der einem Taifun gleichkam: Die Schlacht am Ende des Universums. Kralizec?

Der hochgewachsene Fremen schluckte verstört. Die Worte dieses Balgs waren genauso unerklärlich wie die eines verweichlichten Städters! Muriz wandte sich an die kniende Gestalt und befahl mit lauter Stimme: »Frau! Liban wahid!« *Bring uns den Gewürztrank!*

Die Gestalt zögerte. »Tu, was er sagt, Sabiha«, sagte Leto. Sie sprang auf und wirbelte herum. Sie starrte ihn an, als sei sie unfähig, den Blick von seinem Gesicht abzuwenden.

»Du kennst sie?« fragte Muriz.

»Sie ist Namris Nichte. Sie hat Jacurutu entehrt und wurde dir deswegen geschickt.«

»Namri? Aber...«

»Liban wahid«, sagte Leto.

Sabiha rauschte an ihnen vorbei, öffnete das Türsiegel.

Dann war nur noch das Geräusch ihrer rennenden Füße zu hören.

»Sie wird nicht weit kommen«, sagte Muriz und legte einen Finger gegen seine Nase. »Eine Verwandte Namris, so. Das ist interessant. Was hat sie angestellt?«

»Sie hat mich entkommen lassen.« Dann wandte sich Leto um und folgte Sabiha. Er fand sie am Rande des Qanats, stellte sich neben sie und starrte in das Wasser. In den Wipfeln der umliegenden Palmen hielten sich Vögel auf. Er hörte ihre Rufe und das Rascheln ihres Gefieders. Immer noch erzeugten die Arbeiter kratzende Geräusche im Sand. Genau wie Sabiha sah Leto ins Wasser hinab und beobachtete sein Spiegelbild. Aus den Augenwinkeln heraus entdeckte er im Geäst der Palmen eine Reihe von Sittichen. Einer von ihnen flog plötzlich über den Qanat hinweg und erzeugte auf der Wasserfläche die Illusion, als würde er gemeinsam mit den Raubfischen am Himmel entlangschweben.

Sabiha räusperte sich.

»Du haßt mich«, sagte Leto.

»Du hast mich erniedrigt. Du hast mich vor meinen Leuten herabgesetzt. Sie haben einen Isnad abgehalten und schickten mich hierher, um mein Wasser zu verlieren. Und alles wegen dir!«

Muriz war plötzlich hinter ihnen und lachte. »Und damit, Leto-Batigh, siehst du, daß unser Bewußtseinsfluß viele Tributpflichtige hat.«

»Aber mein Wasser fließt in deinen Venen«, erwiderte Leto und drehte sich um. »Das hat mit Tributpflicht ebensowenig zu tun. Sabiha ist ein Bezugspunkt meiner Vision. Ich folgte ihr. Ich floh durch die Wüste, um meine Zukunft hier in Shuloch wiederzutreffen.«

»Du und...« Muriz deutete auf Sabiha, warf den Kopf in den Nacken und lachte.

»Es wird nicht so sein, wie ihr beide möglicherweise glaubt«, sagte Leto. »Daran solltest du denken, Muriz.

Ich habe die Fußabdrücke meines Wurms gefunden.« Er fühlte plötzlich, daß seine Augen in Tränen schwammen.

»Er gibt den Toten Wasser«, flüsterte Sabiha.

Selbst Muriz starrte Leto jetzt ehrfürchtig an. Fremen weinten niemals, es sei denn, es kam aus den aller tiefsten Tiefen ihrer Seele. Beinahe verlegen schloß Muriz seine Maske und zog sich die Kapuze tief in die Stirn.

Leto schaute an dem Mann vorbei und sagte: »Hier in Shuloch betet man immer noch um den Tau, den man am Rande der Wüste findet. Geh, Muriz, und bete um den Kralizec. Ich verspreche dir, daß er kommen wird.«

51

Die Sprache der Fremen verfügt über große Direktheit und präzise Ausdrucksfähigkeit. Sie ist aber ebenso anfällig für Absoluta und bietet somit die besten Voraussetzungen für dogmatische Religionsformen. Des weiteren tendieren die Fremen zu starkem Moralisieren. Der erschreckenden Instabilität aller Dinge begegnen sie mit institutionalisierenden Feststellungen wie: ›Wir wissen, daß es keine Summe allen erfahrbaren Wissens gibt; dies ist Gott vorbehalten. Aber was immer Menschen lernen können, können sie auch behalten.‹ Abgesehen von dieser gefährlichen Einstellung in bezug auf das Universum sind sie vernarrt in Zeichen und Omen, die auf ihr eigenes Schicksal hindeuten. Darauf beruht auch der Ursprung ihrer Kralizec-Legende: Der Krieg am Ende des Universums.

Privatbericht der Bene Gesserit,
Rolle 800881

»Sie haben ihn an einem sicheren Platz«, sagte Namri und lächelte durch den quadratischen Raum Gurney Halleck zu. »Das kannst du deinen Freunden mitteilen.«

»Welchen sicheren Platz meinst du?« fragte Halleck. Ihm gefiel Namris Tonfall nicht, aber schließlich hatte er sich Jessicas Anordnungen zu unterwerfen. Verdammte Hexe! Ihre Erklärungen hatten für ihn keinen Sinn ergeben, außer daß es wichtig war, daß Leto seine schrecklichen Fähigkeiten unter Kontrolle brachte, weil sonst etwas passieren konnte, das...

»Es ist ein sehr sicherer Platz«, erwiderte Namri. »Mehr kann ich dir nicht sagen.«

»Woher weißt du das?«

»Ich habe einen Distrans bekommen. Sabiha ist bei ihm.«

»Sabiha! Sie war es doch, die...«

»Diesmal wird sie es nicht tun.«

»Hast du vor, ihn umzubringen?«

»Das liegt nicht mehr in meinen Händen.«

Halleck verzog das Gesicht. *Distrans.* Welchen Gesetzen unterlagen diese verdammten Höhlenfledermäuse? Er hatte sie oft über die Wüste dahinfliegen sehen. Sie brachten Botschaften an andere Orte, die man vorher in ihre Stimmbänder programmiert hatte. Aber welche Strecken konnten sie auf diesem Höllenplaneten zurücklegen?

»Ich will ihn selbst sehen«, sagte Halleck.

»Das ist nicht erlaubt.«

Halleck sog tief Luft ein. Er mußte jetzt ruhig bleiben. Hinter ihm lagen zwei Tage und zwei Nächte, in denen er zu nichts anderem gekommen war, als auf die Berichte der Suchtrupps zu warten. Jetzt war bereits ein neuer Tag angebrochen, und mehr denn je spürte er, wie die Rolle, die er zu spielen hatte, ihm nicht behagte. Es war überhaupt niemals seine Art gewesen, Befehle zu erteilen. Sie verurteilten einen nur dazu, tatenlos herumzusitzen, während die anderen die wirklich interessanten Aufgaben zu erfüllen hatten.

»Und warum ist das nicht erlaubt?« fragte er. Die Schmuggler, die diesen Sietch zur Verfügung gestellt hatten, hatten bereits genug unbeantworteter Fragen aufgeworfen. Allmählich reichte es ihm. Wenn jetzt auch noch Namri in Rätseln redete...

»Es gibt einige Leute, die glauben, daß du, als du diesen Sietch hier sahst, schon zuviel gesehen hast«, erwiderte Namri.

Halleck hörte die Drohung und entspannte sich, um

die auf alles vorbereitete Position eines Kämpfers einzunehmen. Er hielt die Hände so, daß er sie jederzeit einsetzen konnte, verzichtete jedoch darauf, sie in die Nähe seines Messer zu bringen. Er wünschte sich einen Schild, aber da seine Schwingungen gewisse Auswirkungen auf eventuell in der Nähe befindliche Würmer ausüben konnten, mußte er darauf verzichten.

»Diese Geheimnistuerei ist aber kein Teil unseres Abkommens«, erinnerte er Namri.

»Und wenn ich ihn getötet hätte? Wäre das ein Teil unseres Abkommens gewesen?«

Erneut spürte Halleck die bedrohlichen Anzeichen einer Gefahr, von der Jessica ihn nicht gewarnt hatte. Dieser verdammte Plan, den sie verfolgte! Vielleicht sollte man einer Bene Gesserit wirklich niemals trauen. Aber im gleichen Moment kam er sich auch schon wieder unloyal vor. Sie hatte ihm soviel erklärt, wie sie für nötig hielt, und er hatte sich zur Mitarbeit bereit erklärt, in der sicheren Gewißheit, daß er später mehr erfahren würde. Jessica war nicht eine beliebige Bene Gesserit; sie war Jessica Atreides, eine Frau, die niemals etwas anderes für ihn sein würde als eine Freundin und Helferin. Ohne sie, wußte Halleck, wäre er in ein Universum hinausgetrieben, das weitaus mehr Gefahren bereithielt als das, in dem er lebte.

»Du kannst meine Frage nicht beantworten«, sagte Namri.

»Du solltest ihn lediglich dann töten«, erwiderte Halleck, »wenn er offensichtliche Anzeichen von... Besessenheit offenbarte. Wenn er sich als verdammt kenntlich machen würde.«

Namri hob die rechte Faust, hielt sie neben sein Ohr.

»Deine Lady wußte, daß wir über Methoden verfügen, dies herauszufinden. Es war weise von dir, mir das abschließende Urteil zu überlassen.«

Halleck verzog frustriert die Lippen.

»Du hörtest, was die Ehrwürdige Mutter zu mir sagte«,

fuhr Namri fort. »Wir Fremen verstehen Frauen wie sie; ihr Fremdweltler werdet dazu niemals in der Lage sein. Es kommt oft vor, daß die Frauen der Fremen ihre Söhne in den Tod schicken.«

Ohne die Lippen zu bewegen sagte Halleck: »Willst du damit sagen, daß du ihn getötet hast?«

»Er lebt. Er ist an einem sicheren Platz. Und man wird ihn weiterhin mit Gewürz versorgen.«

»Aber ich soll ihn zu seiner Großmutter zurückbringen, wenn er überlebt«, sagte Halleck.

Namri zuckte lediglich die Achseln.

Halleck begriff, daß dies alles an Antwort war, was er zu erwarten hatte. Verdammt! Er konnte unmöglich mit solch unbeantworteten Fragen zu Jessica zurückkehren! Er schüttelte den Kopf.

»Warum in Frage stellen, was du sowieso nicht ändern kannst?« fragte Namri. »Man hat dich doch gut bezahlt.«

Halleck warf ihm einen finsteren Blick zu. Fremen! Sie glaubten wirklich, daß alle Leute, die nicht ihrem eigenen Volk angehörten, hauptsächlich auf Geld aus waren. Aber Namri drückte mit seinen Worten mehr aus als nur eine seiner gängigen Beleidigungen. Daß hier andere Kräfte mit im Spiel waren, konnte einem Menschen, der von einer Bene Gesserit allerhand gelernt hatte, nicht verborgen bleiben. Die ganze Sache stank plötzlich nach einer Finte, die dazu diente, eine andere Finte, die eine dritte Finte verbarg, zu verbergen...

In einem beinahe arrogant wirkenden Tonfall sagte er: »Lady Jessica wird erzürnt sein. Sie könnte Kohorten gegen...«

»*Zanadig!*« fluchte Namri. »Du Laufbursche! Du stehst außerhalb der Mohalata! Es wird mir eine unbändige Freude bereiten, dein Wasser für das edle Volk an mich zu nehmen!«

Halleck legte eine Hand auf sein Messer und bereitete seinen linken Ärmel vor, in dem sich eine kleine Überraschung für jeden Angreifer verbarg. »Ich sehe überhaupt

kein vergossenes Wasser hier«, sagte er. »Möglicherweise hat dein Stolz dich blind gemacht.«

»Du lebst, weil ich dir vor deinem Tod beibringen wollte, daß deine Lady Jessica gegen überhaupt niemanden mehr irgendwann Kohorten ausschicken wird. Man wird dich nicht auf sanfte Weise in die Huanui locken, du Fremdweltschwein. Ich gehöre dem edlen Volk an, doch du...«

»Und ich bin nur ein Angestellter der Atreides«, sagte Halleck mit sanfter Stimme. »Leider waren wir auch diejenigen, die euch von den Halseisen der Harkonnens befreit haben.«

Namri fletschte die Zähne. »Deine Lady ist auf Salusa Secundus gefangen. Die Nachrichten, von denen du glaubtest, sie seien von ihr, stammten von ihrer Tochter!«

Unter ungeheurer Anstrengung schaffte Halleck es, seine Stimme ruhig zu behalten. »Das macht nichts. Alia wird...«

Namri zog das Crysmesser. »Was weißt du schon vom Schoße des Himmels? Ich bin ihr Jünger, du männliche Hure! Und ich erfülle ihr nur eine Bitte, wenn ich mir dein Wasser nehme!« Und er stürzte, zu allem entschlossen, auf Halleck zu.

Halleck, der natürlich darauf vorbereitet war und keinesfalls gewillt war, dabei sein Leben zu lassen, hob den rechten Arm und sorgte dafür, daß Namris Messer zunächst einmal den extralangen, speziell für diese Zwecke angefertigten Ärmel zerfetzte. Im gleichen Moment stülpte er den linken Ärmel über den Kopf des Angreifers und brachte vor dessen Gesicht sein eigenes Messer in Position. Namri trug offensichtlich eine Panzerweste. Halleck fühlte den plötzlichen Schlag seines gegen ihn fallenden Körpers. Der Fremen stieß einen röchelnden Schrei aus, taumelte nach hinten und stürzte zu Boden. Er blieb liegen, Blut strömte aus seinem Mund. Ein letzter Blick traf Halleck.

Halleck stieß zischend die Luft aus. Wie konnte dieser

Trottel nur geglaubt haben, er verfügte über keine Waffen? Mit einer geschickten Bewegung ordnete er seine Ärmel, wischte das Messer ab und steckte es in die Scheide. »Wie, glaubtest du, wurden die *Angestellten* der Atreides ausgebildet, du Narr?«

Er atmete tief durch und dachte: *Nun ja. Und wessen Finte stelle ich dar?* In Namris Worten hatte etwas Wahres geklingelt. Jessica war Gefangene der Corrinos, während Alia an ihren eigenen Plänen strickte. Zwar hatte Jessica ihn davor gewarnt, daß Alia sich ihnen gegenüber zum Feind entwickeln würde, aber von ihrer eigenen Gefangennahme hatte sie nichts geahnt. Dennoch mußte er ihren Befehlen gehorchen. Zunächst bedingte es die Notwendigkeit, daß er von hier verschwand. Glücklicherweise sah ein vermummter Fremen wie der andere aus. Er rollte Namris Leiche in eine Ecke und breitete, um den Fluß seines Blutes aufzuhalten, eine Decke über ihn aus. Als er damit fertig war, justierte er die Nasen- und Mundschläuche seines Destillanzugs, schnallte die Maske vor das Gesicht, als beabsichtigte er, in die Wüste hinauszugehen, und trat in den langen Korridor hinaus.

Der Schuldlose bewegt sich ohne Vorsicht, dachte er und schritt zielbewußter aus. Er fühlte sich seltsamerweise frei; als sei er gerade einer Gefahr entronnen, anstatt sich mitten in sie hineinzubewegen.

Ich habe den Plan, der den Jungen betraf, niemals gemocht, dachte er. *Und das werde ich ihr auch sagen, sobald ich sie wieder treffe.* Falls ich sie wieder treffe. Denn wenn Namri die Wahrheit gesagt hatte, würde der gefährlichste Alternativplan seine Wirkungen zeigen. Wenn Alia seiner habhaft werden konnte, würde er nicht mehr lange zu leben haben. Aber es gab immer noch Stilgar - einen guten Freund mit einem gesunden Aberglauben.

Jessica hatte es ihm erklärt: »Stilgars wahre Natur wird lediglich von einer sehr dünnen Zivilisationshaut überdeckt. Und die kannst du ihm auf folgende Weise abziehen...«

52

Der Geist Muad'dibs bedeutet mehr als Worte und mehr als das Stück Papier, auf dem die Gesetze geschrieben sind, die seinen Namen tragen. Muad'dib muß immer den inneren Zorn gegen die Mächtigen, die Scharlatane und die dogmatischen Fanatiker hervorrufen. Er repräsentiert den inneren Zorn, der zum Ausbruch kommen muß, weil Muad'dib uns eine Sache lehrte, die über allen anderen steht: Daß die Menschheit nur überdauern kann, wenn sie sich zu einer Bruderschaft sozialbewußter Individuen entwickelt.

Die Fedaykin-Vereinbarung

Leto saß mit dem Rücken gegen die Hüttenwand gelehnt und beobachtete Sabiha. Die Fäden seiner Vision spulten sich vor ihm ab. Sie hatte den Kaffee vorbereitet und zur Seite gestellt. Jetzt kniete sie sich ihm gegenüber auf den Boden und wandte sich dem Abendessen zu. Es war Schleimsuppe mit Melange. Ihre Hände bewegten schnell den Schöpflöffel, der die indigoblaue Flüssigkeit gelegentlich bis zum Rand der durchsichtigen Glasschüssel hochspritzen ließ. Dann beugte sie ihr schmales Gesicht vor und begutachtete das Werk. Die primitiven Häute, die im Zusammenhang mit anderem leichtem Material ein Destillzelt aus der Hütte gemacht hatten, ragten hinter ihr auf und wirkten in ihrem Rükken wie ein grauer Halo, vor dem Sabihas Schatten im Schein der Flamme und der einsamen Lampe auf und ab tanzte.

Die Lampe erregte Letos Neugier. Die Leute von Shuloch gingen ziemlich ruchlos mit dem Gewürzöl um:

Sie benutzten brennende Lampen, keine Leuchtgloben. Und außerdem hielten sie, wie man es nur noch aus uralten Fremenerzählungen kannte, Sklaven. Gleichzeitig aber verfügten sie über Ornithopter und moderne Erntefabriken. Sie waren eine unglaubliche Mischung von Menschen: Auf der einen Seite frühzeitlichen Traditionen verhaftet, auf der anderen Seite hochmodern ausgerüstet.

Sabiha schob die Schüssel zu ihm hinüber und löschte die Kochflamme.

Leto ließ sie stehen.

»Es wird eine Strafe nach sich ziehen, wenn du das nicht ißt«, sagte Sabiha.

Leto starrte sie an und dachte: *Wenn ich sie umbringe, wird dies eine Vision zerstören. Erzähle ich ihr Muriz' Pläne, wird dies eine weitere zerstören. Wenn ich hier auf meinen Vater warte, wird sich dieser Visionsfaden zu einem Teil entwickeln.*

Sein Bewußtsein begann die einzelnen Fäden zu sortieren. Manche enthielten eine Verlockung, die ihn schaudern machte. Eine Zukunft, in der Sabiha auftauchte, stellte eine verlockende Realität dar. Sie versuchte, alle anderen zu verdrängen, bis er ihr zu ihrem Ende folgte.

»Warum starrst du mich so an?« fragte sie.

Immer noch antwortete er nicht.

Sie schob die Schüssel näher an ihn heran.

Leto versuchte zu schlucken, aber seine Kehle war wie ausgedörrt. Der Impuls, sie zu töten, wallte in ihm auf. Er stellte plötzlich fest, daß er zitterte. Wie leicht würde es doch sein, eine Vision zu zerstören, indem er einfach seiner Wildheit nachgab!

»Muriz hat es befohlen«, sagte Sabiha und berührte die Schüssel.

Ja, Muriz hatte es befohlen. Überall, wo er hinsah, herrschte dieser Aberglaube. Muriz hatte verlangt, daß er für ihn eine Vision hervorrufen mußte. Er war immer noch ein vorzeitlicher Jäger, der seinem Medizinmann

den Auftrag erteilte, eine Handvoll Knochen auf dem Boden zu verstreuen und aus ihrer Lage etwas herauszulesen. Muriz hatte seinem Gefangenen zudem, ›aus ganz einfacher Vorsicht‹, wie er sich ausdrückte, den Destillanzug weggenommen. Dieser Kommentar war eine listige Anspielung auf Namri und Muriz gewesen. *Nur Narren ließen ihre Gefangenen entkommen.*

Dennoch bewegte Muriz ein tiefgreifendes emotionales Problem: Es ging um den ›Fluß des Bewußtseins‹. Da sich nun das Wasser des Gefangenen in seinen Adern befand, suchte Muriz nach einer Möglichkeit, die ihm gestattete, Leto gegenüber auch weiterhin eine bedrohliche Position einzunehmen.

Wie der Vater, so der Sohn, dachte Leto.

»Das Gewürz wird in dir lediglich Visionen erzeugen«, sagte Sabiha. Die lange Stille wurde ihr immer unbehaglicher. »Ich hatte während der Orgien ziemlich viele Visionen. Sie tun einem nicht weh.«

Das ist es! dachte Leto. Sein Körper schien beinahe automatisch zu erstarren, seine Haut wurde kalt und klamm. Die Bene-Gesserit-Sinne übernahmen die Steuerung seines Geistes und erzeugten in ihm ein zuerst stecknadelkopfgroßes, dann immer heller werdendes Licht, das beinahe die Dimensionen einer Vision annahm. Es ging um Sabiha und all die anderen Ausgestoßenen, und die uralte Lehre der Bene Gesserit sagte dazu: ›*Sprachen bilden sich, um eine bestimmte Entwicklung einer Lebenseinstellung zu reflektieren. Die Art der Entwicklung kann anhand ihrer Wortwahl, Satzstruktur und Übernahmen erkannt werden. Man achte auf Hemmungen. Nicht selten erkennt man ihre Auswirkungen an Orten, an denen das Leben stillsteht, wo jegliche Bewegung eingedämmt und eingefroren wirkt.*‹ Er stellte sich Sabiha, aber auch alle anderen, vor, wie sie Visionen hatte. Sie sprach verächtlich, zumindest aber mit einer gewissen Geringschätzung von den Erfahrungen dieser Gewürzorgien. Auch diese Art von Visionen riefen Unbehagen hervor, deswegen ver-

drängte und vergaß man sie. Sabihas Leute beteten zu Shai-Hulud, weil der Wurm in den meisten ihrer Visionen dominierte. Ebenso beteten sie um den Tau am Rande der Wüste, weil er ihr Leben beschränkte. Auch wenn sie sich in Gewürzreichtum wälzen und es sich erlauben konnten, Sandforellen in die Nähe offener Qanats zu locken. Obwohl Sabiha ihn eher beiläufig dazu aufforderte, Visionen zu haben, entdeckte er hinter ihren Worten leuchtende Signale: Sie verließ sich auf Absoluta, suchte nach beschränkenden Grenzen, und all das nur deswegen, weil sie sich nicht in der Lage fühlte, mit den harten Entscheidungen fertigzuwerden, die ihren eigenen Körper betrafen. Sie hing der Einseitigkeit ihrer Ansichten nur an, weil sie sich vor allen Alternativen fürchtete.

Wie im Kontrast dazu fühlte Leto in sich eine Bewegung. Er war eine Membrane, die unendliche Dimensionen sammelte, und, da sie sich ihrer bewußt war, auch harte Entscheidungen treffen konnte.

Wie sie mein Vater traf.

»Du mußt das jetzt essen!« sagte Sabiha ungeduldig.

Leto sah jetzt das Gesamtmuster seiner Vision und wußte, welchem Faden er zu folgen hatte. *Meine Haut ist nicht meine eigene.* Er stand auf, zog die Robe enger um seine Schultern. Es war ein komisches Gefühl, darunter keinen schützenden Destillanzug zu tragen. Er war barfuß, seine Zehen fühlten den aus Gewürzfaser bestehenden Boden und stocherten im hereingeschleppten Sand herum.

»Was hast du vor?« fragte Sabiha.

»Hier drinnen ist die Luft nicht gut. Ich gehe hinaus.«

»Du kannst nicht entkommen«, sagte sie. »In jedem Canyon befindet sich ein Wurm. Sobald du einen Schritt hinter den Qanat machst, werden sie dich wittern. Diese gefangenen Würmer sind ziemlich reizbar. Sie sind anders als die, die du aus der Wüste kennst. Außerdem ...« – wie befriedigt ihre Stimme plötzlich klang – »hast du keinen Destillanzug.«

»Warum machst du dir dann Sorgen?« erwiderte Leto und fragte sich, ob sie daraufhin eine echte Reaktion zeigen würde.

»Weil du noch nicht gegessen hast.«

»Und man dich deswegen bestrafen wird?«

»Ja!«

»Aber das Gewürz kommt mir beinahe schon wieder zu den Ohren heraus«, sagte Leto. »Ich erlebe pausenlos Visionen.« Er deutete mit dem nackten Fuß auf die Schüssel. »Schütt es einfach in den Sand. Wer würde es schon merken?«

»Sie beobachten uns«, sagte Sabiha leise.

Leto schüttelte den Kopf, ließ sie aus seinen Visionen verschwinden und fühlte, wie eine neue Art der Freiheit ihn umgab. Es war sinnlos, einen Bauern zu töten. Sie tanzte zu der Musik anderer, kannte nicht einmal die richtigen Schritte und glaubte daran, daß sie einst die Macht teilen könnte, die sich die hungrigen Piraten von Shuloch und Jacurutu erhofften. Leto wandte sich dem Türsiegel zu und legte eine Hand darauf.

»Wenn Muriz kommt«, sagte Sabiha, »wird er sehr wütend mit...«

»Muriz ist ein Krämer, der im Trüben fischt«, sagte Leto. »Meine Tante hat ihn in die Irre geleitet.«

Sabiha stand auf. »Ich gehe mit dir.«

Und Leto dachte: *Sie erinnert sich daran, daß ich ihr einmal entkommen bin. Sie spürt deutlich, wie zerbrechlich ihre Gewalt über mich ist. Ihre Ahnungen geben ihr keine Ruhe.* Dennoch würde sie nicht auf sie hören. Dabei brauchte sie sich nur zu fragen: Würde es ihm gelingen, einen gefangenen Wurm in seinem engen Canyon zu überlisten? Konnte er ohne Destillanzug oder Überlebenspack in der Tancerouft überleben?

»Ich muß allein sein, um meine Visionen zu befragen«, erklärte er. »Du bleibst hier.«

»Wohin gehst du?«

»Zum Qanat.«

»Die Sandforellen tauchen in der Nacht in Schwärmen auf.«

»Sie werden mich schon nicht fressen.«

»Manchmal kommt der Wurm ziemlich nahe an das Wasser heran«, sagte Sabiha. »Wenn du den Qanat überquerst...« Sie brach ab, versuchte ihren Worten die nötige Bedrohlichkeit zu verleihen.

»Wie sollte ich ohne Haken einen Wurm besteigen können?« entgegnete Leto und fragte sich, ob von ihren eigenen Visionen überhaupt nichts übriggeblieben war.

»Wirst du nach deiner Rückkehr essen?« fragte Sabiha und kniete sich hin. Erneut begann sie die Brühe mit dem Löffel umzurühren.

»Alles zu seiner Zeit«, sagte Leto, wohl wissend, daß sie nicht dazu fähig war, den leisen Einfluß seiner stimmlichen Kraft zu bemerken, die versuchte, seine eigenen Wünsche zu einem Bestandteil von Sabihas Entscheidung zu machen.

»Muriz wird kommen und nachsehen, ob du eine Vision hattest«, warnte sie ihn.

»Mit Muriz werde ich schon fertig«, erwiderte er und stellte fest, wie langsam und schwerfällig bereits ihre Bewegungen geworden waren. Sie würde nicht das geringste davon merken, daß sie bereits wieder seiner Kontrolle unterlag. Wie alle Fremen war auch Sabiha am aktivsten zur Zeit des Sonnenaufgangs; näherte sich jedoch der Tag seinem Ende, verfiel sie in eine tiefe, beinahe melancholische Lethargie. Schon jetzt verspürte sie den Wunsch, sich zurücksinken zu lassen und einzuschlafen.

Leto ging hinaus.

Am Himmel glitzerten die Sterne, vor deren Hintergrund sich die ihn umgebenden Bergwälle abhoben. Er ging unter den Palmen auf den Qanat zu.

Eine ganze Zeitlang hockte er sich am Rand des Gewässers hin und lauschte dem beständigen Zischen des dahinterliegenden Sandgebietes. Dem Geräusch nach schien der Wurm klein zu sein. Deswegen hatte man ihn

zweifellos auch ausgewählt. Ein kleiner Wurm würde leichter zu transportieren sein. Er stellte sich vor, wie sie ihn gefangen hatten: Die Jäger bedienten sich dabei einer Methode, die man traditionell anwandte, wenn man einen Wurm für das Orgienritual benötigte. Man betäubte ihn einfach, indem man in seiner Umgebung feuchten Nebel versprühte. Aber dieser Wurm hier würde nicht ertränkt werden. Man würde ihn auf einen Heighliner der Gilde schaffen und von dort aus zu einem hoffnungsvollen Käufer transportieren, der über eine Wüste verfügte, die unter Garantie zu feucht für ihn war. Nur wenige Fremdweltler ahnten etwas von den Grundvoraussetzungen, die die Basis des Lebens dieser Würmer ausmachten. *Ausgemacht hatten.* Denn selbst hier in der Tancerouft gab es mittlerweile mehr Flüssigkeit in der Luft als in den Zisternen der Fremen vergangener Tage.

Er hörte, wie Sabiha sich in der Hütte hinter ihm bewegte. Sie konnte keine Ruhe finden, weil sie unter dem ständigen Druck ihrer verdrängten Ahnungen stand. Leto fragte sich, wie es sein würde, völlig außerhalb aller Visionen mit ihr zu leben und jeden Augenblick so zu akzeptieren, wie er sich ihm offenbarte. Der Gedanke gefiel ihm weit besser als alles, was er während des Trancezustandes erlebt hatte. Irgendwie erschien es ihm sicherer und besser, sich auf eine unbekannte Zukunft zu verlassen.

»Ein Kuß in einem Sietch ist ebensoviel wert, wie zwei in einer Stadt.«

Die alte Maxime der Fremen drückte das trefflich aus. Der traditionelle Sietch hatte sich eine gesunde Mischung aus Wildheit und Liebreiz bewahrt. Spuren dieses Liebreizes gab es sogar noch unter den Leuten von Jacurutu und Shuloch, aber es waren eben nur noch Spuren. Es machte Leto traurig, zu erkennen, was ihnen verlorengegangen war.

Langsam, so langsam, daß das totale Wissen schon in ihm war, bevor er bemerkte, daß es sich auf ihn herab-

senkte, nahm er das Geraschel unzähliger ihn umgebender Kreaturen wahr.

Sandforellen.

Bald würde es Zeit sein, von der einen Vision in die andere überzuwechseln. Er fühlte die Bewegungen der Sandforellen wie eine Bewegung in sich selbst. Die Fremen hatten mit diesen seltsamen Geschöpfen generationenlang zusammengelebt und wußten, daß man sie mit einem Wassertropfen anlocken konnte. So mancher Fremen, der dem Verdursten nahe gewesen war, hatte seine letzten Tropfen riskiert, in der Hoffnung, daß der süße, grüne Sirup, aus dem die Sandforelle bestand, ihm zu neuer Energie verhelfen würde. Gleichzeitig jedoch stellten die Forellen ein beliebtes Spielzeug der Fremenkinder dar, die sie fingen und zur Huanui brachten.

Leto erschauerte bei dem Gedanken, was dieses *Spiel* nun für ihn bedeutete.

Er spürte, wie eines der Geschöpfe über seinen nackten Fuß dahinglitt. Es zögerte, setzte dann aber seinen Weg fort, da die Flüssigkeit des Qanats augenscheinlich einen unwiderstehlichen Reiz ausübte.

Einen Moment lang hatte Leto jedoch die schreckliche Wirklichkeit seiner Bestimmung begriffen. *Der Sandforellenhandschuh.* So nannten die Kinder ihr Spiel. Hielt man eine Sandforelle in der Hand und bewegte sie leicht hin und her, begann sie einen lebenden Handschuh zu formen. Die unmittelbare Nähe des menschlichen Blutes wurde von ihnen durch die Kapillargefäße der Haut wahrgenommen – aber dennoch hielt sie irgendeine Substanz, die dieses Blut enthielt, zurück. Früher oder später zog sich das Tier wieder zurück und nahm seine vorherige Form an. Es lag dann auf der Handfläche, und man konnte es bequem in ein bereitgehaltenes Gewürzfasernetz werfen. Die Nähe des Gewürzes besänftigte es bis zur Betäubung. Anschließend konnte man es ohne Umstände der Totendestille übergeben.

Leto hörte, wie die Sandforellen in den Qanat spran-

gen. Sofort peitschten die Raubfische die Fluten auf und fraßen sie. Die Flüssigkeit weichte die Eindringlinge auf und machte sie verdaulich. Kinder fanden das sehr früh heraus. Ein wenig Speichel genügte schon, um den süßen Sirup aus ihnen herausquellen zu lassen. Unbeweglich hörte er den von ihnen erzeugten plätschernden Geräuschen zu. Die Schlange der Sandforellen schien nicht enden zu wollen, aber solange sich die Raubfische im Wasser aufhielten, gab es für sie keine Chance.

Immer mehr kamen. Das Plätschern nahm kein Ende.

Leto tastete über den Sand, bis seine Finger auf die lederige Haut eines dieser Geschöpfe stießen. Es war das große Exemplar, das er erwartet hatte. Zwar versuchte es nicht, ihm zu entkommen, aber es bewegte sich unruhig auf seiner Handfläche hin und her. Mit der freien Hand tastete Leto seine Umrisse ab – sie waren diamantenförmig. Die Sandforelle besaß keinen Kopf, keine Augen und keine Gliedmaßen, aber sie war dennoch in der Lage, überall Wasser aufzuspüren, wo immer es sich befand. Zusammen mit ihren Artgenossen konnte sie zudem ein seltsames Kollektivwesen bilden, indem sich Körper an Körper preßte, bis er zu einem großen, sackartigen Organismus geworden war, der Wasser enthielt, jenes ›Gift‹, das für den Shai-Hulud tödlich war.

Die Sandforelle krümmte sich auf seiner Hand, wurde länger, streckte sich. Während sie das tat, fühlte Leto die Ausbreitung jener Vision, die er gewählt hatte. *Dieser Faden, nicht jener da.* Die Sandforelle wurde immer dünner und bedeckte mehr und mehr die Fläche seiner Hand. Keine ihrer Art hatte sich je auf einer Hand wie dieser befunden, in der praktisch jede Zelle mit Gewürz überfüttert war. Ebensowenig hatte sich je ein Mensch zuvor in einem solchen Zustand befunden. Vorsichtig brachte Leto das Gleichgewicht seiner Enzyme in Ordnung, zeichnete die ihm während der Erleuchtung der Gewürztrance gekommene Gewißheit nach. Das Wissen der ungezählten Leben in seinem Innern versorgte ihn

mit der Sicherheit, die er benötigte, um genaue Justierungen vorzunehmen, und wehrte gleichzeitig die Gefahr einer Überdosis ab, die auf ihn überströmen würde, sobald er auch nur einen Herzschlag lang seine Wachsamkeit entspannte. Und zur gleichen Zeit vermischte er sich mit der Sandforelle, führte ihr Nahrung zu und lernte sie kennen.

Er fühlte, wie sie dünner wurde, wie sie sich mehr und mehr über seine Hand ausstreckte und sein Handgelenk erreichte. Er griff nach einer weiteren und setzte sie auf die erste. Der Kontakt rief eine leichte Krümmung beider Wesen hervor, doch dann vermischten sie sich und wurden zu einer dünnen Haut, die ihn bis zum Ellbogen umschloß. Die Sandforelle glich zwar noch im Aussehen jenem des Kinderspiels, aber sie war jetzt weitaus dünner und wirkte eher wie ein Hautsymbiont. Leto berührte mit dem ausgestreckten Arm den Sand und spürte jedes einzelne Korn. Das, was seinen Unterarm umgab, hatte keine Ähnlichkeit mehr mit einer Sandforelle; es war ein dünner, zäher Stoff. Und er würde fester und fester werden... Noch bevor seine tastende Hand auf ein weiteres dieser Geschöpfe stieß, gesellte sich ein drittes auch schon freiwillig zu der Vereinigung der ersten beiden. Eine lederähnliche Weichheit bedeckte bald seinen Arm bis zur Schulter.

Noch einmal erwachte in ihm das Gefühl des Widerwillens gegen diese Symbiose, aber er unterdrückte es. Die Konsequenzen dessen, was er hier tat, waren unwichtig. Er hatte die Notwendigkeiten der Vision zu erfüllen. Nur danach würde sich ihm der Goldene Pfad zeigen.

Leto warf seine Robe beiseite und legte sich völlig nackt auf den Sand, streckte den Arm aus und legte ihn mitten in den Strom der auf das Wasser zustrebenden Sandforellen hinein. Er erinnerte sich daran, wie Ghanima und er einst eine Sandforelle gefangen und solange aus dem Sand herausgehalten hatten, bis sie zu einem Kindwurm geworden war, einem steifen Röhrchen, des-

sen Inneres voll war mit dem süßen Sirup. Ein kurzer Biß in eines der Enden hatte genügt, dann hatte man, bevor die Wunde geheilt war, die herrlich süßen Tropfen austrinken können.

Sie bedeckten jetzt seinen ganzen Körper, und er fühlte das Pulsieren seines Blutes gegen die lebende Haut. Eine der Sandforellen versuchte, sich über sein Gesicht zu legen, aber er riß sie ab, bis sie sich zu einem dünnen Röhrchen zusammenrollte. Sie wurde viel größer als ein Kindwurm und blieb flexibler. Leto biß ihr Ende ab und probierte etwas von dem dünnen Strom ihrer Süße, der weitaus länger anhielt, als jeder Fremen erwartet hätte. Er fühlte, daß die Süße in ihm neue Energien freisetzte. Eine seltsame Freude durchzog seinen Körper. Er verbrachte einige Zeit damit, die Haut von seinem Gesicht abzurollen, bis er es schaffte, ein Gebiet freizulegen, das von seinem Kinn bis zur Stirn hinaufreichte und die Ohren freiließ.

Jetzt mußte er das Ergebnis der Vision ausprobieren.

Er stand auf und drehte sich um, versuchte zur Hütte zurückzulaufen und stellte fest, daß sich seine Füße plötzlich zu schnell bewegten, um ihn im Gleichgewicht zu halten. Er fiel in den Sand, überschlug sich und sprang wieder auf die Beine. Der Sprung schnellte ihn beinahe zwei Meter in die Höhe, und als er wieder Boden unter die Füße bekam und zu gehen versuchte, bewegte er sich wieder zu schnell.

Halt! sagte er zu sich. Er unterwarf sich der Kraft der Entspannung des *Prana-Bindu,* versammelte seine Sinne zur Konzentration und registrierte, daß die Haut genauso arbeitete, wie die Vision gezeigt hatte.

Die Haut, die nicht die meine ist.

Es würde einigen Muskeltrainings bedürfen, ehe er fähig war, mit der Schnelligkeit seiner Bewegungen fertig zu werden. Als er weiterging, fiel er erneut, überschlug sich. Plötzlich saß er. In der folgenden Stille der Bewegungslosigkeit versuchte die unterhalb seines Kinns lie-

gende Haut erneut, sich über seinen Mund zu legen. Leto spuckte aus und biß zu, schmeckte wieder die Süße des Sirups. Unter dem Druck seiner Hand zog sich die Haut wieder zurück.

Es war jetzt genug Zeit vergangen, daß er sich mit den Eigenschaften seiner neuen Körpergemeinschaft vertraut machen konnte. Leto legte sich auf den Bauch und kroch, er sorgte dafür, daß die Haut über den Sand rieb, und obwohl er den Untergrund deutlich spürte, schmerzte ihn nichts. Er brauchte lediglich ein paar Schwimmbewegungen mit den Armen zu machen und schon hatte er fünfzig Meter zurückgelegt. Sein Körper reagierte darauf lediglich mit etwas reibungsbedingter Wärme.

Die Haut versuchte jetzt nicht länger, seine Nase und seinen Mund zu bedecken, aber Leto stellte etwas anderes fest: Seine Bewegungen hatten ihn, ohne daß er es bemerkt hatte, über den Qanat hinweg in den Canyon hineinbefördert, in dem der gefangene Wurm lebte. Dies war der zweite große Schritt auf den Goldenen Pfad zu. Irgend etwas zischte und bewegte sich auf ihn zu.

Leto sprang auf die Beine Er beabsichtigte stehend abzuwarten, aber die plötzliche Bewegung warf ihn um glatte zwanzig Meter weiter in den Canyon hinein. Mit allergrößter Anstrengung brachte er seine Reaktionen unter Kontrolle, ging in die Hocke und straffte sich. Der vor ihm liegende Sand wurde aufgeworfen. Nur zwei Körperlängen von Leto entfernt öffnete sich ein Loch. Kristallene Zähne glitzerten im Mondlicht. Er sah die klaffende Mundhöhle des Wurms und tief in seinem Innern das Zucken einer matt leuchtenden Flamme. Ein ungeheurer Gewürzduft ging von dem Wurm aus, aber das Tier kam nicht näher. Es blieb auch dort, als der Erste Mond sich über den Berg erhob und seine Strahlen von den Zähnen des Monstrums zurückgeworfen wurden.

Die anerzogene Furcht der Fremen war so tief in Leto verwurzelt, daß er im ersten Moment von dem Impuls

ergriffen wurde, er müsse fliehen. Aber es war die Vision, die schließlich dazu führte, daß er bewegungslos hocken blieb. Kein Mensch war je dem Maul eines lebenden Wurms derart nahe gewesen und hatte überlebt. Leto hob langsam ein Bein, berührte jedoch eine Sandaufschüttung und reagierte wieder zu schnell. Er flog auf das klaffende Maul zu, landete vor ihm auf den Knien.

Der Wurm bewegte sich noch immer nicht.

Er witterte die Sandforellenhaut, die Leto umgab. Schon allein deswegen würde er um keinen Zentimeter weiter vorrücken. Es hielt ihn zwar nichts davon ab, gegen jeden anderen Wurm, der sich in sein Territorium verirrte, vorzugehen, aber die Sandforellen und ihr feuchter Inhalt waren für ihn gleichbedeutend mit einer Wasserbarriere.

Leto streckte versuchsweise einen Arm in die Richtung des schreckenerregenden Mauls aus. Der Wurm zog sich einen vollen Meter zurück.

Das eigene Selbstbewußtsein wieder gestärkt, wandte sich Leto von dem Wurm ab und begann, seinen Muskeln die Möglichkeit ihrer neuen Stärke vorzuführen. Mit vorsichtigen Schritten ging er zum Qanat zurück, während der Wurm bewegungslos hinter ihm zurückblieb. Hinter die Wasserbarriere zurückgekehrt, sprang Leto vor Freude in die Luft, segelte zehn Meter weit über den Sand, breitete die Arme aus, drehte sich und lachte.

Licht fiel auf den Boden, als sich das Türsiegel der Hütte öffnete. Vor dem Hintergrund der Lampe tauchte Sabiha auf und hielt nach ihm Ausschau.

Lachend rannte Leto zurück, übersprang den Qanat, hielt vor dem Wurm an, drehte sich zu ihr um und breitete die Arme aus.

»Schau!« rief er. »Der Wurm befolgt mein Gebot!«

Noch während Sabiha vor Schreck erstarrt dastand, wirbelte er herum, schoß an dem Wurm vorbei in den Canyon hinein. Die Erfahrung hatte gezeigt, daß er,

selbst wenn er sich nicht darum bemühte, ungeheuer schnell geworden war. Er brauchte sich nicht die geringste Mühe zu geben. Tat er dies doch, flog er mit einer solchen Schnelligkeit voran, daß der Wind an der freien Stelle seines Gesichts ein leichtes Brennen verursachte. Als er das Ende des Canyons erreichte, hielt Leto nicht an, sondern rannte mit Leichtigkeit die fünfzehn Meter hohe Steilwand hinauf, krabbelte geschickt weiter wie ein Insekt und erreichte schließlich den Gipfel, von dem aus er die Tancerouft überblicken konnte.

Vor ihm breitete sich die Wüste im Mondlicht aus; eine ungeheuer weitläufige, gewellte Ebene.

Die manische Erheiterung flaute ab.

Leto kniete sich hin und spürte, wie leicht sein Körper geworden war. Er war - bedingt durch seine Bewegungen - von einem leichten Schweißfilm überzogen, den ein Destillanzug nach gewisser Zeit absorbiert hätte. Die neue Haut jedoch tat dies mit einer Schnelligkeit, die kein Destillanzug jemals zu erreichen vermochte. Leto rollte prüfend ein Stück Haut zusammen, schob es in seinen Mund und biß es ab. Ein süßer Geschmack legte sich auf seine Zunge.

Aber da sein Gesicht nicht maskiert war, spürte er mit den Sinnen eines echten Fremen, daß er mit jedem Atemausstoßen Flüssigkeit verlor. Er legte ein Hautstück über den Mund, zog es zurück, als es versuchte, seine Nasenlöcher zu verschließen und hielt es so, bis es den Versuch endlich aufgab. Dann befestigte er es wieder an seinem Platz. Es wirkte nun wie ein Mundschutz, der von seiner Oberlippe herabhing. Wie es in der Wüste üblich war, verfiel er in die übliche Atemtechnik: ein durch die Nase - aus durch den Mund. Das herabhängende Hautstück warf sich zu einer Blase auf, blieb aber an seinem Platz. Auf seinen Lippen sammelte sich keine Feuchtigkeit mehr, und die Nase blieb offen. Es hatte also geklappt.

Zwischen Leto und dem Mond flog ein Thopter dahin,

wackelte mit den Schwingen und ging mitten auf dem Berg, etwa hundert Meter von ihm entfernt, zur Landung nieder. Leto warf ihm einen kurzen Blick zu, wandte sich um und schaute auf den Weg zurück, den er während der Canyondurchquerung genommen hatte. Am Qanat war jetzt eine ganze Reihe von Lichtern zu sehen. Menschen bewegten sich aufgeregt. Er hörte gedämpfte Ausrufe und spürte, daß Hysterie in ihnen mitschwang. Von dem Thopter aus kamen ihm zwei Männer entgegen. Das Mondlicht glitzerte auf ihren Waffen.

Der Mashhad, dachte Leto. Es war ein trauriger Gedanke. Er befand sich nun auf dem großen Sprung in den Goldenen Pfad hinein. Er trug einen lebenden, sich selbst versorgenden Destillanzug aus Sandforellenhaut, ein Ding, das auf einer Welt wie Arrakis einen ungeheuren Wert darstellte... wenn man bereit war, seinen Preis zu zahlen.

Ich bin nun kein Mensch mehr. Die Legenden, die aus dieser Nacht erwachsen, werden sich so stark verselbständigen, daß nicht einmal mehr die sie erkennen werden, die sie erschaffen haben. Aber sie werden Wirklichkeit werden.

Leto starrte von seinem Berggipfel hinab und sah, daß der Wüstenboden zweihundert Meter unter ihm lag. Der Mond beschien eine Landschaft voller Zacken, Spalten und Klüfte, aber keinen Weg, der nach unten führte. Leto stand auf, holte tief Luft, sprang über den Rand des Felsens hinweg und überließ sich dem freien Fall. Dreißig Meter tiefer stieß er auf einen schmalen Sims. Seine Muskeln absorbierten den Schock des Aufpralls, stießen ihn ab, und er landete seitwärts tiefer auf einem anderen Vorsprung, von dem aus er sich weiterschwang, von einer Stelle zur anderen, immer tiefer und tiefer, manchmal vierzig Meter mit einer Bewegung nehmend. Mit einer sanften Rolle landete er schließlich im Sand, sprang sofort wieder auf die Füße und beförderte sich mit einem weiteren Sprung auf den Kamm der nächsten Düne. Ein

Schauer von Sand und Staub hüllte ihn ein. Von der Bergspitze her drangen heisere Schreie an seine Ohren, aber er ignorierte sie und konzentrierte sich darauf, sich in langen Sprüngen von einem Dünenkamm zum anderen zu schnellen.

Je mehr er es lernte, seine Muskeln zu steuern, desto mehr Freude bereitete ihm jede Bewegung. Er fühlte sich wie der Teilnehmer eines Wüstenballetts und überquerte die Tancerouft auf eine Weise, wie nie jemand zuvor.

Als ihm klargeworden war, daß die Ornithopterbesatzung möglicherweise ihren ersten Schock überwunden hatte und sich auf eine erneute Verfolgung vorbereitete, tauchte er im Mondschatten einer Düne unter und grub sich ein. Der Sand stellte für die in ihm wohnende, neue Kraft nichts anderes dar als eine leicht zu überwindende Flüssigkeit. Lediglich die Temperatur stieg stark an, je schneller er sich bewegte. An der Rückseite der Düne tauchte er schließlich wieder auf und stellte fest, daß die Haut seine Nase bedeckte. Er zog sie zurück. Der neue Schweißfilm wurde sofort aufgesogen.

Leto formte erneut ein Stück der Haut zu einem Röhrchen und trank es leer, während er zu den Sternen hinaufsah. Er war jetzt schätzungsweise fünfzehn Kilometer von Shuloch entfernt. Plötzlich zog ein Thopter vor den Sternen seine Bahn. Er hatte die Umrisse eines riesigen Vogels, der von zwei weiteren verfolgt wurde. Leto hörte das sanfte Klatschen ihrer Schwingen und das Geflüster der Düsen.

Immer noch an dem lebenden Röhrchen saugend, wartete er ab. Der Erste Mond kreuzte seine Spur, dann der Zweite.

Eine Stunde vor Tagesanbruch kroch Leto aus dem Sand hervor, begab sich auf den Dünenkamm und suchte den Himmel ab. Die Jäger waren verschwunden. Jetzt wurde er sich der Tatsache bewußt, daß er sich auf einen Weg begeben hatte, von dem es keine Rückkehr mehr gab. Die Raum-Zeit-Falle, die eine unvergeßbare Lehre

für ihn und die Menschheit darstellte, lag genau geradeaus.

Leto wandte sich nach Nordosten und legte weitere fünfzig Kilometer zurück, ehe er sich wieder in den Sand eingrub, um den Tag zu überstehen. Über sich ließ er lediglich ein kleines Loch bestehen, durch das er eine Sandforellenröhre steckte. Die Haut lernte allmählich, mit ihm zu leben, ebenso wie er gelernt hatte, mit ihr zu existieren. Er versuchte, an die anderen Dinge, die sie mit seinem Körper anstellte, nicht zu denken.

Morgen überfalle ich Gara Rulen, dachte er. *Ich werde den dortigen Qanat zerstören und das ganze Wasser im Sand versickern lassen. Dann sind Windsack, Altes Tor und Harg an der Reihe. In einem Monat habe ich die ökologische Umwälzung um eine ganze Generation zurückgeworfen. Das wird uns genug Raum geben, den neuen Zeitplan zu entwerfen.*

Die Wilden unter den Rebellenstämmen würden merken, daß es noch wildere gab. Erinnerungen an Jacurutu würden wach werden. Alia würde alle Hände voll zu tun haben. Und was Ghanima betraf... Leto murmelte leise die Worte vor sich hin, die ihr die Erinnerung wiedergeben würden. Dafür war später noch Zeit... falls sie die schreckliche Verworrenheit der Fäden überlebten.

Der Goldene Pfad lockte ihn in die Wüste hinaus, als sei er ein Ding, das er mit geöffneten Augen sehen konnte. Dann dachte er an seinen Vater und sagte sich: *›Bald werden wir uns von Mann zu Mann gegenüberstehen - und nur eine Vision wird sich bewahrheiten.‹*

53

Eine Begrenzung der Überlebensmöglichkeiten stellt das Klima dar, jene lange Drift von Veränderungen, die einer einzelnen Generation vielleicht gar nicht bewußt wird. Und es sind die extremen Klimata, die Kriterien setzen. Einzelne, kurzsichtig handelnde Menschen mögen ein Wetter vielleicht über eine bestimmte Zeitspanne beobachten und Veränderungen lediglich anhand der Tatsache feststellen, daß sie gelegentlich einem besonders kalten Jahr gegenüberstehen. Solche Feststellungen sollten sie jedoch nachdenklich machen. Aber Menschen werden selten davon alarmiert, daß sich über eine große Spanne von Jahren hinweg klimatische Veränderungen fast zwangsläufig zum Negativen hin entwickeln. Um auf einem Planeten zu überleben, müßten sie aber über solche Veränderungen erschreckt sein. Sie sollten das Klima erfahren.

Arrakis und seine Umwandlung,
nach Harq al-Ada

Alia saß mit gekreuzten Beinen auf ihrem Bett und versuchte sich dadurch zu beruhigen, indem sie die Litanei gegen die Furcht rezitierte, aber ein spöttisches Lachen unterbrach ihre Bemühungen. Das Lachen kam aus ihrem Kopf; ebenso die Stimme, die ihre Ohren und ihr Bewußtsein kontrollierte.

»Was soll dieser Unsinn? Was hast du zu fürchten?«

Die Muskeln ihrer Schenkel versagten, als sie aufzustehen und ein paar Schritte zu laufen versuchte. Es gab keinen Ort, an den sie fliehen konnte.

Sie trug lediglich ein goldfarbenes Nachthemd aus fein-

ster palianischer Seide, das dennoch nicht die Plumpheit verbarg, die ihren Körper zunehmend rundete. Die Stunde der Assassinen war gerade vorbei; der Morgen war nah. Berichte, die den Zeitraum der letzten drei Monate betrafen, lagen vor ihr ausgebreitet. Sie hörte das Summen der Klimaanlage. Eine kleine Brise ließ die Etiketten an den Shigadrahtspulen flattern.

Aides hatte sie zwei Stunden vorher furchtsam geweckt und von den neuesten Auseinandersetzungen berichtet. Alia hatte sofort nach den Nachrichtenspulen verlangt und versucht, aus ihnen etwas herauszulesen.

Sie hörte mit der Litanei auf.

Diese Angriffe mußten das Werk von Rebellen sein. Es gab kaum einen Zweifel. Jeden Tag lehnten sich mehr gegen Muad'dibs Religion auf.

»Und was ist daran falsch?« fragte die spöttische Stimme in ihrem Kopf.

Alia schüttelte wütend den Kopf. Namri hatte versagt. Es war die reinste Narretei gewesen, sich auf einen derart zwiespältigen Charakter zu verlassen. Ihre Berater flüsterten davon, daß Stilgar insgeheim mit den Rebellen konspiriere. Und was war aus Halleck geworden? Ob er sich zu seinen Schmugglerfreunden durchgeschlagen hatte? Möglicherweise.

Sie nahm eine der Nachrichtenspulen auf. *Und Muriz!* Der Mann war hysterisch, das war die einzig mögliche Erklärung. Wenn das nicht so war, konnte sie genausogut anfangen, an Wunder zu glauben. Kein Mensch, geschweige denn ein Kind (nicht einmal ein Kind wie Leto), konnte von einem Berg herunterspringen und diesen Absprung überleben – und dann noch Sprünge machen, die ihn von einer Düne zur nächsten transportierten.

Alia fühlte die Kühle der Shigadrahtspule in der Hand.

Aber wo steckte Leto dann? Ghanima sah in ihm nichts anderes als einen Toten. Und eine Wahrsagerin hatte ihre Geschichte bestätigt: Leto war von einem Laza-

Tiger zerrissen worden. Aber wer war dann das Kind, von dem Namri und Muriz berichtet hatten?

Sie schauderte.

Vierzig Qanats waren zerstört worden, und ihre Flüssigkeit war im Sand versickert. Ob es nun die loyalen Fremen waren oder die Rebellen – abergläubisch waren sie alle! Die Berichte flossen über von außergewöhnlichen Erscheinungen. Sandforellen sprangen in die Qanats und entpuppten sich als Gastkörper kleiner Tierchen. Würmer ertränkten sich allem Anschein nach selbst. Blut quoll aus dem Zweiten Mond hervor und regnete auf Arrakis nieder, wo es gigantische Stürme erzeugte. Überhaupt stieg die Anzahl von Stürmen mit ungeheurer Schnelligkeit.

Sie dachte an Duncan, der von der Außenwelt abgeschnitten in Tabr lebte. Er und Irulan sprachen über nichts Geringeres als die *wirkliche* Bedeutung dieser angeblichen Omen. Narren! Selbst ihre Spione unterlagen schon dem Einfluß dieser haarsträubenden Geschichten!

Warum bestand Ghanima auf ihrer Geschichte von den Laza-Tigern?

Alia seufzte. Nur ein einziger Bericht der Shigadrahtspulen beruhigte sie. Farad'n hatte ein Kontingent seiner Hausgarde in Bewegung gesetzt, um ihr ›aus den Schwierigkeiten herauszuhelfen und alles für den offiziellen Ritus der Verlobung vorzubereiten‹. Alia lächelte vor sich hin und teilte damit das Gekicher, das in ihrem Schädel erklang.

Zumindest dieser Plan lief also zufriedenstellend. Und was diesen ganzen anderen Unfug anging, würden sich auch dafür logische Erklärungen finden lassen.

In der Zwischenzeit konnte sie Farad'ns Männer dazu einsetzen, Shuloch zu überrennen und die bekannten Dissidenten, speziell jene unter den Naibs, festzunehmen. Sie faßte ins Auge, sogar gegen Stilgar zu marschieren, aber die innere Stimme warnte sie davor.

»Noch nicht.«

»Meine Mutter und die Schwesternschaft verfolgen eben-

falls noch immer irgendwelche Pläne«, flüsterte Alia. »Warum bildet Jessica Farad'n aus?«

»Vielleicht gefällt er ihr«, sagte der alte Baron. »Ein junger Sproß im alten Fleisch.«

»Dafür ist sie viel zu kalt.«

»Hast du noch nicht daran gedacht, Farad'n zu bitten, sie zurückzuschicken?«

»Ich weiß, daß darin Gefahren lägen.«

»Gut. Äh... kommen wir zu etwas anderem. Deine junge Beraterin Zia hat einen Mann mitgebracht. Ich glaube, sein Name ist Agarves... Buer Agarves. Wenn du vielleicht dafür sorgen könntest, daß er dich diese Nacht hier besucht...«

»Nein!«

»Alia...«

»Es ist beinahe Morgen, du zügelloser alter Narr! Ich muß auf einer militärischen Besprechung erscheinen, und die Priester werden...«

»Traue ihnen nicht, Aliaschatz.«

»Natürlich nicht!«

»Sehr gut. Nun, was diesen Buer Agarves angeht...«

»Ich sagte nein! Deine Lüsternheit bringt mich noch um!«

Der alte Baron verfiel in Schweigen, aber im gleichen Moment spürte Alia einen Kopfschmerz. Ein langsames Ziehen dehnte sich von der linken Wange in Richtung auf ihren Schädel hin aus. Einmal hatte er sie mit diesem Trick dazu gebracht, sich schreiend auf dem Fußboden zu wälzen. Nein, diesmal würde sie ihm widerstehen.

»Wenn du so weitermachst, nehme ich ein Betäubungsmittel«, sagte Alia.

Natürlich war ihm klar, daß sie es ernst meinte. Der Kopfschmerz flaute ab.

»Na gut.« Er war verdrossen. »Dann ein anderes Mal.«

»Ein anderes Mal«, stimmte sie zu.

Ihr teiltet den Sand mit eurer Kraft; ihr brachet die Schädel der Wüstendrachen. Ja, ich schaue auf euch als das Ungeheuer aus den Dünen; ihr habt die Hörner des Lamms, und dennoch sprecht ihr wie der Drache.

Orange-Katholische-Bibel,
revidierte Fassung,
Arran II, 4

Die unwandelbare Prophezeiung hatte aus den Fäden ein Tau werden lassen. Leto erschien es, als habe er dies sein ganzes Leben lang gewußt. Er warf einen Blick über die im Schatten des Abends daliegende Tancerouft.

Einhundertsiebzig Kilometer nördlich von ihm lag das Alte Tor, jene tiefe und gezackte Kluft, die durch den Schildwall führte, durch den die ersten Fremen in die Wüste hinausgegangen waren.

In Leto waren keinerlei Zweifel zurückgeblieben. Er wußte, warum er hier allein in der Wüste stand, und spürte, daß das gesamte Land den Eindruck erweckte, ihm allein zu gehören, daß es seinem Willen folgte. In ihm erklang ein Akkord, der ihn mit der gesamten Menschheit verband.

Ich habe dieses Universum erfahren.

Der Wurm, der ihn bis hierher gebracht hatte, war dem Geräusch seines stampfenden Fußes gefolgt, hatte sich aus dem Sand erhoben und war vor ihm stehengeblieben wie ein von der Schlange hypnotisiertes Kaninchen. Leto war auf seinen Rücken gesprungen und hatte lediglich mit seinen Händen zwei Körperringe auseinanderhalten müssen, um zu verhindern, daß er sich wieder

eingrub. Der Wurm hatte all seine Kräfte eingesetzt, um ihn in einer Nacht nordwärts zu bringen. Die innere Siliziumsulfatfabrik des Tiers hatte mit allergrößter Anstrengung gearbeitet, und die von ihm ausgestoßenen Sauerstoffwolken, die Leto umspülten, wenn Rückenwind herrschte, riefen gelegentlich in ihm Gefühle der Entspannung hervor, während sein Bewußtsein sich auf seltsame Dinge konzentrierte. Die reflexive Subjektivität seiner Visionen richtete sich nach innen, befaßte sich mit seinen Vorfahren und erweckten in ihm nach und nach Erinnerungen an seine eigene terranische Vergangenheit.

Bereits jetzt spürte Leto, daß er sich zu etwas entwickelte, das kaum noch menschlich zu nennen war. Aufgrund der Gewürzmenge, die er zu sich nahm, sobald er an einer Fundstelle vorbeikam, hatte sich die Membranenhaut, die ihn bedeckte, zu etwas völlig Neuem entwickelt.

Die Flimmerhärchen der Sandforellen hatten sich mit seinem Fleisch verbunden und waren im Begriff, eine neue Kreatur zu erschaffen, die sich auf der Suche nach ihrer eigenen Metamorphose befand, die Äonen vorauslag.

Auch du hast dies gesehen, Vater - aber du lehntest es für dich ab, dachte Leto. *Der Gedanke war zu schrecklich, als daß du dich mit ihm hättest anfreunden können.*

Leto wußte, was man von seinem Vater glaubte, und warum.

Muad'dib ging an seinen hellseherischen Kräften zugrunde.

Aber Paul Atreides hatte vom wirklichen Universum in das *Alam al-Mithal* übergewechselt, während er noch am Leben war. Vor dem, was sein Sohn wagte, war er zurückgeschreckt.

Jetzt gab es nur noch den Prediger.

Leto kniete sich in den Sand und behielt den Norden im Auge. Aus dieser Richtung würde der Wurm kom-

men, auf dessen Rücken sich zwei Gestalten befanden: Ein junger Fremen und ein Blinder.

Ein Schwarm blasser Fledermäuse zog am Himmel über ihn dahin und bog nach Südosten ab. Sie erschienen lediglich wie kleine Punkte, aber dennoch würde ein erfahrener Fremen in der Lage sein, aus ihrem Kurs herauszulesen, zu welcher Unterkunft sie unterwegs waren. Der Prediger würde jedoch nicht den Weg gehen, den die Fledermäuse suggerierten. Sein Ziel war Shuloch – aber dort konnte man keine wilden Fledermäuse, die den Ort anderen Leuten verraten konnten, dulden.

Der Wurm erschien zunächst wie eine schwache Bewegung zwischen der Wüste und dem nördlichen Himmel. Matar, der Sandregen, fiel irgendwo, hervorgerufen von einem ersterbenden Sturm, vom Himmel und beeinträchtigte für eine Weile die Sicht. Dann war der Wurm erneut zu sehen. Er kam näher.

Die Windschattenseite der Düne, neben der Leto sich aufhielt, begann nächtliche Feuchtigkeit zu produzieren. Er schmeckte den leichten Nebel auf der Zunge und justierte die Hautblase vor seinem Mund. Es gab keinen Grund mehr für ihn, nach Schluckbrunnen Ausschau zu halten, seit die neue Haut jegliche in der Umgebung sich ablagernde Feuchtigkeit von selbst aufsaugte. Selbst jetzt, wo er hier hockte, tastete der lebende Destillanzug den Boden ab und sammelte Tau, um ihn als Energiereserve zu vereinnahmen.

Leto musterte den näherkommenden Wurm. Ihm war klar, daß der junge Führer ihn jetzt schon gesehen haben mußte, auch wenn er für ihn lediglich als dunkler Punkt zu erkennen sein mochte. Natürlich konnten die Wurmreiter auf diese Entfernung nicht wissen, wie seine Absichten aussahen, aber jeder Fremen wußte mit einer solchen Situation fertigzuwerden. Ein Fremder in der Wüste bedeutete zunächst einmal Gefahr. Die Verhaltensweise des jungen Führers war selbst ohne Vision vorhersehbar.

Letos Erwartung voll erfüllend, wechselte der Wurm leicht seinen Kurs und kam direkt auf ihn zu. Riesen wie dieser stellten eine Waffe dar, die die Fremen bereits wiederholt mit Erfolg eingesetzt hatten. Die Würmer hatten ihnen geholfen, die Sardaukar beim Kampf um Arrakeen zu schlagen. Aber dieses Exemplar war jedenfalls nicht bereit, die Wünsche seines Herrn zu erfüllen. Zehn Meter vom Standort Letos entfernt hielt er an. Nichts würde ihn dazu bewegen können, auch nur einen Millimeter weiterzukriechen.

Leto stand auf und fühlte, wie eines der Flimmerhärchen sich mit seinem Rücken verband Er öffnete die Haut vor dem Mund und rief: »Achlan, wasachlan!« *Willkommen, doppelt willkommen!*

Der blinde Mann stand auf dem Wurmrücken und hatte eine Hand auf die Schulter seines jungen Führers gelegt. Er hielt den Kopf hochaufgereckt, als versuchte er mit der Nase herauszufinden, wer dieser Störenfried sei. Die Sonnenstrahlen färbten sein Gesicht orange. »Wer ist das?« fragte der blinde Mann und rüttelte an der Schulter seines Führers. »Warum haben wir angehalten?« Durch die Filterstopfen klang seine Stimme näselnd.

Der Junge starrte ängstlich auf Leto hinunter und sagte: »Es ist nur jemand, der sich allein in der Wüste aufhält. Dem Aussehen nach ein Kind. Ich habe versucht, den Wurm über ihn hinwegzusteuern, aber er gehorchte nicht.«

»Warum hast du mir davon nichts gesagt?« verlangte der blinde Mann zu wissen.

»Ich dachte, es sei nur jemand, der sich allein in der Wüste aufhält«, protestierte der Junge. »Aber es ist ein Dämon!«

»Das Wort eines echten Sohnes Jacurutus«, sagte Leto. »Und Sie, Sir, sind der Prediger.«

»Ja, der bin ich.« Und es war Angst in der Stimme des Predigers, weil er nun seiner Vergangenheit gegenüberstand.

»Dies hier ist zwar kein Garten«, sagte Leto, »aber ihr seid willkommen, diesen Platz über Nacht mit mir zu teilen.«

»Wer bist du?« verlangte der Prediger zu wissen. »Wie hast du unseren Wurm angehalten?« Ein gewisser Ton der Erkenntnis lag in der Stimme des Predigers. Sicher rief er im Moment die Erinnerungen seiner Alternativvision in sich herauf... wissend, daß er sich ihrem Ende näherte.

»Es ist ein Dämon!« protestierte der junge Fremen. »Wir müssen von diesem Ort verschwinden, oder unsere Seelen...«

»Ruhe!« brüllte der Prediger.

»Ich bin Leto Atreides«, sagte Leto. »Und euer Wurm blieb deswegen stehen, weil ich es ihm befahl.«

Der Prediger stand wie erstarrt und schwieg.

»Komm, Vater«, sagte Leto. »Steig ab und verbring die Nacht mit mir. Ich gebe dir süßen Sirup zu trinken. Ich sehe, daß ihr Überlebenspacken und Wasserflaschen bei euch habt. Laßt uns unsere gemeinsamen Reichtümer hier auf dem Sand teilen.«

»Leto ist noch ein Kind«, erwiderte der Prediger. »Und man sagt, er sei dem Verrat der Corrinos zum Opfer gefallen. In deiner Stimme vermag ich nichts Kindhaftes zu erkennen.«

»Und dennoch kennst du mich«, sagte Leto. »Ich bin klein für mein Alter, genau wie du es einmal warst, aber meine Erfahrungen sind uralt, und meine Stimme hat von ihnen gelernt.«

»Was tust du hier in der inneren Wüste?« fragte der Prediger.

»Bu ji«, erwiderte Leto. Es war die Antwort eines Zensunni-Wanderers, eines Menschen, der lediglich von einem Platz der Ruhe aus operierte, umherging, im Einklang mit der Natur lebte, ohne irgendwelche Ziele zu haben.

Der Prediger rüttelte erneut an der Schulter seines Führers.

»Und es ist wirklich ein Kind?«

»Aiya«, sagte der Junge und warf Leto einen ängstlichen Blick zu.

Ein lauter, schaudernder Seufzer entfuhr dem Prediger. »Nein«, sagte er.

»Es ist ein Dämon in Kindergestalt«, sagte sein Führer.

»Ihr werdet die Nacht hier verbringen«, sagte Leto.

»Wir werden tun, was er sagt«, meinte der Prediger. Er ließ den Jungen los, rutschte über die Flanke des Wurmrückens hinab und ließ sich in den Sand fallen. Kaum hatten seine Füße den Boden berührt, stand er auch schon wieder auf. Er wandte sich um und sagte. »Lös die Haken und laß den Wurm ziehen. Er ist ohnehin zu müde, um uns noch etwas zu tun.«

»Aber er gehorcht mir nicht«, protestierte der Junge.

»Er wird dir gehorchen«, sagte Leto. »Aber wenn du versuchst, mit ihm zu fliehen, werde ich dafür sorgen, daß er dich auffrißt.« Er ging aus dem Weg und deutete in die Richtung, aus der sie gekommen waren. »Nimm diesen Weg.«

Der Junge berührte mit einem Stachelstock einen hinter ihm liegenden Segmentring und placierte einen Haken. Langsam begann der Wurm über den Sand hinwegzugleiten und änderte seine Richtung.

Der Prediger, der dem Klang von Letos Stimme folgte, kletterte auf einen Dünenausläufer und blieb zwei Schritte von ihm entfernt stehen. Er bewegte sich mit einer solchen Sicherheit, daß Leto klar wurde, sich auf keine leichte Aufgabe eingelassen zu haben.

Hier teilten sich die Visionen.

Leto sagte: »Nimm deine Maske ab, Vater.«

Der Prediger gehorchte, löste die Bänder seiner Kapuze und zog die Maske des Destillanzuges beiseite.

Leto studierte sein Gesicht. Die Züge glichen den seinen und schienen wie von Lichtstrahlen gemeißelt. Sie zeigten Synthesen der Gesichter ihrer gemeinsamen Vergangenheit, Genpfade ohne scharfe Grenzen, und es

gab keine Möglichkeit, sie zu mißdeuten. Sie bedeuteten auch karge Tage und Wassermangel, aber auch die Wunderseen Caladans. Und jetzt befanden sie sich beide an einer entscheidenden Wende, während die Nacht darauf wartete, sich über die Dünen herabzusenken.

»So, Vater«, sagte Leto und warf einen kurzen Blick nach links, wo er den jungen Fremen auftauchen sah, der den Wurm entlassen hatte und sich nun auf sie zubewegte.

»Mu zein!« sagte der Prediger und durchschnitt mit der rechten Hand die Luft. *Dies ist nicht gut!*

»Koolish zein«, erwiderte Leto mit sanfter Stimme. *Dies ist alles Gute, was wir jemals haben werden.* Und er fügte in Chakobsa, der alten Kampfsprache der Atreides, hinzu: »Hier bin ich, und hier bleibe ich! Das dürfen wir nicht vergessen, Vater.«

Die Schultern des Predigers sackten herab. Er berührte mit beiden Händen seine leeren Augenhöhlen, und man sah ihm an, daß dies für ihn eine ungewohnte Geste war.

»Einst gab ich dir den Blick meiner Augen und nahm deine Erinnerungen«, sagte Leto. »Ich kenne deine Entscheidungen und bin an dem Ort gewesen, an dem du dich versteckt hältst.«

»Ich weiß.« Der Prediger ließ die Hände wieder sinken. »Du willst bleiben?«

»Du nanntest mich nach dem Mann, der seinem Schicksal ins Auge sah«, erwiderte Leto. »J'y suis, j'y reste!«

Der Prediger seufzte tief. »Wie lange ist es her, was du dir angetan hast?«

»Meine Haut ist nicht die meine, Vater.«

Der Prediger erschauerte. »Dann weiß ich, wie du mich hier gefunden hast.«

»Ja, es war meine Erinnerung, die mich einen Platz finden ließ, den ich nie zuvor zu Gesicht bekam«, sagte Leto. »Ich brauchte einen Abend mit meinem Vater.«

»Ich bin nicht dein Vater. Ich bin nur eine armselige Kopie von ihm, ein Relikt.« Der Prediger deutete mit dem

Kopf in die Richtung der Geräusche, die sein sich nähernder Führer erzeugte. »Ich folge den Visionen meiner Zukunft nicht mehr.«

Im gleichen Augenblick wurde es dunkel. Über ihnen erschienen die Sterne. Auch Leto wandte sich dem herannahenden Führer zu. »Wubakh ul kuhar!« rief er ihm entgegen. *»Grüße!«*

Und die Antwort war: »Subak un nar!«

In einem heiseren Flüsterton sagte der Prediger: »Dieser Assan Tarig ist gefährlich.«

»Jeder Ausgestoßene ist gefährlich«, entgegnete Leto. »Aber nicht für mich.« Er sagte das in einem leisen, aber nicht ungewöhnlich klingenden Tonfall.

»Wenn dies deine Vision ist, werde ich sie nicht teilen«, sagte der Prediger.

»Vielleicht hast du gar keine andere Wahl«, sagte Leto. »Du bist die fil-haquiqa, die Realität. Du bist Abu Dhur, der Herr der endlosen Zeitströme.«

»Ich bin lediglich der Köder in einer Falle«, sagte der Prediger bitter.

»Und Alia hat diesen Köder bereits geschluckt«, meinte Leto. »Dennoch behagt mir sein Geschmack nicht.«

»Du kannst das nicht tun!« zischte der Prediger.

»Ich habe es bereits getan. Meine Haut ist nicht die meine.«

»Vielleicht ist es noch nicht zu spät für dich, zu...«

»Es ist zu spät.« Leto legte den Kopf schief. Er konnte nun hören, wie Assan Tarig zu ihnen heraufkam. Er folgte dem Klang ihrer Stimmen. »Ich grüße dich, Assan Tarig von Shuloch«, sagte Leto.

Der Junge blieb unterhalb von Leto stehen. Im Sternenlicht wirkte er wie ein dunkler Schatten. An der Art, wie er Schultern und Kopf hielt, erkannte man, daß er unentschlossen war.

»Ja«, sagte Leto. »Ich bin derjenige, der aus Shuloch entkam.«

»Als ich hörte...« begann der Prediger. Aber er brach

den angefangenen Satz sofort ab und wiederholte: »Du kannst das nicht tun!«

»Ich tue es bereits. Würde man dich etwa ein zweitesmal blenden?«

»Glaubst du, ich hätte Angst davor?« fragte der Prediger. »Siehst du nicht den ausgezeichneten Führer, mit dem sie mich versorgt haben?«

»Ich sehe ihn.« Erneut sah Leto Assan Tarig an. »Hast du nicht gehört, Assan Tarig? Ich bin derjenige, der aus Shuloch entkam.«

»Du bist ein Dämon«, sagte der Junge zitternd.

»Dein Dämon«, erwiderte Leto. »Aber du stellst meinen Dämon dar.« Die Spannung zwischen ihm und seinem Vater wuchs. Sie waren wie von einem Schattenspiel umgeben, einer Projektion ungewisser Formen. Und Leto spürte, daß sich sein Vater an etwas erinnerte. An diese Begegnung.

Auch Assan Tarig schien die Schlacht der Geister zu erahnen. Er wich mehrere Schritte zurück.

»Du kannst die Zukunft nicht kontrollieren«, sagte der Prediger leise. Der Klang seiner Stimme ließ ahnen, unter welchem Druck er stand.

Zwischen ihnen kamen deutliche Dissonanzen auf, Elemente des Universums, an dem Letos gesamtes Leben hing. Bald würde entweder er oder sein Vater gezwungen sein, etwas zu tun, etwas zu unternehmen, sich für eine Vision zu entscheiden. Und der Prediger hatte recht: Der Versuch, eine ultimative Kontrolle über das Universum auszuüben, konnte nur darauf hinauslaufen, Waffen zu erschaffen, die sich letztlich doch gegen einen wandten. Eine Vision auszuwählen und zu steuern erforderte, daß man sich auf die Balance eines einzelnen, dünnen Fadens verließ – und Gott spielte, während man sich auf einem Drahtseil befand, dessen beide Enden nirgendwo hin als in eine kosmische Ödnis führten. Keiner der Streiter konnte sich aus dem Paradoxon zurückziehen. Jeder kannte die Visionen und deren Gesetze. Die alten Illusio-

nen starben. Und sobald sich der eine Streiter bewegte, konnte der andere zu einer Gegenbewegung ansetzen. Die einzig wirkliche Wahrheit, die sie betraf, war jene, die sie von ihrem visionären Hintergrund abhob. Es gab keinen Platz mehr, an dem sie sicher waren, nur einen Wechselfluß innerhalb ihrer Beziehungen, dessen Begrenzungen bei jeder Veränderung seine Auswirkungen zeigte.

Obwohl jeder von ihnen nur seinen verzweifelten Mut hatte, auf den er sich stützen konnte, besaß Leto zwei entscheidende Vorteile: Er hatte sich freiwillig auf einen Weg begeben, von dem es keine Rückkehr gab, und dessen schreckliche Konsequenzen für sich akzeptiert. Sein Vater hingegen glaubte, daß es immer noch einen Ausweg gäbe und war keine bestimmte Verpflichtung eingegangen.

»Du darfst nicht! Du darfst nicht!« keuchte der Prediger.

Er sieht meinen Vorteil, dachte Leto.

Um zu verhindern, daß sein Vater die Spannung, unter der er litt, erkannte, sagte er mit möglichst normal klingender Stimme: »Ich habe keinen leidenschaftlichen Glauben an irgendwelche Wahrheiten, die nichts mit dem zu tun haben, was ich zu erschaffen gedenke.« Plötzlich fühlte er eine Bewegung zwischen sich und seinem Vater, irgend etwas Charakteristisches, das den leidenschaftlichen Glauben an sich selbst berührte. Es verdeutlichte ihm, daß er die Markierungen des Goldenen Pfades richtig gesetzt hatte. Irgendwann würden sie anderen den Weg zeigen, menschlich zu sein, erschaffen von einem Geschöpf, das dieses Attribut nicht länger für sich in Anspruch nehmen konnte.

Vorsichtig sog er den Geruch der Luft ein und wartete auf das Zeichen. Und er und sein Vater wußten, daß es kommen mußte. Nur eine Frage war jetzt noch ungeklärt: Würde sein Vater seinen jungen Führer warnen?

Leto roch plötzlich Ozon; das Element, das auf einen

Schild hinwies. Den Befehlen der Ausgestoßenen folgend, versuchte der junge Assan Tarig die beiden gefährlichen Atreides umzubringen, ohne sich bewußt zu sein, welche Schrecken eine solche Tat hervorbringen mußte.

»Nicht«, flüsterte der Prediger.

Aber Leto wußte, daß die Anzeichen untrüglich waren. Der Ozongeruch war unverkennbar; dennoch vibrierte in ihrer Umgebung nirgendwo die Luft. Tarig hatte in der Wüste einen Pseudoschild aktiviert, eine Waffe, die exklusiv für Arrakis hergestellt worden war. Der Holtzmann-Effekt würde einen Wurm herbeirufen und ihn in den Wahnsinn treiben. Nichts konnte einen solchen Wurm mehr stoppen - weder Wasser, noch die Gegenwart von Sandforellen... überhaupt nichts. Ja, der Junge hatte dieses Lockmittel unterhalb der Düne placiert und zog sich nun bereits aus der Gefahrenzone zurück.

Leto sprang auf den Dünenkamm und hörte den Protestschrei seines Vaters. Aber die schreckliche Kraft von Letos verstärkten Muskeln verwandelte seinen Körper in eine Rakete. Eine ausgestreckte Hand packte Tarig am Nacken, während die andere nach der Robe des zum Tode verurteilten Jungen langten. Es knackte dumpf, als sein Genick brach. Leto rollte sich zusammen, stieß sich vom Boden ab und erreichte mit einem einzigen Sprung die Stelle im Sand, wo der Pseudoschild vergraben war. Seine Finger tauchten unter, fanden das Instrument und warfen es mit einer schnellen Bewegung weit nach Süden.

Dort, wo es hingefallen war, leuchtete es für einen kurzen Augenblick auf, zischte und erlosch. Die Stille kehrte zurück.

Leto schaute auf die Düne, auf der sein Vater stand. Er wirkte noch immer trotzig, war aber geschlagen. Es war Paul Muad'dib, der dort oben stand, blind, wütend und der Verzweiflung nahe, weil er sich der Vision entzogen hatte, die sein Sohn akzeptierte. Sein Bewußtsein würde sich in diesem Moment mit dem Long Koan der Zen-

sunni auseinandersetzen: »*Durch den einen Akt einer genauen Zukunftsvoraussage brachte Muad'dib Bewegung und Wachstum in die Vision, durch die er auf die menschliche Existenz schloß. Dadurch lieferte er sich selbst der Ungewißheit aus. Obwohl er nach einer absolut ordnungsgemäßen Vorhersage strebte, erwuchs aus ihr Unordnung und Verwirrung.*«

Leto kehrte mit einem einzigen Sprung auf den Dünenkamm zurück und sagte: »Von jetzt an werde ich dein Führer sein.«

»Niemals!«

»Würdest du lieber nach Shuloch zurückkehren? Selbst wenn man dich auch ohne Assan Tarig willkommen heißen würde, weißt du, in welche Richtung sich Shuloch inzwischen entwickelt hat? Sind deine *Augen* in der Lage, es zu sehen?«

Paul stellte sich vor seinen Sohn hin und wandte ihm die leeren Augenhöhlen zu. »Bist du dir wirklich über das Universum, das du hier geschaffen hast, im klaren?«

Leto hörte den Nachdruck, der hinter seinen Worten lag. Die Vision, die sie beide kannten, hatte sich hier, an dieser Stelle, bereits in Bewegung gesetzt. Sie hatte eines Schöpfungsaktes zu einem bestimmten Zeitpunkt bedurft. Durch diesen Moment hervorgerufen, teilte das ganze empfindende Universum eine lineare Zeitsicht, die alle Charakteristika einer ordnungsgemäßen Progression aufwies. Sie waren in diesen Zeitstrom hineingeraten, wie man in ein sich bewegendes Fahrzeug einstieg und konnten es nur auf die gleiche Weise wieder verlassen.

Dessen ungeachtet hielt Leto die Fäden wie Zügel in der Hand. Er war der Sehende im Universum der Blinden. Nur er war in der Lage, die ordnungsgemäße Rationalität zu verbreiten, denn sein Vater hatte die Zügel aus der Hand gegeben. Aus Pauls Sicht hatte sein Sohn die Vergangenheit verändert. Und ein Gedanke, der noch in der fernsten Zukunft ungeträumt war, konnte sich damit auf das Jetzt zurückwenden und seine Hand bewegen.

Nur *seine* Hand.

Paul wußte dies, weil er nicht mehr länger verstand, wie Leto die Zügel handhaben würde. Er erkannte lediglich die unmenschlichen Konsequenzen, die er akzeptiert hatte. Und er dachte: *Hier ist der Wechsel, um den ich betete. Aber warum fürchte ich mich nun vor ihm? Weil er mit dem Goldenen Pfad identisch ist!*

»Ich bin hier, um der Evolution ein Ziel zu setzen und damit auch unseren Leben«, sagte Leto.

»Willst du wirklich diese Jahrtausende überleben und sehen, wie du dich veränderst?«

Leto stellte fest, daß sein Vater nicht über physische Veränderungen sprach. Die physischen Konsequenzen waren ihnen beiden bekannt: Leto würde sich weiterhin anpassen, und auch die Haut, die nicht die seine war, würde dies tun. Das evolutionäre Drängen jedes Teils würde zu einer Verschmelzung mit dem anderen führen. Irgendwann würde ein neues Wesen entstehen. Und wenn die Metamorphose kam – *wenn* sie kam –, würde aus ihm eine Kreatur ungeahnter Dimensionen werden. Und das Universum würde sie anbeten.

Nein... Paul meinte die inneren Veränderungen, die Gedanken und Entscheidungen, die sich auf jene bezogen, die ihm Verehrung entgegenbringen würden.

»Die Leute, die glauben, du seist tot«, erwiderte er. »Du weißt, was sie über deine letzten Worte verbreiten.«

»Natürlich.«

»Ich muß jetzt das tun, was alle tun müssen, wenn sie dem Leben dienen«, zitierte Leto. »Du hast das nie gesagt, aber ein Priester, der der Ansicht ist, daß ein Toter nicht zurückkehren und ihn einen Lügner nennen kann, legte dir diese Worte in den Mund.«

»Ich würde ihn gar nicht einen Lügner nennen wollen«, sagte Paul. Er holte tief Luft. »Es sind gute letzte Worte.«

»Würdest du lieber hierbleiben oder in die Wohnhöhlen im Shulochkessel zurückkehren?« fragte Leto.

»Dieses Universum ist jetzt dein Universum, Leto«, erwiderte Paul. Daß er sich offensichtlich geschlagen gab, tat Leto weh. Paul hatte versucht, seit er vom Sietch Tabr aufgebrochen war, seine Visionen zu vergessen. Um weiteren zu entgehen, hatte er sich sogar für die Ausgestoßenen von Jacurutu, die jetzt in Shuloch lebten, zu einem Instrument ihrer Rache machen lassen. Sie hatten ihn damit befleckt, aber das akzeptierte er eher als die Art, in der Leto das Universum sah.

Die Trauer erfüllte Leto so sehr, daß er mehrere Minuten lang nicht sprechen konnte. Als er sich seiner Stimme wieder sicher war, sagte er: »Du hast Alia also geködert, gelockt und sie in solche Verwirrung getrieben, daß sie falsche Entscheidungen traf. Und jetzt weiß sie, wer du bist.«

»Sie weiß es... Ja, sie weiß Bescheid.«

Pauls Stimme hörte sich plötzlich alt an. Dennoch enthielt sie versteckten Protest. Es war also doch noch Kraft in ihm, trotz alledem. Er sagte: »Wenn ich dazu in der Lage bin, werde ich dir deine Vision ausreden.«

»Tausend friedliche Jahre«, erwiderte Leto. »Das ist es, was ich ihnen geben will.«

»Tiefschlaf! Stagnation!«

»Natürlich. Und jene Formen der Gewalt, die ich erlauben kann. Es wird eine Lehre werden, die die Menschheit nie wieder vergißt.«

»Ich spucke auf deine Lehre!« sagte Paul. »Glaubst du etwa, ich hätte nicht dasselbe gesehen wie du?«

»Sicher hast du das«, stimmte Leto zu.

»Und sieht deine Vision besser aus als meine?«

»Kein bißchen besser. Eher vielleicht schlimmer.«

»Kann ich also etwas anderes tun als versuchen, dich davon abzuhalten?« fragte Paul.

»Vielleicht mich töten?«

»So naiv bin ich nicht. Ich weiß genau, was du bereits in Bewegung gebracht hast. Ich habe von den zerstörten Qanats und dem Aufruhr gehört.«

»Und jetzt wird Assan Tarig nie wieder nach Shuloch zurückkehren. Du solltest entweder mit mir zurückgehen oder überhaupt nicht. Dies hier ist meine Vision.«

»Ich habe mich entschieden, nicht zurückzugehen.«

Wie alt seine Stimme klingt, dachte Leto schmerzlich berührt. Er sagte: »Ich habe den Falkenring der Atreides in meiner Dishdasha versteckt. Willst du, daß ich ihn dir zurückgebe?«

»Wäre ich nur gestorben«, flüsterte Paul. »Ich wollte wirklich sterben, als ich damals in die Wüste hinausging. Aber ich wußte, daß ich diese Welt nicht verlassen konnte. Ich mußte zurückkehren und...«

»Die Legende am Leben erhalten«, sagte Leto. »Ich weiß. Und die Schakale aus Jacurutu warteten bereits in dieser Nacht auf dich, wie du es vorausahntest. Sie wollten deine Visionen! Und das wußtest du auch.«

»Ich habe mich geweigert. Ich habe ihnen nie auch nur eine Vision zugänglich gemacht.«

»Dennoch haben sie dich beschmutzt. Sie haben dich mit Gewürzessenz gefüttert und machten dich mit Frauen und Träumen gefügig. Und du *hattest* Visionen.«

»Manchmal.« Wie verschlagen seine Stimme klang.

»Willst du den Falkenring zurück?« fragte Leto erneut.

Paul setzte sich plötzlich in den Sand. Er wirkte wie eine dunkle Pfütze im Mondlicht. »Nein!«

Also kennt er die Nutzlosigkeit jenes Pfades... dachte Leto. Das offenbarte viel, aber nicht genug. Der Wettkampf ihrer Visionen hatte sich vom harten Kampf um das Wie auf Detailfragen zubewegt. Paul wußte, daß er nicht gewinnen konnte, aber er hoffte immer noch, daß es ihm gelang, die einzige Vision, an die sich Leto klammerte, ad absurdum zu führen.

Plötzlich sagte er: »Ja, die Leute von Jacurutu haben mich beschmutzt. Aber du beschmutzt dich selbst.«

»Das stimmt«, sagte Leto. »Ich bin dein Sohn.«

»Und du bist ein guter Fremen?«

»Ja.«

»Wirst du es einem blinden Mann erlauben, in die Wüste hinauszugehen? Bist du bereit, mich den Frieden zu meinen eigenen Bedingungen finden zu lassen?« Er klopfte auf den Sand.

»Nein, das werde ich nicht erlauben«, sagte Leto. »Aber es ist dein Recht, in dein eigenes Messer zu stürzen, wenn du darauf bestehst.«

»Und du hättest dann meinen Körper!«

»Richtig.«

»Nein!«

...und weiß, wohin er führt, dachte Leto. Wenn Muad'dibs Sohn seinem Vater zu einem Schrein verhalf, konnte dies bewirken, daß auch seine Vision einzementiert wurde.

»Du hast ihnen nie etwas gesagt, nicht wahr, Vater.«

»Ich habe ihnen nie etwas gesagt.«

»Aber ich«, sagte Leto. »Ich sagte es Muriz. Kralizec, die Schlacht der Wirbelstürme.«

Pauls Schultern sackten herunter. »Das kannst du nicht tun«, sagte er leise. »Das kannst du nicht tun.«

»Ich bin jetzt ein Geschöpf der Wüste, Vater«, sagte Leto. »Würdest du so zu einem Coriolissturm sprechen?«

»Du hältst mich für feige, weil ich deinem Pfad nicht folgen will«, sagte Paul mit heiserer und beinahe zitternder Stimme. »Oh, ich verstehe dich gut, mein Sohn! Weissagungen haben immer ihre eigene Art der Qual hervorgerufen. Aber ich habe mich in keiner möglichen Zukunft so verloren gesehen wie in dieser! Sie ist unaussprechlich!«

»Dein Djihad wird dagegen wie ein sommerliches Picknick auf Caladan wirken«, stimmte Leto ihm zu. »Ich werde dich jetzt zu Gurney Halleck bringen.«

»Gurney! Durch meine Mutter dient er direkt der Schwesternschaft!«

Und jetzt verstand Leto den Umfang der Vision seines Vaters. »Nein, Vater. Gurney dient überhaupt nie-

mandem mehr. Ich kenne den Ort, an dem er sich aufhält und kann dich dort hinbringen. Es wird Zeit, daß wir eine neue Legende erschaffen.«

»Ich sehe ein, daß ich dich nicht zum Schwanken bringen kann«, sagte Paul, »aber erlaube mir, daß ich dich berühre, denn du bist mein Sohn.«

Leto streckte den Arm aus, berührte die tastenden Finger, fühlte ihre Kraft, begegnete ihr und widerstand jeder Bewegung von Pauls Arm. »Nicht einmal ein vergiftetes Messer kann mir jetzt noch etwas anhaben«, sagte er. »Ich verfüge nun schon über einen veränderten Metabolismus.«

Tränen flossen aus den leeren Augenhöhlen. Paul zog die Hand zurück und ließ sie sinken. »Wenn ich deinen Weg gewählt hätte«, sagte er, »wäre ich zum Bicouros des Shaitan geworden. Was wird man über dich sagen?«

»Eine Zeitlang werden sie mich ebenfalls den Vorboten des Teufels nennen«, erwiderte Leto. »Doch dann werden sie anfangen, sich zu wundern und schließlich - verstehen. Du bist deiner Vision nicht lange genug gefolgt, Vater. Deswegen vollbrachten deine Hände ebenso gute wie schlechte Dinge.«

»Aber die schlechten haben ihre Spuren hinterlassen.«

»Wie es ihre Art ist«, sagte Leto. »Du drangst nur teilweise in meine Vision ein. Hattest du nicht genug Kraft?«

»Du weißt, daß ich nicht hierbleiben könnte. Ich könnte niemals etwas Böses tun; etwas, von dem ich von vornherein wüßte, daß es etwas Böses ist. Ich bin keiner von den Leuten aus Jacurutu.« Er stand auf. »Glaubst du, ich sei einer von denen, die in der Nacht allein vor sich hin lachen?«

»Es ist traurig, daß aus dir nie ein echter Fremen wurde«, sagte Leto. »Wir Fremen wissen, wie man den Arifa begegnet. Unsere Richter können zwischen Schlechtem und Schlechtem unterscheiden. Das ist für uns immer wichtig gewesen.«

»Fremen, wie? Sklaven des Schicksals, an dem du mit-

gearbeitet hast?« Paul kam auf Leto zu, streckte mit einer beinahe schüchtern anmutenden Bewegung die Hand aus und betastete seinen Arm, erforschte ihn bis hinauf zu dem freiliegenden Ohr, berührte seine Wange und schließlich den Mund. »Ah, endlich ein Stück deines Körpers«, sagte er. »Wohin wird er dich bringen?« Er ließ die Hand sinken.

»An einen Ort, an dem die Menschen Augenblick für Augenblick ihre eigene Zukunft erschaffen.«

»Das sagst du, und ein Verdammter würde vielleicht dasselbe behaupten.«

»Ich bin nicht verdammt, obwohl nicht unmöglich ist, daß ich es geworden wäre«, erwiderte Leto. »Ich sah, wie es mit Alia geschah. In ihr lebt ein Dämon, Vater. Ghani und ich kennen ihn: Es ist der alte Baron, dein Großvater.«

Paul barg das Gesicht in den Händen. Einen Moment lang zitterten seine Schultern, dann ließ er die Hände sinken. Um seinen Mund spielten harte Linien. »Auf unserem Haus liegt ein Fluch. Ich habe darum gebetet, daß du den Ring in den Sand wirfst, mich verleugnest und wegläufst, um... ein anderes Leben anzufangen. Es hätte sich dir dargeboten.«

»Zu welchem Preis?«

Nach langen Minuten des Schweigens sagte Paul: »Das Ende des Pfades ordnet ihn ein. Ich habe nur einmal versagt, um meine Prinzipien zu kämpfen. Nur einmal. Indem ich das *Mahdinat* annahm. Ich tat es für Chani, aber es machte mich zu einem schlechten Führer.«

Leto stellte fest, daß er darauf keine Antwort geben konnte. Die Erinnerungen an jene Entscheidung waren tief in ihm.

»Ebensowenig wie ich mich anlügen könnte, kann ich dich anlügen«, sagte Paul. »Das weiß ich. Jeder Mensch sollte einen solchen Zuhörer haben. Ich will dir nur eine Frage stellen: Ist der Kampf der Stürme nicht abzuwenden?«

»Entweder er – oder die Menschheit wird sich auslöschen.«

Paul hörte die Wahrheit aus Letos Worten heraus und sagte mit ruhiger Stimme, die bewies, daß er noch über mehr Kraft verfügte, als Leto angenommen hatte: »Ich habe das nicht vermutet.«

»Ich glaube, daß die Schwesternschaft es erwartet«, sagte Leto. »Ich könnte mir sonst keinen anderen Reim auf die Pläne meiner Großmutter machen.«

Der Nachtwind kam mit einer kalten Brise. Pauls Robe flatterte. Er zitterte vor Kälte. Als Leto dies sah, sagte er: »Du hast einen Überlebenspack, Vater. Ich werde das Zelt aufblasen, und wir werden eine gemütliche Nacht verbringen.«

Paul, der wußte, daß es von nun an für ihn keine gemütlichen Nächte mehr geben würde, blieb nichts anderes übrig, als den Kopf zu schütteln. Muad'dib, der Held, mußte von seinem Sockel gestürzt werden. Und er hatte diese Entscheidung nicht erst jetzt getroffen. Dann würde nur noch der Prediger existieren.

55

Die Fremen waren die ersten Menschen, die es schafften, aufgrund eines bewußten/unbewußten Symbolismus die Bewegungen und Beziehungen ihres planetarischen Systems in Erfahrung zu bringen. Sie waren die ersten überhaupt, die in der Lage waren, die Klimata mit Ausdrücken einer semi-mathematischen Sprache zu belegen, deren geschriebene Symbole die externen Beziehungen verkörperten. Die Sprache selbst war Teil des Systems, das sie beschrieb. In ihrer geschriebenen Form transportierte sie die Umrisse dessen, was sie beschrieb. Tiefgründiges Wissen über das, was dazu diente, das planetare Leben zu unterstützen, war in dieser Entwicklung enthalten. Man kann den Umfang dieser Sprache/System-Wechselwirkung daran ermessen, daß die Fremen sich selbst als nomadisierende, da und dort weidende Tiere begriffen.

›Die Geschichte Liet-Kynes‹,
von Harq al-Ada

»Kaveh wahid«, sagte Stilgar. »*Bring mir Kaffee.*« Er winkte mit der erhobenen Hand einem Diener zu, der neben der einzigen Tür des Raumes stand, in dem er seine schlaflose Nacht verbracht hatte. Der von Felswänden umgebene Raum war die Stätte, die der alte Naib üblicherweise aufsuchte, wenn er sein karges Frühstück zu sich nahm. Und es war beinahe Frühstückszeit, wenngleich er sich nach einer solchen Nacht nicht hungrig fühlte. Er stand auf, streckte seine Muskeln.

Duncan Idaho saß auf einem niedrigen Kissen in der

Nähe der Tür und versuchte ein Gähnen zu unterdrükken. Ihm war gerade erst aufgefallen, daß er und Stilgar die ganze Nacht hindurch geredet hatten.

»Verzeih mir, Stil«, sagte er. »Ich habe dich die ganze Nacht nicht zum Schlafen kommen lassen.«

»Wenn man eine Nacht lang aufbleibt, bedeutet das einen zusätzlichen Tag meiner Lebenszeit«, erwiderte Stilgar und nahm das von jemandem durch die Tür gereichte Tablett an. Er schob eine kleine Bank vor Idaho hin, stellte das Tablett darauf ab und setzte sich seinem Gast gegenüber hin.

Sie trugen beide das Gelb des Klagens, aber die Robe Idahos war nur eine Leihgabe, da die Bewohner von Sietch Tabr es nicht gerne sahen, wenn er in der grünen Arbeitsuniform der Atreides hier herumlief.

Stilgar ließ das dunkle Gebräu aus der Kanne fließen, nahm einen kleinen Schluck und hob dann seine Tasse, um Idaho zu zeigen, daß er trinken konnte. Es war eine alte Sitte, deren wörtliche Bedeutung hieß: *»Es ist sicher! Ich habe es probiert.«*

Harah hatte den Kaffee gemacht, und sie richtete sich in dieser Beziehung exakt nach Stilgars Wünschen: Die Bohnen waren rostbraun geröstet worden und anschließend hatte man sie zu einem feinen Pulver zermahlen. Es war mit etwas Melange vermischt.

Idaho inhalierte das würzige Aroma, nahm vorsichtig einen Schluck und vergaß nicht, dabei laut zu schlürfen. Er wußte immer noch nicht, ob er Stilgar überzeugt hatte. In den frühen Morgenstunden war es mit seinen Mentatkräften ein wenig langsamer vorangegangen, und alle Berechnungen hatten sich letztlich mit der unausweichlichen Tatsache konfrontiert gesehen, die sich in der von Gurney Halleck übermittelten Botschaft befand.

Alia hatte alles über Leto gewußt! Sie hatte es gewußt.

Und Jarvid mußte etwas mit diesem Wissen zu tun haben.

»Ich muß von diesen Beschränkungen entbunden wer-

den«, sagte Idaho schließlich und nahm sein altes Argument noch einmal auf.

Stilgar blieb sitzen. »Die Neutralitätsvereinbarung ermächtigt mich zu harten Strafen. Ghani ist hier sicher. Auch ihr, Irulan und du, seid hier sicher. Aber du darfst keine Botschaften verschicken. Du darfst sie empfangen, aber keine senden. Ich habe mein Wort gegeben.«

»Auf diese Art behandelt man weder einen Gast, noch einen Freund, mit dem man zusammen im Kampf gestanden hat«, sagte Idaho, wissend, daß er dies nicht zum erstenmal ins Feld führte.

Stilgar ließ die Tasse sinken, stellte sie sorgfältig auf ihren Platz innerhalb des Tabletts ab und ließ sie, während er antwortete, nicht aus den Augen. »Wir Fremen empfinden keine Schuldgefühle in bezug auf Dinge, die anderen Unbehagen bereiten«, sagte er und hob den Kopf, um Idaho anzusehen.

Ich muß ihn dazu kriegen, daß er zusammen mit Ghani von hier verschwindet, dachte Idaho. Er sagte: »Es war nicht meine Absicht, dir Schuldgefühle einzureden.«

»Ich verstehe das«, sagte Stilgar. »Ich habe das auch nur gesagt, um dir zu verdeutlichen, mit welchen Problemen wir uns hier auseinandersetzen: Fremen. Selbst Alia denkt wie eine Fremen.«

»Und die Priester?«

»Sie sind eine andere Sache«, erwiderte Stilgar. »Sie wollen nichts anderes, als daß die Leute alles schlucken, was ihnen vorgesetzt wird.« Er sprach mit leiser Stimme, aber Idaho hörte deutlich die Bitterkeit und fragte sich, warum Stilgar sich nicht schon längst gegen sie entschieden hatte.

»Sie wenden einen alten Trick autokratischer Herrschaft an«, sagte Idaho. »Und auch Alia kennt ihn gut. Gute Untertanen müssen sich schuldig fühlen. Wenn sie erst einmal soweit sind, werden sie – sich selbst als Versager sehend – gegen nichts mehr aufmucken. Und ein guter Autokrat sorgt dafür, daß es eine Menge

Schuldgefühle gibt, die man der Bevölkerung einreden kann.«

»Das habe ich bemerkt«, sagte Stilgar trocken. »Aber du solltest mir verzeihen, wenn ich noch einmal erwähne, daß es deine Frau ist, von der du sprichst. Und sie ist die Schwester Muad'dibs.«

»Und ich sage dir, sie ist besessen!«

»Das sagen viele. Eines Tages wird sie sich einer Prüfung unterziehen müssen. Aber im Moment gibt es andere Dinge, die wichtiger sind.«

Idaho schüttelte traurig den Kopf. »Alles, was ich dir erzählt habe, ist beweisbar. Die Kommunikation mit Jacurutu fand stets von Alias Tempel aus statt. Die Verschwörung gegen die Zwillinge ist von dort aus mitverschuldet worden. Das Geld, das durch die auf Fremdwelten verkauften Sandwürmer hereinkommt, geht durch diesen Tempel. Alle Fäden führen zu Alias Büro, zur Regentschaft.«

Stilgar schüttelte den Kopf und holte tief Luft. »Dies hier ist neutrales Gebiet. Ich habe mein Wort gegeben.«

»Aber so kann es nicht mehr weitergehen!« protestierte Idaho.

»Ich bin deiner Meinung.« Stilgar nickte. »Alia ist in einem Kreis gefangen, der jeden Tag enger wird. Es ist so ähnlich wie die alte Sitte, mehrere Frauen zu haben. Das macht Männer auf die Dauer impotent.« Er warf Idaho einen fragenden Blick zu. »Du sagtest, sie betrügt dich mit anderen Männern. Ich nehme an, du würdest es so ausdrücken, daß sie ihr Geschlecht als Waffe einsetzt. Damit steht dir wenigstens ein legaler Weg offen. Jarvid hält sich hier in Tabr auf. Er hat Botschaften von Alia. Du brauchst ihn nur...«

»Innerhalb neutralen Gebietes?«

»Das nicht. Aber draußen, in der Wüste...«

»Und wenn ich die Gelegenheit zur Flucht benutzen würde?«

»Man wird dir eine solche Gelegenheit nicht geben.«

»Stil, ich schwöre dir, daß Alia besessen ist. Was soll ich denn nur tun, um dich zu überzeugen?«

»Das ist schwierig«, erwiderte Stilgar. Er hatte das während der Nacht mehrere Male gesagt.

Idaho erinnerte sich an Jessicas Worte und sagte: »Aber du hast Möglichkeiten, den Wahrheitsgehalt meiner Worte herauszufinden.«

»Eine Möglichkeit, ja«, stimmte Stilgar zu. Erneut schüttelte er den Kopf. »Aber es ist schmerzhaft und unumstößlich. Deswegen erinnerte ich dich an deine Auffassung, Schuldgefühle betreffend. Wir können uns von allen Schuldgefühlen befreien, die drohen, uns zu zerstören, ausgenommen von denen, die der Besessenheitsprüfung unterliegen. Weil diese, da sie alle Angehörigen des Stammes angeht, hundertprozentige Bereitschaft verlangt.«

»Ihr habt das schon vorher getan, nicht wahr?«

»Ich bin sicher, daß die Ehrwürdige Mutter nicht versäumt hat, unsere Geschichte in ihrem Gedächtnis aufzuzeichnen«, sagte Stilgar. »Du weißt selbst, daß wir so etwas schon vorher getan haben.«

Idaho bemerkte die leichte Irritiertheit in Stilgars Stimme und sagte: »Ich hatte nicht die Absicht, dich bei einer Schwindelei zu ertappen...«

»Es liegt an der langen Nacht und den Fragen ohne Antwort«, gab Stilgar zurück. »Und jetzt ist schon Morgen.«

»Ich muß die Erlaubnis erhalten, Jessica eine Botschaft zu senden«, sagte Idaho.

»Das würde eine Botschaft nach Salusa sein«, erwiderte Stilgar. »Ich mache keine haltlosen Versprechungen. Mein Wort gilt. Deswegen ist Tabr auch neutrales Gebiet. Ich muß dafür sorgen, daß du schweigst. Ich habe das vor meiner ganzen Familie versprochen.«

»Alia muß vor ein Prüfungsgericht gebracht werden!«

»Vielleicht. Zuerst müssen wir aber herausfinden, ob ihr Verhalten nicht irgendwelchen ungünstigen Umstän-

den unterliegt. Einer momentanen Führungsschwäche vielleicht. Oder auch einfach nur einer Pechsträhne. Genauso gut könnte es sich um eine zeitweilige schlechte Tendenz handeln, die jeder Mensch irgendwann einmal durchmacht. Es muß gar nichts mit irgendeiner Besessenheit zu tun haben.«

»Du willst nur herausfinden, ob ich nicht einfach ein gehörnter Ehemann bin, der versucht, seine persönlichen Rachegefühle durch andere wahrnehmen zu lassen«, sagte Idaho.

»Dieser Gedanke ist anderen gekommen«, sagte Stilgar. »Nicht mir.« Er lächelte über seine eigenen Worte. »Wir Fremen haben eine traditionelle Wissenschaft, die Hadith. Wenn wir einen Mentaten oder eine Ehrwürdige Mutter fürchten, wenden wir uns ihr zu. Es heißt, daß die einzige Furcht, der wir nicht zu entgehen vermögen, jene ist, die aus unseren eigenen Fehlern erwächst.«

»Lady Jessica muß etwas erfahren«, sagte Idaho. »Gurney sagt...«

»Diese Botschaft ist vielleicht gar nicht von ihm.«

»Sie kommt von keinem anderen. Wir Atreides haben unsere eigenen Methoden, die Echtheit von Botschaften herauszufinden. Stil, willst du nicht wenigstens herauszufinden versuchen...«

»Jacurutu existiert nicht mehr«, sagte Stilgar. »Es wurde bereits vor vielen Generationen zerstört.« Er berührte Idahos Ärmel. »Wie dem auch sei, ich kann meine Krieger nicht aufsplittern. Die Zeiten sind hart, und die Bedrohung des Qanats... verstehst du denn nicht?« Er straffte sein Gesicht. »Wenn Alia...«

»Es gibt keine Alia mehr«, sagte Idaho.

»Das sagst du.« Stilgar nahm einen weiteren Schluck aus seiner Tasse und setzte sie vorsichtig ab. »Bewahr die Ruhe, mein Freund. Meistens ist es gar nicht nötig, einen Arm zu amputieren, bloß um einen in ihm steckenden Splitter loszuwerden.«

»Dann laß uns über Ghanima reden.«

»Dazu gibt es keinen Grund. Sie hat meine Unterstützung und ist mir verbunden. Niemand kann ihr hier etwas antun.«

So naiv kann er gar nicht sein, dachte Idaho.

Aber Stilgar stand bereits auf, um anzuzeigen, daß er das Gespräch als beendet ansah. Idaho erhob sich und fühlte die Steifheit seiner Knie. Die Oberschenkel waren beinahe erstarrt. Kaum war er auf den Beinen, als sich die Tür öffnete und der Diener eintrat. Hinter ihm erschien Jarvid. Idaho wandte sich um. Stilgar war vier Schritte von ihm entfernt. Ohne zu zögern riß Idaho sein Messer aus der Scheide und jagte die Spitze in die Brust des völlig unvorbereiteten Jarvid. Der Mann taumelte zurück, riß sich selbst das Messer aus der Wunde. Dann drehte er sich und fiel aufs Gesicht. Seine Beine zuckten noch einmal, dann war er tot.

»Nur um den Klatsch zu ersticken«, sagte Idaho.

Der Diener stand mit gezogenem Messer neben der Tür und wußte offensichtlich nicht, wie er reagieren sollte. Idaho hatte seine eigene Waffe bereits wieder eingesteckt. Auf seiner gelben Robe war ein Streifen roten Blutes.

»Du hast meine Ehre untergraben!« brüllte Stilgar plötzlich. »Dies hier ist neutrales...«

»Sei still!« Idaho schaute den schockierten Naib offen an. »Du trägst bereits ein Halsband, Stilgar!«

Und damit hatte er eine der drei schlimmsten Beleidigungen ausgesprochen, die man einem Fremen an den Kopf werfen konnte. Stilgars Gesicht wurde blaß.

»Du bist ein Untertan«, sagte Idaho. »Du hast die Fremen wegen ihres Wassers verkauft.«

Das war die zweitschlimmste Beleidigung, weil sie auf die Leute von Jacurutu anspielte.

Stilgar fletschte die Zähne und griff nach seinem Crysmesser. Der Diener wandte sich von Jarvids Leiche ab.

Dem Naib seinen Rücken zuwendend, überschritt Idaho die Schwelle und sprach die dritte Beleidigung aus. »Du

hast keine Unsterblichkeit, Stilgar. Keiner deiner Abkömmlinge ist deines Blutes!«

»Wohin gehst du jetzt, Mentat?« fragte Stilgar ruhig, als Idaho den Raum verließ. Seine Stimme war so kalt wie der Wind vom Pol.

»Ich werde Jacurutu suchen«, erwiderte Idaho, ohne sich umzudrehen.

Stilgar zog das Messer. »Vielleicht kann ich dir dabei helfen.«

Idaho hatte bereits das Ende des Korridors erreicht. Ohne anzuhalten, erwiderte er:

»Wenn du das mit deinem Messer tun willst, du Wasserdieb, stoße es mir in den Rücken. Das würde genau den Methoden entsprechen, die sich für jemanden geziemen, der das Halsband eines Dämons trägt.«

Mit zwei Riesensprüngen durchquerte Stilgar den Raum, flog über Jarvids Leiche hinweg und erwischte Idaho am Ende des Gangs. Er riß ihn herum und brachte ihn zum Stehen. Mit gebleckten Zähnen und gezogenem Messer blieb er vor ihm stehen. Er war in einer solchen Rage, daß ihm nicht einmal das leichte Grinsen seines Widersachers auffiel.

»Zieh dein Messer, du Mentatenschwein!« brüllte er.

Idaho lachte. Dann versetzte er Stilgar mit der flachen Hand zwei schallende Ohrfeigen.

Mit einem entsetzlichen Schrei stieß Stilgar ihm das Messer in den Unterleib und riß die Klinge bis zu seinem Herzen hoch.

Idaho fiel auf das Messer und grinste Stilgar spöttisch an, während er zusammenbrach. Der Naib erstarrte zu einem Eisblock.

»Zwei Tode für die Atreides«, röchelte Idaho. »Und der zweite aus dem gleichen Grund wie der erste.« Er fiel zur Seite und schlug mit dem Gesicht auf den steinernen Fußboden des Korridors. Aus seiner weit klaffenden Wunde spritzte Blut.

Stilgar starrte an der blutigen Messerklinge entlang

auf Idahos aufgeschlitzten Körper, zog tief und zitternd die Luft in sich ein. Jarvid lag tot hinter ihm. Und der Gefährte von Alia, dem Schoß des Himmels, lag tot zu seinen Füßen. Zwar mochte man zu seiner Verteidigung anführen, daß er lediglich seinen ehrbaren Namen hatte schützen wollen, um der Bedrohung der Neutralität zu entgehen – aber dieser Tote war Duncan Idaho. Gleichgültig, was er an Argumenten vorbringen würde, gleichgültig, auf welche besonderen Umstände er hinweisen mochte – nichts konnte einen solchen Akt ungeschehen machen. Selbst wenn Alia privat bereit war, die Sache auf sich beruhen zu lassen, würde sie dazu gezwungen sein, einen Rachefeldzug zu befehlen. Sie war, und das mußte man unweigerlich anerkennen, eine Fremen. Und wenn sie die Fremen beherrschen wollte, konnte sie nichts durchgehen lassen, und diese Ungeheuerlichkeit unter keinen Umständen.

Und damit wurde Stilgar klar, was Idaho mit seiner zweiten Selbstopferung beabsichtigt hatte.

Er schaute auf und sah als erstes das verstörte Gesicht von Harah, seiner zweiten Frau. Überall versammelten sich Menschen, die ihm bestürzte Blicke zuwarfen. Wohin Stilgar auch blickte, der Ausdruck ihrer Gesichter war derselbe. Sie zeigten sich schockiert und dachten an die Konsequenzen.

Langsam richtete Stilgar sich wieder auf, wischte das Messer an seinem Ärmel ab und steckte es in die Scheide. Mit ruhiger Stimme sagte er zu den Versammelten: »Diejenigen, die mit mir gehen wollen, sollen zu packen anfangen. Und schickt Männer hinaus, um Würmer herbeizurufen.«

»Wohin willst du, Stilgar?« fragte Harah.

»In die Wüste.«

»Ich werde mit dir gehen«, sagte sie.

»Natürlich gehst du mit mir. Alle meine Frauen werden mit mir gehen. Und Ghanima. Hol sie, Harah. Sofort.«

»Ja, Stilgar... Sofort.« Sie zögerte. »Und Irulan?«

»Wenn sie will.«

»Ja, Mann.« Immer noch zögerte sie. »Willst du Ghani als Geisel mitnehmen?«

»Als Geisel?« Dieser Gedanke überraschte ihn. »Frau...« – er berührte Idahos Leiche sanft mit dem Fuß –, »wenn dieser Mentat recht gehabt hat, bin ich Ghanis einzige Hoffnung.« Und er erinnerte sich plötzlich an Letos Warnung: *Gib auf Ghani acht. Du mußt mit ihr in die Wüste fliehen.*

56

Nach den Fremen sehen alle Planetologen das Leben als Ausdruck von Tatkraft an und suchen nach Beispielen, die dieser Maxime widersprechen. In kleinen Stücken, Einheiten und Mengen, die allmählich in das allgemeine Bewußtsein einsickern, wird die rassische Weisheit der Fremen in eine neue Gewißheit interpretiert. Das, was die Fremen als Volk ausmacht, ist auch auf jedes andere übertragbar. Dazu ist nichts weiter notwendig, als einen Sinn für energetische Beziehungen zu entwickeln. Sie brauchen nichts weiter als zu beobachten, wie die Tatkraft die Muster von Dingen aufsaugt und damit arbeitet.

›Die Katastrophe von Arrakeen‹,
nach Harq al-Ada

Es war Tueks Sietch am inneren Eingang des unechten Walls. Halleck stand im Schatten der Felswände, die den hohen Eingang des Sietchs abschirmten, und wartete auf jene, die innerhalb seiner Mauern darüber entschieden, ob man ihn aufnehmen würde. Er wandte den Blick hinaus, schaute auf die nördliche Wüste und dann auf den blaugrauen Morgenhimmel.

Die Schmuggler, die hier lebten, waren ziemlich erstaunt gewesen, daß er – ein Fremdweltler – einen Wurm gefangen hatte und auf dessen Rücken hierher gekommen war. Halleck war gleichermaßen über ihre Reaktion erstaunt gewesen: Für jemanden, der agil war und bei Unternehmungen ähnlicher Art oft genug zugesehen hatte, stellte dies keine Schwierigkeit dar.

Hallecks Aufmerksamkeit wandte sich erneut der Wüste

zu und den silbrig leuchtenden Felsen. Auch hier hatte das Wasser wahre Wunder gewirkt. All das erschien ihm plötzlich wie ein äußerst zerbrechlicher Energie- und Lebensbehälter. Ein abrupter Wechsel der Ökologie konnte leicht alles wieder zum Einsturz bringen.

Er kannte die Quelle seiner Bedenken. Es war die geschäftige Atmosphäre, die in der Wüste unter ihm herrschte. Man brachte containerweise Sandforellen in den Sietch, die man hier destillierte, um ihnen die Flüssigkeit zu nehmen. Es waren Zehntausende dieser Kreaturen. Sie hatten einen wahren Wasserfall erzeugt, und gerade das war es, was Hallecks Bewußtsein rasend machte.

Er starrte über die Sietchfelder und den Qanat, der nun nicht mehr länger eine Grenze markierte, weil sich in ihm kein Wasser mehr befand. Er hatte die Löcher in der Steineinfassung gesehen und konnte sich denken, wohin das ganze Wasser geflossen war. Aber was erzeugte Löcher dieser Art? Manche erstreckten sich über zwanzig Meter und befanden sich genau an den Stellen, wo der Boden nicht felsig genug war, um die Flüssigkeit zurückzuhalten. Das Wasser hatte sich in sandige Vertiefungen ergossen, in denen es nun von Sandforellen nur so wimmelte. Die Kinder der Sietchgemeinschaft waren dabei, sie zu fangen und zu töten.

Reparaturtrupps waren damit beschäftigt, die eingerissenen Wände des Qanat zu flicken. Andere Gruppen bargen den Inhalt jeder Pfütze, um wenigstens die gefährdetsten Pflanzen zu bewässern. Der Flüssigkeitssammelpunkt unterhalb von Tueks Windfalle war verschlossen worden, damit kein Tropfen der Reserve in den zerstörten Kanal abfloß. Die von der Sonne angetriebenen Pumpen waren abgestellt. Das Trinkwasser entnahm man derweil den auf den Boden des Qanats verbliebenen Pfützen oder der sietcheigenen Zisterne.

Der metallene Rahmen des Türsiegels gab in der ansteigenden Tageshitze ein lautes Knacken von sich. Als

hätte das Geräusch einen Einfluß auf Hallecks Augen bewirkt, wanderte sein Blick der entferntesten Biegung des Qanats entgegen, auf jene Stelle zu, wo er sich am weitesten in die Wüste hinausbewegte. Die eifrigen Sietchbewohner hatten dort einen Baum angepflanzt, der dem Untergang geweiht war, wenn der Fluß nicht bald wieder seinen Lauf aufnehmen würde. Halleck starrte auf die einsame Weide, die Wind und Sand ausgesetzt war. Für ihn symbolisierte sie die neue Realität seines Ichs und der von Arrakis.

Wir beide sind hier fremd.

Sie redeten jetzt bereits ziemlich lange darüber, ob sie ihn gebrauchen konnten, aber Halleck wußte, daß gute Kämpfer immer begehrt waren. Schmuggler brauchten ständig gute Leute, auch wenn diese hier einer neuen Generation angehörten und nicht jener, mit der er vor langer Zeit, als er mit den geschlagenen Truppen seines Herzogs hatte fliehen müssen, zusammengearbeitet hatte. Die jetzigen Männer dieses Sietch waren eine andere Generation und interessierten sich hauptsächlich für schnellen Profit.

Erneut musterte Halleck die unsinnige Weide. In ihm machte sich die Vorstellung breit, daß der Sturmwind seines neuen Selbstgefühls möglicherweise die Schmuggler und deren Freunde verstören würde. Wäre Stilgar ihm ausgesetzt gewesen, es hätte ihn zerstört, seine zerbrechliche Neutralität hinweggefegt und damit alle Stämme, die Alia ergeben geblieben waren. Aus ihnen allen waren Bewohner einer Kolonie geworden. Halleck, der dies nicht zum erstenmal mit ansah, dachte mit einem bitteren Beigeschmack an seinen Heimatplaneten zurück. Alles war ganz offensichtlich: Er brauchte nur an das Benehmen der Stadtfremen zu denken, die Bauweise ihrer Vorstädte und die ländlichen Sietches, deren Sitten unmißverständlich waren. Die ländlichen Bezirke waren die Kolonien der Städte. Sie hatten gelernt, ihr Joch zu ertragen, in das sie sich durch ihren Aberglauben selbst hineinbegeben hat-

ten. Selbst hier, speziell hier, bewegten sich die Menschen in einer Art, die an Untertanen, nicht jedoch an Freie erinnerte. Sie waren defensiv, heimlichtuerisch und wichen einem aus. Jede Manifestation einer Autorität wurde zum Subjekt ihres Grolls – jede Autorität: Ob es nun die der Regentschaft, die Stilgars oder die ihrer eigenen Ratsversammlung war...

Ich kann mich nicht auf sie verlassen, dachte Halleck. Er konnte sie nur benutzen und dafür sorgen, daß sie ihr Mißtrauen auf andere lenkten. Es war traurig. Die alten Sitten der freien Männer gab es nicht mehr. Sie waren reduziert auf rituelle Worte, deren Ursprung niemand mehr kannte.

Alia hatte ihre Arbeit gut gemacht. Sie hatte oppositionelle Stimmen unterdrückt, jede Unterstützung belohnt, die imperialen Kräfte an den Rand gedrückt und damit die Hauptelemente ihrer Macht bloßgelegt. Spione! Götter der Unterwelt, wieviele Spione mußte sie haben!

Halleck konnte beinahe den tödlichen Rhythmus der Bewegung und Gegenbewegung erkennen, mit der Alia hoffte, die Opposition aus dem Gleichgewicht zu bringen.

Solange die Fremen weiterschlafen, hat sie alle Chancen, zu gewinnen, dachte er.

Das Türsiegel hinter ihm knackte, als es geöffnet wurde. Ein Sietchbewohner namens Melides erschien. Er war ein untersetzter Mann mit einem kürbisförmigen Körper, der in spindeldürren Beinen endete, deren Häßlichkeit nur durch seinen Destillanzug einigermaßen gemildert wurde.

»Du bist angenommen«, sagte er.

Und Halleck hörte die Verschlagenheit in der Stimme dieses Mannes. Das machte ihm klar, daß es für ihn in diesem Sietch nur für kurze Zeit Sicherheit geben würde.

Nur solange, bis ich einen ihrer Thopter stehlen kann, dachte er.

»Meinen Dank an eure Versammlung«, sagte er laut. Und dachte an Esmar Tuek, nach dem man diesen Sietch benannt hatte. Esmar, der schon vor langer Zeit durch irgendeinen schmutzigen Verrat gestorben war, hätte einer solchen Kreatur wie Melides schon bei der ersten Begegnung die Kehle durchgeschnitten.

57

Jeder Pfad, der die Möglichkeiten einer Zukunft einengt, kann sich zu einer tödlichen Falle entwickeln. Menschen sind nicht dafür geeignet, sich ihren Weg durch einen Irrgarten zu bahnen; sie suchen lieber einen weithin sichtbaren Horizont ab, der ihnen einzigartige Gelegenheiten bietet. Der beengende Gesichtspunkt eines Irrgartens ist nur vergleichbar mit dem einer Kreatur, die ihren Kopf in den Sand steckt. Sexuell produzierte Einzigartigkeit und Unterschiede bilden den Lebensschutz der Spezies.

Das Handbuch der Raumgilde

»Warum fühle ich keinen Kummer?« Alia richtete diese Frage an die Decke ihres kleinen Audienzzimmers, eines Raumes, den sie mit zehn Schritten in der Breite und fünfzehn in der Länge durchqueren konnte. Er hatte zwei hohe, schmale Fenster, durch die sie sowohl über die Dächer von Arrakeen hinweg, als auch auf den Schildwall sehen konnte.

Es war beinahe Mittag. Die Sonne knallte auf die Stadt herab und die Ebene, in der sie lag.

Alia senkte den Blick und sah Buer Agarves an, den ehemaligen Bewohner Tabrs, der jetzt für Zia arbeitete, die die Tempelgarde kommandierte. Agarves hatte ihr die Nachricht überbracht, daß Jarvid und Idaho tot waren. Eine Gruppe von Speichelleckern, Beratern und Wachen war zusammen mit ihm hereingestürmt und versammelte sich noch immer erwartungsvoll auf dem äußeren Korridor, was bewies, daß die Leute bereits über Agarves Botschaft Bescheid wußten.

Schlechte Nachrichten verbreiteten sich auf Arrakis rasch.

Er war ein hochgewachsener Mann, dieser Agarves. Er hatte ein zu rundes Gesicht für einen Fremen, das beinahe kindlich wirkte. Er gehörte der neuen Generation an, die vom Wassermangel nur noch durch Hörensagen etwas wußte. Alia stellte sich den Mann in zwei Variationen vor: Eine davon zeigte ein ernsthaftes Gesicht, dunkelblaue Augen und einen besorgten Ausdruck in den Mundwinkeln – die andere sinnlich und verletzbar, außerordentlich verletzbar. Ganz besonders gefielen ihr seine vollen Lippen.

Obwohl es noch nicht Mittag war, spürte Alia, daß sie plötzlich an den Sonnenuntergang dachte.

Idaho hätte bei Sonnenuntergang sterben sollen, dachte sie.

»Wie kommt es, Buer, daß Sie derjenige sind, der mir diese Nachricht überbringt?« fragte sie und registrierte die aufmerksame Behendigkeit, die im gleichen Moment in den Blick ihres Gegenübers trat.

Agarves versuchte zu schlucken, sprach dann aber in einem heiseren Tonfall, der kaum mehr als ein Flüstern darstellte: »Ich begleitete Jarvid, erinnern Sie sich? Und als... Stilgar mich fortschickte, sagte er, ich solle Ihnen übermitteln, daß ich gleichzeitig der letzte Bote seines Gehorsams sei.«

»Der letzte Bote seines Gehorsams«, wiederholte Alia. »Was hat er damit gemeint?«

»Das weiß ich nicht, Lady Alia«, entschuldigte sich Agarves.

»Erzählen Sie mir noch einmal, was Sie sahen«, befahl Alia und wunderte sich darüber, wie kalt sich ihre Haut anfühlte.

»Ich sah...« Er schüttelte nervös den Kopf und blickte zu Boden. »Ich sah den Heiligen Gefährten tot auf dem Boden des Hauptgangs liegen, während Jarvid in der Nähe in einem Seitengang lag. Die Frauen bereiteten sie bereits für die Huanui vor.«

»Und Stilgar hat Sie gerufen, um sich diese Szene anzusehen?«

»So war es, Mylady. Stilgar ließ mich rufen. Er schickte mir Modibo, der in seinem Sietch die Botschaften überbringt. Modibo warnte mich nicht vor. Er sagte lediglich, daß Stilgar mich sprechen wolle.«

»Und Sie sahen den Leichnam meines Mannes auf dem Boden liegen?«

Agarves begegnete ihrem Blick, schlug verwirrt die Augen nieder und nickte. »Ja, Mylady. Und Jarvid lag in der Nähe. Stilgar sagte mir... sagte mir, daß der Heilige Gefährte Jarvid getötet habe.«

»Und Stilgar selbst soll meinen Mann...«

»Er sagte mir das persönlich, Mylady. Stilgar sagte, er hätte ihn umgebracht, weil der Heilige Gefährte ihn in höchste Wut versetzt habe.«

»Wut«, sagte Alia. »Wie hat er das vermocht?«

»Das sagte Stilgar mir nicht. Niemand sagte es. Ich fragte einige Leute, aber keiner gab mir eine Antwort.«

»Und dann hat er dich mit dieser Nachricht zu mir geschickt?«

»Ja, Mylady.«

»Und Sie konnten nichts tun?«

Agarves befeuchtete mit der Zunge die Lippen und erwiderte: »Stilgar hatte das Kommando, Mylady. Ich befand mich in seinem Sietch.«

»Ich verstehe. Und Stilgar haben Sie immer gehorcht.«

»Das tat ich immer, Mylady, so lange, bis Sie mich aus meinem Bund befreiten.«

»Sie meinen, von da an, wo Sie in meine Dienste traten?«

»Jetzt gehorche ich nur noch Ihnen, Mylady.«

»Tatsächlich? Sagen Sie, Buer, wenn ich Ihnen befehlen würde, Stilgar, Ihren alten Naib, zu töten, würden Sie das tun?«

Sein Blick hatte jetzt eine größere Standhaftigkeit.

»Wenn Sie es befehlen würden, Mylady.«

»Ich befehle es. Haben Sie eine Ahnung, wohin er gegangen ist?«

»In die Wüste; das ist alles, was ich weiß, Mylady.«

»Wieviele Männer nahm er mit?«

»Etwa die Hälfte derer, die er hat.«

»Und Ghanima und Irulan sind bei ihm!«

»Ja, Mylady. Jene, die zurückblieben, taten es aufgrund ihrer Frauen, Kinder oder Besitztümer. Stilgar gab jedem die Möglichkeit der freien Wahl – entweder mit ihm zu gehen oder sich aus dem Bund zu lösen. Viele zogen es vor, frei zu sein. Sie werden einen neuen Naib auswählen.«

»Ich werde ihren neuen Naib auswählen! Und das werden Sie sein, Agarves, an dem Tag, an dem Sie mir den Kopf von Stilgar bringen.«

Da diese Auswahl Kampf bedeutete, konnte Agarves sie akzeptieren. Sie widersprach nicht den Regeln der Fremen. Er sagte: »Wie Sie befehlen, Mylady. Über welche Unterstützung kann ich...«

»Regeln Sie das mit Zia. Ich kann Ihnen nicht viele Thopter für die Suche versprechen, weil sie anderweitig gebraucht werden. Aber Sie werden genügend Kämpfer bekommen. Stilgar hat seine eigene Ehre beschmutzt. Es werden sich viele finden, die sich Ihnen mit Freude anschließen werden.«

»Ich werde sogleich aufbrechen, Mylady.«

»Warten Sie!« Alia musterte ihn einen Augenblick lang und dachte darüber nach, wen sie entbehren konnte, um dieses unbekümmerte Kind zu überwachen. Man würde ihn zumindest solange im Auge behalten müssen, bis er sich selbst genügend qualifiziert hatte. Zia würde wissen, wer dazu am besten geeignet war.

»Soll ich noch nicht gehen, Mylady?«

»Warten Sie noch. Es wird unerläßlich sein, daß wir, was unseren Plan mit Stilgar angeht, noch ein längeres und tiefgreifenderes Gespräch führen.« Sie berührte ihre Wange mit der Hand. »Ich werde nicht weinen, bevor Sie

meine Rache ausgeführt haben. Geben Sie mir noch ein paar Minuten, um mich zu sammeln.« Sie ließ die Hand sinken. »Eine meiner Dienerinnen wird Ihnen den Weg zeigen.« Sie machte ein unmerkliches Handzeichen in Richtung auf eine ihrer Vertrauten und flüsterte Shalus, ihrer neuen Kammerzofe, zu: »Waschen und parfümieren Sie ihn, bevor Sie ihn in meine Räume bringen. Er riecht nach Wurm.«

»Ja, Herrin.«

Alia wandte sich ab, täuschte schluchzend den Kummer vor, den sie nicht fühlte, und floh in ihre Privaträume. Dort angekommen knallte sie die Schlafzimmertür hinter sich zu und stampfte wütend mit dem Fuß auf.

Dieser verdammte Duncan! Was hatte er damit angerichtet!

Sie spürte deutlich die unterschwellige Provokation seiner Tat. Er hatte Jarvid getötet und damit Stilgar herausgefordert. Und das bedeutete, daß er alles über Jarvid und sie gewußt hatte. Die ganze Angelegenheit mußte als Botschaft Duncan Idahos gewertet werden, als eine letzte Geste.

Er sei verdammt! Verdammt! Verdammt!

Stilgar war zu den Rebellen übergelaufen und Ghanima mit ihm. Irulan auch. *Verdammt sollen sie alle sein!*

Ihr stampfender Fuß machte plötzlich eine schmerzende Bekanntschaft mit einem Stück Metall. Der unerwartete Schmerz entlockte ihr einen Schrei, und als sie nach unten schaute, stellte sie fest, daß sie auf eine Metallschnalle getreten war, deren Spitze sich leicht in ihr Fleisch gebohrt hatte. Alia riß sie heraus, betrachtete sie und erstarrte. Es handelte sich um eine altmodische Gürtelschnalle aus Silber und Platin, wie sie die Männer getragen hatten, die ihren Dienst zur Zufriedenheit des Herzogs Leto von Caladan erfüllten. Sie waren auf diese Weise von ihm belohnt worden. Sie selbst hatte Duncan die Schnalle mehrere Male tragen sehen. Und hier hatte er sie zurückgelassen.

Alias Finger umklammerten das Fundstück mit nervösen Bewegungen. Idaho mußte sie hier zurückgelassen haben, als... als...

Tränen überströmten ihr Gesicht, entgegen allen Regeln, denen eine Fremen unterworfen war. Ihr Mund verzerrte sich zu einer erstarrten Grimasse und gleichzeitig spürte sie, wie die Schlacht in ihrem Schädel von neuem begann. Sie spürte es in den Fingerspitzen und den Zehen, merkte, daß sie zu zwei verschiedenen Personen wurde. Eine beobachtete mit Erstaunen die Windungen der anderen, die sich in einem apathischen Schmerzenszustand befand. Die Tränen liefen jetzt hemmungslos über Alias Wangen, und die erstaunte Person in ihr fragte mit einem schmutzigen Grinsen: »Wer wird schon weinen? Ja, wer wird denn Grund zum Weinen haben? Wer weint denn da?«

Aber nichts hemmte ihre Tränen. Sie fühlte einen flammenden Schmerz, der beinahe ihre Brust zerriß und taumelte auf das Bett zu.

Immer noch fragte die Stimme in ihrem Kopf in unverhohlenem Erstaunen: »Aber wer wird denn weinen? Wer wird denn...«

58

Mit diesen Handlungen entließ sich Leto II. selbst aus der natürlichen Erbfolge. Er tat dies mit Besonnenheit und sagte: »Die Unabhängigkeit erfordert es.« Beide Zwillinge blickten über das Bedürfnis, das Erinnerungsvermögen als Abschätzungsprozeß zu sehen, hinaus, was für sie den Weg ebnete, die Trennung von ihren menschlichen Vorfahren zu veranlassen. Aber es blieb Leto II. allein überlassen, die Kühnheit zu zeigen und zu erkennen, daß eine wirkliche Schöpfung von ihrem Schöpfer unabhängig ist. Er weigerte sich, die evolutionäre Reihenfolge wieder einzusetzen und sagte: »Auch das würde mich weiter und weiter von der Menschheit entfernen.« Denn er sah die in ihr liegenden Folgen: Daß es kein wirklich in sich geschlossenes System im Leben gibt.

›Die Heilige Metamorphose‹,
von Harq al-Ada

Das wimmelnde Insektenleben im Sand hinter dem gebrochenen Qanat ließ die Vögel prächtig gedeihen: Papageien, Elstern und Eichelhäher. Dies hier war eine Djedida gewesen, das neueste der neuen Dörfer, das man auf einem Basaltuntergrund errichtet hatte. Jetzt war es verlassen. Ghanima, die die Morgenstunden dazu benutzte, sich mit der Umgebung vertraut zu machen, entdeckte eine Bewegung und sah eine gestreifte Eidechse. Es hatte hier auch einen Wüstenspecht gegeben, wie sie an seinem verlassenen Nest erkannte.

Die Lehmwälle, die das Dorf umgaben, erinnerten sie an einen Sietch, aber das, was sie umgab, war wirklich

nur eine Ansammlung niedriger Mauern aus Lehmziegeln, die man mit pflanzlichem Leben versehen hatte, um die Dünen zurückzuhalten. Das Dorf lag inmitten der Tancerouft, sechshundert Kilometer südlich der Sihaya-Erhebung. Die Abwesenheit der Menschen hatte dazu geführt, daß der Sietch allmählich wieder der Wüste zum Opfer fiel. Der zerrende Wind löste seine Wände auf, die Pflanzen starben, die gesamte Ansiedlung zeigte unter den brennenden Strahlen der Sonne schon die ersten Risse.

Und dennoch enthielt der jenseits des Qanats liegende Sand Feuchtigkeit, was darauf zurückzuführen war, daß die Windfalle noch immer funktionierte.

In den Monaten seit ihrem Aufbruch von Tabr waren die Flüchtlinge durch viele solcher Orte gekommen, die unter der Gewalteinwirkung des Wüstendämons unbewohnbar geworden waren. Ghanima glaubte allerdings nicht an seine Existenz, obwohl sie die Tatsache der rätselhaften Zerstörungen nicht in Abrede stellen konnte.

Gelegentlich hatten sie Botschaften von den Niederlassungen im Norden durch Begegnungen mit Gewürzjägern erhalten. Einige Thopter – man sagte, es seien nicht mehr als sechs – sollten unterwegs sein, um nach Stilgar zu suchen, aber Arrakis war groß, und seine Wüsten benahmen sich gegenüber jenen, die auf der Flucht waren, stets freundlich. Den Berichten zufolge hatten diese Thopter den Auftrag, Stilgars Gruppe zu finden. Sie wurden von dem ehemaligen Tabriten Buer Agarves geleitet, der des öfteren auch andere Verpflichtungen zu erledigen hatte und deshalb seine Suche wegen einer Rückkehr nach Arrakeen unterbrechen mußte.

Die Rebellen sagten, es fänden weniger Kämpfe zwischen ihnen und Alia statt. Die Angriffe des Wüstendämons hätten dazu geführt, daß sowohl die Männer Alias, als auch die der Naibs in erster Linie um ihre eigene Sicherheit besorgt waren. Selbst die Schmuggler waren erheblich getroffen worden. Jetzt, hieß es, seien sie dabei,

die Wüste zu durchkämmen, weil sie sich den Preis verdienen wollten, der auf Stilgars Kopf ausgesetzt war.

Stilgar, der den untrüglichen Anzeichen, die auf Wasser hindeuteten, gefolgt war, hatte seine Gruppe kurz vor Einbruch der Nacht hierhergeführt. Er hatte versprochen, daß man bald zu den südlichen Palmengärten weiterziehen würde, gab jedoch keinen bestimmten Zeitpunkt für den Aufbruch bekannt Obwohl auf seinem Kopf ein Preis stand, der beinahe hoch genug war, um sich dafür einen Planeten zu kaufen, erschien Stilgar seinen Leuten wie der glücklichste und freieste Mensch aller Zeiten.

»Dies ist ein guter Platz für uns«, hatte er gesagt und darauf hingewiesen, daß die örtliche Windfalle noch funktionierte. »Unsere Freunde haben sogar etwas Wasser zurückgelassen.«

Sie waren jetzt eine kleine Gruppe, sechzig Menschen alles in allem. Die Alten, Kranken und sehr Jungen hatte man auf Schleichwegen nach Süden geschickt, wo sie in vertrauenswürdigen Familien unterkommen würden. Nur die Stärksten waren zurückgeblieben, und sie hatten viele Freunde, sowohl im Norden als auch im Süden.

Ghanima fragte sich, warum Stilgar sich über das, was sich auf dem Planeten abspielte, zu reden weigerte. War er nicht in der Lage, es zu sehen? So wie die Qanats zerstört wurden, zogen die Fremen sich nach Norden und Süden zurück und überschritten damit die Grenzen ihrer einstigen Siedlungsgebiete. Diese Bewegungen konnten nur ein Zeichen dafür sein, was derzeit im Imperium geschah. Die eine Verhaltensweise konnte nur ein Abbild der anderen sein.

Ghanima steckte eine Hand in die Halsöffnung ihres Destillanzuges und öffnete ihn. Ungeachtet ihrer Sorgen fühlte sie sich in dieser Umgebung befreit. Die inneren Leben quälten sie nicht mehr, auch wenn sie manchmal den Druck ihrer Erinnerungen spürte, die in ihr Bewußtsein drangen und davon berichteten, wie die sie umge-

bende Landschaft einst ausgesehen hatte. Vor der ökologischen Umwälzung war es trockener gewesen. Die beschädigte Windfalle arbeitete nur deswegen noch, weil sie in der Umgebung genügend feuchte Luft fand.

Viele Geschöpfe, die früher nicht hier hätten existieren können, bevölkerten jetzt die Umgebung. Eine ganze Reihe von Leuten hatte schon darauf hingewiesen, wie fruchtbar die Tageulen sein mußten. Selbst jetzt konnte Ghanima Ameisenvögel sehen. Sie hüpften und tanzten neben den Insektenwegen her, die sich in den feuchten Zonen jenseits des Qanats befanden. Es gab zwar nur wenige Dachse, dafür aber um so mehr hin- und herflitzende Känguruhmäuse.

Abergläubische Furcht beherrschte die neuen Fremen, und Stilgar war nicht besser als der Rest. Diese Djedida war nach der Zerstörung ihres Qanats – der fünften innerhalb von elf Monaten – der Wüste zurückgegeben worden. Viermal hatten die einstigen Bewohner die Attacken des Wüstendämons zu reparieren versucht, dann war ihre Geduld am Ende.

Dasselbe war in vielen anderen Djedidas und einer ganzen Reihe der alten Sietchs geschehen. Acht von neun der neuen Niederlassungen waren bereits verwaist. Viele der alten Sietchgemeinschaften waren so überbevölkert wie seit langem nicht mehr, und während die Wüste immer weiter vordrang, kehrten die Fremen zu ihren alten Sitten zurück. Sie sahen in allem ein Omen. Die Würmer wurden – außer in der Tancerouft – immer seltener? Das war eine Strafe Shai-Huluds! Und man hatte tote Würmer gefunden, ohne sich lange danach fragen zu müssen, wie sie umgekommen waren. Normalerweise zerfielen sie rasch nach ihrem Tode in Wüstenstaub – aber die riesigen verschrumpelten Massen, auf die die Fremen jetzt stießen, erfüllten sie mit Entsetzen.

Stilgars Gruppe war selbst einen Monat zuvor auf einen solchen Kadaver gestoßen. Es hatte Tage gedauert, bis es ihnen endlich gelungen war, das Gefühl des Bösen

wieder abzuschütteln. Das krepierte Tier hatte nach sauren und vergifteten Ausflüssen gerochen, und sein eingeschrumpfter Leichnam lag inmitten eines Gewürzfeldes, das nun für immer ruiniert war.

Ghanima wandte den Blick von dem zerstörten Qanat ab und musterte das Dorf. Direkt vor ihr befand sich eine zerbrochene Mauer, hinter der einst ein Mushtamal, ein kleines Gartenstück gelegen hatte. Bei einem Streifzug durch dieses Gebiet war sie auf eine kleine Schachtel gestoßen, die Gewürzbrot enthielt. Stilgar hatte sie zerstört und gesagt: »Fremen würden niemals genießbare Nahrung zurücklassen.«

Ghanima hatte den Eindruck gehabt, er habe einen Fehler begangen, aber die Angelegenheit erschien ihr zu unwichtig, um darüber einen Disput zu entfachen. Die Fremen hatten sich eben verändert. Einst hatten sie sich frei über die große Bled dahinbewegt. Nichts war ihnen wichtiger gewesen als Wasser, Gewürz und Handel. Das Benehmen der Tiere war die Grundlage ihres Alarmsystems gewesen. Aber die Tiere hatten neue Verhaltensweisen entwickelt, während die traditionsbewußteren Fremen noch immer in ihren alten Höhlensystemen hockten. Gewürzjäger wurden auch immer seltener. Lediglich Stilgars Gruppe richtete sich noch nach den alten Sitten.

Sie vertraute Stilgar und dessen Befürchtungen in bezug auf Alia. Irulan verstärkte seine Schlußfolgerungen noch und bezog sich auf irgendwelche Vermutungen ihrer Bene-Gesserit-Ausbildung. Und auf Salusa lebte Farad'n immer noch. Irgendwann würde es den Tag der Abrechnung geben.

Ghanima warf einen Blick auf den silbergrauen Morgenhimmel. Fragen drängten sich in ihrem Gehirn. Wo konnte sie Hilfe finden? Wer würde da sein, um ihr zuzuhören, wenn sie offenbarte, was sich alles um sie herum abspielte? Wenn man den Berichten Glauben schenken konnte, war Lady Jessica noch immer auf Sa-

lusa. Und Alia war ständig damit beschäftigt, nach außen hin kolossal zu wirken, während sie sich innerlich weiter und weiter von der Realität entfernte. Gurney Halleck war unauffindbar, obwohl es hieß, daß man ihn gesehen habe. Der Prediger hielt sich versteckt, seine häretischen Reden waren nur noch eine rasch verblassende Erinnerung.

Und Stilgar. Sie schaute über die zerstörte Mauer hinweg in die Richtung, wo Stilgar bei der Reparatur der Zisterne mithalf. Stilgar gefiel sich in der Rolle des Wüstenbanditen, weil der Preis, der auf seinen Kopf ausgesetzt war, von Monat zu Monat wuchs.

Nichts erfüllte mehr einen Sinn. Nichts.

Wer war dieser Wüstendämon, dieses Geschöpf, das über die Qanats herfiel und sie zerstörte, als seien sie falsche Götzen, die man von ihren Podesten holen mußte? War es ein wahnsinnig gewordener Wurm? War es irgendeine dritte Kraft unter den Rebellen? Eine Gruppe von Leuten? Niemand glaubte daran, daß es ein Wurm war. Das Wasser mußte jeden Wurm, der sich einem Qanat so nah aussetzte, töten. Viele Fremen vermuteten, daß der Wüstendämon in Wirklichkeit eine konservativ revolutionäre Gruppe war, die Alias *Mahdinat* bekämpfte, weil sie die Bevölkerung des Planeten zu einer Rückbesinnung auf die alten Sitten auffordern wollte. Diejenigen, die an diese Theorie glaubten, hingen ihr auch an. Sie hatten es satt, sich das Geplärre der Priesterschaft anzuhören und ihr Leben reglementieren zu lassen. Ihre Parole war: Zurück zu den Wurzeln der Religion, die Muad'dib wirklich meinte!

Ein tiefer Seufzer ließ Ghanima erzittern. *Oh, Leto,* dachte sie, *ich bin beinahe froh darüber, daß du diese Zeiten nicht erleben mußt. Wie gerne würde ich zu dir kommen, aber das Messer, das ich trage, hat noch kein Blut geschmeckt. Alia und Farad'n. Farad'n und Alia. Der alte Baron ist ihr Dämon, und das kann ich nicht zulassen.*

Harah kam aus der Djedida und mit festen Schritten auf sie zu. Sie blieb vor ihr stehen und fragte: »Was tust du so allein hier draußen?«

»Dies ist ein seltsamer Ort, Harah. Wir sollten weiterziehen.«

»Stilgar wartet darauf, hier jemanden zu treffen.«

»Oh? Davon hat er mir nichts gesagt.«

»Warum sollte er dir auch alles erzählen? Maku?« Sie deutete auf den Wassersack, der das Vorderteil von Ghanimas Robe ausbeulte. »Bist du schon erwachsen genug, um schwanger zu sein?«

»Ich bin schon so oft schwanger gewesen«, sagte Ghanima, »daß ich es nicht einmal mehr zählen kann. Hör auf, diese kindischen Spiele mit mir zu spielen!« Harah machte einen Schritt zurück. Der Zorn in Ghanimas Augen irritierte sie.

»Ihr seid eine Bande von Narren«, sagte Ghanima und deutete mit der Hand, um die ganze Djedida und die Aktivitäten seiner Leute zu umfassen. »Ich hätte niemals mit euch gehen sollen.«

»Hättest du es nicht getan, wärest du jetzt bereits tot.«

»Vielleicht. Aber ihr seht nicht einmal das, was sich direkt vor euren Augen abspielt. Wer ist es, den Stilgar hier zu treffen hofft?«

»Buer Agarves.«

Ghanima starrte sie an.

»Er wird heimlich von einigen Freunden aus dem Sietch der Roten Kluft hergebracht werden«, erklärte Harah.

»Alias kleines Spielzeug?«

»Man wird ihm die Augen verbinden.«

»Und Stilgar glaubt ihm?«

»Buer selbst bat um dieses Treffen. Er hat sich mit all unseren Bedingungen einverstanden erklärt.«

»Warum habe ich davon nichts erfahren?«

»Stilgar wußte, daß du dagegen sein würdest.«

»Dagegen sein... Das ist heller Wahnsinn!«

Harah sah sie finster an. »Vergiß nicht, daß Buer...«

»Er gehört zur *Familie!*« unterbrach sie Ghanima schroff. »Er ist der Enkel von Stilgars Vetter. Ich weiß. Und der Farad'n, dessen Blut ich eines Tages auf der Klinge haben werde, ist ebenfalls eng mit mir verwandt. Glaubst du, daß das mein Messer zurückhalten kann?«

»Wir haben ein Distrans bekommen. Niemand folgt ihm.«

Ghanima sagte leise: »Daraus wird sich nichts Gutes entwickeln, Harah. Wir sollten sofort von hier verschwinden.«

»Hast du ein Omen gesehen?« fragte Harah. »Der tote Wurm, den wir sahen! War er...?«

»Stopf ihn dir sonst wohin und schenke ihm erneut das Leben!« schrie Ghanima. »Ich halte einfach nichts von diesem Zusammentreffen, und ebensowenig gefällt mir dieser Ort. Genügt das nicht?«

»Ich werde Stilgar sagen, was...«

»Ich werde es ihm selbst sagen!« Ghanima rannte an Harah vorbei, die sofort das Zeichen der Wurmhörner hinter ihr machte, um das Böse abzuwehren.

Aber Stilgar lachte lediglich über Ghanimas Befürchtungen und wies sie an, Sandforellen zu sammeln, als sei sie eines seiner Kinder, woraufhin sie sich in eines der verlassenen Häuser verkroch, um mit ihrem Zorn fertig zu werden. Das Gefühl verrauchte schnell, aber sie fühlte, wie ihre inneren Leben sich rührten und erinnerte sich daran, jemand sagen gehört zu haben: »Wenn wir sie irgendwo festhalten können, wird alles nach Plan verlaufen.«

Welch seltsamer Gedanke.

Aber sie konnte sich nicht daran erinnern, wer das gesagt hatte.

59

Muad'dib war ein Enterbter und sprach für die Enterbten aller Zeiten. Er erhob sich gegen die grundsätzliche Ungerechtigkeit, die das Individuum von dem entfernte, was man es glauben hieß, von dem, was man ihm gegenüber als Recht ausgab.

›Das *Mahdinat*: Eine Analyse‹,
von Harq al-Ada

Gurney Halleck saß auf dem Berg von Shuloch, während neben ihm auf einer Decke sein Baliset lag. Unter ihm, in dem eingeschlossenen Talkessel, wimmelte es von Arbeitern, die irgendwelchen Tätigkeiten nachgingen. Das Sandgebiet, in das die Ausgestoßenen ihre Würmer lockten, wurde von einem neuen Qanat begrenzt, an dessen Rändern Pflanzen wuchsen, deren Zweck es war, ihn zu befestigen.

Es war fast Mittag, und Halleck befand sich jetzt schon über eine Stunde auf dem Hügel, um mit sich und seinen Gedanken allein zu sein. Die Leute unter ihm arbeiteten, aber alles, was er von hier aus sah, beschäftigte sich mit Melange. Letos persönlicher Einschätzung zufolge würde die Gewürzproduktion bald auf ein Zehntel jener Menge abfallen, die man zu den Zeiten der Harkonnens auf Arrakis geerntet hatte. Jede neue bekanntgewordene Lieferung, die in die Lagerhäuser des Imperiums kam, verdoppelte den Preis. Es hieß, daß die Familie Metulli für dreihunderteinundzwanzig Liter die Hälfte von Novebruns Planet gekauft habe.

Die Ausgestoßenen arbeiteten, als sei es der Teufel persönlich, der sie antreibe, und möglicherweise stimmte das sogar. Vor jeder Mahlzeit schauten sie auf die

Tancerouft und beteten zu Shai-Huluds Stellvertreter. Als diesen sahen sie Leto an, und Halleck, der versuchte, durch ihre Augen zu sehen, erkannte, daß bald der größte Teil der Menschheit das gleiche in ihm sehen würde. Halleck war sich nicht sicher, ob ihm diese Aussicht gefiel.

Kurz nachdem Leto ihn und den Prediger in dem gestohlenen Thopter hierhergebracht hatte, hatten die Leute erfahren, was er war. Seine nackten Hände waren über den Qanat von Shuloch hergefallen und schleuderten große Steine mehr als fünfzig Meter weit. Als sich der erste Ausgestoßene genähert hatte, um dazwischenzufahren, war er durch einen einzigen Schlag bis in die Reihen seiner Genossen zurückgeflogen. Leto hatte gelacht, auf ihre Waffen gezeigt und mit dämonengleicher Stimme gerufen: »Weder das Feuer, noch eure Waffen können mich verletzen! Ich trage die Haut des Shai-Hulud!«

Erst dann war den Ausgestoßenen bewußt geworden, wen sie vor sich hatten. Sie erinnerten sich an seine Flucht, wie er vom Berg herab ›direkt in die Wüste‹ gesprungen war. Sie hatten sich vor Leto in den Staub geworfen. Und er war vor sie hingetreten und hatte Befehle erteilt. »Ich habe zwei Gäste mitgebracht. Ihr werdet sie beschützen und ihnen alle Ehren zuteil werden lassen. Ihr werdet den Qanat wieder aufbauen und damit beginnen, aus diesem Platz eine Oase zu machen. Eines Tages werde ich sie zu meiner Heimat erwählen, die ihr für mich gestaltet. Ihr werdet weiterhin Gewürz sammeln, aber nichts davon mehr verkaufen. Jede Ernte wird von nun ab eingelagert.«

Und er hatte mehr und mehr Befehle erteilt, während die Ausgestoßenen ihn anstarrten und jedes seiner Worte aufnahmen, als hinge davon ihr Leben ab.

Vor ihnen stand Shai-Hulud, der schließlich doch noch aus der Wüste zu ihnen gekommen war!

Als er Halleck in einem der kleinen Rebellensietchs

von Gare Ruden zusammen mit al-Fali gefunden hatte, war er auf seine Metamorphose mit keinem Wort eingegangen. Zusammen mit seinem blinden Begleiter hatte er sich durch ein Gebiet geschlagen, in dem die Würmer heute eine Rarität darstellten. Er berichtete davon, daß er unterwegs auf viele Flüssigkeitsansammlungen im Sand gestoßen sei und daß er viele Umwege in Kauf genommen habe, um sein Reittier zu schonen. Kurz nach Mittag waren sie erschienen, und einige Wachen hatten sie in den von Felswänden umsäumten Gemeinschaftsraum gebracht.

Die Erinnerung ließ Halleck jetzt noch frösteln.

»Also das ist der Prediger«, hatte er gesagt.

Während er sich den Blinden genau ansah, erinnerte sich Halleck an die Geschichten, die man über ihn verbreitete. Das alte Gesicht wurde von keiner Destillanzugmaske verborgen, und die Züge riefen in ihm alte Erinnerungen hervor. Ja, er sah wirklich aus wie der alte Herzog, nach dem Leto benannt worden war. War es nur eine Ähnlichkeit?

»Du kennst die Geschichten über ihn?« fragte Halleck und sah Leto an. »Daß er dein Vater sein soll, der aus der Wüste zurückgekehrt ist?«

»Ich habe die Geschichten gehört.«

Halleck wandte sich um, sah den Jungen eingehend an. Leto trug einen seltsam anzusehenden Destillanzug, der seine Ohren und das Gesicht freiließ. Darüber hatte er eine schwarze Robe geschlagen. Sandstiefel bedeckten seine Füße. Er würde einiges über seine Anwesenheit an diesem Ort zu erklären haben – und wie es ihm gelungen war, ein weiteres Mal zu entkommen.

»Warum bringst du den Prediger hierher?« fragte Halleck. »In Jacurutu behauptet man, er arbeite für sie.«

»Nicht mehr. Ich bringe ihn mit, weil Alia seinen Tod wünscht.«

»Tatsächlich? Glaubst du, daß dies hier eine Freistatt für ihn ist?«

»Du bist seine Freistatt.«

Während der ganzen Zeit stand der Prediger schweigend zwischen ihnen. Es gab kein Anzeichen, daß er die Diskussion überhaupt wahrnahm oder darüber besorgt war, welchen Verlauf sie nahm.

»Er hat mir manchen Dienst erwiesen, Gurney«, sagte Leto. »Und das Haus Atreides vergißt niemals jene, die uns treu gedient haben.«

»Das Haus Atreides?«

»Ich bin das Haus Atreides.«

»Bevor ich die Prüfungen, die ich aufgrund der Anweisungen deiner Großmutter durchzuführen hatte, zu Ende bringen konnte, bist du aus Jacurutu geflohen«, sagte Halleck mit kalter Stimme. »Wie kannst du erwarten...?«

»Das Leben dieses Mannes muß beschützt werden, als wäre es dein eigenes«, sagte Leto, als sei dies eine ganz klare Sache. Er begegnete Hallecks Blick, ohne mit der Wimper zu zucken.

Halleck, der von Jessica eine Menge gelernt hatte, um einen Menschen zu beurteilen, mußte feststellen, daß nichts im Benehmen des Jungen darauf hindeutete, daß er sich dessen, was er sagte, nicht bewußt sei. Dennoch blieben Jessicas Anweisungen bestehen. »Deine Großmutter beauftragte mich damit, deine Erziehung in die Hand zu nehmen, sobald sich herausstellt, daß du keinerlei Anzeichen von Besessenheit aufweist.«

»Ich bin nicht besessen.« Eine einfache Feststellung.

»Warum bist du dann geflohen?«

»Weil Namri den Auftrag hatte, mich zu ermorden, gleichgültig, wie die Prüfung ausfiel. Er hatte seine Anweisungen von Alia«

»Bist du etwa ein Wahrsager?«

»Das bin ich.« Schon wieder so eine sachliche Feststellung. Wie selbstsicher er war.

»Und Ghanima ist ebenfalls in Ordnung?«

»Nein.«

Der Prediger brach plötzlich sein Schweigen, indem er Halleck seine leeren Augenhöhlen zuwandte und auf Leto deutete. »Glauben Sie, daß *Sie* in der Lage sind, ihn zu testen?«

»Unterbrechen Sie mich nicht, wenn Sie weder eine Ahnung von dieser Problematik oder ihren Konsequenzen haben«, erwiderte Halleck, ohne den Mann anzusehen.

»Oh, ich kenne die Konsequenzen gut genug«, erwiderte der Prediger. »Ich wurde einmal von einer alten Frau getestet, die zu wissen glaubte, was sie tat. Wie sich herausstellte, wußte sie es nicht.«

Halleck sah ihn an. »Sie sind wohl auch ein Wahrsager?«

»Jeder kann ein Wahrsager sein, selbst Sie«, sagte der Prediger. »Es ist nur eine Frage dessen, mit welchem Grad von Ehrlichkeit sich selbst gegenüber man den eigenen Gefühlen gegenübersteht, und es erfordert eine innere Abmachung mit der Wahrheit, die Erkenntnisbereitschaft voraussetzt.«

»Warum unterbrechen Sie mich?« fragte Halleck und legte eine Hand auf das Crysmesser. Wer war dieser Prediger?

»Ich entspreche den Gegebenheiten«, sagte der Prediger. »Meine Mutter könnte ihr Blut auf einen Altar stellen, aber ich habe andere Motive. Und ich sehe Ihr Problem.«

»Oh?« machte Halleck. Er empfand plötzlich Neugier.

»Lady Jessica wies Sie an, zwischen einem Wolf und einem Hund zu differenzieren – zwischen Ze'eb und Ke'leb. Laut ihrer Definition ist ein Wolf eine Kreatur, die Kraft besitzt und sie mißbraucht. Wenn man jedoch nicht zwischen Wolf und Hund unterscheiden kann, ist möglicherweise an der gegebenen Definition etwas nicht in Ordnung.«

»Das kommt der Wahrheit ziemlich nahe«, sagte Halleck und registrierte, daß sich jetzt mehr und mehr Leute

um sie versammelten, um zuzuhören. »Woher wissen Sie das?«

»Ich kenne diesen Planeten. Verstehen Sie nicht? Denken Sie über ihn nach. Unter seiner Oberfläche findet man Felsen, Lehm, Ablagerungen, Sand. Es symbolisiert seine Erinnerungen, stellt seine Geschichte dar. Genauso ist es mit den Menschen. Der Hund stammt vom Wolf ab. Jedes Universum rotiert um einen Kern des Daseins. Und von diesem Kern geht alle Bewußtheit aus, direkt an die Oberfläche.«

»Sehr interessant«, sagte Halleck. »Aber wie kann mir das dazu dienen, meinen Anweisungen zu folgen?«

»Rufen Sie das Bild Ihrer eigenen Geschichte hervor. Kommunizieren Sie, wie Tiere kommunizieren würden.«

Halleck schüttelte den Kopf. Dieser Prediger strahlte eine verwirrende Direktheit aus; eine Direktheit, die er schon in vielen Atreides erkannt hatte. Es lag nicht nur an dem kleinen Hinweis, daß der Mann die Kraft der Stimme besaß, die ihn nachdenklich machte. Hallecks Herz begann zu hämmern. War es möglich...?

»Jessica wollte einen ultimativen Test, einen Stress, durch den sich die unterbewußten Reflexe ihres Enkels zeigen würden«, sagte der Prediger. »Aber sein Unterbewußtsein war immer offen und einsehbar.«

Halleck starrte Leto an. Sein Körper hatte ganz von allein reagiert, als hätten unbekannte Kräfte ihn dazu angetrieben.

Der Prediger fuhr fort, als stünde er vor einem starrsinnigen Schüler. »Dieser junge Mensch hat Sie in Verwirrung gestürzt, weil er kein Einzelindividuum darstellt. Er ist eine Gemeinschaft. Und wie jede Gemeinschaft, die starkem Stress ausgesetzt wird, besteht auch in dieser die Gefahr, daß sich jemand aus ihrer Mitte zum Führer aufschwingt. Und eine solche Führung muß nicht immer gutartig sein, wie wir aus den Geschichten über die Verdammnis wissen. Aber Sie, Gurney Halleck, haben diese Gemeinschaft bereits genügend ver-

letzt. Sehen Sie nicht, daß die Umwandlung bereits stattfindet? Dieser Junge hat eine innere Kooperation erfahren, die eine enorme Macht darstellt und nicht mehr rückgängig zu machen ist. Ich sehe das ohne Augen. Es gab eine Zeit, in der ich mich dieser Macht widersetzte, aber jetzt diene ich ihr. Er ist der Heiler.«

»Wer sind Sie?« fragte Halleck.

»Ich bin nicht mehr als das, was Sie sehen. Aber sehen Sie nicht mich an, sondern diesen Jungen, den man Sie zu lehren und zu prüfen aufgetragen hat. Er ist aus einer Krisis entstanden. Er widerstand einer tödlichen Umwelt. Er ist hier.«

»Wer sind Sie?« bohrte Halleck weiter.

»Ich sagte Ihnen, Sie sollten lediglich auf diesen jungen Atreides schauen! Er ist die letztendliche Rückkopplung dessen, worauf sich unsere Spezies verläßt. Er wird die Resultate, die das System in der Vergangenheit erzeugt hat, ihm wieder zuführen. Niemand anderer kennt sie so gut wie er. Und Sie haben es in Erwägung gezogen, ihn zu vernichten!«

»Ich sollte ihn testen und habe nicht...«

»Sie haben es in Erwägung gezogen!«

»Ist er verdammt?«

Der Priester lachte trocken auf. »Sie glauben immer noch an diesen Bene-Gesserit-Unsinn. Damit erschaffen sie Mythen, die die Menschheit einlullen soll.«

»Sind Sie Paul Atreides?« fragte Halleck.

»Es gibt keinen Paul Atreides mehr. Er versuchte, sich als Symbol höchster Moral durchzusetzen, während er jeden moralischen Dünkel leugnete. Er wurde heiliggesprochen, ohne daß Gott deswegen gefragt wurde, und jedes Wort von ihm war eine Blasphemie. Wie können Sie annehmen...«

»Weil Sie mit seiner Stimme sprechen.«

»Wollen Sie jetzt *mich* prüfen? Seien Sie sehr vorsichtig, Gurney Halleck.«

Halleck schluckte und zwang sich, seine Aufmerksam-

keit wieder dem teilsnahmslos dastehenden Leto zuzuwenden. »Wer wird hier getestet?« fragte der Prediger. »Könnte es vielleicht sein, daß Lady Jessica Sie einer Prüfung unterzieht, Gurney Halleck?«

Halleck, der diesen Gedanken zutiefst verwirrend fand, fragte sich, wieso die Worte des Predigers ihn überhaupt bewegten. Jessica hatte, als sie ihren Plan erklärte, nicht weniger rätselhafte Andeutungen gemacht. Halleck spürte plötzlich, wie sich in seinem Innern etwas veränderte, ein *Etwas*, das nur die Sinne seiner Ausbildung erfaßten, die er Lady Jessica verdankte. Unartikulierbare Wut stieg in ihm auf. Er wollte sich nicht ändern!

»Wer von euch spielt Gott, und zu welchem Zweck?« fragte der Prediger. »Man kann, um diese Frage zu beantworten, nicht auf einen Grund allein bauen.«

Langsam, nachdenklich, ging Hallecks Aufmerksamkeit von Leto wieder auf den blinden Mann über. Jessica hatte ihn darauf hingewiesen, sich im Gleichgewicht des Kairitis zu üben – ›Tu es, tu es nicht.‹ Sie nannte es eine Disziplin ohne Worte und Phrasen, ohne Regeln und Gesetze, ein Instrument zur Überprüfung der eigenen Selbstsicherheit.

Aber irgend etwas in der Stimme dieses Predigers – sein Tonfall, sein Benehmen – entzündete eine solche Wut in Halleck, daß sie sich beinahe selbst verzehrte.

»Beantworten Sie meine Frage«, sagte der Prediger.

Halleck fühlte, daß die Worte ihn an diesem Platz festnagelten. Die Position, die er im Universum einnahm, hing nur von seiner Konzentration ab. In ihm waren keine Zweifel mehr. Dieser Mann war Paul Atreides. Er war nicht tot, sondern zurückgekehrt. Und bei ihm war sein Nicht-Kind, Leto. Halleck musterte den Jungen noch einmal. Jetzt sah er ihn wirklich. Er sah die Zeichen der Anspannung in seinen Augen, aber auch die Standfestigkeit seines Gleichgewichts und den Mund, der passiv blieb, aber die Zuge eines Menschen besaß, der über Humor verfügte. Leto stand in seinem Blickfeld, als

strahlten helle Scheinwerfer ihn an. Er hatte schon allein dadurch Harmonie erzeugt, daß er ihn erwiderte.

»Sag mir, Paul«, sagte Halleck, »weiß deine Mutter davon?«

Der Prediger seufzte. »Für die Schwesternschaft bin ich tot. Versuch nicht, mich wiederzuerwecken.«

Den Blick nicht von ihm wendend, sagte Halleck: »Aber warum macht sie...«

»Sie tut, was sie tun muß. Sie führt ihr eigenes Leben und glaubt, viele Leben zu beherrschen. So wie wir alle Gott spielen.«

»Aber du lebst«, flüsterte Halleck. Es schien, als verstehe er das erst jetzt. Er drehte sich um und wandte sich dem Mann zu, der, wie er wußte, jünger als er selber war, wenn er auch den Anschein erweckte, als habe ihn die Wüste bereits jetzt doppelt so alt werden lassen.

»Was bedeutet das schon?« fragte Paul. »Leben?«

Halleck blickte an ihm vorbei auf die zusehenden Fremen. Ihre Gesichter zeigten eine Mischung aus Zweifel und Ehrfurcht.

»Meine Mutter hat es niemals gelernt, aus dem, was mit mir geschah, eine Lehre zu ziehen.« Es war Pauls Stimme! »Ein Gott zu werden, kann erniedrigend und belastend sein. Er wünscht sich nichts sehnlicher als einen freien Willen. Oder in einen ewigen Schlaf zu versinken, in dem er nur in der Vorstellungskraft seiner unbewußten Traumschöpfungen existiert.«

»Aber du lebst!« Halleck sprach es laut aus.

Paul ignorierte die Erregung in der Stimme seines alten Freundes und erwiderte: »Hättest du wirklich diesen Jungen während eines Mashhad gegen seine Schwester ausgespielt? Welch unsäglicher Irrsinn! Beide hätten gesagt: ›Töte mich! Laß den anderen leben!‹ Und wohin hätte ein solcher Test geführt? Was bedeutet es, unter diesen Umständen zu leben, Gurney?«

»Diese Prüfung plante ich nicht«, protestierte Halleck. Ihm gefiel die Art nicht, in der die Fremen einen engeren

Kreis um sie zogen, wie sie Paul musterten und Leto ignorierten.

Aber jetzt griff Leto ein: »Achte auf die Struktur, Vater.«

»Ja... ja...« Paul hob den Kopf, als prüfe er mit der Nase die Luft. »Es ist also Farad'n!«

»Wie einfach es ist, anstatt unseren Sinnen unseren Gedanken zu folgen«, sagte Leto.

Halleck, der unfähig war, ihren Gedanken zu folgen und deswegen eine Frage stellen wollte, fühlte plötzlich Letos Hand auf seinem Arm. »Frag nicht, Gurney. Du könntest nur wieder auf den Gedanken kommen, daß ich verdammt bin. Nein! Laß es geschehen, Gurney. Solltest du versuchen, es herauszufordern, würdest du nur dich selbst zerstören.«

Aber Halleck spürte bereits, wie die Zweifel ihn überkamen. Jessica hatte ihn gewarnt. *»Sie schaffen es, jeden herumzukriegen, diese Vorgeborenen. Sie verfügen über Tricks, die du dir nicht einmal mit der wildesten Phantasie ausmalen kannst.«* Er schüttelte bedächtig den Kopf. Und Paul! Götter der Unterwelt! Er lebte und befand sich in einer Gemeinschaft mit jenem Fragezeichen, das er gezeugt hatte!

Die Fremen, die sich um sie versammelten, konnten sich jetzt nicht mehr zurückhalten. Sie drängten sich zwischen Halleck und Paul, zwischen Leto und Paul und schoben die beiden in den Hintergrund. Die Luft war erfüllt von heiser geflüsterten Fragen.

»Bist du Muad'dib?«

»Bist du wirklich Muad'dib?«

»Stimmt es, was er sagt?«

»Sprich zu uns!«

»Ihr sollt in mir nichts anderes mehr sehen als den Prediger«, sagte Paul und schob sie zurück. »Ich kann nicht mehr Paul Atreides oder Muad'dib sein. Nie wieder. Ich bin jetzt weder Chanis Mann noch der Imperator.«

Halleck, der befürchtete, daß aus dieser frustrierenden

Antwort Schreckliches erwachsen mochte, wollte sich gerade in Bewegung setzen, als er sah, daß Leto bereits einschritt. Und in diesem Augenblick verspürte er zum erstenmal etwas von der ungeheuren Veränderung, die in dem Jungen vor sich gegangen war.

Eine Donnerstimme brüllte: »Aus dem Weg!« Leto schoß vor, warf eine Reihe erwachsener Fremen nach beiden Seiten, schlug sie nieder und entriß ihnen ihre schnell gezückten Messer, indem er einfach in die Klingen hineingriff.

In weniger als einer Minute sahen sich jene Fremen, die noch standen, in schweigendem Erstaunen gegen die Wand gedrückt. Leto stand neben seinem Vater. »Wenn Shai-Hulud spricht«, stieß er hervor, »dann habt ihr zu gehorchen!« Und als ein paar unentwegte Fremen lauthals ihre Stimmen erhoben, riß er ein Stück Fels aus dem Toreingang, zerbröselte ihn mit bloßen Fingern und lachte.

»Ich werde euren Sietch dem Erdboden gleichmachen«, sagte er.

»Der Wüstendämon«, flüsterte jemand.

»Und ebenso eure Qanats«, fuhr Leto fort. »Ich werde sie in Stücke reißen. Wir sind nicht hiergewesen, versteht ihr?«

Ringsum Kopfschütteln in schweigender Unterwerfung.

»Und niemand hier hat uns gesehen«, sagte Leto. »Wenn auch nur einer von euch glaubt, er könne sich mir ungestraft widersetzen, kehre ich zurück und jage euren ganzen Stamm ohne Wasser in die Wüste hinaus.«

Halleck sah plötzlich überall ausgestreckte Hände. Man erwies dem Wurm seine Ehre.

»Mein Vater und ich werden jetzt gehen«, sagte Leto. »Und unser alter Freund wird uns begleiten. Macht unseren Thopter fertig.«

Und dann hatte Leto sie nach Shuloch geführt und ihnen unterwegs erklärt, daß sie sich beeilen müßten, weil

Farad'n sehr bald auf Arrakis landen würde. »Und dann«, hatte er hinzugefügt, »wirst du die wirkliche Prüfung erleben, Gurney.«

Als er von seinem Aussichtspunkt hinunter in den Talkessel von Shuloch blickte, fragte sich Halleck erneut: »Welche Prüfung? Was hat er damit gemeint?«

Aber Leto hielt sich schon nicht mehr in Shuloch auf. Und Paul verweigerte ihm jede Antwort.

60

Kirche und Staat, wissenschaftliche Lehre und Glaube, das Individuum und die Gemeinschaft, selbst Fortschritt und Tradition - all das findet sich in den Lehren Muad'dibs. Er lehrte uns, daß es, außer im Glauben der Menschen, keine unversöhnlichen Gegensätze gibt. Jedermann kann den Strom der Zeit umleiten. Man kann die Zukunft in der Vergangenheit oder in der eigenen Vorstellungskraft entdecken. Indem man das tut, gewinnt man das Bewußtsein seiner Seele zurück. Und dann weiß man, daß das Universum ein zusammenhängendes Ganzes ist, von dem man selbst nicht abteilbar ist.

Der Prediger in Arrakeen,
nach Harq al-Ada

Ghanima saß weit außerhalb des Lichtkreises der Gewürzlampen und beobachtete Buer Agarves. Ihr gefiel weder sein rundes Gesicht noch das gelegentliche Hochziehen seiner Augenbrauen. Zudem bewegte er die Füße, wenn er sprach, als wären seine Worte eine versteckte Musik, nach der er tanzte.

Er ist nicht hier, um mit Stil zu verhandeln, sagte sie sich. Sie sah es in jedem Wort und jeder Bewegung, die der Mann machte und zog sich noch etwas weiter zurück.

Jeder Sietch verfügte über einen Versammlungsraum wie diesen, aber die Halle der verlassenen Dejedida hatte Ghanima auf den ersten Blick schon nicht gefallen. Sie war zu niedrig. Sechzig Mann von Stilgars Gruppe befanden sich in ihr, dazu die neun, die mit Agarves ge-

kommen waren: Dennoch füllten sie nur einen kleinen Teil des Raums aus. Gewürzöllampen sorgten für eine einigermaßen erträgliche Helligkeit und warfen unheimliche Schatten an die Wände. Das brennende Gewürz erfüllte die Luft mit seinem starken Zimtgeruch.

Die Zusammenkunft hatte nach Beendigung der Feuchtigkeitsgebete und dem Abendessen begonnen. Jetzt redete man bereits länger als eine Stunde, und Ghanima war sich immer noch nicht über die wahren Gründe von Agarves' Hiersein im klaren. Seine Worte schienen klar genug zu sein, aber sein Blick und seine Bewegungen stimmten nicht mit ihnen überein.

Agarves sprach im Moment und beantwortete die Frage einer Unterführerin. Sie war eine Nichte Harahs, hieß Rajia und hatte den Körper einer dunkelhäutigen, asketisch wirkenden jungen Frau, deren Mundwinkel nach unten gezogen waren und schon allein deswegen mißtrauisch erschienen. Den Umständen entsprechend fand Ghanima diesen Gesichtsausdruck allerdings angemessen.

»Ich bin sicher, daß Alia euch allen ihre hundertprozentige Gnade widerfahren läßt«, sagte Agarves. »Sonst wäre ich gar nicht erst hergekommen.«

Als Rajia etwas erwidern wollte, wurde sie von Stilgar unterbrochen. »Ich mache mir weniger Gedanken darüber, ob ich ihr vertrauen kann, als darüber, ob sie dir traut.« Seine Stimme klang ein wenig brummig. Es schien ihm nicht zu gefallen, den einmal aufgegebenen Status wieder aufnehmen zu sollen.

»Es ist unerheblich, ob sie mir traut«, sagte Agarves. »Um ganz ehrlich zu sein, ich glaube es selbst nicht. Ich habe schließlich lange genug erfolglos nach euch suchen müssen. Aber ich bin die ganze Zeit über das Gefühl nicht losgeworden, daß sie euch in Wirklichkeit gar nicht fangen wollte. Sie war...«

»Sie war die Frau des Mannes, den ich tötete«, fiel Stilgar ein. »Ich bin sicher, daß er mich mit Absicht dazu

provozierte. Genausogut hätte er zwar in sein eigenes Messer fallen können, aber...«

Agarves ließ seine Füße tanzen. Er sah ärgerlich drein. »Sie vergibt dir! Wie oft muß ich dir das noch sagen? Sie hat die Priester dazu veranlaßt, eine große Vorstellung zu geben, in der sie die göttliche...«

»Du hast nur eine neue Frage aufgeworfen.« Das war Irulan, die sich jetzt an Rajia vorbeibeugte. »Sie hat zwar dich überzeugt, aber woher wollen wir wissen, ob sie nicht dennoch andere Pläne verfolgt?«

»Die Priesterschaft hat...«

»Aber da sind all diese Geschichten«, unterbrach Irulan ihn, »die besagen, daß du mehr bist als nur ihr militärischer Berater. Daß du ihr...«

»Genug!« Agarves war außer sich vor Zorn und seine Hand bewegte sich in verdächtiger Nähe seines Messers. Kampflustige Gefühle wurden in seinem verzerrten Gesicht erkennbar. »Glaubt, was ihr wollt, aber bringt mich nicht mit dieser Frau in Verbindung! Sie betrügt mich! Sie beschmutzt alles, was sie berührt! Ich bin nur ein Werkzeug. Ich bin beschmutzt. Aber ich habe noch nie das Messer gegen meine Verwandten erhoben! Weder in der Vergangenheit, noch in der Zukunft!«

Ghanima, die ihn beobachtete, dachte: *Das, zumindest, entspricht der Wahrheit.*

Überraschenderweise brach Stilgar in ein Lachen aus. »Ahhh, Vetter«, meinte er. »Vergib mir, aber im Zorn offenbart sich die Wahrheit.«

»Dann stimmst du zu?«

»Das habe ich nicht gesagt.« Stilgar hob, als er sah, daß Agarves einem weiteren Ausbruch nahe war, die Hand. »Es geht nicht nur mich an, Buer, sondern auch all diese anderen.« Er deutete auf seine Leute. »Sie stellen meine Verpflichtung dar. Laß uns einen Moment darüber sprechen, welche Reparationen Alia uns anbietet.«

»Reparationen? Davon hat sie nichts gesagt. Pardon will sie euch gewähren, aber keine...«

»Und was hinterlegt sie als Sicherheit für ihr Wort?«

»Sietch Tabr. Und deine Position als Naib. Volle Autonomie und Neutralität. Sie versteht jetzt, wie...«

»Ich werde mich weder ihrem Gefolge anschließen, noch sie mit Kriegern versorgen«, warnte Stilgar. »Weiß sie das?«

Ghanima, die zu bemerken glaubte, daß Stilgar allmählich weich wurde, dachte: *Nein, Stil, nein!*

»Das brauchst du auch nicht«, erwiderte Agarves. »Sie will nur, daß Ghanima in ihre Obhut zurückkehrt und das Verlobungsversprechen hält, das sie...«

»Also das ist es!« sagte Stilgar. »Ghanima ist der Preis meiner Vergebung. Glaubt sie, ich...«

»Sie hält dich für einen einsichtigen und klugen Mann«, sagte Agarves und nahm wieder Platz.

Mit glühenden Wangen dachte Ghanima: *Er wird darauf nicht eingehen. Er wird darauf nicht eingehen!* Im gleichen Moment, als dieser Gedanke sie durchzuckte, hörte sie hinter sich ein leises Rascheln. Sie wollte sich umdrehen, aber harte Fäuste packten sie und stülpten einen nach Schlafkräutern stinkenden Sack über ihren Kopf, noch ehe sie einen Schrei ausstoßen konnte. Noch während ihr Bewußtsein in ein nebelgraues Reich hinüberwechselte, spürte sie, daß sie davongetragen wurde. Und sie dachte: *Ich hätte es vermuten sollen! Ich hätte mich darauf vorbereiten sollen!* Aber die Hände, die sie schleppten, gehörten einem Erwachsenen und waren stark. Es war unmöglich, sich ihnen zu entwinden.

Das letzte, was Ghanima wahrnahm, war die Kälte der Nacht, das Leuchten der Sterne und ein vermummtes Gesicht, das sich zu ihr niederbeugte und fragte: »Sie ist doch nicht verletzt?«

Die Antwort bekam sie schon nicht mehr mit. Sie verblaßte ebenso wie das Licht in ihrem Innern, das sie selbst war.

61

Muad'dib gab uns eine bestimmte Art des Wissens in die prophetische Einsicht; über das, was solche Einsichten umgibt, und den Einfluß, den sie auf Geschehnisse ausübt, die man klar vorausberechnen kann. (Das sind Geschehnisse in einem auf sich selbstbeziehenden System, die der Prophet offenbart und interpretiert.) Wie an anderer Stelle erklärt wurde, kann sich eine solche Einsicht zu einer besonders tückischen Falle für den Propheten selbst erweisen. Er kann zum Opfer dessen werden, was er weiß - ein häufiges und typisch menschliches Versagen. Die Gefahr liegt nämlich darin, daß jene, die tatsächlich Geschehnisse voraussagen können, dazu neigen, den Polarisierungseffekt ihrer Sicht des Gegenwärtigen zu vernachlässigen. Sie vergessen leicht, daß in einem polarisierten Universum nichts existieren kann ohne das Vorhandensein seines Gegenteils.

›Visionen der Vorhersehung‹,
von Harq al-Ada

Sandwolken hingen über dem Horizont und verdeckten beinahe die aufgehende Sonne. Im Schatten der Dünen war es kalt. Leto stand unter den Palmen und blickte hinaus in die Wüste. Es roch nach Staub und dem Duft von Dornenpflanzen, und er hörte die Geräusche von Menschen und Tieren. Die Fremen, die hier lebten, verfügten über keinen Qanat. Sie hatten nur ein Minimum an Pflanzenleben in ihrer Umgebung, und es wurde von Frauen versorgt, die das Wasser in Ledersäcken transportierten. Ihre Windfalle war ein zerbrechlich wirken-

des Ding, das von jedem Sturmwind zerstört und anschließend mit Geduld und Zähigkeit wieder aufgebaut wurde. Das harte Leben, die Gefahren des Gewürzhandels und gelegentliche Abenteuer bestimmten ihr Dasein. Diese Fremen stellten sich unter dem Himmel noch immer ein unerreichbares, großes fließendes Wasser vor. Ansonsten verfolgten sie das uralte Konzept der Freiheit, das auch Leto mit ihnen teilte.

Die Freiheit ist das Stadium der Einsamkeit, dachte er.

Er betastete die Falten der ihn und seinen lebenden Destillanzug bedeckenden weißen Robe. Er konnte ertasten, wie die Sandforellenhaut ihn verändert hatte. Sie wuchs in ihn ein, ergriff Besitz von ihm. Und wie immer, wenn er dieses Gefühl hatte, überkam ihn eine tiefe Verlorenheit. Er war kein Mensch mehr. Seltsame chemische Substanzen trieben in seinem Blut. Die Flimmerhärchen der Sandforellen hatten jedes seiner Organe durchdrungen und verändert. Aber auch sie veränderten sich, paßten sich seinem Organismus an. Doch obwohl Leto dies wußte, fühlte er sich in der Erinnerung an seine verlorene Menschlichkeit zutiefst bedrückt. Aber er wußte auch um die Gefahr, die darin lag, wenn er seinen Gefühlen zuviel Aufmerksamkeit schenkte. Er kannte sie sehr gut.

Die Zukunft soll sich von allein entwickeln, dachte er. *Das einzige Gesetz, dem die Schöpfung unterworfen ist, ist die Schöpfung selbst.*

Es war schwer, den Blick von der Wüste und ihren Dünen zu wenden. Sie war die große Leere. Nur hier an ihrem Rand lagen ein paar Felsen, aber auch sie leiteten seine Vorstellungskraft hinaus zu den Winden, dem Sand, den spärlichen, einsamen Pflanzen und Tieren. Eine Düne verschmolz mit der anderen und eine Wüste folgte der nächsten.

Hinter ihm erklang die Flöte eines Morgenanbeters, dessen Lied um Feuchtigkeit bat und gleichzeitig den Shai-Hulud besänftigen sollte, den Leto verkörperte. Das

Wissen um die Absicht des Flötenspiels erfüllte ihn mit unendlicher Einsamkeit.

Ich brauche nur in die Wüste hinauszugehen, dachte er.

Alles würde sich dann ändern. Eine Richtung würde dann so gut sein wie die andere. Er hatte bereits gelernt, wie man ein Leben ohne Besitztümer lebte. Und damit hatte er das Mysterium, das sich um ihn rankte, auf die Spitze getrieben: Alles, was er bei sich trug, entsprach der Notwendigkeit, und das war alles. Und dennoch trug er nichts als diese weiße Robe, den Habichtring der Atreides und die Haut, die nicht die seine war.

Es wäre leicht, alles hinter sich zu lassen.

Eine Bewegung am Himmel erweckte seine Aufmerksamkeit: Die klatschenden Schwingen eines Geiers. Der Anblick erfüllte ihn mit Schmerz. Ebenso wie die wilden Fremen lebten die Geier in diesem Land, weil es das Land war, in dem sie geboren wurden. Sie kannten nichts anderes. Die Wüste hatte sie zu dem gemacht, was sie darstellten.

Aber unter dem Einfluß von Muad'dib und Alia hatte sich eine neue Fremengeneration entwickelt. Sie war der Grund, weswegen er nicht dasselbe tun konnte wie sein Vater. Leto erinnerte sich an etwas, das Duncan Idaho einmal vor langer Zeit gesagt hatte: »Diese Fremen. Sie besitzen eine ungeheure Lebenskraft. Ich habe noch nie einen getroffen, der auch nur den Anschein erweckte, gierig auf Besitztümer zu sein.«

Heutzutage gab es viele, die das waren.

Eine Welle der Traurigkeit überspülte Leto. Er hatte sich einem Kurs anvertraut, der all das ändern konnte, aber zu einem erschreckend hohen Preis. Und je mehr er sich dem Strudel seines Mittelpunktes näherte, desto schwerer wurde es, den Kurs zu steuern.

Kralizec, der Kampf der gigantischen Stürme, lag voraus... aber ein Fehltritt konnte noch Schlimmeres hervorrufen.

Stimmen erklangen in seinem Rücken. Dann hörte Leto die piepsende Stimme eines Kindes sagen: »Da ist er.«

Er wandte sich um.

Der Prediger kam aus dem Palmenhain, geführt von einem Kind.

Warum ist er in meinen Gedanken immer noch der Prediger? dachte Leto.

Und die Antwort drängte sich ihm wie von selbst auf: *Weil er nicht mehr Muad'dib und auch nicht mehr Paul Atreides ist.*

Es war die Wüste, die aus ihm gemacht hatte, was er jetzt war. Die Wüste und die Schakale von Jacurutu mit ihren Überdosen an Melange und ihrem Verrat. Der Prediger war schnell gealtert, und das nicht, weil er kein Gewürz genommen hatte, sondern zuviel.

»Man sagte mir, daß du mich zu sehen wünschst«, sagte der Prediger, als das Kind stehenblieb.

Leto sah das Kind an. Es war beinahe so groß wie er selbst, und nur seine Ehrfurcht schien seine Neugier etwas zu dämpfen. Seine Augen funkelten hinter der Destillanzugmaske.

Leto winkte ihm zu. »Laß uns allein.«

Einen Augenblick lang schien das Kind ihm trotzen zu wollen, doch dann gewann in ihm die Ehrfurcht und der Respekt, den die Fremen der Privatsphäre entgegenbrachten, die Oberhand. Es ging.

»Du weißt, daß Farad'n auf Arrakis ist?« fragte Leto.

»Gurney erzählte mir davon, als er mich vergangene Nacht hierherflog.«

Und der Prediger dachte: *Wie kalt und berechnend seine Worte klingen. Er ist so, wie ich damals in den alten Tagen war.*

»Ich stehe vor einer wichtigen Entscheidung«, sagte Leto.

»Ich dachte, du hättest bereits alle Entscheidungen getroffen.«

»Wir *wissen* von dieser Falle, Vater!«

Der Prediger räusperte sich. Die Spannungen zeigten, wie schnell sie sich auf die Krisis zubewegten. Von jetzt an würde Leto sich nicht mehr auf die pure Vision verlassen, sondern in sie eingreifen.

»Du benötigst meine Hilfe?« fragte er.

»Ja. Ich werde nach Arrakeen zurückkehren und möchte dies als dein Führer tun.«

»Zu welchem Zweck?«

»Würdest du noch einmal in Arrakeen sprechen?«

»Vielleicht. Es gibt immer noch eine Menge Dinge, die ich den Leuten noch nicht gesagt habe.«

»Du wirst nicht in die Wüste zurückkehren, Vater.«

»Wenn ich mit dir gehe?«

»Ja.«

»Ich tue, was immer du entscheidest.«

»Hast du darüber nachgedacht? Wenn Farad'n hier ist, wird deine Mutter bei ihm sein.«

»Ohne Zweifel.«

Erneut räusperte der Prediger sich. Es war ein Anzeichen für Nervosität, das Leto sich niemals gestattet hätte. Der Prediger war zu lange mit sich allein gewesen. Es hatte keinen Grund für ihn gegeben, der einmal erlernten Selbstdisziplin auch weiterhin zu folgen, nachdem er alle Brücken hinter sich abgebrochen hatte. Zudem hatte man ihn in Jacurutu dem Einfluß großer Gewürzmengen ausgesetzt. Möglicherweise glaubte er jetzt, daß es nicht von Weisheit zeugte, nach Arrakeen zurückzukehren.

»Du brauchst nicht mit mir zusammen zurückzugehen«, sagte Leto. »Aber meine Schwester hält sich dort auf, und ich muß zu ihr. Du könntest mit Gurney gehen.«

»Und du würdest allein nach Arrakeen wollen?«

»Ja. Ich muß mich mit Farad'n treffen.«

»Dann gehe ich mit dir«, seufzte der Prediger.

Und Leto, der im Benehmen seines Vaters etwas von einer Vorahnung zu erkennen glaubte, fragte sich: *Hat er in die Zukunft gesehen?* Nein. Er würde es niemals wie-

der tun. Er kannte die darin liegende Gefahr. Jedes Wort des Predigers bewies, daß er sich der Vision seines Sohnes unterwarf, ihm keinen Stein mehr in den Weg legte.

Es waren die alten Polarisierungen, die ihm zu schaffen machten. Er war von einem Paradoxon ins andere geflohen.

»Dann werden wir also in ein paar Minuten aufbrechen«, sagte Leto. »Gibst du Gurney Bescheid?«

»Er geht nicht mit uns?«

»Ich möchte, daß er überlebt.«

Und der Prediger bot sich den Spannungen dar, die sich in der ihn umgebenden Luft und dem Boden unter seinen Füßen manifestierte. Es war eine bewegliche Kraft, die das Nicht-Kind einhüllte, das sein Sohn war. Ein stumpfer Schrei erstickte in seiner Kehle.

Der Fluch der Heiligkeit!

Er konnte seinen Befürchtungen jedoch nicht entgehen. Was sie in Arrakeen erwartete, war klar. Sie würden sich erneut einem Kampf mit schrecklichen und tödlichen Kräften gegenübersehen, die ihnen niemals den ersehnten Frieden bringen konnten.

62

Das Kind, das sich weigert, den Zügeln seines Vaters zu gehorchen, zeugt von der Einmaligkeit menschlicher Fähigkeiten. »Ich werde nicht das sein, was mein Vater war. Ich werde weder seinen Gesetzen folgen noch an das glauben, was er glaubte. Meine menschliche Kraft erweist sich darin, meine eigene Wahl zu treffen, was ich glaube und nicht glaube; was ich sein will und was ich nicht sein will.«

Leto Atreides II.
Die Harq-al-Ada-Biographie

Pilgerfrauen tanzten zu den Klängen von Trommeln und Flöten auf dem Tempelvorplatz. Sie trugen keine Kopfbedeckung, hatten Bänder in den Haaren, und ihre Kleider waren dünn und verbargen wenig. Ihre langen Haare wirbelten.

Alia beobachtete die Szene von ihrem Tempelhorst aus. Sie fühlte sich gleichzeitig angezogen und abgestoßen. Der Morgen hatte bereits vor einiger Zeit begonnen, und überall stieg der Duft des Gewürzkaffees auf, den die Händler im Schatten der Arkaden feilboten. Bald würde sie hinausgehen und Farad'n begrüßen, ihm die offiziellen Geschenke übergeben und sein erstes Zusammentreffen mit Ghanima besprechen.

Es würde alles nach Plan verlaufen. Ghanima würde ihn töten, und in der anschließenden Verwirrung würde nur eine Person darauf vorbereitet sein, die Stücke einzusammeln. Die Marionetten tanzten, solange man an den Fäden zog. Stilgar hatte Agarves getötet, wie sie es sich erhofft hatte. Und Agarves hatte die Entführer genau zu der Djedida geführt, ohne etwas davon zu ahnen,

daß sie sich an seine Fersen geheftet hatten. Der winzige Signalgeber, der in den neuen Stiefeln, die sie ihm geschenkt hatte, versteckt war, hatte ganze Arbeit geleistet. Stilgar und Irulan warteten in den Tempelkerkern. Vielleicht würden sie sterben, vielleicht konnte man sie aber auch auf andere nützliche Arten einsetzen. Es tat niemandem weh, wenn sie noch etwas wartete.

Sie registrierte, daß die Städter die Pilgerfrauen eingehend musterten. Ihre Blicke waren abschätzend und ungeniert. Die grundsätzliche Gleichheit der Geschlechter, die in der Wüste üblich war, hatte sich in den Städten verwischt. Auch dies entsprach dem Plan. Man mußte soziale Unterschiede schaffen, um die Fremen aufzuspalten und dadurch allmählich zu schwächen. Alia konnte die unterschwellige Veränderung in der Art der Blicke, die die Städter den Fremdweltlerfrauen zuwarfen, beinahe körperlich spüren.

Sollen sie zusehen, ihr Bewußtsein mit Ghafla beschäftigen.

Da die Jalousien vor Alias Fenster hochgezogen waren, konnte sie bereits den Anstieg der Hitze spüren, die in dieser Jahreszeit mit dem Sonnenaufgang begann und am Spätnachmittag zum Höhepunkt gelangen würde. Die Temperatur auf dem Steinboden des Vorplatzes mußte noch viel höher sein. Obwohl sie den Tänzerinnen arg zusetzte, bewegten sie sich leichtfüßig dahin, beugten ihren Körper, schwangen die Arme und wirbelten mit den Haaren. Sie hatten diesen Tanz Alia, dem Schoß des Himmels, gewidmet, wie man ihr berichtet hatte. Die Beraterin schien nicht sehr erfreut darüber gewesen zu sein, daß er ausgerechnet von den Frauen der Fremdweltler vorgetragen wurde, die für ihre losen Sitten bekannt waren. Die Frauen stammten von Ix, wo es immer noch Leute gab, die sich mit verbotenen Wissenschaften auseinandersetzten.

Alia rümpfte die Nase. Diese Frauen waren ebenso ignorant, abergläubisch und hinterwäldlerisch eingestellt

wie die Wüstenfremen... und genauso wie die spöttische Beraterin, die zu ihr gekommen war, um sich einzuschmeicheln. Weder die Beraterin noch die Ixianer selbst wußten, daß Ix lediglich in einer längst vergessenen Sprache eine Zahl darstellte.

Vor sich hinlächelnd, dachte Alia: *Sollen sie nur tanzen.* Die Tanzerei nahm ihnen die Energie, die sie sonst vielleicht anderweitig eingesetzt hätten.

Ein Aufschrei aus vielen Kehlen übertönte plötzlich die Musik. Die Tänzer verpaßten einen Schritt, gerieten aus dem Takt und wandten sich in Richtung auf das große Tor um, an dem eine Gruppe von Menschen aufs Pflaster stürzte, als hätte sie ein meterdicker Wasserstrahl umgeworfen.

Alia starrte der eindringenden Welle entgegen.

Erst jetzt verstand sie, was die Leute riefen: »Der Prediger! Der Prediger!«

Dann erst sah sie ihn. Die erste Welle spülte ihn auf den Platz. Eine seiner Hände lag auf der Schulter seines jungen Führers.

Die letzten Pilgerfrauen stellten jetzt ihre Bemühungen, den Tanz wiederaufzunehmen, ein und zogen sich auf die Terrassenstufen zurück. Das Publikum schloß sich ihnen an. Alia verspürte die Ehrfurcht der Leute und in sich selbst nichts als Furcht.

Wie konnte er es wagen!

Sie wollte sich umdrehen und die Wachen rufen, aber dann unterließ sie es doch. Die Menge hatte den Vorplatz bereits gefüllt. Es würde unklug sein, sie gegen sich aufzubringen, wenn sie sich dazu entschieden hatte, den Worten des Blinden zu lauschen.

Alia ballte die Fäuste.

Der Prediger! Was hatte Paul vor? Für die Hälfte der Bevölkerung war er nichts weiter als ein verrückter Wüstenbewohner – aber er stand deswegen unter ihrem Schutz. Die anderen hingehen flüsterten in den Basaren und Läden, er sei Muad'dib. Würde das *Mahdi-*

nat ihm sonst erlauben, derart ketzerische Gedanken zu äußern?

In der Menge befanden sich Flüchtlinge; Leute, die ihre Sietchs verlassen hatten und deren Roben nur noch Fetzen waren. Es würde nicht ungefährlich sein, sich dort unten aufzuhalten.

»Herrin?«

Die Stimme kam von hinten. Alia wandte sich um und sah Zia, die im Torbogen des angrenzenden Raumes stand. Bewaffnete Tempelwachen drängten sich hinter ihrem Rücken.

»Ja, Zia?«

»Farad'n ist hier und bittet um eine Audienz.«

»Hier? In meinen Räumen?«

»Ja, Mylady.«

»Ist er allein?«

»Bei ihm sind zwei Leibwächter und Lady Jessica.«

Als Alia sich an die letzte Begegnung mit ihrer Mutter erinnerte, fuhr sie sich mit der Hand an die Kehle. Aber die Zeiten hatten sich geändert. Ihre Beziehungen waren jetzt anderen Bedingungen unterworfen. »Wie ungeduldig er ist«, sagte sie. »Hat er irgendwelche Gründe angegeben, weswegen er mich sprechen will?«

»Er hat gehört, daß...« Zia deutete auf das zum Tempelvorplatz hinausführende Fenster. »Er sagte, er habe in Erfahrung gebracht, daß die Gelegenheit für Sie sehr günstig ist.«

Alia blickte finster vor sich hin. »Glauben Sie das, Zia?«

»Nein, Mylady. Ich glaube, er hat lediglich irgendwelche Gerüchte gehört und will Ihnen nur auf den Zahn fühlen.«

»Meine Mutter hat ihn darauf gebracht!«

»Das ist sehr gut möglich, Mylady.«

»Zia, mein Liebling, ich möchte, daß Sie auf der Stelle eine Reihe von Befehlen für mich ausführen. Kommen Sie herein.«

Zia näherte sich ihr bis auf einen Schritt. »Mylady?«

»Lassen Sie Farad'n, seine Wächter und meine Mutter herein. Dann bringen Sie Ghanima. Sie muß aussehen wie eine fremenitische Braut – in jedem Detail. *Hundertprozentig.*«

»Mit einem Messer, Mylady?«

»Mit einem Messer.«

»Mylady, das ist...«

»Ghanima bedeutet keine Bedrohung für mich.«

»Mylady, es gibt Gründe zu der Annahme, daß sie mit Stilgar geflohen ist, um *ihn* zu beschützen, anstatt...«

»Zia!«

»Mylady?«

»Ghanima hat bereits um Stilgars Leben gebeten, und er ist immer noch am Leben.«

»Aber sie ist die mutmaßliche Erbin!«

»Führen Sie nur meine Befehle aus. Sorgen Sie dafür, daß Ghanima vorbereitet ist. Und während Sie das überwachen, schicken Sie fünf Angehörige der Priesterschaft auf den Vorplatz hinaus. Sie sollen den Prediger heraufbitten. Sie sollen eine günstige Gelegenheit abwarten und dann mit ihm sprechen, nicht mehr. Ich will absolut keine Gewaltanwendung. Sie sollen ihn mit aller Höflichkeit einladen. Und, Zia...«

»Mylady?« Wie mürrisch sie sich anhörte.

»Der Prediger und Ghanima sollen mir gleichzeitig vorgeführt werden. Sie werden auf mein Zeichen hin gleichzeitig eintreten. Haben Sie verstanden?«

»Ich kenne den Plan, Mylady, aber...«

»Dann führen Sie ihn aus! Zusammen!« Alia nickte ihr zu, um ihr zu zeigen, daß sie entlassen war. Als Zia sich umwandte und ging, sagte Alia: »Wenn Sie hinausgehen, schicken Sie Farad'ns Gruppe herein, aber achten Sie darauf, daß ihnen zehn unserer vertrauenswürdigsten Leute vorangehen.«

Zia warf während des Gehens einen Blick über die Schulter zurück. »Es wird getan werden, wie Sie befehlen, Mylady.«

Alia wandte sich wieder um und sah aus dem Fenster. In wenigen Minuten würde der *Plan* seine blutigen Früchte tragen. Und Paul würde anwesend sein, um mit anzusehen, wie seine Tochter seinen geheiligten Behauptungen den Gnadenstoß versetzte. Sie hörte, wie Zias Wachen eintraten. Bald würde alles vorüber sein. *Alles* vorüber. Mit sich steigerndem Triumphgefühl starrte sie hinunter auf die Treppe, deren erste Stufe der Prediger gerade erklomm. Sein junger Führer kniete sich neben ihn hin. Sie sah die gelben Roben der Tempelpriester zu ihrer Linken. Sie warteten, denn noch wurden sie von den Massen zurückgehalten. Aber sie hatten Erfahrungen in der Behandlung von Massen. Sie würden schon einen Weg finden, der sie ihrem Ziel näher brachte. Die Stimme des Predigers hallte über den Platz hin, während sich die Menschen an ihn herandrängten, um jedes seiner Worte aufzuschnappen. Sollten sie ihm nur zuhören. Recht bald schon würde man in das, was er sagte, ganz andere Dinge hineininterpretieren. Und dann würde es keinen *Prediger* mehr geben, der dagegen protestierte!

Sie hörte Farad'ns Gruppe eintreten. Jessica sagte: »Alia?«

Ohne sich umzuwenden, sagte Alia: »Willkommen, Prinz Farad'n, willkommen, Mutter. Kommt her und erfreut euch an dieser Vorstellung.« Dann sah sie Farad'n an, sah neben ihm den riesigen Sardaukar Tyekanik. Tyekanik sah die Wachen, die ihm den Weg verbauten, finster an. »Das ist aber nicht besonders gastfreundlich«, sagte Alia tadelnd. »Laßt sie durch.« Zwei ihrer Wächter, die offensichtlich von Zia instruiert worden waren, kamen auf sie zu und stellten sich zwischen Alia und die anderen. Der Rest machte Platz. Sie deutete auf das Fenster und sagte: »Dies hier ist möglicherweise der beste Aussichtspunkt.«

Jessica, die eine traditionelle schwarze Aba-Robe trug, schaute sie kurz an und geleitete Farad'n ans Fenster. Sie baute sich zwischen Alia und ihren Leibwächtern auf.

»Sehr freundlich von Ihnen, Lady Alia«, sagte Farad'n. »Ich habe schon sehr viel von diesem Prediger gehört.«

»Und jetzt sehen Sie ihn in Fleisch und Blut«, erwiderte Alia. Sie registrierte, daß Farad'n die graue Uniform eines kommandierenden Sardaukar trug, jedoch ohne Rangabzeichen. Er bewegte sich mit höflicher Eleganz, die Alia gefiel. Vielleicht steckte hinter dem Corrino-Prinzen doch mehr als nur die Sucht nach leeren Vergnügungen.

Über die neben dem Fenster angebrachten Lautsprecher donnerte die Stimme des Predigers in den Raum herein. Alia erzitterte bis ins Innerste und lauschte seinen Worten mit wachsender Faszination.

»Ich fand mich in der Wüste von Zan«, rief der Prediger, »in der schlimmsten Wildnis, die es im Universum gibt. Und Gott befahl mir, diesen Ort zu reinigen. Weil er unser Zuhause sein wird, wenn wir uns von den geheiligten Sitten abwenden!«

Die Wüste von Zan, dachte Alia. Das bezog sich auf den Ort, an dem die Zensunni-Wanderer, von denen die Fremen abstammten, ihre erste Niederlage hatten einstecken müssen. Aber was sollte das bedeuten? Bezog er sich damit auf die Angriffe gegen die Sietchfestungen der loyalen Stämme?

»Wilde Ungeheuer ziehen durch unser Land«, fuhr der Prediger mit lauter Stimme fort. »Entsetzliche Geschöpfe dringen in unsere Häuser ein. Ihr, die ihr aus euren Heimen geflohen seid, werdet nicht länger eure Tage in der Wüste verbringen. Ihr, die ihr von unseren alten Sitten abgewichen seid, werdet in einem verfaulenden Nest sterben, wenn ihr den einmal eingeschlagenen Weg weiterhin geht! Aber wenn ihr meine Warnung beherzigt, wird der Herr euch in ein Land führen, in dem die Höhlen liegen, die zu seinem Berg gehören! Ja, Shai-Hulud soll euch leiten!«

Ein leises Stöhnen erhob sich aus der Menge. Der Prediger machte eine Pause und ließ den Blick seiner leeren

Augenhöhlen von einer Seite zur anderen schweifen. Dann hob er die Arme, breitete aus sie und rief: »Oh, Gott, mein Fleisch wartet darauf, dein trockenes Land zu schauen!«

Eine alte Frau, die direkt vor ihm stand und offensichtlich zu den Flüchtlingen gehörte, reckte ihm die Hände entgegen und jammerte: »Hilf uns, Muad'dib! Hilf uns!«

Ein plötzlicher, furchterregender Schmerz durchfuhr Alias Brust, und sie fragte sich, ob diese Frau wirklich die Wahrheit wußte. Alia warf ihrer Mutter einen prüfenden Blick zu. Jessica stand unbeweglich und teilte ihre Aufmerksamkeit zwischen Alias Wachen, Farad'n und der Aussicht aus dem Fenster. Farad'n stand wie angewurzelt da. Seine Faszination war nicht zu übersehen.

Alia sah hinaus und versuchte die Tempelpriester zu entdecken. Sie waren nicht mehr da. Vermutlich versuchten sie, vom Innern des Tempels her eine Möglichkeit zu finden, auf die Treppenstufen hinauszugelangen.

Der Prediger zeigte über den Kopf der alten Frau hinweg auf die Menge und rief: »Ihr selbst seid die einzige Hilfe, die ihr euch geben könnt. Ihr habt rebelliert. Ihr brachtet den trockenen Wind mit euch, der weder reinigt noch kühlt. Aber ihr werdet die Last der Wüste und den Wirbelsturm, der in diesem schrecklichen Land weht, ertragen müssen. Ich war in dieser Wildnis. Die Wasser der zerstörten Qanats fließen über sie dahin. Ströme bedecken den Boden. Wasser fällt aus dem Himmel herab! Oh, meine Freunde, Gott befahl es mir. Erbaut in der Wüste eine große Straße für ihn, denn ich bin die Stimme, die er aus der Wildnis zu euch schickte!«

Er deutete auf die unter seinen Füßen liegenden Treppenstufen. »Dies hier ist keine verlorene Dejedida, die nie wieder bevölkert sein wird. Hier haben wir das Brot des Himmels gegessen. Aber von hier ging auch der Lärm der Fremden aus, der uns aus unseren Heimen vertrieb! Sie haben für uns das Land erschaffen, in dem niemand lebt, das niemand durchqueren kann!«

Die Menge regte sich unbehaglich. Flüchtlinge und Städter schauten einander an und warfen dann den Pilgern des Hadj ihre Blicke zu, die zwischen ihnen standen.

Das könnte zu einem Aufruhr werden! dachte Alia. *Aber was soll's? In der allgemeinen Verwirrung könnten meine Priester ihn sich schnappen.* Dann sah sie die fünf Priester wieder. Ihre gelben Roben wirkten wie ein Knäuel, das sich die Treppenstufen hinab auf den Prediger zubewegte.

»Die Wasser, die wir in die Wüste spritzten«, fuhr der Prediger fort, »wurden zu Blut.« Er breitete erneut die Arme aus. »Blut liegt auf unserem Land! Doch werft ein Auge darauf, und es wird mit Freuden erblühen! Die Wüste hat die Fremdlinge angelockt und in unsere Mitte gebracht, aber sie kamen mit bösen Absichten. Ihre Gesichter sind verschlossen, als bereiteten sie sich auf die letzten Winde des Kralizec vor! Sie verbreiten Knechtschaft und saugen die Fülle des Sandes in sich hinein, entnehmen ihm alle Schätze seiner Tiefen. Behaltet Sie im Auge, wie sie mit ihrem bösen Werk fortfahren. Denn es steht geschrieben: ›Und ich stand auf dem Sand und sah, wie das Ungeheuer aus ihm sein riesiges Haupt erhob. Und auf seiner Stirn stand der Name Gottes!‹«

Wütendes Gemurmel klang jetzt auf. Fäuste wurden erhoben.

»Was hat er vor?« flüsterte Farad'n.

»Ich wünschte, ich wüßte es«, sagte Alia. Sie legte eine Hand auf die Brust und spürte die Erregung des Augenblicks. Wenn er so weitermachte, würde die Menge über die Pilger herfallen!

Aber jetzt machte der Prediger eine halbe Wendung, richtete seine leeren Augenhöhlen auf den Tempel und deutete mit ausgestrecktem Arm auf Alias Fenster. »Doch eine Blasphemie wird bleiben!« schrie er. »Blasphemie, dein Name ist Alia!«

Schockierte Stille legte sich über den Platz.

Alia stand in Bestürzung da, reglos. Sie wußte, daß die Menge sie nicht sehen konnte, aber sie fühlte sich plötzlich vor aller Augen entkleidet. Die Echos der beruhigenden Worte innerhalb ihres Schädels konkurrierten mit dem rasenden Klopfen ihres Herzens. Ihr blieb nichts anderes übrig, als auf den wimmelnden Platz hinunterzustarren. Der Priester stand immer noch da und deutete mit ausgestrecktem Arm zu ihr herauf.

Aber seine Worte waren für die Priester bereits zuviel gewesen. Sie durchbrachen die Stille mit wütenden Rufen, stürmten die Treppenstufen hinab und warfen die Leute aus dem Weg. Im gleichen Moment, als sie sich in Bewegung setzten, reagierte auch die Menge, drängte nach vorn und warf die erste Reihe der Zuhörer um. Der Prediger taumelte beiseite, wurde von seinem jungen Führer getrennt. Dann schoß ein gelbbekleideter Arm aus dem Gewirr von Menschenleibern hervor. Ein Crysmesser leuchtete in seiner Hand. Alia sah, wie es nach unten zischte und sich in die Brust des Predigers bohrte.

Das donnernde Geräusch sich schließender Tempeltore erlöste Alia aus ihrer Erstarrung. Die Wachen hatten schnell reagiert, auch sie erwarteten den Ansturm der Menge. Aber die Leute zogen sich bereits zurück, formten einen Kreis um die zusammengesunkene Gestalt auf den Stufen. Eine unglaubliche Stille legte sich über den Vorplatz. Alia sah viele Körper, aber nur dieser eine lag ganz allein da.

Dann schrie eine Stimme aus der Menge: »Muad'dib! Sie haben Muad'dib umgebracht!«

»Ihr Götter«, zitterte Alia. *»Ihr Götter!«*

»Es war ein bißchen spät, nicht wahr?« fragte Jessica.

Alia wirbelte herum und registrierte die plötzliche Verwirrung Farad'ns, der sich über die Rage, in der sie sich befand, offenbar nicht schlüssig werden konnte. »Es war Paul, den sie umgebracht haben!« kreischte sie. »Es war dein Sohn! Wenn die Menschen das bestätigt finden – weißt du, was dann geschieht?«

Jessica stand einen Moment lang wie angewurzelt da und redete sich ein, gerade etwas erfahren zu haben, was sie bereits wußte. Es war Farad'ns Hand, die sich auf ihren Arm legte und damit den Augenblick zerstörte. »Mylady«, sagte er, und es war soviel Mitleid in seiner Stimme, daß Jessica sich wünschte, auf der Stelle zu sterben. Sie nahm ihren Blick aus dem kalten, wütenden Gesicht Alias, richtete ihn auf die ehrlichen Schmerz ausdrückenden Züge Farad'ns und dachte: *Vielleicht habe ich meine Arbeit zu gut gemacht.*

Es gab keinen Grund, an Alias Worten zu zweifeln. Jessica erinnerte sich an jede einzelne Intonation in der Stimme des Predigers, hörte ihre eigenen Tricks aus ihr heraus und stieß auf die langen Jahre der Unterweisung, die sie auf diesen jungen Mann verwendet hatte, dem es vorbestimmt gewesen war, Herr des Imperiums zu werden. Jetzt war er nichts anderes mehr als ein zerfetztes Bündel blutgetränkter Lumpen auf den Tempelstufen.

Ghafla hat mich geblendet, dachte Jessica.

Alia deutete auf eine ihrer Beraterinnen und sagte: »Bringen Sie jetzt Ghanima her.«

Jessica mußte sich dazu zwingen, die Bedeutung ihrer Worte zu verstehen. *Ghanima? Warum gerade jetzt?*

Die Beraterin wandte sich der Tür zu, machte Anstalten, sie zu öffnen, aber bevor sie auch nur die geringste Handbewegung machen konnte, beulte sich die Tür nach innen. Die Scharniere brachen. Das Schloß gab nach, und die Tür, eine schwere Konstruktion aus Plastahl, die in der Lage war, einer Bombe zu widerstehen, stürzte donnernd in den Raum. Die Wächter zogen sich zurück, rissen die Waffen heraus.

Jessica und die beiden Leibwächter stellten sich vor den Corrino-Prinzen.

Auf der Schwelle standen zwei Kinder: Ghanima, bekleidet mit ihrer Verlobungsrobe - und Leto. Er trug einen grauen Destillanzug, darüber einen weißen Umhang.

Alia starrte von der Tür auf die beiden Kinder und stellte fest, daß sie am ganzen Leibe zitterte.

»Die ganze Familie ist gekommen, um uns zu begrüßen«, sagte Leto. »Großmutter?« Er nickte Jessica zu und schaute dann den Corrino-Prinzen an. »Und das muß Farad'n sein. Willkommen auf Arrakis, Prinz.«

Ghanimas Blick war leer. Die Rechte lag auf dem zeremoniellen Crysmesser an ihrer Hüfte, und sie schien auf eine Gelegenheit zu warten, sich Letos Zugriff zu entziehen. Aber er hielt sie fest, schüttelte ihre Hand und brachte damit ihren ganzen Körper in Bewegung.

»Schaut uns an«, sagte Leto. »Ich bin Ari, der Löwe der Atreides. Und hier...« – er schüttelte erneut Ghanimas Hand –, »hier ist Aryeh, die Löwin. Wir sind gekommen, um euch auf den Secher Nbiw zu bringen – den Goldenen Pfad.«

Ghanima, die die Schlüsselworte aufnahm – *Secher Nbiw* –, spürte plötzlich, wie ihr gelähmtes Bewußtsein wieder in Bewegung geriet. Die Erinnerungen begannen wieder zu fließen, während das innere Leben ihrer Mutter sie bewachte. Und Ghanima wußte im gleichen Augenblick, daß sie die sich an sie klammernde Vergangenheit überwunden hatte. Es gab jetzt ein Tor, durch das sie blicken konnte, wenn sie das Bedürfnis dazu hatte. Die Monate des durch Selbsthypnose erzeugten Drucks hatten ihr zu einem sicheren Platz verholfen, von dem aus sie ihren eigenen Körper steuern konnte. Sie wollte sich Leto zuwenden und ihm diese Entdeckung mitteilen, als ihr bewußt wurde, wo sie stand und mit wem.

Leto ließ sie los.

»Hat unser Plan geklappt?« flüsterte Ghanima.

»Gut genug«, erwiderte Leto.

Aus ihrem Schock erwachend, schrie Alia einer Gruppe ihrer Leute zu: »Ergreift sie!«

Aber Leto bückte sich, packte die liegende Tür, hob sie hoch und schleuderte sie quer durch den Raum auf die

Männer zu. Zwei von ihnen wurden gegen die Wand geschmettert, die anderen zogen sich entsetzt zurück. Die Tür wog mehr als eine halbe Tonne – und das Kind hatte damit geworfen!

Alia, der allmählich klar wurde, daß der äußere Korridor ebenfalls voller zusammengebrochener Wachen lag, begriff, daß Leto mit ihnen ebenso fertiggeworden sein mußte wie mit dieser Tür.

Jessica, die sowohl die reglosen Körper der Wachen als auch die erschreckenden Kräfte Letos erkannt hatte und zu ähnlichen Schlußfolgerungen wie Alia gelangt war, bemühte sich, die Fassung zu bewahren. Die Worte ihrer Enkelin hatten in ihr eine Saite zum Klingen gebracht.

»Von welchem Plan sprichst du?« fragte sie.

»Vom Goldenen Pfad, unserem Plan für das Imperium«, erwiderte Leto. Er nickte Farad'n zu. »Denk nicht schlecht von mir, Vetter, aber ich muß jetzt auch in deinem Namen handeln. Alia rechnete damit, daß Ghanima dich umbringen würde. Ich bevorzuge es allerdings, daß du dein Leben bis zu einem gewissen Grade glücklich verbringst.«

Alia schrie ihren Wachen zu, die jetzt auf dem Korridor erschienen: »Ich befehle euch, sie zu ergreifen!«

Niemand wagte es, die Schwelle zu überschreiten.

»Warte auf mich, Schwester«, sagte Leto zu Ghanima. »Ich habe noch eine kleine Unstimmigkeit zu regeln.« Er ging auf Alia zu, die sich auf der Stelle in eine Ecke zurückzog und zum Messer griff. Das juwelenbesetzte Heft ihrer Klinge funkelte in den Sonnenstrahlen, die durch das Fenster fielen.

Leto ging weiter. Seine Hände waren leer, aber seine ganze Gestalt drückte absolute Bereitschaft aus.

Alia versuchte einen Ausfall.

Leto sprang beinahe bis an die Decke hinauf. Sein rechter Fuß zuckte vor und traf Alia an der Stirn. Sie blutete. Das Messer entglitt ihren Fingern und klirrte zu

Boden. Obwohl sie es zu erreichen versuchte, gelang ihr dies nicht, denn Leto stand plötzlich wieder dicht vor ihr.

Alia zögerte. Sie rief sich alle Tricks ihrer Bene-Gesserit-Ausbildung ins Gedächtnis.

Sie täuschte einen Ausfall nach links vor. Im gleichen Augenblick sauste ihre rechte Schulter hoch und versuchte einen Stoß, der jeden Menschen auf der Stelle getötet hätte. Ihr rechter Fuß zielte auf Letos Kehle.

Sie spürte plötzlich, wie die Hände ihres Gegenübers das ausgestreckte Bein ergriffen. Dann flog ihr Körper durch die Luft. Leto hielt sie gepackt und wirbelte sie mit einer solchen Geschwindigkeit durch das Zimmer, daß ihre Robe klatschend ihren Leib umflatterte. Die anderen duckten sich.

Alia schrie und schrie, aber noch immer drehte sie sich wie ein Propeller im Kreise. Plötzlich brach ihr Schrei ab.

Leto drosselte langsam die Geschwindigkeit und ließ sie sanft zu Boden sinken. Alia war nur noch ein nach Luft schnappendes, armseliges Bündel Mensch.

Leto beugte sich über sie. »Ich hätte dich durch eine Mauer werfen können«, sagte er. »Vielleicht wäre das sogar das beste gewesen, aber wir befinden uns jetzt genau im Mittelpunkt der Schlacht. Du wirst deine Chance erhalten.«

Alias Blick fuhr gehetzt von links nach rechts.

»Ich habe diese inneren Leben besiegt«, fuhr Leto fort. »Sieh dir Ghani an. Auch sie...«

Ghanima warf ein: »Alia, ich kann dir zeigen, wie.«

»Nein!« stieß Alia hervor. Ihre Brust hob und senkte sich. Stimmen drangen aus ihrem Mund. Sie bettelten, fluchten, schimpften. »Da hast du es! Warum hast du nicht zugehört!« Und eine andere: »Warum tust du das? Was ist passiert?« Und eine dritte: »Halt sie auf! Sie sollen aufhören!«

Jessica schloß die Augen, spürte Farad'n neben sich.

Alia kreischte: »Ich bringe dich um!« Schreckliche

Flüche drangen über ihre Lippen. »Ich trinke dein Blut!« Worte in unterschiedlichen Sprachen flossen aus ihr heraus, das eine verwirrender als das andere.

Die verstörten Wachen an der Tür machten das Zeichen des Wurms und hielten die geballten Fäuste gegen ihre Ohren. Sie war besessen!

Leto stand da und schüttelte den Kopf. Dann ging er auf das Fenster zu und zerschlug mit drei raschen Bewegungen das unzerbrechliche Glas.

Ein verschlagener Blick legte sich auf Alias Gesichtszüge. Jessica hörte plötzlich aus ihrem Mund eine Stimme, die ihrer eigenen glich. Aber es war nur eine Karikatur ihrer Stimme, die jetzt aus Alias verzerrtem Mund drang und verzweifelt versuchte, eine Kraft auf sie auszuüben: »Ihr da! Bleibt stehen, wo ihr seid!«

Jessica berührte ihre Augen, fand sie feucht von Tränen.

Alia kniete sich hin und stand dann auf.

»Wißt ihr denn nicht, wer ich bin?« fragte sie plötzlich. Es war ihre alte Stimme, die süße und verlockende Stimme der kleinen Alia, die sie nicht mehr länger war. »Warum seht ihr mich denn alle so an?« Sie warf Jessica einen bittenden Blick zu. »Mutter, sag ihnen, daß sie damit aufhören sollen.«

Jessica konnte nur den Kopf schütteln. Entsetzen ergriff sie. Die alten Warnungen der Bene Gesserit hatten also doch ihre Berechtigung. Sie sah auf Leto und Ghanima nieder und fragte sich, was aus ihnen werden würde.

»Großmutter«, sagte Leto mit bittender Stimme, »müssen wir die Besessenheitsprüfung noch durchführen?«

»Wer bist du, daß du von solchen Dingen sprechen kannst?« fragte Alia mit der Stimme eines starrsinnigen, längst nicht mehr lebenden Mannes.

Auch Leto und Ghanima erkannten diese Stimme. Sie gehörte dem alten Baron Harkonnen. Ghanima spürte, wie sie auch in ihrem Schädel zu dröhnen begann, aber sofort schloß sich das innere Tor, das ihre Mutter bewachte.

Jessica antwortete nicht.

»Dann liegt die Entscheidung bei mir«, sagte Leto. »Ich überlasse dir die Wahl, Alia. Entweder die Besessenheitsprüfung oder...« Er deutete mit einem Kopfnicken auf das zerbrochene Fenster.

»Wer bist du, daß du mich vor irgendeine Wahl zu stellen wagst?« fragte Alia mit der Stimme des alten Barons.

»Dämon!« schrie Ghanima. »Laß sie ihre eigene Wahl treffen!«

»Mutter«, bettelte Alia mit der Stimme eines kleinen Mädchens. »Was wollen die von mir? Was soll ich nur tun? Hilf mir!«

»Hilf dir selbst«, befahl Leto und sah einen kurzen Moment lang den Geist Alias hinter den Augen seiner Tante aufleuchten. Es war ein hoffnungsloser Blick, er dauerte nur eine Sekunde und war dann wieder verschwunden. Aber Alias Körper bewegte sich jetzt mit einem steifen, zerbrechlich wirkenden Gang. Sie taumelte, stolperte, und ging zunächst im Kreis und dann auf das offene Fenster zu.

Die Stimme des alten Barons tobte. »Halt! Hört auf! Du sollst anhalten, sage ich! Ich befehle es dir! Halt! Hier - nimm das!« Alia schlug die Hände über dem Kopf zusammen, stolperte weiter auf das Fenster zu. Das Fensterbrett lag bereits vor ihren Hüften, aber der alte Baron schrie noch immer. »Hör damit auf! Hör damit auf, und ich werde dir helfen! Ich habe einen Plan. Hör mir zu! Hör auf damit, sage ich. Warte!« Alia ließ die Hände sinken und umklammerte den zerbrochenen Fensterrahmen. Mit einer zu allem entschlossenen Bewegung zog sie sich über die Brüstung und war verschwunden. Sie schrie nicht einmal, als sie in die Tiefe fiel.

Im gleichen Moment, als ihr Körper auf den Steinplatten des Tempelvorplatzes zerbarst, schrie die Menge auf.

Leto sah Jessica an. »Wir sagten dir, daß du sie bedauern solltest.«

Jessica wandte sich ab und vergrub das Gesicht in Farad'ns Umhang.

Die Annahme, daß ein ganzes System dadurch zu einem besseren Funktionieren gebracht werden kann, indem man einen Angriff auf seine bewußten Elemente unternimmt, zeugt von einer gefährlichen Ignoranz. Diese Ansicht hat bereits des öfteren die Ignoranz derjenigen bloßgelegt, die sich Wissenschaftler und Techniker nennen.

›Butlers Djihad‹,
von Harq al-Ada

»Er rennt durch die Nacht, Vetter«, sagte Ghanima. »Er rennt. Hast du ihn schon rennen sehen?«

»Nein«, sagte Farad'n.

Er wartete zusammen mit Ghanima außerhalb der kleinen Audienzkammer der Kuppel. Leto hatte sie darum gebeten. Tyekanik war bei ihnen, stand neben ihnen mit Lady Jessica, was ihm ein wenig Unbehagen einzuflößen schien. Jessica machte einen selbstversunkenen Eindruck, als seien ihre Gedanken an einem ganz anderen Ort. Es war jetzt knapp eine Stunde her, seit sie das Frühstück eingenommen hatten, aber inzwischen war eine ganze Menge geschehen. Ein Ruf an die Gilde war erfolgt, und man hatte Botschaften an die MAFEA und den Landsraad abgeschickt.

Es war für Farad'n nicht leicht, die Atreides zu verstehen. Zwar hatte Lady Jessica ihm einiges über die Familie erzählt, aber die Realitäten trugen nichts dazu bei, sie ihm verständlicher erscheinen zu lassen. Man sprach noch immer von der Verlobung, obwohl die politischen Gründe, die überhaupt zu ihrem Plan geführt hatten, nicht mehr existierten. Leto würde möglicherweise den

Thron besteigen; es schienen nur wenige Argumente dagegen zu sprechen. Natürlich würde man seine seltsame lebende Haut wieder entfernen müssen... aber irgendwann...

»Er rennt, um sich selbst zu ermüden«, sagte Ghanima. »Er verkörpert den Kralizec. Kein Wind ist je so schnell gewesen wie er. Er ist nur ein dahinschießender Punkt auf den Dünenkämmen. Ich habe ihn gesehen. Er läuft und läuft. Und wenn er schließlich seinen Dampf abgelassen hat, kehrt er zurück und ruht seinen Kopf in meinem Schoß aus. Und er sagt zu mir: ›Bitte deine Mutter um eine Möglichkeit, die mir gestattet, endlich zu sterben.‹«

Farad'n starrte sie an. In der Woche, die seit dem Aufruhr auf dem Tempelvorplatz vergangen war, hatte die Kuppel zu ihrem üblichen Lebensrhythmus zurückgefunden. Überall herrschte ein geheimnisvolles Kommen und Gehen. Tyekanik hatte ihm von erbitterten Kämpfen jenseits des Schildwalls erzählt, wo er als militärischer Berater eingesetzt war.

»Ich verstehe dich nicht«, gab Farad'n zu. »Was hat er damit gemeint?«

»Er bat mich, dich vorzubereiten«, sagte Ghanima. Nicht zum erstenmal traf sie die offensichtliche Unschuld dieses Corrino-Prinzen. War Jessica dafür verantwortlich, oder war etwas völlig Neues in ihm geboren worden?

»Worauf?«

»Er ist kein Mensch mehr«, erwiderte Ghanima. »Gestern erst fragtest du danach, wann er sich diese Haut abnehmen lassen würde. Er wird das niemals tun. Sie ist längst genauso ein Teil von ihm, wie er ein Teil von ihr ist. Leto rechnet damit, daß es ungefähr viertausend Jahre dauern wird, bevor die Metamorphose ihn völlig vernichtet haben wird.«

Farad'n versuchte zu schlucken. Seine Kehle war plötzlich wie ausgedörrt.

»Verstehst du jetzt, warum er läuft?« fragte Ghanima.

»Aber wenn er solange leben wird...«

»Er wird so lange leben, weil die Erinnerung an seine Menschlichkeit so tief in die Vergangenheit reicht. Denk nur an all die Leben in ihm. Nein. Du kannst dir das schon deswegen nicht vorstellen, weil du seine Erfahrungen nicht teilen kannst. Aber ich weiß es. Ich spüre seinen Schmerz. Er gibt mehr als jeder andere vor ihm. Unser Vater ging damals in die Wüste, um diesem Schmerz zu entgehen. Alia wurde von der Besessenheit ergriffen, so groß war ihre Furcht davor. Unsere Großmutter hat nur eine verwaschene Vorstellung von diesem Zustand, und dennoch muß sie jede Erfahrung der Bene Gesserit dagegen ins Feld führen, wenn sie überleben will. Das ist auch der Hauptgrund, aus dem Ehrwürdige Mütter eine spezielle Ausbildung erhalten. Aber Leto! Er ist allein. Nie wird es jemanden geben, der seine Erfahrungen teilen kann.«

Farad'n fühlte sich von ihren Worten nahezu gelähmt. Imperator für viertausend Jahre?

»Jessica weiß Bescheid«, sagte Ghanima und warf einen Blick auf ihre Großmutter. »Er hat sie in der vergangenen Nacht informiert. Er nannte sich selbst den ersten wahren Zeitplaner in der Geschichte der Menschheit.«

»Was... plant er?«

»Den Goldenen Pfad. Er wird dir das später erklären.«

»Und in diesem... Goldenen Pfad spiele ich eine Rolle?«

»Als mein Gatte«, sagte Ghanima. »Er übernimmt das Zuchtprogramm der Bene Gesserit. Ich bin sicher, daß meine Großmutter dir von dem Traum der Bene Gesserit, einen männlichen Ehrwürdigen mit außergewöhnlichen Kräften hervorzubringen, erzählt hat. Er...«

»Du meinst, wir sind nur...«

»Nein. Nicht *nur*.« Sie nahm seinen Arm und drückte ihn nicht ohne Zärtlichkeit. »Er wird eine ganze Reihe ernsthafter Aufgaben für uns bereithalten. Wir werden

nicht nur damit beschäftigt sein, Kinder zu zeugen, nehme ich an.«

»Nun, dazu bist du noch ein wenig zu jung«, sagte Farad'n etwas unbehaglich und befreite seinen Arm.

»Du vergißt es doch immer wieder«, sagte Ghanima. Ihre Stimme klang nun ein wenig frostig.

Jessica kam zusammen mit Tyekanik auf sie zu.

»Tyek berichtete mir, daß die Kämpfe sich jetzt auch außerhalb des Planeten abspielen«, sagte sie. »Der Haupttempel von Biarek wird belagert.«

Farad'n fiel auf, daß diese Feststellung aus ihrem Munde kühl klang. Auch er hatte mit Tyekanik während der vergangenen Nacht die Berichte studiert. Das Höllenfeuer der Rebellen durchzog das Imperium. Man würde sie natürlich niederschlagen, aber Leto würde anschließend die mühselige Aufgabe haben, es wieder aufzubauen.

»Da kommt Stilgar«, sagte Ghanima. »Wir haben lange auf ihn gewartet.«

Der alte Naib der Fremen betrat den Raum in Begleitung zweier alter Freunde aus den Tagen der Todeskommandos. Sie trugen traditionelle schwarze Roben mit weißem Besatz und die gelben Stirnbänder des Klagens. Die Männer kamen mit weitausholenden Schritten auf sie zu, während Stilgar den Blick auf Jessica gerichtet hielt. Er blieb vor ihr stehen und nickte leicht.

»Du machst dir also immer noch Vorwürfe wegen des Todes von Duncan Idaho«, sagte Jessica. Ihr gefiel das Benehmen ihres alten Freundes nicht.

»Ehrwürdige Mutter«, sagte Stilgar.

Also werden wir es auf diese Weise klären müssen! dachte Jessica. *Auf dem üblichen formalen Weg, den die Fremen einschlagen, wenn es um solche Dinge geht.*

Sie sagte: »Laut unserer Sicht hast du nur eine Rolle in einem Plan Duncans gespielt, von dem du nichts wußtest. Es war nicht das erstemal, daß ein Mensch sein Leben für die Atreides opferte. Warum tun sie solche

Dinge, Stil? Du bist doch selbst mehr als einmal dazu bereit gewesen! Und warum? Deswegen, weil du wußtest, daß die Atreides es dir eines Tages vergelten würden?«

»Ich bin glücklich, daß Sie keinen Grund suchen, sich an mir zu rächen«, erwiderte Stilgar. »Aber es gibt Dinge, die ich mit Ihrem Enkel besprechen muß. Möglicherweise werden sie dazu beitragen, uns für immer von Ihnen zu trennen.«

»Willst du damit sagen, daß Tabr ihm nicht seine Ehre erweisen wird?« fragte Ghanima.

»Ich meine damit, daß ich mir ein Urteil vorbehalte«, erwiderte Stilgar. Er sah Ghanima kühl an. »Mir gefällt nicht, was aus meinen Fremen geworden ist«, brummte er schließlich. »Wir werden uns wieder auf unsere alten Sitten besinnen müssen. Und wenn es nötig sein sollte, auch ohne Sie.«

»Eine Zeitlang, vielleicht«, sagte Ghanima. »Aber die Wüste liegt im Sterben, Stil. Was werdet ihr tun, wenn sie aufhört zu existieren? Wenn es keine Würmer mehr gibt?«

»Ich glaube nicht daran!«

»Innerhalb von hundert Jahren«, sagte Ghanima, »wird es weniger als fünfzig Würmer geben, und das werden kranke Tiere sein, die in schwerbewachten Reservaten ihr Dasein fristen. Ihr Gewürz wird für die Raumfahrergilde reserviert sein, und der Preis...« Sie schüttelte den Kopf. »Ich habe Letos Berechnungen gesehen. Er ist auf dem ganzen Planeten gewesen. Er weiß es besser.«

»Ist das nicht nur ein anderer Trick, um die Fremen bei der Stange zu halten?«

»Wann seid ihr je unsere Vasallen gewesen?« fragte Ghanima.

Stilgar schaute finster drein. Gleichgültig, was er auch sagte, diese Zwillinge ließen ihn am Ende immer wieder als Trottel dastehen.

»Vergangene Nacht berichtete er mir von seinem Goldenen Pfad«, stieß Stilgar hervor. »Und er gefällt mir nicht!«

»Das ist seltsam«, meinte Ghanima und schaute ihre Großmutter an. »Der größte Teil des Imperiums wird ihn willkommen heißen.«

»Er wird uns allen die Vernichtung bringen«, murmelte Stilgar.

»Aber jedermann sehnt sich nach dem Goldenen Zeitalter«, gab Ghanima zurück. »Stimmt es nicht, Großmutter?«

»Jeder«, stimmte Jessica zu.

»Sie warten auf das pharaonische Imperium, das Leto ihnen bescheren wird«, sagte Ghanima. »Sie sehnen sich nach einem beständigen Frieden mit reichen Ernten, blühendem Handel und einer Ausgewogenheit, die alles umfaßt – außer den Goldenen Herrscher.«

»Es wird der Tod der Fremen sein!« protestierte Stilgar.

»Wie kannst du das sagen? Werden wir nicht Soldaten und tapfere Männer benötigen, um gelegentliche Unzufriedenheiten, gelegentliche Auswüchse zu beseitigen? Ja, Stil, du und Tyeks tapfere Freunde werden gar nicht anders können, als diese Aufgabe zu übernehmen.«

Stilgar musterte den Sardaukar-Offizier. Ein seltsames Licht gegenseitigen Verstehens ging vom einen auf den anderen über.

»Und Leto wird das Gewürz kontrollieren«, erinnerte Jessica sie.

»Er wird es *absolut* kontrollieren«, sagte Ghanima.

Farad'n spürte mit den Fähigkeiten, die Jessica ihn gelehrt hatte, daß hier etwas beredet wurde, das zwischen Ghanima und ihrer Großmutter abgesprochen war.

»Der Frieden wird dauern«, sagte Ghanima. »Die Erinnerung an den Krieg wird verschwinden. Leto wird die Menschheit für wenigstens tausend Jahre durch einen Garten des Glücks führen.«

Tyekanik sah Farad'n fragend an und räusperte sich.

»Ja, Tyek?« fragte Farad'n.

»Ich würde gerne unter vier Augen mit Ihnen sprechen, mein Prinz.«

Farad'n lächelte, weil er die Frage bereits kannte. Ebenso wußte er, daß zumindest zwei andere sie ebenfalls kannten. »Ich werde die Sardaukar nicht verkaufen«, sagte er.

»Dazu besteht kein Grund«, sagte Ghanima.

»Sie verlassen sich auf dieses Kind?« fragte Tyekanik. Er war wütend. Der alte Naib verstand die Probleme, die durch dieses Vorhaben erwachsen würden, aber niemand wußte auch nur die verfluchteste Kleinigkeit über die Situation!

Mit grimmigem Lächeln sagte Ghanima: »Sag es ihm, Farad'n.«

Farad'n seufzte. Es war gar nicht so schwer, die Seltsamkeit dieses Kindes, das gar kein Kind war, zu vergessen. Er konnte sich vorstellen, ein ganzes Leben lang mit ihr verheiratet zu sein, auch wenn sie sich ihm gegenüber reserviert verhielt. Die Aussichten waren nicht gerade ungeheuer überragend, aber er begann allmählich ihre Unausweichlichkeit zu erkennen. Die absolute Kontrolle über die sinkenden Gewürzerträge! Ohne das Gewürz würde sich im Universum nichts mehr bewegen. Der Kontakt, den die Gilde zwischen den Sternen aufrechterhielt, zusammenbrechen. Das Imperium in Einzelreiche zerfallen.

»Später, Tyek«, sagte Farad'n.

»Aber...«

»*Später, sagte ich!*« Zum erstenmal wandte er die Kraft der Stimme auf Tyekanik an.

Der Mann blinzelte überrascht und schwieg.

Ein flüchtiges Lächeln umspielte Jessicas Mundwinkel.

»Er redet von Frieden und Tod, und das in einem Atemzug«, murmelte Stilgar. »Goldenes Zeitalter!«

Ghanima sagte: »Er wird die Menschheit durch einen Todeskult in die saubere Luft eines überschwenglichen Lebens führen! Er spricht vom Tod, weil er notwendig ist, Stil. Der Tod stellt die Spannung dar, die allem Leben

erst sagt, daß es überhaupt existiert. Wenn dieses Imperium zusammenbricht... o ja, und es wird zusammenbrechen. Du glaubst, daß das der Kralizec sei... aber er ist es noch nicht. Aber wenn er kommt, dann werden die Menschen ihr Bewußtsein soweit erneuert haben, daß sie wissen, was es heißt, zu *leben*. Und dieses Bewußtsein wird erhalten bleiben, solange es Menschen im Universum gibt. Wir werden noch einmal durch das unausweichliche Feuer gehen, Stil. Aber wir werden es durchqueren. Es ist uns noch immer gelungen, uns aus unserer eigen Asche zu erheben. Immer.«

Farad'n hörte ihre Worte und verstand jetzt, was sie damit, daß Leto rannte, gemeint hatte. *Er wird nie wieder menschlich sein.*

Stilgar war immer noch nicht überzeugt. »Keine Würmer mehr«, murmelte er.

»Oh, die Würmer werden zurückkehren«, versicherte Ghanima ihm. »Innerhalb von zweihundert Jahren werden sie alle tot sein. Aber sie werden zurückkehren.«

»Wie...« Stilgar verstummte wieder.

Farad'n spürte plötzlich, wie sich seinem Bewußtsein etwas offenbarte. Noch bevor Ghanima zum Sprechen ansetzte, wußte er, was sie sagen würde.

»Die Gilde wird es mit den größten Anstrengungen schaffen, die mageren Jahre durchzustehen«, sagte sie. »Und zwar nur deswegen, weil sie und wir genügend Melange gelagert haben. Aber nach dem Kralizec werden wir wieder aus dem Vollen schöpfen können. Nachdem mein Bruder in die Wüste hinausgegangen ist, werden die Würmer zurückkehren.«

64

Wie in so vielen Religionen, entartete auch Muad'dibs Goldenes Lebenselixier zu einem Mittelchen äußerlicher Zauberei. Seine mystischen Zeichen wurden pervertiert zu Symbolen psychologischer Prozesse. Was die Menschen brauchten, war ein lebender Gott. Aber sie besaßen keinen, weswegen Muad'dibs Sohn die Situation korrigierte.

Fragment
Lu Tung Pin zugeschrieben
(Lu, der Höhlengast)

Leto saß auf dem Löwenthron, um die Huldigungen der Stämme entgegenzunehmen. Neben ihm, eine Stufe tiefer, stand Ghanima. Die Zeremonie, die in der Großen Halle stattfand, dauerte jetzt schon Stunden. Stamm nach Stamm ging an ihm vorbei, vertreten durch Delegierte und Naibs. Jede Gruppe brachte Geschenke für den Gott der schreckenerregenden Mächte, den Gott der Rache, der ihnen Frieden versprochen hatte.

Es war erst eine Woche her, seit er sie durch eine Vorstellung vor den Arifa aller Stämme eingeschüchtert hatte. Die Richter hatten ihn durch Flammen gehen sehen und anschließend seinen Körper untersucht, ohne die geringsten Verletzungen zu entdecken. Leto hatte ihnen befohlen, mit Messern auf ihn loszugehen, während die undurchdringliche Haut sein Gesicht bedeckte. Säuren waren auf ihn geschüttet worden. Sie hatten nicht vermocht, ihn zu ätzen. Er hatte ihre Gifte gegessen und dabei gelacht. Schließlich war er dazu übergegangen, einen Wurm zu rufen und in sein aufgerissenes Maul zu blicken. Von dort aus war er zum Raumhafen von Arra-

keen gegangen und hatte eine Gildenfregatte umstürzen lassen, indem er einfach eine ihrer Landefinnen mit der Faust zertrümmerte.

Der ihn begleitende Arifa hatte nichts Eiligeres zu tun gehabt, als alle Stämme über dieses unglaubliche Wunder zu unterrichten, und jetzt waren die Delegationen erschienen, um ihre Unterwerfung zu dokumentieren.

Obwohl das Gewölbe der Großen Halle mit einer Anlage ausgestattet war, die geräuschschluckend wirkte, vermochte sie nicht, das konstante Füßescharren der Massen zu dämpfen, die sich außerhalb ihrer Eingangspforten ansammelten.

Jessica, die an der Zeremonie nicht teilnahm, schaute durch einen hinter dem Thron angebrachten Spion in den Saal hinein. Sie erblickte Farad'n und dachte darüber nach, wie geschickt man sie und ihn ausgebootet hatte. Natürlich hatten Leto und Ghanima jeden Schritt der Schwesternschaft vorausberechnet. Ihre inneren Leben verfügten über ein gewaltiges Potential an ehemaligen Bene Gesserit, das hundertmal größer war als das derjenigen, die momentan im ganzen Imperium lebten.

Sie fühlte sich irgendwie verbittert darüber, daß die Mythologie der Schwesternschaft Alia vernichtet hatte. *Furcht gebiert Furcht!* Es waren die Ansichten von Generationen gewesen, die ihr den Stempel von Generationen aufgedrückt hatten. Alia hatte keinerlei Hoffnung gekannt. Natürlich hatte sie unterliegen müssen. Ihr Schicksal hatte dazu geführt, daß ihnen das von Leto und Ghanima noch weit problematischer erschien. Es gab also nicht nur einen Ausweg aus dieser Falle, sondern zwei. Ghanimas Sieg über ihre inneren Leben und die Tatsache, daß sie darauf bestanden hatte, Alia sei nichts als zu bedauern, stellte die bitterste Erfahrung von allen dar. Selbsthypnose hatte dazu geführt, daß ein starker charakterfester Vorfahr Ghanima beschützte. Genausogut hätte Alia gerettet werden können. Aber ohne Hoffnung auf Rettung – wer widersetzte sich da seinem

Schicksal? Jetzt war es zu spät. Man hatte Alias Wasser bereits in den Sand fließen lassen.

Jessica seufzte und richtete von ihrem höherliegenden Standort aus die Aufmerksamkeit auf Leto. Ein reich geschmückter Behälter, der das Wasser Muad'dibs enthielt, stand auf dem Ehrenplatz zu seiner rechten Seite. Er hatte Jessica verraten, daß sein Vater in ihm über diese Geste ebenso lachte wie gerührt war.

Dieser Behälter war schuld daran, daß sie an dieser Zeremonie nicht teilnehmen konnte. Sie würde niemals akzeptieren, daß Paul durch Letos Mund sprach. Es erfreute sie, daß das Haus Atreides überlebt hatte, denn die Dinge, die sich sonst entwickelt hätten, wären wohl unerträglich geworden.

Farad'n saß im Schneidersitz neben dem Ziergefäß, das Muad'dibs Wasser enthielt. Er nahm die Position des Herrschaftsschreibers ein, die man für ihn neu geschaffen und die er akzeptiert hatte.

Farad'n spürte, daß er sich allmählich an seine neue Umwelt gewöhnte, und daß sie ihm gefiel, auch wenn Tyekanik in ständiger Rage war und nicht aufhörte, davon zu sprechen, daß all das mit Sicherheit böse Konsequenzen nach sich ziehen würde. Tyekanik und Stilgar hatten sich zu einer Partnerschaft solchen Mißtrauens formiert, daß er sich nur noch über sie amüsieren konnte.

Während der Stunden der Huldigungszeremonie waren Farad'ns ehrfürchtige Gefühle dennoch einer gewissen Langeweile gewichen. An ihm zog sich ein endloser Strom von Kämpfern vorbei. Die Ehrlichkeit ihrer erneuerten Loyalität gegenüber den Atreides konnte niemand anzweifeln. Sie standen mit einem Gefühl unterdrückten Entsetzens vor ihm. Es war keine Frage, daß die Berichte der Arifa sie eingeschüchtert hatten.

Endlich näherte sich das Ende der Huldigung. Der letzte Naib stand vor Leto. Es war Stilgar. Anstelle von gefüllten Gewürzkörben, Feuerjuwelen oder anderen Din-

gen, die seine Vorgänger vor den Stufen abgelegt hatten, trug er lediglich ein Stirnband aus Gewürzfaser, in das der Falke der Atreides in Gold und Grün eingearbeitet war.

Ghanima warf Leto von der Seite her einen Blick zu.

Stilgar legte das Stirnband auf die zweite Stufe unterhalb des Throns und verbeugte sich. »Ich bringe dir das Stirnband, das deine Schwester trug, als ich sie mit mir in die Wüste hinausnahm, um sie zu beschützen«, sagte er schlicht.

Leto unterdrückte ein Lächeln.

»Ich weiß, daß du harte Zeiten durchzustehen hattest, Stilgar«, erwiderte er. »Siehst du hier irgend etwas, das ich dir zurückgeben könnte?«

Er deutete auf die aufgestapelten, kostbaren Geschenke.

»Nein, Mylord.«

»Ich nehme dein Geschenk an«, sagte Leto. Er rutschte nach vorne, hob den Saum von Ghanimas Robe und riß einen dünnen Streifen aus ihm heraus. »Zum Dank gebe ich dir diesen Fetzen aus Ghanimas Robe; der gleichen Robe, die sie trug, als sie aus deinem Wüstenlager entführt wurde, was mich dazu zwang, sie zu retten.«

Stilgar nahm den Fetzen mit zitternder Hand entgegen. »Sie verspotten mich, Mylord?«

»Dich verspotten? Bei meinem Namen, Stilgar: Ich würde dich niemals verspotten. Ich habe dir ein Geschenk gemacht, das nichts kostet. Ich befehle dir, es ständig in der Nähe deines Herzens zu tragen, um dich daran zu erinnern, daß kein Mensch fehlerlos ist - und alle Führer Menschen.«

Ein leises Kichern entfuhr Stilgar. »Sie hätten einen guten Naib abgegeben, Leto.«

»Ich bin bereits ein Naib! Der Naib der Naibs. Vergiß das nie!«

»Ihrem Wunsch gemäß, Mylord.« Stilgar schluckte und erinnerte sich an den Bericht seines Arifa. Er dachte: *Ich sann einmal darüber nach, ihn zu töten. Jetzt ist es zu spät.* Sein Blick fiel auf das Gefäß, ein goldenes

Fäßchen mit grünem Verschluß. »Das ist das Wasser meines Stammes.«

»Und das meine«, erwiderte Leto. »Ich befehle dir, die Inschrift an der Seite zu lesen. Und lies sie laut, damit jeder sie hören kann.«

Stilgar schaute fragend Ghanima an. Sie erwiderte den Blick mit einem Anheben des Kinns, und in ihm lag eine Kälte, die ihn erschauern machte. Legten diese beiden Satansbraten es etwa darauf an, daß er sich auf seine eigenen Fehler auch noch die Antwort gab?

»Lies vor!« sagte Leto. Er deutete auf das Gefäß.

Mit gemessenen Bewegungen erklomm Stilgar die Stufen. Er beugte sich nieder und las mit lauter Stimme: »Dieses Wasser ist die höchste Essenz, eine Quelle nach außen strömender Kreativität. Obwohl es bewegungslos ist, ist es doch die Ursache aller Bewegung.«

Stilgar flüsterte: »Was hat das zu bedeuten, Mylord?« Er fühlte sich von diesen Worten ehrfürchtig berührt, als hätten sie in ihm etwas zum Schwingen gebracht, von dem er nie geahnt hätte, daß es existierte.

»Der Körper Muad'dibs ist gleich der leeren Hülle eines Insekts«, sagte Leto. »Er meisterte die innere Welt, während er die äußere zuschanden machte. Und dies führte zur Katastrophe. Er meisterte die äußere Welt, während er die innere ausschloß, und dies lieferte seine Nachkommen den Dämonen aus. Das Goldene Elixier wird vom Wüstenplaneten verschwinden, aber dennoch blüht Muad'dibs Saat auf - und sein Wasser wird unser Universum bewegen.«

Stilgar senkte den Kopf. Mystische Äußerungen dieser Art erzeugten in ihm stets ein quälendes Gefühl. Er war ein Mann der Praxis.

»Der Anfang und das Ende sind eins«, fuhr Leto fort. »Du lebst von Luft umgeben, ohne sie zu sehen. Eine Phase hat sich geschlossen. Aus ihrem Innern heraus erwächst ihr Gegenteil. Wir steuern auf einen Kralizec zu, und alles, was er übrig läßt, wird sich verändert haben.

Du hast die Gedanken in deinem Kopf gespürt – deinen Nachkommen werden sie in den Bäuchen spürbar werden. Kehre zum Sietch Tabr zurück, Stilgar. Gurney Halleck wird zu euch kommen als mein Stellvertreter in eurer Ratsversammlung.«

»Trauen Sie mir nicht, Mylord?« fragte Stilgar.

»Hundertprozentig. Sonst würde ich Gurney nicht zu euch schicken. Er wird beginnen, die neuen Kräfte zu sammeln, die wir bald benötigen werden. Ich vertraue auf deinen Treueschwur, Stilgar. Du kannst nun gehen.«

Stilgar verbeugte sich tief, ging die Stufen hinab, wandte sich um und verließ die Große Halle. Die anderen Naibs nahmen seinen Schritt auf und schlossen sich ihm an, getreu der alten Fremen-Maxime folgend, daß der letzte der erste sein würde. Als sie gingen, bestürmten einige von ihnen Stilgar mit Fragen wie: »Was hatte das zu bedeuten, Stil? Was bedeuteten die Worte über Muad'dibs Wasser?«

Leto sagte zu Farad'n: »Hast du alles protokolliert, Schreiber?«

»Ja, Mylord.«

»Meine Großmutter erzählte mir, daß sie dich in allen Techniken der Bene Gesserit ausgebildet hat. Das ist gut. Ich möchte nicht, daß du einfach nur schreibend neben mir stehst.«

»Wie Sie befehlen, Mylord.«

»Komm her und stell dich vor mich.«

Farad'n gehorchte. Er war über Jessicas Ausbildungsstunden dankbarer als je zuvor. Wenn man die Tatsache akzeptierte, daß Leto nichts Menschliches mehr besaß, keine menschlichen Gedanken mehr dachte, würde der Kurs seines Goldenen Pfades auf jeden anderen lediglich furchterregend wirken. Leto schaute zu Farad'n auf. Die Wachen standen weit genug entfernt, um seine Worte nicht verstehen zu können. Lediglich die Höflinge des inneren Zirkels waren in unmittelbarer Nähe, aber auch sie blieben respektvoll im Umkreis der Stu-

fen. Ghanima kam näher und legte einen Arm auf die Lehne des Throns.

»Du hast dich noch nicht dazu bereit erklärt, mir deine Saudakar zu geben«, sagte Leto. »Aber das wirst du tun.«

»Ich schulde dir viel«, sagte Farad'n, »aber nicht das.«

»Du glaubst, sie würden sich nicht gut mit meinen Fremen verstehen?«

»Ebenso wie Tyekanik und Stilgar.«

»Du weigerst dich also?«

»Ich warte auf dein Angebot.«

»Dann werde ich mein Angebot machen. Ich weiß, daß du es niemals wiederholen wirst. Ich bete darum, daß meine Großmutter gute Arbeit geleistet hat. Daß du darauf vorbereitet bist, mich zu verstehen.«

»Was soll ich verstehen?«

»In jeder Zivilisation gibt es ein vorherrschendes Mysterium«, sagte Leto. »Es entwickelt sich zwangsläufig zu einer Barriere gegen jegliche Art von Veränderung. Das führt dazu, daß vernünftige Generationen den Bedrohungen des Universums unvorbereitet ausgeliefert sind. Alle Mysterien sind sich darin einig. Sie alle erzeugen Barrieren, ganz gleich, ob es sich in ihnen um religiöse, um die eines heldenhaften Führers, die des Messias', solche der Wissenschaft und Technik oder solche der Natur handelt. Wir leben in einem Imperium, das von einem solchen Mysterium geformt wurde, und wissen, daß es auseinanderfällt, weil die meisten Leute es nicht verstanden, zwischen diesem Mysterium und dem Universum zu unterscheiden. Du siehst also: Mysterien sind wie eine dämonische Besessenheit; sie tendieren dazu, das Bewußtsein und das Leben des Beobachters ganz zu übernehmen.«

»Aus deinen Worten spricht die Weisheit deiner Großmutter«, sagte Farad'n.

»Nun gut, Vetter. Sie hat mich danach gefragt, ob ich zu den Verdammten zähle. Ich gab ihr eine negative Antwort. Das war mein erster Verrat. Du siehst, daß Gha-

nima der Besessenheit entging – aber ich nicht. Man hat mich dazu gezwungen, unter dem Einfluß von Melange meinem inneren Leben ein Gleichgewicht zu verleihen. Ich mußte die aktive Kooperation jener, die in mir leben, erreichen. Indem ich das tat, entging ich dem Allerschlimmsten und wählte mir einen dominierenden Helfer, den mir das innere Abbild meines Vaters zeigte. Ich selbst bin weder dieser Helfer noch mein Vater – aber ich bin auch nicht mehr der zweite Leto.«

»Erklär mir das, bitte.«

»Du bist von einer bewundernswerten Direktheit«, sagte Leto. »Ich bin eine Gemeinschaft, in der jemand dominiert, der uralt ist und über große Macht verfügte. Er war der Stammvater einer Dynastie, die seit dreitausend Jahren überdauert hat. Sein Name war Harum, und bis seine Linie in den angeborenen Schwächen und dem Aberglauben der Nachkommenschaft versank, strebte sein Volk einem rhythmischen Höhepunkt entgegen. Sie bewegten sich unbewußt nach dem Wechsel der Jahreszeiten. Sie brachten Individuen hervor, die kurzlebig, abergläubisch und von einem Gottkönig leicht zu leiten waren. Insgesamt gesehen waren sie aber doch ein starkes Volk. Ihr Überleben als Spezies wurde zur Gewohnheit.«

»Es gefällt mir nicht, wonach das klingt«, gestand Farad'n.

»Mir auch nicht, wirklich«, erwiderte Leto. »Aber das wird das Universum sein, das ich erschaffen werde.«

»Warum?«

»Es ist eine Lehre, die ich diesem Planeten verdanke. Die ständige Gegenwart des Todes ist gespenstisch, und sie hat auf die hier lebenden Menschen tief eingewirkt. Wenn der Tod einem so gegenwärtig ist, verändert er das Leben der Lebenden. Die Leute in einer solchen Gesellschaft verkriechen sich in ihr Innerstes. Aber wenn die Zeit der Gegenbewegung kommt, wenn sie sich erheben, werden sie groß und herrlich sein.«

»Das beantwortet nicht meine Frage«, entgegnete Farad'n.

»Du vertraust mir nicht, Vetter.«

»Nicht einmal deine Großmutter vertraut dir.«

»Aus gutem Grund«, erwiderte Leto. »Aber sie hat sich den Notwendigkeiten gefügt. Bene Gesserits haben sich schon immer, wenn es darauf ankam, als Pragmatiker erwiesen. Ich teile übrigens ihre Ansichten über das Universum, weißt du? Man ist von ihm geprägt worden. Man behält die Gewohnheit bei, alles um sich herum in Kategorien von Wert und Unwert einzuteilen.«

»Ich habe mich bereit erklärt, dein Schreiber zu sein.«

»Es amüsierte dich und schmeichelte deinem Talent, denn es ist das eines Historikers. Du hast eine bestimmte Gabe, die Gegenwart in den Bedingungen der Vergangenheit zu lesen. Du bist mir bei verschiedenen Gelegenheiten voraus gewesen.«

»Ich mag deine zielgerichteten Anspielungen nicht«, sagte Farad'n.

»Gut. Du hast dich von hohen Ambitionen abgewandt und einen weitaus niedrigen Status eingenommen. Hat meine Mutter dich nicht vor ihnen gewarnt? Hohe Ambitionen ziehen uns an, wie ein Flutlicht Insekten bei Nacht. Sie blenden uns so übermäßig, daß sie uns geradezu das Gegenteil auferlegen.«

»Bene-Gesserit-Aphorismen!« protestierte Farad'n.

»Aber weitaus präziser«, sagte Leto. »Die Bene Gesserit glaubten, sie könnten den Kurs unserer Evolution steuern. Aber sie übersahen, daß auch sie sich auf dem Weg dorthin verändern würden. Sie glaubten, sie würden stillstehen, während ihr Zuchtplan weiterlief. Ich leide nicht unter dieser Art selbstbezogener Blindheit. Schau mich an, Farad'n, denn ich bin nicht länger ein Mensch.«

»Das hat mir deine Schwester bereits zu verstehen gegeben«, sagte Farad'n. Er zögerte. Dann fragte er: »Bist du verdammt?«

»Laut der Definition der Schwesternschaft vielleicht.

Harum war grausam und ein unumschränkter Herrscher. Einen Teil von ihm trage auch ich in mir. Verstehe mich recht: Ich besitze diese Grausamkeit, und dieses Universum ist meine Farm. Die Fremen hielten sich einst zahme Adler, aber ich werde mir einen zahmen Farad'n halten.«

Farad'ns Gesicht verfinsterte sich. »Sei vorsichtig vor meinen Krallen, Vetter. Ich weiß, daß meine Sardaukar deinen Fremen unterlegen sind. Aber sie würden euch schwer verwunden. Und die Schakale, die sich über die Geschwächten hermachen, warten bereits.«

»Ich werde dich gut einsetzen, das verspreche ich«, sagte Leto. Er beugte sich vornüber. »Habe ich dir nicht gesagt, daß ich kein Mensch mehr bin? Glaube mir, Vetter. Meinen Lenden werden nie Kinder entspringen, weil ich sie nicht mehr besitze. Und dies beweist meine zweite Unzuverlässigkeit.«

Farad'n wartete schweigend ab. Zumindest erkannte er jetzt, in welche Richtung Letos Argument zielte.

»Ich werde mich über jede Vorschrift der Fremen hinwegsetzen«, sagte Leto. »Aber sie werden einverstanden sein, weil sie nichts dagegen tun können. Ich habe dich nur unter dem Vorwand einer Verlobung hierhergelockt. Aber es wird keine Verlobung zwischen dir und Ghanima geben. Meine Schwester wird mich heiraten!«

»Aber du...«

»Heiraten, sagte ich. Ghanima muß die Linie der Atreides fortsetzen. Und dann gibt es noch das Zuchtprogramm der Bene Gesserit, das jetzt zu meinem Programm geworden ist.«

»Ich weigere mich«, sagte Farad'n.

»Du weigerst dich, der Vater der Atreides-Dynastie zu werden?«

»Welcher Dynastie? Du wirst den Thron für Tausende von Jahren besetzt halten.«

»Und deinen Nachkommen meine Züge verleihen. Ich werde daraus das perfekteste Ausbildungsprogramm in

der Geschichte machen. Wir werden ein ökologisches System in Miniaturformat darstellen. Verstehst du, gleichgültig, welches System Tiere auch zum Überleben erwählten, es muß darauf basieren, daß eines in das andere greift, daß alles so zusammenarbeitet, wie es das System erfordert. Und dieses System wird die wissendsten Herrscher aller Zeiten hervorbringen.«

»Du benutzt die pathetischen Worte für das geschmackloseste...«

»Wer wird den Kralizec überleben?« fragte Leto. »Und ich verspreche dir, daß er kommen wird.«

»Du bist ein Wahnsinniger! Du wirst das Imperium aus den Angeln reißen!«

»Natürlich werde ich das... Aber ich bin kein Mensch und somit auch nicht wahnsinnig, denn niemand kann mich länger mit menschlichen Maßstäben messen. Aber ich werde in allen Menschen ein neues Bewußtsein erzeugen. Ich sage dir, daß sich unter der Oberfläche dieses Planeten ein geheimer Ort befindet, der den größten Schatz aller Zeiten birgt. Wenn der letzte Wurm stirbt, und die letzte Ernte eingebracht ist, wird sich dieser Schatz uns offenbaren. Wenn das Gewürzmonopol gebrochen ist und die versteckten Lager zutage kommen, werden aus unserem Vermächtnis neue Kräfte erwachsen. Es ist höchste Zeit, daß die Menschheit es wieder lernt, nach den eigenen Instinkten zu leben.«

Ghanima zog ihren Arm von der Lehne des Throns zurück, stellte sich neben Farad'n hin und nahm seine Hand.

»So wie meine Mutter niemals Ehefrau war, wirst du niemals Ehemann sein«, sagte Leto. »Aber vielleicht werdet ihr euch lieben, und das wäre schon genug.«

»Jeder Tag, jeder Morgen bringt eine Veränderung«, sagte Ghanima. »Man merkt es, indem man die Augenblicke wahrnimmt.«

Die Wärme der kleinen Hand Ghanimas brachte Farad'n mit Nachdruck ihre Anwesenheit in Erinne-

rung. Er spürte Ebbe und Flut in Letos Gedanken, aber er hatte dennoch nicht versucht, die Kraft der Stimme anzuwenden. Das war ein Appell an den Leib, nicht an das Gehirn.

»Und das bietest du mir für meine Sardaukar?«

»Viel, viel mehr, Vetter. Ich biete deinen Nachfahren ein Imperium. Und dir biete ich Frieden.«

»Was wird die Folge dieses Friedens sein?«

»Sein Gegenteil«, erwiderte Leto kühl und spöttisch.

Farad'n schüttelte den Kopf. »Ich finde den Preis für meine Sardaukar sehr hoch. Und ich werde der Schreiber bleiben, auch als Vater deiner königlichen Linie?«

»Du wirst.«

»Wirst du versuchen, mich in deine Art des Friedens mit hineinzuziehen?«

»Das werde ich.«

»Ich werde mich dir jeden Tag meines Lebens widersetzen.«

»Und das ist die Funktion, die ich von dir erwarte, Vetter. Deswegen habe ich dich ausgewählt. Ich werde es offiziell machen. Ich gebe dir einen neuen Namen. Von diesem Augenblick an wird man dich als den ›Friedensbrecher‹ kennen, was in unserer Sprache Harq al-Ada heißt. Komm her, Vetter, sei nicht so widerspenstig. Meine Mutter hat dich viel gelehrt. Gib mir deine Sardaukar.«

»Gib sie ihm«, sagte Ghanima. »Er wird sie auf die eine oder andere Weise sowieso kriegen.«

Farad'n entdeckte Furcht um ihn in ihrer Stimme. Liebte sie ihn?

»Sie sind dein«, erwiderte er.

»In der Tat«, sagte Leto. Er erhob sich von seinem Thron. Seine Bewegungen waren beinahe fließend, als hielte er seine schrecklichen Kräfte nur mit äußerster Willenskraft unter Kontrolle. Er ging auf Ghanima zu, umfaßte sie und drehte sie soweit, daß ihr Körper in eine andere Richtung zeigte. Dann stellte er sich mit dem

Rücken zu ihr auf. »Sieh her, Vetter Harq al-Ada«, sagte er zu Farad'n. »So wie jetzt wird es von nun an immer sein. Und so werden wir auch stehen, wenn wir heiraten: Rücken an Rücken. Um das zu beschützen, was wir immer gewesen sind.« Er warf Farad'n einen leicht spöttischen Blick zu und sagte mit ruhiger Stimme: »Erinnere dich daran, Vetter, wenn du meiner Schwester gegenüberstehst. Erinnere dich daran, wenn du ihr zärtliche Dinge ins Ohr flüsterst, aber auch dann, wenn du dich gegen mich wenden solltest. Denn dein Rücken wird immer frei und verletzlich sein. Der ihre nicht.«

Er wandte sich von ihnen ab, ging die Stufen hinab und auf sein wartendes Gefolge zu, das sofort seinen Schritt aufnahm und ihm aus der Großen Halle folgte.

Ghanima ergriff erneut Farad'ns Hand. Ihr Blick blieb auch dann noch am Ausgang des Saales haften, als von Leto nichts mehr zu sehen war. »Einer von uns mußte diese Seelenpein auf sich nehmen«, sagte sie. »Und er war immer der Stärkere von uns beiden.«

Der große Wüstenplanet-Zyklus
in vollständig überarbeiteter Neuausgabe

Das atemberaubende Panorama
unserer Zivilisation in ferner Zukunft –
und eine Welt, die man nie vergißt:
Arrakis, der Wüstenplanet.

Band 1: Der Wüstenplanet
Band 2: Der Herr des Wüstenplaneten
Band 3: Die Kinder des Wüstenplaneten
Band 4: Der Gottkaiser des Wüstenplaneten
Band 5: Die Ketzer des Wüstenplaneten
Band 6: Die Ordensburg des Wüstenplaneten

»Einzigartig in der Charakterisierung und dem Detailreichtum der Darstellung dieser Welt. Neben Tolkiens ›Herr der Ringe‹ und diesem Epos kenne ich nichts Vergleichbares.«
Arthur C. Clarke

ISB N 3-453-18685-0
€ 9,95 [D]

Heyne Science Fiction
Best.-Nr. 06/6402

EIN HEYNE-BUCH